

FRANKENLAND

Zeitschrift für fränkische Landeskunde und Kulturpflege

61. Jahrgang 2009

INHALT

I. Aufsätze

<i>Beinhofer, Paul</i>	Peter Schneider zum Gedenken – Ansprache des 1. Bundesvorsitzenden auf dem Kappelrangen (Schwanberg) am 13.09.2008	40
<i>Bertuleit, Sigrid</i>	Das Museum Georg Schäfer	122
<i>Biernoth, Alexander</i>	Stadt Ansbach – Eine Stadt mit langer Geschichte	299
<i>Ders.</i>	Erläuterung zum Ansbacher Stadtwappen	304
<i>Ders.</i>	Kaspar Hauser – (k)ein Rätsel unserer Zeit	305
<i>Ders.</i>	Karl Friedrich von Zocha – Herkunft, Leben und Werk ..	398
<i>Bittel, Christoph</i>	Von der Residenzstadt des Deutschen Ordens zur Oberamtsstadt – vor 200 Jahren wurde Bad Mergentheim württembergisch	401
<i>Blessing, Werner K.</i>	Peter Schneider	41
<i>Brandl, Andrea</i>	Das Ernst-Sachs-Bad in Schweinfurt	114
<i>Braungardt, Heiko</i>	„... mithin höchst dieselbe als Kayserin zu achten seye“. Der Besuch Maria Theresias in Würzburg im September 1745 anhand der Quellen	160
<i>Diller, Stephan</i>	Gottfried Hart (1902–1987) – ein Christ und Kommunalpolitiker, der „lediglich seine Pflicht erfüllte, die ihm vielleicht gottgewollt zugefallen war.“	174
<i>Fiedler, Rembrandt</i>	Das Gilardihaus in Allersberg – der fürstliche Baumeister Gabriel de Gabrieli als Gestalter eines privaten Wirtschaftunternehmens	390
<i>Flachenecker, Helmut</i>	Vorbemerkung zum Thema des FRANKENLAND-Heftes Nr. 1	3
<i>Ders.</i>	Vom Straßenbündel zur verrechtlichten Straße	4
<i>Ders.</i>	Durch Bestechung zur Reichsfreiheit? – Die Bischöfe von Würzburg und die Reichsstadt Schweinfurt in den Augen des politischen Archivars Lorenz Fries	151
<i>Friedrich, Verena</i>	Gestalter der Macht. Fürstliche und herrschaftliche Baumeister des Barock in Franken	376
<i>Heinke, Jochen</i>	Alte Verkehrswege im Gebiet der Rhön und zwischen Main und Werra	79

<i>Held, Martin</i>	Verkehrswege auf der Frankenhöhe	17
<i>Heurung, Robert</i>	Der Ansbacher Robert Limpert – Vaterlandsverräter oder Märtyrer?	310
<i>Himmelsbach, Gerrit</i>	Verkehrswege im Spessart	10
<i>Horling, Thomas</i>	Die „Kugellagerstadt“ – Ein Überblick über 100 Jahre Schweinfurter Industrie- und Stadtgeschichte .	98
<i>Kotou , Friederike</i>	Lebendiges Museum – Ein MuSe-Kuß für alle!	125
<i>Kummer, Stefan</i>	Balthasar Neumann als Fürstlicher Baumeister	379
<i>Losert, Klaus</i>	Die Glacé-Lederfabrik Heinrich Östreicher in Heidingsfeld	242
<i>Moser, Peter</i>	Überregionaler Landtransport in Unterfranken im 16. Jahrhundert	75
<i>Müller, Uwe</i>	Der Bericht des Johann Laurentius Bausch über die schwedische Belagerung der Reichsstadt Schweinfurt im Jahre 1647	110
<i>Papp, Alexander von</i>	Bio-Kleidung per Versand – Heinz Hess, fränkischer Öko-Pionier und Visionär für nachhaltiges Wirtschaften	253
<i>Petersen, Ernst</i>	Die Gründung des Historischen Vereins Schweinfurt vor 100 Jahren	90
<i>Pleiss, Detlev</i>	„Morgen kommt der Ochsenstern“ – Die Reisen des (schwedischen) Reichskanzlers durch Franken –	227
<i>Schätzlein, Bernd</i>	Verkehrswege auf der fränkischen Platte	31
<i>Schatz, Helmut</i>	Vor 250 Jahren in Ippesheim geboren: Johann Ferdinand Schlez (1759-1839)	186
<i>Schindler, Thomas</i>	„[...] zur größeren Bequemlichkeit der Gäste“. Haßfurter Wirte und Gasthäuser zu Beginn des 19. Jahrhunderts im kritischen Blick eines Kaminkehrermeisters	238
<i>Schmutterer, Heinz</i>	Der Heilbrunnen in Heilsbronn – ein Mißverständnis und seine Folgen	233
<i>Schneider, Erich</i>	Die Kunsthalle Schweinfurt	118
<i>Schötz, Hartmut</i>	Ansbacher Stadtspaziergang zu verschiedenen Baustilen	322
<i>Ders.</i>	Anmerkungen zu dem Beitrag von Robert Heurung: „Der Ansbacher Robert Limpert – Vaterlandsverräter oder Märtyrer?“ im Frankenlandheft 5/2009, S. 310-322	412

II. Frankenbund intern

Einladung zum 80. Bundestag am 9. Mai 2009 in Schweinfurt	69, 143	
Bestellung der Einbanddecke für den Jahrgang 2008	70	
Auflösung unseres Lagers mit alten <i>FRANKENLAND</i> -Heften	70	
Grußwort der Oberbürgermeisterin von Schweinfurt zum Bundestag am 9. Mai 2009	142	
Wechsel an der Spitze der Frankenbund Gruppe Würzburg	143	
<i>Friedrich, Verena</i>	Bericht über den 80. Bundestag am 9. Mai 2009 in Schweinfurt	194

Einladung zum Fränkischen Seminar 2009:	
„Gestalter der Macht – Fürstliche und herrschaftliche Baumeister in Franken“	267, 328
Teilnahmebedingungen für das Fränkische Seminar 2009	268, 329
Anmeldung für das Fränkische Seminar 2009	268, 329
Einladung zur 62. Bundesbeiratstagung am 17. Oktober 2009 in Ansbach	269
Dank an die Spender	269
Die Bundesgeschäftsstelle ist umgezogen	269
Tagesordnung der 62. Bundesbeiratstagung am 17. Oktober 2009 in Ansbach	327
<i>Süß, Peter A.</i> Bericht über die 62. Bundesbeiratstagung am 17. Oktober 2009 in Ansbach	413
FRANKENBUND-Termine 2010	416
<i>Flachenecker, Helmut</i> Ehrenmitgliedschaft des Frankenbundes für Prof. Dr. Stefan Kummer	416
<i>Griebel, Armin</i> Kulturpreis des Frankenbundes 2009 für Steffi Zachmeier	418
 III. Kunst und Kultur	
<i>Beinhof, Paul</i> Zum 550. Geburtstag des Wipfelder „poeta laureatus“ Conrad Celtis	199
<i>Bühling, Wolfgang</i> Das Militärspital zu Würzburg von 1750	330
<i>Christ, Günter</i> Der ehemalige Landkreis Lohr am Main – sein Weg vom Schnittpunkt zweier geistlicher Territorien zum Objekt administrativer Um- und Neuordnung im bayerischen Staatsverband	137
<i>Dürnnagel, Willi</i> Agnes Sapper – die erfolgreichste Jugendbuchautorin ihrer Zeit – starb vor 80 Jahren.....	275
<i>Ders.</i> Fried Heuler – Zum 120. Geburtstag und 50. Todestag des begnadeten fränkischen Bildhauers.....	356
<i>Gäbelein, Klaus-Peter</i> 60 Jahre Adidas: Das fränkische Element	358
<i>Ders.</i> Rudolf Dassler: „ <i>Ein Ausruhen auf Lorbeeren kennt ein Geschäftsmann nicht</i> “ – Die Firma PUMA in Herzogenaurach	441
<i>Kreutner, Rudolf</i> Friedrich Rückert (1788–1866) und Schweinfurt.....	208
<i>Lauer, Dieter</i> Eine Reise in die Kreisstadt.....	218
<i>Müller, Uwe</i> Schweinfurt – Gründungsstadt der ‚Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften‘	128
<i>Schötz, Hartmut</i> Manfred Nielaus – Zum 5. Todestag des Nürnberger Graphikers am 12. April 2009.....	220
<i>Speckle, Birgit</i> In Weinfranken verwurzelt – Winzer, Weinbau und Silvaner. Eine Wanderausstellung des Fränkischen Weinbauverbands und des Bezirks Unterfranken.....	421
<i>Störmer, Wilhelm</i> 50 Jahre Historischer Atlas von Bayern, Teil Unterfranken – Bemerkungen zum Abschluß der Historischen Atlasbände in der Region Mainviereck-Spessart.....	129

<i>Tomczyk, Leonhard</i>	Die Textilkünstlerin Margot Krug-Grosse (1912–1999) ..	63
<i>Wagner, Matthias</i>	Neues Unternehmensmuseum – zur Eröffnung des Museums der Rauch Möbelwerke in Freudenberg am Main.....	278
<i>Wickl, Bernhard</i>	Wilhelm Heinrich Wackenroder in Nürnberg.....	201
<i>Wulz, Gerhard</i>	Ehrenbecher für Scanzoni.....	272
 IV. Aktuelles		
<i>Balcerowski, Sebastian</i>	Vorstand des Autorenverbandes Franken blickt optimistisch in die Zukunft.....	446
<i>Bartholomäus, Christine</i>	Neues Faltblatt mit einem „Rundgang durch das jüdische Bayreuth“ erschienen.....	295
<i>Biernoth, Alexander</i>	Heimatmuseum in Flachslanden eingeweiht.....	293
<i>Ders.</i>	Ausstellung zum „Winterhilfswerk“ in Neuendettelsau...	367
<i>Conrad, Wilfried</i>	Autoren im FRANKENBUND – 45 Jahre AVF.....	445
<i>Drescher, Georg</i>	Die Geschichte des Kinderbuchs – eine Ausstellung in Schweinfurt und Bad Kissingen.....	144
<i>Dürrnagel, Willi</i>	Felix Freudenberger durch Platzbenennung geehrt.....	290
<i>Feuerbach, Ute</i>	Das Faksimile Volkacher Salbuch 2009.....	369
<i>Fokus Franken – Triennale Schweinfurt für zeitgenössische Kunst 2009.....</i>		71
<i>Gäbelein, Klaus-Peter</i>	Heimatverein Herzogenausrach beim Tag der Franken in Bad Windsheim.....	292
<i>Heinke, Jochen</i>	Die Initiative Rompilgerweg Abt Albert von Stade (Via Romea).....	222
<i>Horling, Thomas</i>	Fürsten und Industrielle – Schloß Mainberg in acht Jahrhunderten.....	371
<i>Rosenthal-Archiv in Selb an das Museum „Porzellanikon“ übergeben.....</i>		366
<i>Schötz, Hartmut</i>	Skulpturenmeile 2009 von Ernst Steinacker in Ansbach..	447
<i>Süß, Peter A.</i>	„Wiederaufbau und Wirtschaftswunder“. Bayerische Landesausstellung vom 9. Mai bis 4. Oktober 2009 in Würzburg.....	147
<i>Ders.</i>	Geschichte des Handarbeitsunterrichts im Schulmuseum Lohr a.M.	223
<i>Ders.</i>	Neue Übersichtskarte und neue Broschüre für Radfreunde zum Spessart-Mainland.....	224
<i>Ders.</i>	Neue Broschüre „Welterbe Bamberg – Wertvoll auf Dauer“ vorgelegt.....	296
<i>Umzug der Bundesgeschäftsstelle.....</i>		224
<i>Trentin-Meyer, Maike</i>	Neue Abteilung im Deutschordensmuseum Bad Mergentheim: „Deutscher Orden heute seit 1809“ ...	364
<i>Wickl, Bernhard</i>	Förderung von Facharbeiten durch den Jugendfonds des FRANKENBUNDES.....	445
 V. Bücher zu fränkischen Themen		281

Aufsätze

<i>Helmut Flachenecker</i> Vorbemerkung zum Thema des FRANKENLAND-Heftes.....	3
<i>Helmut Flachenecker</i> Vom Straßenbündel zur verrechtlichten Straße.....	4
<i>Gerrit Himmelsbach</i> Verkehrswege im Spessart	10
<i>Martin Held</i> Verkehrswege auf der Frankenhöhe.....	17
<i>Bernd Schätzlein</i> Verkehrswege auf der fränkischen Platte.....	31

Peter Schneider zum Gedenken

<i>Paul Beinhofer</i> Peter Schneider zum Gedenken – Ansprache des 1. Bundesvorsitzenden auf dem Kappelrangen (Schwanberg) am 13.09.2008.....	40
<i>Werner K. Blessing</i> Peter Schneider	41

Kunst und Kultur

<i>Leonhard Tomczyk</i> Die Textilkünstlerin Margot Krug-Grosse (1912–1999).....	63
---	----

Frankenbund intern

Einladung zum 80. Bundestag am 9. Mai 2009 in Schweinfurt	69
Bestellung der Einbanddecke für den Jahrgang 2008.....	70
Auflösung unseres Lagers mit alten FRANKENLAND-Heften	70

Aktuelles

Fokus Franken – Triennale Schweinfurt für zeitgenössische Kunst 2009.....	71
---	----

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

- Dr. Paul Beinhofer 1. Bundesvorsitzender des FRANKENBUNDES,
Regierungspräsident von Unterfranken,
Peterplatz 9, 97070 Würzburg
- Prof. Dr. Werner K. Blessing Universitätsprofessor i.R.
Ludwig-Thoma-Straße 27 a
91054 Erlangen
- Prof. Dr. Helmut Flachenecker Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte,
Institut für Geschichte der Universität Würzburg,
Am Hubland, 97074 Würzburg
- Martin Held Hans-Sachs-Straße 4b, 91459 Markt Erlbach
- Gerrit Himmelsbach M.A. Archäologisches Spessartprojekt
Treibgasse 3, 63739 Aschaffenburg
- Bernd Schätzlein Hochstatt 13a, 97264 Helmstadt
- Dr. Leonhard Tomczyk M.A. Spessartmuseum,
Schloßplatz 1, 97816 Lohr am Main

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

phv-52

Vorbemerkung zum Thema des Frankenland-Heftes

von

Helmut Flachenecker

Unter dem plakativen Titel „*Augen zu und durch*“ wurde im Oktober 2008 in den Räumen des Archivs und der Bibliothek des Bistums Würzburg eine Tagung zu den historischen Verkehrswegen in Unterfranken abgehalten. Organisiert wurde sie vom Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte an der Universität Würzburg und dem Archäologischen Spessartprojekt aus Aschaffenburg, finanziell und ideell unterstützt von den Freunden Mainfränkischer Kunst und Geschichte sowie der Gruppe Würzburg des Frankenbundes. Für diese Zusammenarbeit sei allen Beteiligten auf das Herzlichste gedankt.

Die Resonanz war überwältigend, über 120 Besucher kamen zu den Vorträgen, viele von ihnen trugen lebhaft zur Diskussion bei. Das

Thema „Straßen“ berührt die Menschen, hat es doch für jeden einen direkten Bezug zu seinem eigenen Leben. Dieses Interesse wach zu halten dient die vorliegende Publikation im *FRANKENLAND*. Natürlich konnten auf dieser Tagung nur wenige Themen angesprochen werden, die Großregionen Rhön, Spessart, Frankenhöhe und Fränkische Platte sind dabei. Die Referenten haben ausnahmslos aus ihrer langjährigen Forscherpraxis berichten können.

Viele Fragen bleiben noch offen, für deren Beantwortung die beigelegte Karte zu Straßen in Unterfranken um 1500 eine Anregung sein soll. Eingezeichnet sind bisher eindeutig identifizierbare Straßen, viele werden noch fehlen. Damit soll den regionalen und lokalen Forschern die Möglichkeit gegeben wer-



Abb.: Straßen in Unterfranken um 1500.

den, ihre Ergänzungen, Korrekturen, Alternativen einzubringen. Schreiben Sie in einem solchen Falle doch eine E-Mail an den *FRAN-*

KENBUND; er wird dann die Anfragen an den Lehrstuhl oder an das Archäologische Spessartprojekt bzw. an die Autoren weiterleiten.

Vom Straßenbündel zur verrechtlichten Straße

von

Helmut Flachenecker

Folgt man zunächst einer abstrakten Definition, so sei die Straße, nach dem mittelalterlichen Straßenforscher Thomas Szabò, ein „*abgegrenzter Bodenstreifen, der als Verkehrsraum reserviert [ist] und von der Allgemeinheit zu gleichem Recht benutzt wird.*“¹⁾ Dieser „*Bodenstreifen*“ mußte jedoch eine jahrhundertelange Entwicklung auf sich nehmen, bis er tatsächlich nur einer wurde. Lange Zeit verliefen mehrere „*Streifen*“ nebeneinander, besonders bei Steigungen und Gefällstrecken, bis man sich auf eine – dann normierte Trasse – festlegte. Steigungen wurden so durch mehrere parallele Hohlwege überwunden. Solche Hohlwege bildeten sich besonders ausgeprägt in Buntsandsteinregionen. Dabei konnten 10-25-prozentige Anstiege auf steileren oder mehr flacheren Trassen bewältigt werden, ehe es auf einer mehr oder weniger eben werdenden Hochfläche zu einer Vereinigung kam. Gerade an solchen Steigungsabschnitten sind alte Wege besonders deutlich in der Landschaft zu erkennen, da naturgemäß Straßenrillen auf Ebenen durch Erosion und menschliche Veränderungen häufig beseitigt bzw. schwach ausgeprägt sind. Allerdings sind auch bei den Anstiegen natürliche Veränderungen der Landschaftsformen mit zu berücksichtigen, die eine zeitliche Verortung der Straßen nicht gerade erleichtern.²⁾ Für lange Zeit müßte eigentlich von einem Straßenbündel gesprochen werden, das die naturräumlichen Vorgaben ausnutzte.³⁾

Altstraßen waren meist unbefestigte, von der örtlichen Geologie und Topographie in ihrem Verlauf bestimmte Wege; sie verliefen überwiegend auf den Höhen und nicht in den

sumpfigen, von mäandrierenden Fluß- und Bachläufen durchzogenen Tälern. Die Gewässer wurden, wenn notwendig, an Furten, später durch Brücken, überwunden. Eine Verlegung der Straßen in die Täler erfolgte erst, wenn sich dort eine größere Siedlungsdichte entwickelt hatte. Der Weg in der Höhe, entlang der Wasserscheidelinien, ermöglichte ein Vorwärtskommen ohne größere Höhenunterschiede. Ein Zusammentreffen mehrerer Straßen läßt sich häufig dort nachweisen, wo mehrere Wasserscheiden aufeinanderstießen.⁴⁾

Dieser Befund gilt etwa für den Spessart, wo die alten Höhenstraßen sich dort bündelten, wo die Flußsysteme der Kinzig, Kahl, Jossa und Lohr sich trafen. Damit entwickelte sich ein Verkehrsknoten im Raum Wiesen, Villbach und Lohrhaupten. Der Spessart ist auch ein Beispiel für eine vom Buntsandstein geprägten Grenzlandschaft – zwischen dem ungemein fruchtbareren Unterrhein-Rheingebiet und Mainfranken –, die durch Straßen überwunden werden mußte, um von einer dichter besiedelten Kulturlandschaft zu einer anderen zu gelangen. Der Buntsandstein bot zudem die Vorteile eines relativ trockenen Straßengrunds, da die Wege nach dem An- bzw. Abstieg aus dem Maintal über dem auf ca. 300 m liegenden Quellhorizont verliefen, und von langgestreckten Höhenrücken mit geringen Gefällen.⁵⁾ Da die Straßen bis in das 19. Jahrhundert hinein kaum befestigt waren, diente der anstehende Buntsandstein häufig als eine Art „natürliche Befestigung“. Erst Ende des 18. Jahrhunderts gab es Nachrichten über Befestigungen von Straßenanstiegen mit Hilfe von Kies und Stein bzw. mit Hilfe einer

Bepflasterung und der Anlage von Entwässerungsgräben.⁷⁾

Die Geschichte von Straßen mit Hilfe schriftlicher Quellen nachvollziehen zu wollen, stößt für die Frühzeiten schnell auf Grenzen.⁸⁾ Aussagefähige Karten finden sich in der Regel erst in der Frühen Neuzeit. So fehlen für das Früh- und Hochmittelalter für den Spessart gesicherte schriftliche Nachrichten über durch ihn laufende Fernverbindungen. Vage Hinweise liefert punktuell eine gefälschte Grenzbeschreibung von 839 für das Benediktinerkloster Neustadt/Main, wo eine Nord-Süd-Straße, die bei Urphar den Main kreuzte, erahnbar wird, ebenso eine in Ost-West-Richtung. Umstritten bleibt, ob die erwähnte „*heristraza*“ bzw. die „*via publica*“ der Ost-West- oder Nord-Süd-Richtung gefolgt ist. Wolfgang Vorwerk sprach sich mit einigen guten Argumenten für die „*via publica*“ als Mainuferstraße aus, die später in einer Urkunde Friedrich Barbarossas als „*via regia*“ angesprochen wurde. Die „*heristraza*“ ist dagegen mit der durch den Spessart in Richtung Aschaffenburg führenden Ost-West-Straße gleichzusetzen, die unter den Namen „*Espelbacher Straß*“ bzw. Poststraße bekannt wurde. Von anderen Forschern wird dies genau umgekehrt gesehen.⁹⁾ Weitere Hinweise auf Straßen und Wege finden sich dann in den Quellen des Aschaffener St. Peter und Alexander.¹⁰⁾ Im 11. Jahrhundert wird im Rahmen einer Grenzbeschreibung des Stiftsforstes eine „*exercitalis via*“ [einen Kriegszug betreffend, also eine Heeresstraße] erwähnt; bei der Umschreibung der Pfarrei Lohrhaupten heißt sie dann „*platea*“ [Straße, Gasse]. Sie dürfte mit der Birkenhainer Landstraße, der wohl seit der Merowingerzeit aufgrund von Ortsnamen belegten bedeutendsten Höhenstraße im Nordspessart, identisch sein.¹¹⁾ Allerdings bleiben bei der Verbindung von Straßenfunden und konkreten historischen Ereignissen viele Deutungen im rein spekulativ-thesenhaften Bereich.

Schriftliches Überlieferungsgut gewährt meist nur eine den Forscher unbefriedigend zurücklassende Momentaufnahme, so daß Recherchen in der Landschaft selbst unabdingbar notwendig erscheinen. Viele Altwege lassen sich nur im Gelände finden und müs-

sen dann kartiert werden. Gerade Waldgebiete konservieren solche Wege viel besser als das landwirtschaftlich genutzte Land. Von daher ist eine Feldforschung für die Erforschung von Straßen und Straßenzügen unabdingbar. Dies mündet häufig in eine mühselige Kleinarbeit und Detailuntersuchung bei Wind und Wetter. Es wird ein detektivischer Blick vonnöten sein, Überreste von Straßen von natürlichen Erosions- und Veränderungsformen in der Landschaft abzugrenzen und als solche bestimmen zu können. Die Aufnahme der Ergebnisse in Karten, die Publizierung der erläuternden Texte ist dann eine weitere mühevollere Stufe des Forschens. Häufig gehen die grundsätzlich verdienstvoll arbeitenden Forscher mit je eigenen Kartenmaßstäben und Darstellungsformen vor, wodurch Vergleiche erschwert werden. Eine Vereinheitlichung würde große Vorteile bei der Vermittlung der Ergebnisse und deren Veranschaulichung in sich bergen.

So hat die Archäologie Hinweise auf Fernwege durch den Spessart ergeben. Durch genaue Geländebegehung konnte etwa ein Hohlwegfächer beim Wiederanstieg der Straße in der Nähe des Mainübergangs bei Hofstetten (westlich von Gemünden) kartiert werden. Ähnliches war an der Altenburg bei Soden im Landkreis Miltenberg möglich. Hier diente die Burg im übrigen als Schutz für die Straße – ein „*mehrgleisiges Hohlwegsystem*“ – wie auch für die im Westen sich anschließende Siedlungskammer.¹²⁾ Klar wird dabei auch, daß die Straßen sich an die naturräumlichen Gegebenheiten anpaßten.

In den Grenzen des ehemaligen Römischen Reiches der Antike hat es ein engmaschiges, zeitweise gut unterhaltenes Straßensystem gegeben. Dieser Zustand wird erst ab dem 18. Jahrhundert schrittweise wieder erreicht. Das dazwischen liegende mittelalterliche Römische Reich bezeichnete sich zwar seit dem 15. Jahrhundert als ‚heilig‘, für den Bau und Unterhalt der Straßen treffen solche positiven Kennzeichnungen jedoch nicht zu. Ab dem 6. Jahrhundert kann ein Verfall der Straßenbaukunst beobachtet werden, der bis in das 12. Jahrhundert mehr oder weniger anhält. Nach gelegentlichen Neubauten, etwa im Zuge der Neuansiedlung eines Klosters, mußte das

Straßensystem neuen Siedlungsstrukturen angepaßt werden, zunächst in Form von Verbindungen zwischen Pfalzorten und Burgen, die für das damalige Reisekönigtum unabdingbar waren, dann für die neu gegründeten Städte, mit denen ein eigentlicher Schub einsetzte. Besonders die Straßeninstandhaltung war ein großes Problem, so daß das Ausweichen auf die Flußwege die einzige Möglichkeit bot, relativ rasch verhältnismäßig viele und auch schwere Güter transportieren zu können. Bei den Fahrten flußabwärts konnte dabei die Strömungsgeschwindigkeit genutzt werden, flußaufwärts erwies sich das Treideln mit am Ufer des Flusses angelegten Pfaden als letztlich dominierend. Seit dem 9. Jahrhundert benutzte man hierzu Pferde.¹³⁾

Bei der Linienführung der Straßen mußten naturbedingte Voraussetzungen (Relief, Gewässernetz) mit wirtschaftspolitischen Interessen, etwa der Anlage von Märkten und Städten, verbunden werden. Sie trug zur Ausbildung einer Kulturlandschaft im entscheidenden Maße mit bei.¹⁴⁾

Natürlich lassen sich in karolingischer Zeit normative Quellen finden, die sich die Verbesserung von Straßen zur Aufgabe gemacht haben. In einer Anordnung Kaiser Lothars aus dem Jahr 832, allerdings für Italien, wies der Herrscher seine Beauftragten („*missi*“) an, einen Blick auf die öffentlichen Straßen und Brücken zu werfen, um gegebenenfalls selbst Anordnungen zu deren Verbesserung zu geben bzw. dem Kaiser davon zu berichten.¹⁵⁾ Allerdings ist bei solchen und anderen Anordnungen stets Vorsicht geboten, weil über die Umsetzung solcher Vorgaben kaum etwas bekannt ist.

Der Gedanke, daß eine Straße grundsätzlich offen für alle Benutzer sei, blieb über die Zeiten beständig erhalten. Die Straße ist eine „*via publica*“ oder „*strata legitima*“ – letzterer Begriff findet sich im Raffelstettener Zollweistum von 904/906.¹⁶⁾ Damit setzt aber auch eine Verrechtlichung der Straße ein. Es ist zunächst der König, der jedem Reisenden Sicherheit auf einer „*via regia*“ – ein dritter in den Quellen vorkommender Begriff – gewährte. Solche Zusagen finden sich häufig für Kaufleute, die bestimmte privilegierte

Marktorte zu bestimmten Zeiten besuchten. Dazu gehörten dann Zollstationen, in denen die Durchziehenden Gebühren zu zahlen hatten. Diese sollten zumindest teilweise für den Unterhalt der Straße verwendet werden. Als Friedrich I. am 6. April 1157 alle Zölle am Main bis auf drei – am Kloster Neustadt/Main, Aschaffenburg und Frankfurt – aufhob, wird indirekt die Existenz einer „*via regia*“ am Main entlang sichtbar, auf der die Kaufleute unter königlichem Schutz reisen konnten. Vermutlich ist diese mit der „*via publica*“ der Grenzbeschreibung von 839 identisch. Flußufer wie der Fluß selbst, wie eine weitere Urkunde Friedrich Barbarossas 1165 für den Rhein zeigt, wurden als „*libera et regia strata*“ angesehen.¹⁷⁾ Selbstverständlich enthält die Urkunde keinen genauen Streckenverlauf, und ebenso selbstverständlich kann davon ausgegangen werden, daß diese Maßnahme kaum über einen längeren Zeitraum tatsächlich wirkte, zu attraktiv war die Erhebung von Zöllen.

Zölle und Geleitrechte für Fürsten und Herren, die Reisenden auf bestimmten Strecken gegen eine Gebühr schützten, brachten die Straße mehr in den Blickwinkel der schriftlichen Quellen. Dementsprechend bemühte man sich um den damit verbundenen Rechtsschutz. Im Sächsischen Landfrieden vom September 1221 hieß es allgemein, für die Straßen sollten „*pax et ius*“, Frieden und Recht, gelten, wie es schon von alter Zeit her galt.¹⁸⁾ Wortwörtlich wurde diese Bestimmung im königlichen Landfrieden Heinrichs (VII.) im Juli 1224 wiederholt.¹⁹⁾ Während es für uns heute schwierig bis unmöglich ist, den konkreten Inhalt von „*pax et ius*“ zu umschreiben bzw. auch nur zu errahnen, dürfte er für die Zeitgenossen klar gewesen sein.

Die bereits erwähnte Verwendung von Zöllen für Reparaturen von Straßen und Brücken wurde den Zolleinnehmern im Mainzer Reichslandfrieden vom 15. August 1235 vorgeschrieben.²⁰⁾ Über konkrete Straßenbaumaßnahmen ist indes wenig bekannt. Zur Verfestigung des Bodens wurden in den sumpfigen Gebieten Norddeutschlands Holzbohlen verwendet. Im Deutschen Straßenmuseum in Germersheim in der Pfalz kann ein „*altgermanischer Bohlenweg aus der Zeit um 800 v. Chr.*“ bewun-

dert werden. Dort kann man sich auch über alte Straßenbautechniken informieren.²¹⁾ Für Drainage und Abfallbeseitigung wurden Straßengräben ausgehoben. Es liegt auf der Hand, daß Straßenlöcher immer wieder verfüllt werden mußten.²²⁾ Der Straßenbaufortschritt setzt wohl in und um die Städte ein. Städtische Straßen wurden mit Holzknüppeln und –planen befestigt, größere Straßenbepflasterungsmaßnahmen setzen erst im 13. Jahrhundert (etwa in Lübeck) ein. Da die Städte auf einen reibungslosen Zugang zu ihren Märkten angewiesen waren, versuchten sie im Spätmittelalter, die Zugangstraßen außerhalb ihrer Mauern ebenfalls zu verbessern, indem sie mit den benachbarten Territorialherren darüber verhandelten.²³⁾

In der Folgezeit wurden Zollprivilegien auch an Nichtadelige gegeben, wenn sie im Gegenzug für den Unterhalt der Straßen aufkamen. Eines der berühmtesten Beispiele dürfte im Jahre 1314 geschehen sein, als Heinrich Kunter die Brennerstrasse zwischen Klausen und Bozen ausbaute und der mühselige Auf- und Abstieg über den Ritten zukünftig vermieden werden konnte.

Mit der zunehmenden Entdeckung der Straße als Einnahmequelle wurden Zoll- und Geleitrechte immer attraktiver – und offensichtlich auch das Begehren mancher Herren, die Straßen zu verlegen, um sie damit in ihren Herrschaftsbereich zu bekommen. Das waren ‚Umleitungen‘ aus reinem monetär-wirtschaftlichen Interesse. Konnten damit die Reisenden, allen voran die Kaufleute, gezwungen werden, nur bestimmte Wege gehen zu dürfen?

In der „*Confoederatio cum principibus ecclesiasticis*“ verzichtete der König 1220 auf das Recht der Markt-, Münz- und Zollerhebung in den Gebieten geistlicher Fürsten – und damit, zumindest indirekt, auf die Hoheit über die Straßen. In den in der Intention parallel verlaufenden Bestimmungen für die weltlichen Fürsten („*Statutum in favorem principum*“) 1231/32 wird diesen das Geleitrecht voll und ganz übergeben. Gleichzeitig heißt es, die Umleitung von altbekannten öffentlichen Straßen könne zwar geschehen, aber die Straßenbenutzer dürften nicht gezwungen werden, diese neuen Straßen auch

befahren zu müssen.²⁴⁾ Insofern setzte sich hier der alte Gedanke der freien Benutzung wieder durch. Diese Argumentation nahm dann auch ein Mandat Heinrichs (VII.) für den Würzburger Bischof vom November 1234 auf, als der König seine Reichsschultheißen zu Nürnberg, Rothenburg, Hall, Schweinfurt, Königshofen/Grabfeld und Lenkersheim anwies, keine Straßen von würzburgischen Orten weg umzuleiten. Konkret ging es um eine Straßenführung bei Schweinfurt, die „*contra ius*“ verändert worden war.²⁵⁾

Die Freiheit der „*strata publica*“ wurde dann auch von Friedrich II. 1236 festgeschrieben. Kein Mensch, der sich auf einer öffentlichen Straße auf dem Weg zu einem Markt befände, könne von dieser weggezwungen werden; er müsse keine privaten, d.h., von einem Landesherrn neu errichteten Wege („*via privata*“) benutzen, nur um dann zu den Märkten dieses Herrn zu gelangen.²⁶⁾ Diese aggressive Wirtschaftspolitik führte zur Anlage neuer Straßen und zur erneut aufgeworfenen Frage nach der freien Wegnutzung. Auch bei dieser normativen Bestimmung gilt, daß ihre Durchsetzung von Fall zu Fall sorgfältig analysiert werden muß. Wie sehr dieses Problem in der Mitte des 13. Jahrhunderts aktuell war, zeigt ein Blick in die Steiermark, wo 1248 der kaiserliche Reichshauptmann ebenfalls angewiesen wurde, gegen jene vorzugehen, die öffentliche Straßen verlegen und deren Benutzer angreifen wollten.²⁷⁾

Im 14. Jahrhundert setzen dann Geleitverträge zwischen den einzelnen Landesherrn ein, die Straßen erwähnen, nicht aber den Verlauf derselben und wenn, dann nur abschnittsweise. Eine solche Abmachung wurde 1313 zwischen den Burgrafen von Nürnberg, den Herren von Hohenlohe, den Grafen von Rieneck und denen von Wertheim geschlossen. Im Spessarter Försterweistum von 1339 werden vier Straßen namentlich genannt: „*hohe straß – eßelspfad – wiser straß – Espelbacherstraß*“.²⁸⁾ Außerdem tauchen Mainfurten bei Lohr, Hafenlohr, Lengfurt und Stadtprozelten auf. Der Eselsweg als Nord-Süd-Verbindung und die Birkenhainer Straße als Ost-West-Verbindung im Nordspessart, die „*Espelbacherstraß*“ als frühere „*Heristraza*“ und spätere Poststraße im südliche-

ren Spessart werden hier sichtbar.²⁹⁾ Die Hohe Straße beschrieb die Verbindung zwischen dem Kloster Fulda und dessen Besitzungen im Waldsassengau um die Propstei Holzkirchen herum. Sie überschritt bei Langenprozelten bzw. Hofstetten den Main.³⁰⁾

Die Straße wurde im Hochmittelalter durch ihre Verrechtlichung zum Objekt herrschaftlicher wie wirtschaftlicher Interessen. Dies geschah zu jenem Zeitpunkt, als der König sein Regal, allein Schutz und Schirm der auf der Straße Reisenden zu gewähren, nicht mehr aufrecht erhalten konnte. Damit mußte ihre Führung und Anlage im Gelände festgelegt werden, Variationen sollten zukünftig ausgeschaltet werden. Damit sollte die Anlage von Schleichwegen, an Zoll- und Geleitstationen vorbei, verhindert werden. Dem Erfindungsreichtum von Straßenbesitzern und Straßennutzern waren allerdings weiterhin keine Grenzen gesetzt. Letztendlich wurde somit aufgrund des Druckes der Straßenherren aus einem Straßenbündel eine einzige Straße.

Anmerkungen:

- 1) Szabò, Thomas: Straße, in: Lexikon des Mittelalters 8, Sp. 220-224.
- 2) Kampfmann, Gerhard/Krimm, Stefan: Verkehrsgeographie und Standorttypologie der Glashütten im Spessart (= Veröffentlichungen des Geschichts- und Kunstvereins Aschaffenburg 18,2). Aschaffenburg 1988, S. 20. – Die Schwierigkeiten, vorzeitliche Verkehrswege exakt nachweisen zu können, diskutiert auch Heinrich Wagner für den südlichen Anstieg der Rhön: ders.: Neustadt/Saale (Historischer Atlas von Bayern. Franken Reihe 1 Heft 27). München 1982, S. 5–9 (mit Karte „Verkehrswege bis zur Frühen Neuzeit“); ders.: Mellrichstadt (Historischer Atlas von Bayern. Franken Reihe 1 Heft 29). München 1992, S. 7–12 (mit Karte „Verkehrswege bis zur Frühen Neuzeit“).
- 3) Ähnliche Funde auch in der Schweiz, wo bis zu 17 Spurrillenpaare für unterschiedliche Zeiträume an ein und derselben Stelle gefunden wurden. Die Spurweite schwankte 105 bis 115 cm; Schiedt, Hans-Ulrich/Schneider, Guy/Herzig, Heinz E.: Historische Straßen und

Wegeforschung in der Schweiz, in: Schwinges, Rainer C. (Hg.): Straßen- und Verkehrswesen im hohen und späten Mittelalter (= Vorträge und Forschungen 66). Sigmaringen 2007, S. 118–159; vgl. auch die Tagungszusammenfassung in: <http://www.konstanzer-arbeitskreis.de/information/tagungsberichte/ReichenauTagung10-2005Bericht.pdf>.

- 4) Kampfmann/Krimm: Verkehrsgeographie (wie Anm. 2), S. 21.
- 5) Kampfmann/Krimm: Verkehrsgeographie (wie Anm. 2), S. 11. – Eine Möglichkeit, die Trassen zu erforschen, sieht Wilhelm Störmer in einer breiteren Auswertung der Flurnamenforschung: ders.: Miltenberg (Historischer Atlas von Bayern. Franken Reihe 1 Heft 25). München 1979, S. 19–22, hier S. 19.
- 6) Vorwerk, Wolfgang: Die Lohrer Straße – Eine vergessene Straße über den Spessart von Lohr nach Aschaffenburg, in: ders.: Historische Spurensuche. Beiträge zur Geschichte des Lohrer Schloß- und Amtsviertels, zur Straßengeschichte des Spessarts und zu einigen anderen Themen (= Schriften des Geschichts- und Museumsvereins Lohr am Main 33). Lohr 2000, S. 37–51, hier S. 40.
- 7) Vorwerk: Lohrer Straße (wie Anm. 6), S. 47.
- 8) Landau, Georg: Beiträge zur Geschichte der alten Heer- und Handelsstraßen in Deutschland. Kassel 1958.
- 9) Vorwerk, Wolfgang: „Via Publica“: ein Fernweg am Ostrand des Spessarts, in: ders.: Historische Spurensuche (wie Anm. 6), S. 92–107, Karte S. 102; gegen Kampfmann/Krimm, Verkehrsgeographie (wie Anm. 2), S. 12; Vorwerks Position wird positiv aufgenommen bei Christ, Günter: Lohr am Main (Historischer Atlas von Bayern. Franken Reihe 1 Heft 34). München 2007, S. 4. – Siehe (gefälschte) Tauschbestätigung Ludwig des Frommen für das Kloster Fulda mit einem Grafen Poppo 839 (Dronke, Ernst Friedrich Johann: Codex diplomaticus Fuldensis. Kassel 1850 ND Aalen 1962, Nr. 655): „*Id est ab illo loco./Ubi chuningerinbach consurgit./Per decursum eius usque quo in moim influit./Deinde ad locum qui dicitur chuomarcha./Inde ad locu./qui dr grimila./et heristraza./Inde ad erleninen./Inde ad locu qin dr wachenbach./ad steinbach./Inde ad locu qui dr crint ad locu et dictu fisbach./et steinenhaue./h via publicam./usq ad qoddam bu..../inde marcham monasterii vocabulo Niunstat./usque ad preminatum locum./ubi memoratus chunmgesbach consurgit.*“

- 10) Kampfmann/Krimm: Verkehrsgeographie (wie Anm. 2), S. 13.
- 11) Richter, Karl: Gemünden (Historischer Atlas von Bayern. Teil Franken Reihe 1 Heft 11). München 1963, S. 18; zusammenfassend Christ: Lohr (wie Anm. 9), S. 3: Auf die späte Merowingerzeit deuten die Ortsnamen Michelbach, Lohrhaupten, Gemünden. – Gleichsetzung auch bei Schwarz, Klaus: Der frühmittelalterliche Landesausbau in Nordost-Bayern archäologisch gesehen, in: Ausgrabungen in Deutschland. Gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1950-1975. Teil 2 Römische Kaiserzeit im freien Germanien. Frühmittelalter I (= Römisch-Germanisches Zentralmuseum Monographien Bd. 1, 2). Mainz 1975, S. 338–409, hier S. 383f.
- 12) Schwarz: Landesausbau (wie Anm. 11), S. 377, S. 382, Zitat S. 385.
- 13) Ellmers, Detlev: Techniken und Organisationsformen zur Nutzung der Binnenwasserstraßen im hohen und späten Mittelalter, in: Schwinges: Straßen und Verkehrswesen (wie Anm. 3), S. 161–183.
- 14) Denecke, Dietrich: Linienführung und Netzgestalt mittelalterlicher Verkehrswege – eine raumstrukturelle Perspektive, in: Schwinges: Straßen und Verkehrswesen (wie Anm. 3), S. 49–70.
- 15) MGH *Capitularia regum Francorum* II Nr. 202 cap. 13, S. 64f.: „*De viis et pontibus et ceteris excubiis publicis, ut inquirant, et quae poterint emendent aut nobis, quod invenerint, renuntient.*“
- 16) Weinrich, Lorenz: Quellen zur Deutschen Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte bis 1250 (= Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 32). Darmstadt 1977, Nr. 4 Punkt 5 (904.06).
- 17) Weinrich: Quellen (wie Anm. 16), Nr. 62 (1157 April 6): „... *ut mercatores per Mogum ascendentes seu per ripam fluminis, que via regia esse dinoscitur, funes trahentes ...*“ [„*funes*“ ist Treideltau]. Urkunde für den Rhein aus dem November 1165: MGH Const. I Nr. 228, S. 323f. – Dazu auch Schneider, Reinhard: Das Königsrecht an schiffbaren Flüssen, in: Schwinges: Straßen und Verkehrswesen (wie Anm. 3), S. 185–200, hier S. 191.
- 18) Weinrich: Quellen (wie Anm. 16), Nr. 97 (1221 Sept. 1) Punkt 3: „*Strate omnes cum in terra tum in aqua eandem pacem et ius habebunt, quod ab antiquo habuerunt.*“
- 19) Ebd., Nr. 102 (1224 Juli) Punkt 3.
- 20) Ebd., Nr. 119 (1235 Aug. 15) Punkt 7: „... *ad reparationem poncium et stratarum.*“
- 21) Internet-Auftritt des Museums: <http://deutsches-strassenmuseum.de>.
- 22) Szabò: Straße (wie Anm. 1).
- 23) Szabò, Thomas: Die Straßen in Deutschland und Italien im Mittelalter, in: Schwinges: Straßen und Verkehrswesen (wie Anm. 3), S. 71–118.
- 24) Weinrich: Quellen (wie Anm. 16), Nr. 114 (1232 Mai) Punkt 4: „*Item strate antique non declinentur nisi de transeuncium voluntate.*“
- 25) Ebd., Nr. 118 (1234 Nov. 21): „... *in strata ibidem [= Swinfurth], que declinatur contra ius ...*“
- 26) Ebd., Nr. 122 (1236 Juli): „... *si generaliter homines euntes per stratam publicam ad forum debeant ab eadem strata publica revocari et cogi per aliquos ire per vias privatas ad fora sua ...*“ Entscheidung: „... *quod non licet alicui prohibere hominibus nec revocare eos a strata publica, quin vadant ad forum, ubi possint sua comoda exercere.*“
- 27) Weinrich, Quellen (wie Anm. 16), Nr. 131 (1248): „... *in eos specialiter, qui stratas et itineraria publica violare presumunt.*“
- 28) Gedruckt in Karl Vanselow, Die Waldbau-technik im Spessart, Berlin 1926, S. 171–180.
- 29) Vorwerk, Via publica (wie Anm. 9), S. 97.
- 30) Richter, Gemünden (wie Anm. 11), S. 19; Christ, Lohr (wie Anm. 9), S. 3f.

Verkehrswege im Spessart

von

Gerrit Himmelsbach

Die Beschäftigung mit historischen Verkehrswegen hat im Spessart eine lange Tradition. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts machte man sich in der Zeitschrift „*Spessart*“ Gedanken über die Geschichte der historischen Routen „*Birkenhainer Straße*“ und „*Eselsweg*“. Zu Beginn der 1980er Jahre legten Stefan Krimm und Gerhard Kampfmann mit ihren Arbeiten neue und bis heute gültige Grundlagen zur Wegforschung. Werner Loibl, Wolfgang Vorwerk und Peter Moser arbeiteten einzelne Aspekte wie z.B. überregionale Verbindungen heraus und erweiterten den Horizont der Spessart-Wegforschung. Das Archäologische Spessart-Projekt im Spessartbund knüpft daran an und erstrebt eine neue Bewertung der Handelsstraßen, d.h., welche Straßen in welchen Epochen bedeutend waren.

Seit 1998 arbeitet das Archäologische Spessart-Projekt (ASP) an der Erforschung und Erschließung des Spessarts als Naturraum und als vom Menschen gestaltete Kulturlandschaft. In Kooperation mit Universitäten und Forschungsinstitutionen, an deren Spitze die Universität Würzburg steht, werden unterschiedliche wissenschaftliche Teildisziplinen mit dem Ziel vernetzt, die stetige Veränderung der Kulturlandschaft durch die Jahrhunderte zu rekonstruieren, die Interaktion von Natur und Mensch zu erforschen sowie ein zeitgemäßes und in die Zukunft gerichtetes Landschaftsmanagement einzurichten.

Gemeinsam mit der Bevölkerung im Spessart werden Forschungsergebnisse in Projekte umgesetzt, um die eigene Geschichte und die aus der Vergangenheit auf uns überkommenen Relikte schätzen zu lernen. Im Gegenzug erhalten die Wissenschaftler Impulse durch Projektanfragen. Mit dem Spessartbund als dem Kulturträger im Spessart mit knapp 18.000 Mitgliedern ist ein starker Partner vor Ort im Boot.

Der Natur- und Kulturraum Spessart ist im Westen, Süden und Südosten vom Main umgeben. Nach Norden wird er von der Kinzig begrenzt, nach Nordosten von der Sinn. Das bis zu 585 m hohe zu großen Teilen bewaldete Mittelgebirge trennt die Altsiedlungsräume Rhein-Main und Mainfranken. Heute liegen drei Viertel seiner Fläche in Bayern und ein Viertel in Hessen. Die regionale Verwaltung teilen sich die Landkreise Aschaffenburg, Miltenberg, Main-Spessart, Main-Kinzig sowie die Stadt Aschaffenburg. Die natur- und kulturräumliche Einheit wird in der Spessartkarte des Nürnbergers Paul Pfinzing von 1562/94 dokumentiert. Nahezu alle heute bekannten Siedlungen sind damals bereits vorhanden, d.h., die Erschließung der Mittelgebirgslandschaft war abgeschlossen.

Das Klischee vom Spessart wurde durch den Film „*Das Wirtshaus im Spessart*“ mit Lieselotte Pulver aus dem Jahr 1957 geprägt. Der Kinoerfolg geht auf eine Märchensammlung von Wilhelm Hauff von 1826 zurück, die von Szenen in einem abgelegenen Spessart-Wirtshaus umrahmt wird. Die in Film und Buch zitierte gefühlte Unendlichkeit dieses Waldgebietes bringt seine spezielle Topographie mit sich: Täler als Erosionsrinnen durchziehen die Sandsteinplatte des Hochspessarts. Die Bewaldung der flachen Kuppen und Hügel erlauben selten Ausblicke und wenn, dann reichen sie gerade an den Hang des Nachbartals. Die Landschaft wirkt geradezu eindimensional, der Wald scheint sich endlos auszudehnen, auch wenn das nächste Dorf nah, aber tief und unsichtbar im Kerbtal liegt.

Der Forscher und Arzt Rudolf Virchow lernte den Spessart auf einer Inspektionsreise im Jahr 1851 kennen. Seine daraus hervorgegangene Broschüre „*Die Noth im Spessart*“ erlangte einen hohen Bekanntheitsgrad, der die tatsächlich schwierige wirtschaftliche

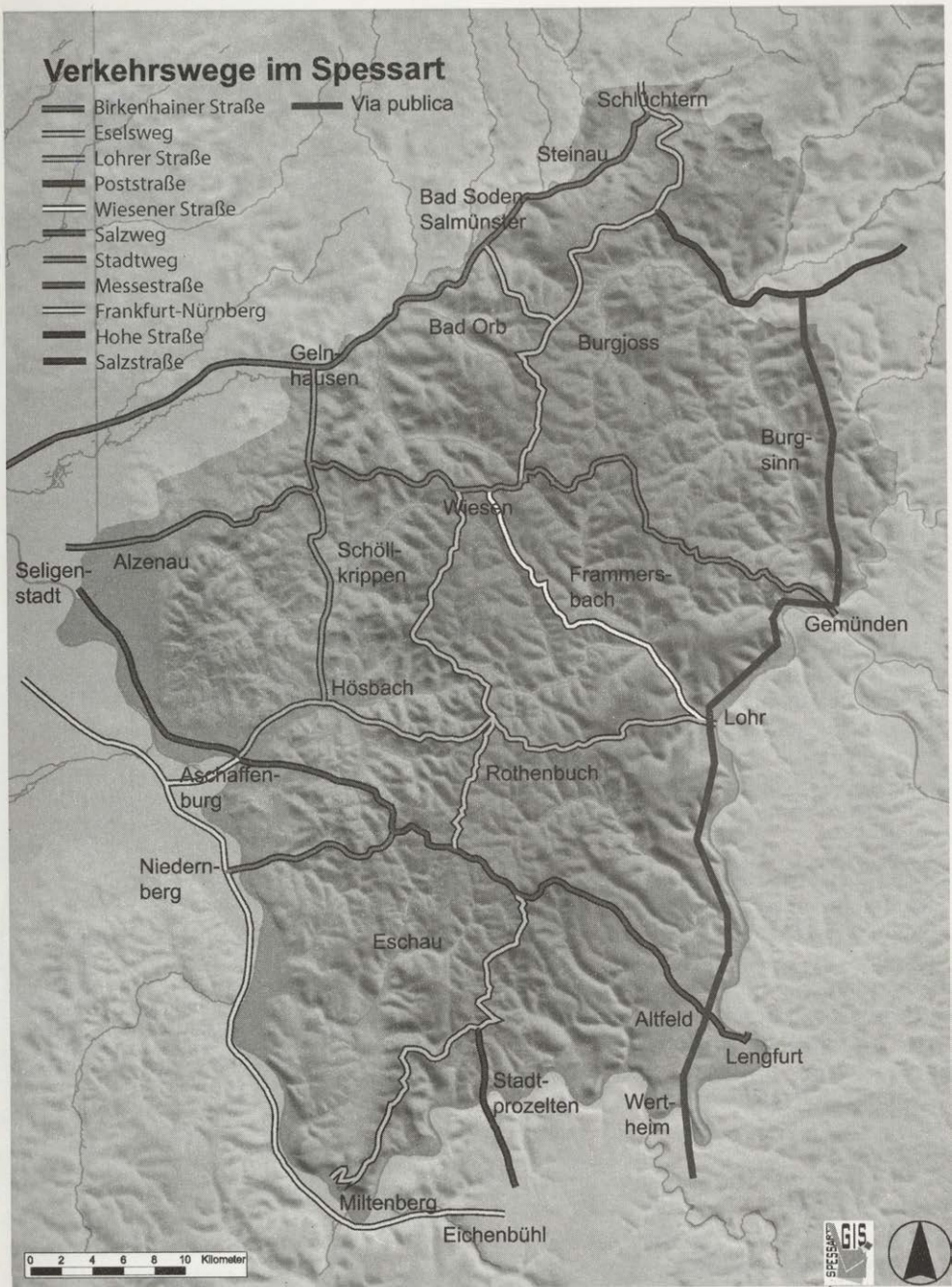


Abb. 1: Überblick zu den historischen Spessartstraßen (Zwischenstand).

Lage überbetonte. Somit wurde auch der Begriff der Armut mit Spessart gleichgesetzt.

Die Kulturlandschaft Spessart befindet sich mitten in Europa, und im Gegensatz zum Klischee liegt sie alles andere als abgelegen. Deshalb durchziehen den Spessart seit der vorgeschichtlichen Periode Verkehrswege. Einen ersten – nicht vollständigen – Überblick gibt die bei der Tagung präsentierte Karte, die im Spessart-GIS (Geo-Informationssystem) entstanden ist.

Flüsse sind die ältesten Verkehrswege, deren Geschichte als Wasserstraßen einen eigenen Fachbereich ausfüllt, weshalb der Main hier nur gestreift wird. Prähistorische Flußfunde belegen die Bedeutung des Mains weit über den Spessart hinaus. In der Römerzeit war der Main schiffbar, wie Hafenanlagen an den Main-Kastellen belegen. Die Karolingerzeit belebt diese Funktion von neuem, als Karl der Große mehrfach den Fluß zwischen dem Rhein und der Pfalz Salz bei Bad Neustadt befuhr. Später begrenzte ein Erlaß Kaiser Friedrich Barbarossas die Anzahl von Mainzollstellen, mit denen der geradezu inflationäre hochmittelalterliche Burgenbau im Mainviereck mit den Burgen Klingenburg, Miltenburg, Freudenberg, Kollenberg, Henneburg, Wertheim, Homburg, und Rothenfels einherging.

Beim Versuch der Rekonstruktion vorgeschichtlicher Wege müssen archäologische Zeugnisse herangezogen werden. Es finden sich eine Vielzahl archäologischer Artefakte am/im Main und im Spessart, die punktuell das Vorhandensein prähistorischer Verkehrswege aufzeigen, da Siedlungsbefunde weitgehend fehlen. Steinbeile spielen hier die Hauptrolle, aber auch bronzene Werkzeuge, Waffen und Schmuck. Die vorgeschichtlichen Wege verlaufen im Spessart als Höhenwege auf den meist ebenen Kammlagen, die nur verlassen wurden, um Täler an Furten zu durchqueren. Diese sehr alten Wege sind oftmals auch Grenzverläufe.

Die prähistorische West-Ost-Achse durch den Spessart ist die so genannte „Birkenhainer Straße“. Darauf deuten Grabhügelfelder entlang ihres westlichen Abschnitts hin sowie ein Hortfund mit römischen Münzen und Ein-



Abb. 2: Ein typisches Bild, das sich dem Wanderer in der Kulturlandschaft Spessart bietet: Wald so weit das Auge reicht. Der Weg ist ein prähistorischer Höhenweg, die „Wiesener Straße“, auf der streckenweise die Grenze zwischen dem ehemaligen Kurmainz (heute Bayerischer Staatsforst) und dem Markt Frammersbach verläuft.

zelfunde, wie z.B. ein bronzeitliches Absatzbeil.

Die einzige durchgehende Nord-Süd-Verbindung durch den Spessart – ohne Durchquerung einer Ortschaft – ist der „Eselsweg“. Er verläuft von Schlüchtern über Orb (bis dahin als „Weinstraße“) nach Miltenberg an den Main. Man vermutet, daß der Name von Salztransporten von Orb nach Süden (seit dem späten Mittelalter nach Miltenberg) auf Eselsrücken herrührt. Archäologische Forschungen haben für Orb Salzwirtschaft in der Bronze- und Eisenzeit nachgewiesen. Historische Fakten über die Bedeutung dieses Verkehrsweges werden derzeit von Helga Koch/Bad Orb recherchiert. Im Frühmittelalter erscheint zur Blütezeit des Klosters Neustadt eine weitere Nord-Süd-Verbindung entlang

des Ostspessarts, die mit der karolingischen Sachsenmission zusammenhängt.

Römische Straßen gelten als die besten der Antike. Zwischen 90 und 260 n. Chr. grenzte das Römische Reich am „*Nassen Limes*“ zwischen Bürgstadt und Großkrotzenburg bis an den Spessart. Belegt ist ein wirtschaftliches Interesse der Römer an einem Zugang in das Mittelgebirge, z.B. für die Deckung des Bedarfs an Bauholz, wie die Weihesteine der Lignarier, d.h. römischer Holzbeschaffungstrupps, verraten.

Ob sich die in römischer Zeit angelegten linksmainischen Straßen zu den Römerkastellen Stockstadt, Niedernberg, Obernburg, Würth, Miltenberg und Bürgstadt in den Spessart fortsetzten, bleibt offen. Eine Untersuchung des noch im Frühmittelalter nachweisbaren Salzwegs bei Niedernberg/Sulzbach könnte weitere Erkenntnisse liefern, denn kurz nach dem Eintreten in den Spessart liegt auf einer Anhöhe der Ringwall „*Altenburg*“ bei Soden/Ebersbach, der mit der „*Alteburg*“ bei Biebergemünd-Kassel im Nordspessart vergleichbar ist. Letztere überragt einen prähistorischen Verkehrsweg nahe der Orber Salzquellen. In der Nähe befindet sich der Bergsporn „*Kerkelberg*“, von dem aus man mehrere Täler überblicken kann. Die Alteburg bei Soden hat die gleiche Größe und liegt auch an einem prähistorischen Verkehrsweg sowie an einer Salzquelle (Soden). Ebenfalls in der Nähe liegt ein Bergsporn mit guter Fernsicht, der Kerkelberg. Ob es sich hierbei um einen Zufall handelt oder ob hier ein Zusammenhang besteht, muß noch untersucht werden.

Nach den Wirren der Völkerwanderung etabliert sich mit der fränkischen Besiedlung ein neues Straßensystem mit neuen Verkehrszentren. Eine zentrale Rolle spielen dabei Kirchen und Klöster, die diese neue Infrastruktur trugen. Zu nennen sind dafür das im Odenwald gelegene Amorbach, das linksmainische Seligenstadt, am nördlichen Spessarttrand Salmünster, Schlichtern, im Osten Neustadt/Main und das Stift St. Peter und Alexander in Aschaffenburg. Im Vordergrund dieser karolingischen Kloster- und Stiftsgründungen standen die Sachsenmission und die

Binnenkolonisation. Im späten 12. und 13. Jahrhundert spielten die Pfalzen der Staufer in Seligenstadt und Gelnhausen eine Rolle.

Seit dem späten Mittelalter bestimmt die Nähe der Handelsmetropole Frankfurt am Main den Verlauf und das Verkehrsaufkommen auf den Spessartwegen. Waren und Güter wurden zu den im Frühjahr und Herbst stattfindenden Messen transportiert. Für die jeweiligen Landesherren waren die Zoll- und Geleittarife wichtige Einnahmequellen. Die wichtigste Geleitsstrecke zur Frankfurter Messe verlief am Westrand des Spessarts von Nürnberg über Miltenberg entlang des Maines nach Seligenstadt. Die Strecke ist einer der meistbenutzten frühneuzeitlichen Verkehrswege überhaupt.

Eine weitere Hauptverkehrsader war die Birkenhainer Straße zwischen Hanau und Gemünden mit Waren- und Personenverkehr auf der Route Nürnberg-Frankfurt-Köln-Antwerpen. In der Nähe des Dorfes Wiesen kreuzten sich die Birkenhainer Straße und der Eselsweg. Ausgrabungen im Keller des Wiesener Schlosses brachten ältere Gebäudefundamente, Keramik, Glas und Münzen zu Tage, die bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts zurückreichen. Ofenkacheln des späten 14. Jahrhunderts lassen darauf schließen, daß der gräflich-rieneckische Burgherr in Wiesen um 1400 einen gehobenen Lebensstandard pflegte. Die dafür nötigen Mittel könnten aus Geleit- und oder Zolleinnahmen von den beiden Höhenverkehrswegen stammen. Ein Hinweis auf Wiesens Funktion im regionalen Handel ist das dem Ort verliehene Marktrecht. Bei den jährlich sechs Jahrmärkten und den dreiwöchigen Viehmärkten wurden teilweise mehrere hundert Stück Vieh verhandelt. Auf einen regen Viehtrieb auf der Birkenhainer Straße deutet auch ein Hinweis des 14. Jahrhunderts hin, der von Zügen von Pferden, Rindern, Schweinen und Schafen spricht. Ins Bild paßt eine Abrechnung aus dem Jahr 1422, als der Reichserbkämmerer Konrad von Weinsberg auf eigene Rechnung einen Viehtrieb von Ungarn nach Frankfurt führen ließ. Aus Ungarn wurden regelmäßig große Mengen von Ochsen an Rhein und Main exportiert. Die Bevorzugung der Birkenhainer Straße bei Viehtrieben könnte mit dem durch-

gehend rechtsmainischen Verlauf des Verkehrsweges Ungarn-Rhein-Main zusammenhängen, der ein für das Vieh gefährliches Überqueren des Mains vermied. In Zusammenhang mit dem Viehtrieb steht die Vielzahl von „Judenwegen“ und „Judenbrunnen“ im Spessart. Vom 18. Jahrhundert bis zum Nationalsozialismus wurde der regionale Viehhandel von jüdischen Händlern dominiert. Im Nordspessart lebten Juden z.B. in Lohrhaupten, im Süden in Eschau. Zur Erforschung dieses Handelsgeflechts werden gemeindliche Viehkontraktenbücher des 19. Jahrhunderts untersucht. Darüber hinaus stehen Judenwege mit dem Transport der Verstorbenen zu den jüdischen Bezirksfriedhöfen in Verbindung, zu denen die Toten aus teilweise beträchtlicher Entfernung gebracht werden mußten.

Auch die Strecke Aschaffenburg-Rothensbuch-Lohr war eine West-Ost-Geleitstraße, die parallel zur Birkenhainer bis 1559 den Grafen von Rieneck Einnahmen garantierte. Die sogenannte Poststraße Aschaffenburg-Rohrbrunn-Lengfurt-Würzburg belebte diese sehr alte Route und verdrängte die übrigen Routen mit der Einrichtung einer festen Postverbindung durch die Familie Thurn und Taxis ab 1615. Deshalb erscheint sie oftmals in neuzeitlichen Reisebeschreibungen. Die Postverbindung wirkte sich nachhaltig auf den Bestand dieser Route aus und wurde zur Grundlage für den Verlauf der Bundesstraße 8 und darauf folgend der Autobahn A 3.

Am Nordrand des Spessarts verlief in prähistorischer Zeit ein Weg parallel zum Verlauf der Kinzig vom Rhein-Main-Gebiet in das Thüringer Becken. Bekannt ist diese Verbindung seit dem 15. Jahrhundert als Route Frankfurt-Fulda-Leipzig. Das Beispiel des Dorfes Höchst bei Gelnhausen zeigt, wie sich aus einem mittelalterlichen Höhenweg ein frühneuzeitlicher Rastplatz vor den Toren Gelnhausens entwickelte. Im 18. Jahrhundert verlagerte sich der Dorfmittelpunkt durch den Chausseebau, während die Autobahn heute Verkehrsentlastung, aber auch Lärmbelästigung bringt. An diesem Beispiel läßt sich gut erläutern, wie eine Wegführung von der Talhöhe mit dem Fortschreiten der Jahrhunderte in die Talaue wechselt.

Das zentral im Spessart liegende Frammersbach ist seit dem 15. Jahrhundert Heimatort der nach diesem Ort benannten Fuhrleute, die Waren quer durch Europa transportierten. Die Frammersbacher Fuhrleute nahmen beim Handelstransport für die Fugger im 16. Jahrhundert zwischen Nürnberg und Antwerpen geradezu eine beherrschende Stellung ein. Wir wissen darüber aus Zoll-Sonderbestimmungen, Zollregistern und Fuhrordnungen vergleichsweise gut bescheid. Ihr Ruf war so bedeutend, daß im Ständebuch des Jost Ammann von 1568 der „*Auriga Flammerspachensis*“ als beispielhaft für den deutschen Fuhrmann abgebildet wurde. Im Wirtschaftszentrum Antwerpen hießen die Frammersbacher „*Hessen*“, für die 1554 dort das „*Hessenhaus*“ als Depot für den Warenumsatz errichtet wurde. Durch den 30-jährigen Krieg erlitten die Frammersbacher Fuhrleute einen wirtschaftlichen Einbruch, von dem sie sich nicht mehr erholten. Ihr Erfolg war mit der verkehrsgünstigen Lage des Spessarts verknüpft.

Lokale Verkehrswege und Zubringer führten von den Hauptverbindungen auf den Höhenrücken auf steilen Hohlwegen hinab in die in den Kerbtälern gelegenen Spessartdörfer. Die Hohlwege entstanden durch den Fuhrbetrieb und die daraus folgende Erosion. Zwischen den Ortschaften bestand darüber hinaus ein enges lokales Wegenetz, vielfach „*Kirch- oder Totenwege*“ genannt. Wie der Name besagt, orientierte es sich an den kirchlichen Verwaltungsmittelpunkten. Eine Spielart lokaler Verbindungswege sind die Mühlenwege. Aufgrund des Mühlenzwangs wurden die Untertanen zur Nutzung bestimmter Mühlen gezwungen, auch wenn eine andere Mühle näher lag.

Heute weitgehend vergessene Routen sind Pilgerwege. Der Jakobsweg ist zwar heute wieder aktuell, doch in Mitteleuropa eigentlich nur an wenigen Sammelpunkten festzumachen. Für den Spessart ist heute noch der Wallfahrtsweg von Aschaffenburg nach Walldüren in Benutzung. In regelmäßigen Abständen finden sich an dieser Trasse Bildstöcke und sogar Kapellen, deren Entstehung auf die Wallfahrt zurückgeht.

Die mittelalterlichen Hohlwege sind heute noch in einer Vielzahl im Spessart zu entdecken. Sie wurden über Jahrhunderte eingetieft und durch die spätere Überdeckung mit Wald konserviert. Bei der Tagung wurde über zwei verschiedene Typen von Hohlwegen diskutiert: eher flache und eher stark eingetiefte Hohlwege. Die unterschiedliche Ausformung dürfte mit der differierenden Befahrung zusammenhängen: Die weniger tiefen sind älter und wurden mit Saumtieren begangen oder mit zweirädrigen Karren befahren. Die tieferen Rinnen (oder geradezu Gräben) stammen aus der Zeit der Frammersbacher Fuhrleute und danach, als man mit schweren vierrädrigen Packwagen unterwegs war.

Die breit gefächerten wirtschaftlichen Aktivitäten vom Mittelalter bis in die frühe Neuzeit sind ebenso für die Ausformung von Hohlwegen verantwortlich. So war mit der Beschaffung von Lang- und Brennholz die Anlage von sogenannten Holzwegen verbunden, die aus den Dörfern in den Wald führten – und dort endeten (daher der Ausdruck „*Du bist auf dem Holzweg*“). Der Transport von Lang- und Bauholz war aufwendig und kompliziert, insbesondere von den Spessarthöhen an den Main. Von dort wurde das Holz ab der Frühen Neuzeit bis nach Holland geflößt. Brennholz wurde seit dem Spätmittelalter in speziell hergerichteten Spessartbächen mit Staubecken geflößt. Langholz ist innerhalb des Spessarts – im Gegensatz zum Frankwald – nicht geflößt worden.

Hohlwege sind auch nahe an Steinbrüchen zu finden, da die gebrochenen und teilweise bearbeiteten Steine den Main zum Weitertransport erreichen mußten. Um Miltenberg wurden und werden seit dem Mittelalter Steinbrüche betrieben. Zahlreiche Bauten im Rhein-Main-Raum wurden mit Spessarter rotem Buntsandstein errichtet.

Der Bergbau war vor allem im Vorspessart von Bedeutung. Dort konnten zwischen Steinan an der Straße und Hösbach die verschiedensten Erze wie Eisen, Kupfer und Silber gewonnen werden, aber auch Kobalt, das für die Erzeugung blauer Farbe benötigt wurde. Die Verfügbarkeit von Holzkohle in großer Menge bei günstigem Preis ließ ab dem 16.

Jahrhundert eine Reihe von Eisenhämmern entstehen. Um diese Betriebe entstand ein Zu- und Abwegenetz für die Heranschaffung der Energieträger und des Erzes sowie für den Abtransport der Produkte.

Weiterhin sind im Spessart über 160 Glashüttenstandorte bekannt. Zwischen dem 12. und dem 19. Jahrhundert wurde Hohl- und Fensterglas in großen Mengen produziert. Stand zunächst der Markt in Frankfurt im Vordergrund, weitete sich die Produktion auf den Handel mit den Niederlanden aus. Viele 10.000 Gläser wurden seit dem 16. Jahrhundert im Jahr produziert und transportiert. Wenn dies auch nur in der Saison von Ostern bis Martini sowie an wechselnden Standorten geschah, so entstand damit doch ein Wegenetz, das, anlehnend an die überregionalen Routen, den Spessart vor allem in der Mitte und im Norden erschloß. Die meisten Glashütten können in einer Entfernung von max. 2 km von den Haupttrouten festgestellt werden.

Mit dem Verbot der privaten Glashütten in den 1720er Jahren beschränkte sich die Produktion auf wenige staatliche Glasmanufakturen, was einen großen Teil des ehemaligen Wegenetzes überflüssig machte und wenige neue Routen erheblich aufwertete (z.B. Rechtenbach-Lohr). Mit der Anlage von befestigten Trassen und Chausseen ab dem 18. Jahrhundert gerieten die bis dahin zu überwindenden Hohlwegebündel in Vergessenheit und wurden nun wieder vom Wald bedeckt. Ortschaften an den Altwegetrassen verloren an Bedeutung, z.B. Steiger. Andere, die an den neuen Routen lagen, profitierten, wie z.B. Hessenthal.

Natürlich gab es auch im Spessart Überfälle. Die „*Spessarträuber*“, wie sie den Film mit Lieselotte Pulver dominieren, sind ein Nebenprodukt der Napoleonischen Kriege und der damit verbundenen allgemein angespannten Sicherheitslage. Die Räuber waren stets Auswärtige, die sich den walddreichen Spessart als Operationsbasis ausgesucht hatten. Nicht zu verwechseln sind sie mit den Wilderern, die in den Spessartdörfern ansässig waren und keine Reisenden überfielen.

Der staatliche Straßenbau ließ die meisten vorgeschichtlichen und viele mittelalterliche Routen in Vergessenheit geraten. Es ist der Wanderbewegung des späten 19. Jahrhunderts zu verdanken, daß die Trassen unserer Ahnen nicht völlig in Wald übergingen, denn die in den Kammlagen verlaufenden Routen eignen sich hervorragend für das Wandern. So wurde – eher unbewußt – das Richtige getan, um vom Menschen geschaffene Landschaftsformen zu erhalten. Der Spessartbund verzeichnete auf seiner ersten Spessart-Wanderkarte aus dem Jahr 1906 bereits die meisten historischen Verbindungen als Wanderwege. Auch heute sorgen die Markierer des Verbandes in ehrenamtlicher Arbeit dafür, daß wir auf den „Autobahnen“ des Mittelalters wandern können. Das historische Wegesystem wird auch an vielen Stellen des europäischen Kulturwegenetzes im Spessart des ASP vorgestellt.

Bei der Erforschung der historischen Verkehrswege im Spessart werden folgende Ziele anvisiert:

- eine Vervollständigung des Bestandes der historischen Trassen,
- eine Erstellung von Wegesystemen zu verschiedenen Epochen Ebenen (z.B. Vorgeschichte, Hochmittelalter),
- eine Strukturierung der unterschiedlichen Wegenutzungen (z.B. Handel, Wallfahrt, Kirchwege etc.),
- eine Vernetzung mit den umliegenden Landschaften.

Mit der Tagung „Historische Verkehrswege in Unterfranken“ erhoffen wir uns auch einen Impuls für die Wegeforschung im Spessart.

Literatur zur Wegeforschung im Spessart:

Vorgeschichte:

Gröninger, Ralf (mit einem Beitrag von Erwin Hahn): Vorbericht zur archäologischen Ausgrabung Bad Orb-Pfarrgasse (Main-Kinzig-Kreis), in: Berichte der Kommission für archäologische Landesforschung in Hessen 6 (2001), S. 181-201.

Zum Salzweg: Schwarz, Klaus: Der frühmittelalterliche Landesausbau in Nordost-Bayern – ar-

chäologisch gesehen (= Ausgrabungen in Deutschland. Monographien des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 1. Teil II). Mainz 1975, S. 338-409.

Mittelalter:

Vorwerk, Wolfgang: Historische Spurensuche. Beiträge zur Geschichte des Lohrer Schloß- und Amtsviertels, zur Straßengeschichte des Spessarts und zu einigen anderen Themen. Lohr 2000, S. 92-107.

Fischer, Roman: Aschaffenburg im Mittelalter. Studien zur Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit. Aschaffenburg 1989.

Von Stromer, Wolfgang: Zur Organisation des transkontinentalen Ochsen- und Textilhandels im Spätmittelalter. Der Ochsenhandel des Reichserbkämmerers Konrad von Weinsberg anno 1422, in: Westermann, Ekkehard (Hg.): Internationaler Ochsenhandel 1350-1750 (= Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte, Bd. 9). Stuttgart 1979, S. 171-195.

Koch, Rainer (Hg.): Brücke zwischen den Völkern – Zur Geschichte der Frankfurter Messe (3 Bde.). Frankfurt am Main 1991, Bd. 1.

Heinke, Jochen: Unterwegs auf den Straßen unserer Urahren. Über historische Fernstraßen in Hessen und Franken. Fulda 2003.

Neuzeit:

Krimm, Stefan: Die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Glashütten im Spessart (= Veröffentlichungen des Geschichts- und Kunstvereins Aschaffenburg [VGKAB], Bd. 18/1). Aschaffenburg 1982.

Kampfmann, Gerhard / Krimm, Stefan: Verkehrsgeographie und Standorttypologie der Glashütten im Spessart (= VGKAB, Bd. 18/2). Aschaffenburg 1988.

Moser, Peter: Mittel- und nordwesteuropäischer Landtransport. Die Frammersbacher Fuhrleute und ihr Beitrag zur Transportgeschichte (15.-19. Jahrhundert). Diss. Bamberg 1990.

Krüger, Horst: Hessische Altstraßen des 16. und 17. Jahrhunderts nach zeitgenössischen Itinerar- und Kartenwerken (= Hessische Forschungen zur geschichtlichen Landes- und Volkskunde 5). Kassel-Basel 1963.

Gemeinde Wiesen (Hg.): Wiesen. Ein Dorf im Schatten der Spessarteichen. Wiesen 1991.

Weinhold, Beate: Viehkontraktenbücher als Quelle zur Alltagskultur im Spessart des 19. Jahrhun-

derts. Ein Forschungsbericht, in: Frankенland Heft 4/2007, S. 231-244.

Allgemein zur Kulturlandschaft Spessart:

Himmelsbach, Gerrit: Wirtschaftsgeschichte in einer „Einöde“? – Die Entdeckung der Kultur-

landschaft Spessart, in: Baum, Hans-Peter/Leng, Rainer/Schneider, Joachim: Gesellschaft – Mentalitäten im Mittelalter. Festschrift zum 75. Geburtstag von Rolf Sprandel (= Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 107). Stuttgart 2006, S. 109-131.

Alte Wege auf der Frankenhöhe

von

Martin Held

I. Kurze Beschreibung des Naturparks Frankenhöhe

Mit Frankenhöhe wurde ursprünglich ein Höhenzug östlich Rothenburgs bezeichnet. Heute meint man damit den Naturpark Frankenhöhe. Das Gebiet, dessen frühere Wegeverhältnisse anhand eines als Beispiel verwendeten Geländeausschnitts beschrieben werden sollen, liegt zwischen den Städten Rothenburg o.d. Tauber im Westen, Bad Windsheim und Neustadt a.d. Aisch im Norden, Langenzenn im Osten sowie Feuchtwangen im Süden.

Da sie für die Entstehung und den Erhalt der alten Wege von Bedeutung sind, seien einige Eigenschaften dieser Landschaft aufgezählt. Sie ist nach dem steilen Anstieg östlich Rothenburgs von Westen nach Osten leicht geneigt, so daß das Wasser nach Osten zum Rednitz-Regnitz-Becken fließt. Sie ist walddarmreich, dünn besiedelt. Manche Erhebungen steigen auf über 500 m hoch. Der Keuperboden besteht weitgehend aus Schichten, die bei Nässe sehr weich werden.¹⁾

In den Wäldern haben sich im Laufe der Zeit Kulturlandschaftselemente verschiedener Art, die dort konserviert wurden, angesammelt,²⁾ wie z.B. Wölbäcker, Meiler, kleine bis winzige Burgen, Hügelgräber oder Weierdämme, vor allem aber unzählige Fahrbahnen einstiger Verkehrsverbindungen. Diese Wege waren nicht befestigt. An den Hängen,

die man, wenn man von Norden nach Süden unterwegs war, wegen des West-Ost-Verlaufs der Täler zu überwinden hatte, spülte der Regen die von Tieren und Wagen gelockerte Erde nach unten. Wurden die Fahrbahnen unbenutzbar, d.h., zu tief und zu eng, was bei weichem Untergrund wie auf der Frankenhöhe und offensichtlich hoher Verkehrsfrequenz vermutlich ziemlich rasch ging, legte man neue an. Dadurch wurden vielbefahrene Trassen sehr breit.³⁾ Auf solchen Wegen war das Reisen zuweilen sehr beschwerlich. Als man im Jahr 836 n.Chr. bei der Überführung der Reliquien des hl. Venantius von Rimini ins Kloster Fulda bei schlechtem Wetter das Ries durchquerte, brauchte man sogar ein göttliches Wunder, damit der Weg wieder begehbar wurde.⁴⁾

Im Rahmen dieses Beitrags kann nur ein einziger, die alten Wege auf der Frankenhöhe betreffender Aspekt, nämlich die Frage nach dem Vorhandensein zweier voneinander unabhängiger alter Verkehrssysteme, behandelt werden. Anhand eines als Beispiel benutzten Geländeausschnitts ost-südöstlich Bad Windsheims soll versucht werden zu zeigen, daß sich das eine vor der um das Jahr 1000 stattfindenden Kolonisierung,⁵⁾ das andere als Folge dieser Kolonisierung entwickelte. Dabei erscheint es vor allem schwierig herauszufinden, durch welchen Personenkreis die Wege, die vor der Zeit der großen Rodungen entstanden, angelegt wurden.

II. Die vor der Kolonisierung entstandenen Routen, gezeigt am Beispiel des Raums Lenkersheim-Limbach

Beim Betrachten der Karte, in die die aufgefundenen Wegespuren eingetragen sind, erkennt man, daß einige Trassenabschnitte sehr breit sind. Westlich von Limbach und Wilhelmsgreuth haben sie eine seitliche Ausdehnung von etwa 1 km. Viele von ihnen führen, wobei die Bahnen parallel verlaufen, an landwirtschaftlich genutzte Flächen hin, verschiedentlich – als Beispiel seien der Hang östlich von Limbach und noch einmal der westlich von Wilhelmsgreuth genannt – sowohl oben auf der Hochfläche als auch unten im Tal. Diese Äcker und Wiesen kann es zu der Zeit, als die Strecken befahren wurden, nicht gegeben haben.

Es waren auch die dazugehörenden Orte nicht vorhanden. Limbach wird nördlich und südlich (die Spuren laufen zwischen den am Dorfrand wachsenden Bäumen hindurch), Wilhelmsgreuth auf drei Seiten von Trassen teilen eingerahmt, deren Bahnen, ohne sich zu vereinigen, nebeneinander auf das Dorfgelände zugehen. Wenn die Dörfer schon bestanden hätten, wäre es nicht in Frage gekommen, das bebaut und kultivierte Land nach und nach mit Wegen zu durchziehen.

Während die besprochenen Streckenabschnitte auf der Höhe keine Beziehung zu den benachbarten Siedlungen haben, gehen die drei großen, zu ihnen hinaufführenden Anstiege vom Ort Lenkersheim aus. Sie fächern, nachdem sie in einem einzigen Strang die Ackerflur durchquert haben, erst an deren Rand beim beginnenden Anstieg auseinander. Das zeigt, daß es, als die Strecken benutzt wurden, Lenkersheim selbst und das es umgebende Agrarland schon gab. Das nur wenige Schritte entfernte Gebiet auf der Höhe um Limbach war aber in starkem Kontrast dazu damals noch geschlossenes Waldland, das der Kultivierung harrte.

Diese Beobachtungen erlauben, den Zeitraum für die Entstehung dieser Trassen mit ihren außergewöhnlichen Dimensionen einzugrenzen. Sie entwickelten sich, als am Fuß

der Frankenhöhe schon strukturierte, geordnete Siedlungsverhältnisse bestanden, oben aber freier Verkehr, der nicht durch Rodungsmaßnahmen eingeschränkt wurde, möglich war.⁶⁾

Lenkersheim, dessen Name außer aus „-heim“ aus dem Personennamen Lantgir gebildet wurde,⁷⁾ könnte wie andere Orte der Region, deren Name aus einem Personennamen und dem Grundwort „-heim“ besteht, in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts angelegt worden sein.⁸⁾ Die Kolonisierung der siedlungsungünstigeren Frankenhöhe erfolgte, wie erwähnt, vermutlich erst um das Jahr 1000.

Es ist anzunehmen, daß man, als die für die neuen Siedlungen mit dem sie umgebenden Ackerland benötigten Waldflächen abgeholzt wurden, nicht mehr auf sich erweiternde Fernstrecken Rücksicht nehmen mußte. Dieser rege, eine Fahrrinne nach der anderen erzeugende Verkehr dürfte nur bis ins 9./10. Jahrhundert über die Frankenhöhe gegangen sein, so daß ganz grob gerechnet ein Zeitraum von 400 Jahren bleibt, in dem sich die ausladenden Trassen herausbildeten.⁹⁾

Es scheint, daß man die Entwicklung der von Lenkersheim zunächst nach Südosten ausgehenden, dann bei Limbach nach Süden schwenkenden Route, und damit auch den Zusammenhang zwischen den Anstiegen und den auf der Höhe vorhandenen Trassenteilen, jedenfalls in Umrissen, noch rekonstruieren kann. Die Linie, von der aus sie sich nach Osten verbreiterte, ist durch den mittleren der drei genannten Aufgänge vorgegeben. Er wurde im Lauf der Jahrhunderte zu einem ungewöhnlich tiefen, schluchtartigen Hohlweg ausgewaschen, dessen Sohle etwa 4 m breit ist (1).

Die zunächst schmale, aus nur einer oder einzelnen nebeneinander verlaufenden Bahnen bestehende Strecke hat, die Richtung des Aufstiegs schnurgerade nach Südosten fortsetzend, auf kürzestem, direkten Weg, ohne tiefe Täler durchqueren zu müssen, eine Furt über die Zenn in unmittelbarer Umgebung von Ober-/Unteraltenbernhem angesteuert.¹⁰⁾ Nachdem diese Verbindung unbegehrbar geworden war, wich man mit der Streckenführung nach Osten aus. 750 m südöstlich des



Abb. 1: Alte Wege um Limbach.

Endes des eben erwähnten Aufstiegs sind sechs kurze, durch die Verlagerung der Route entstandene Spuren zu sehen. Sie ergaben sich, weil man dort einen schmalen, flachen Geländeeinschnitt durchfahren mußte (2). Durch diese Notwendigkeit, von der ursprünglichen Ideallinie abzuweichen, geriet man wohl oder übel in ein Terrain, das von tiefen West-Ost-Tälern durchschnitten war. Wegen der an deren Hängen stark wirkenden Erosion war man genötigt, immer wieder neue Fahr-schneisen zu schlagen. Die Trasse wurde also breiter und breiter. Schließlich stieg man vom Höhenzug zwischen dem Untreu- und dem Wolfsgraben nicht mehr nach Süden, sondern an seinem Ende nach Osten ab (3). Von einer heute noch auf 40 m Breite von bis zu fünf Wegebahnen markierten, 500 m nordnord-westlich Limbachs gelegenen Fläche aus (4) gelangte man zu dem Hang östlich Limbachs (5) und zog von dort aus nach Süden weiter. Auch dieser wurde von West nach Ost nach und nach für den Verkehr benutzt. Auf diese Weise hatte man sich mehr als 2 km von der Ausgangsstrecke entfernt.

III. Das mit der Kolonisierung entstandene Straßensystem

Als im Zuge der Erschließung der Frankenhöhe Siedlungsplätze in den Wald gerodet wurden, waren offensichtlich die aus der Zeit davor stammenden Wege weitgehend bedeutungslos geworden. Hatte man zunächst für die Wegführung alle Freiheiten, weil höchstens vereinzelt Siedlungen auf der Frankenhöhe vorhanden waren,¹¹⁾ mußte man umgekehrt bei der Planung der im beschriebenen Gebiet liegenden Dörfer offensichtlich keine Rücksicht auf sich ausdehnende Verkehrssysteme nehmen.¹²⁾

Wo es nicht nötig war, die aus früherer Zeit stammenden Fahrbahnen, die bis zu fünfzehn Meter tief ausgehöhlt sein konnten, einzuebennen, rührte man sie bei der Urbarmachung des Neulandes und auch später nicht an. Deshalb ist es nicht erstaunlich, wenn vieles, was die Frankenhöhenbewohner bei der jahrhundertelangen Kultivierungstätigkeit in die Landschaft hinein, die sie ja für ihre Zwecke nutz-

ten, anlegten, Berührung mit diesen fast allgegenwärtigen ehemaligen Fahrbahnen hat. Sie gehen etwa bis unmittelbar an die Häuser einer Ortschaft hin oder führen, was etwas merkwürdig aussieht, in einen Weiher hinein oder an den Rand einer Grube heran.

Um die neu entstandenen Orte untereinander und mit der Region, d.h., auch mit den Orten des Altsiedellandes, zu verbinden, brauchte man ein anderes Straßensystem. Vergleicht man die mit der Gründung Steinbachs und Schußbachs entstandenen Wege mit den früheren, stellt man sich entsprechende aber auch sich unterscheidende Verhältnisse fest. In beiden Fällen gehen sie in einem einzigen Strang durch das Ackerland zwischen Siedlung und Anstieg.¹³⁾ In beiden Fällen fächert die Strecke im Hang auseinander.¹⁴⁾ Die Bahnen westlich Steinbachs vereinigen sich aber anders als solche, die aus der Zeit vor den Dorfgründungen stammen, oben auf dem Plateau nach dem Anstieg, weil sie dort auf Ackerland stoßen (6). Des öfteren, z.B. 1 km westlich Schußbachs, kreuzen sich die beiden Wegesysteme. Die neuere, von Schußbach kommende Strecke zieht sich durch, durchschneidet, unterbricht die ältere, die ausgedient hat, in dem Abschnitt, wo sie sich begegnen. Von dieser sind auf dem Höhenzug nur schwache, kaum wahrnehmbare Reste übrig (7). Obwohl teilweise etwa 800 bis 1000 Jahre benutzt, haben die mit der Kolonisierung entstandenen Verkehrsverbindungen sowohl, was die seitliche Ausdehnung der Trassen als auch die Tiefe und Breite der Fahrbahnen anbelangt, bei weitem nicht solche Dimensionen erreicht wie die älteren, die nicht so lange verwendet wurden.

Das neue Wegenetz war engmaschig, es orientierte sich an den Bedürfnissen des lokalen und regionalen Verkehrs. Es verband mit dem zahlreichen ländlichen Besitz der Städte der näheren und weiteren Umgebung, dem Besitz ihrer Einrichtungen und Bürger.¹⁵⁾ Auf ihm waren die Bauern unterwegs, um ihre Abgaben beim Grundherrn selbst oder seinen Sammelstellen abzuliefern, es gab kleinräumigen Handel. Sie verbinden also mit dem nächsten Kirchdorf, den Klöstern, Ämtern, Markt- und Gerichtsorten der Umgebung.¹⁶⁾

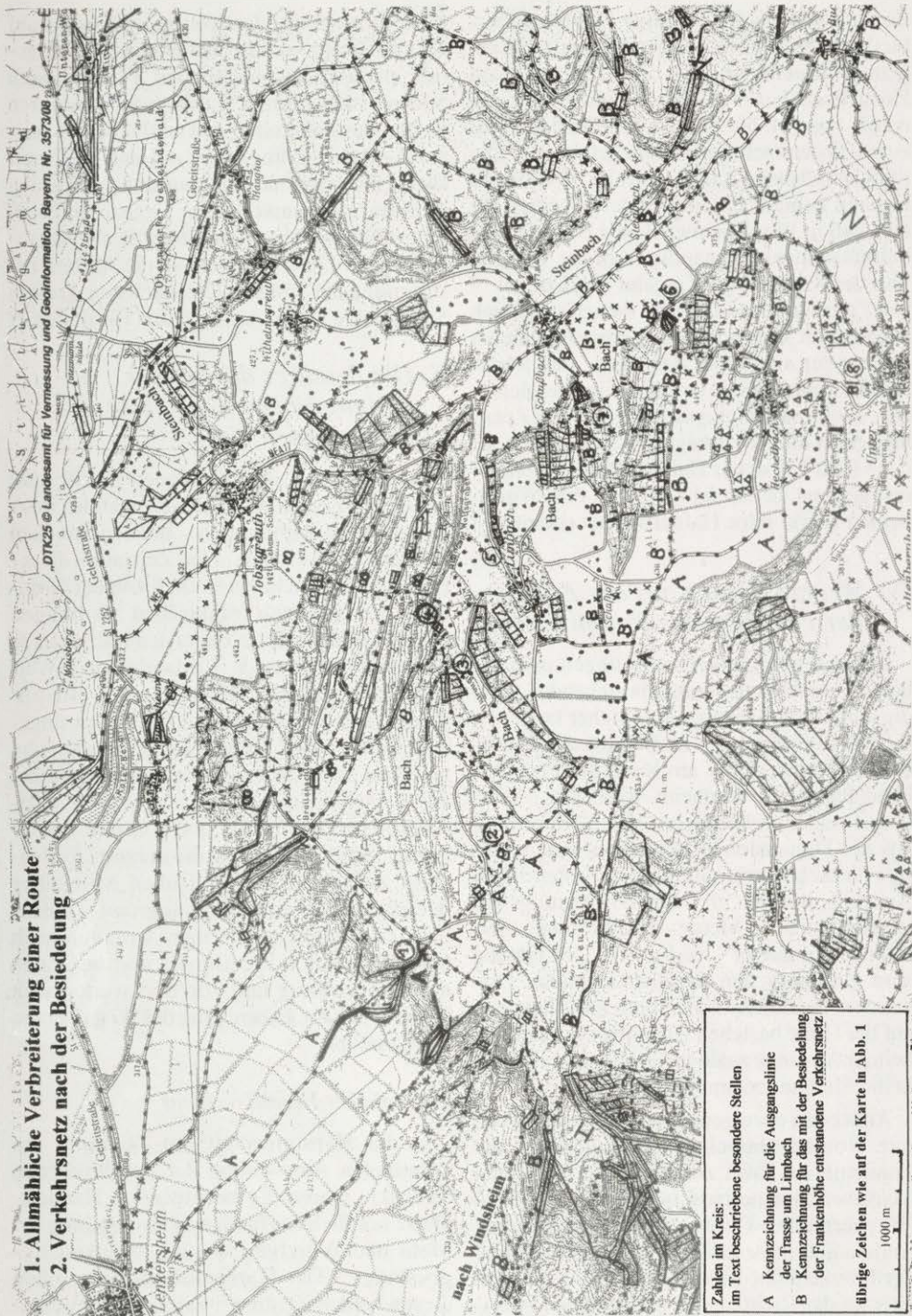


Abb. 2: Allmähliche Verbreiterung einer Route, Verkehrsnetz nach der Kolonisation.

So ist etwa das 80 m lange Hohlwegüberbleibsel 80 m nördlich der Unteraltenbernhheimer Kapelle ein Rest des Kirchwegs von Hechelbach her¹⁷⁾ (8). Von Neuhof a. d. Zenn wurde vom 14. bis zum 16. Jahrhundert Wein zum Kloster nach Heilsbronn gefahren.¹⁸⁾ Die Stadt Windsheim kaufte im Jahr 1400 für ihr Haus in Schußbach, in dem der jeweilige für den sich in Windsheimer Besitz befindenden Schußbachwald zuständige Förster wohnte, von der Zennhäuser Ziegelei Dachziegel.¹⁹⁾ Die Ziegel könnten über die östlich oder auch nordöstlich von Schußbach eingezeichneten Wege oder auch über das Zenn- und Steinbachtal transportiert worden sein. Vergleichbare Lieferungen gingen natürlich von Zennhausen in alle Richtungen.²⁰⁾ Schließlich sei der Markt Erlbacher Hafner Hans Dottenheimer genannt, der im Jahr 1414 auf dem Windsheimer Markt seine Hafnerwaren verkaufte.²¹⁾

IV. Weitere Routen aus der Zeit vor der Frankenhöhenkolonisierung

Ähnlich wie Lenkersheim liegen mehrere bereits um 800 oder früher bestehende Orte – die meisten von ihnen gab es sicher lange vor ihrer Ersterwähnung – im Bereich der Windsheimer Bucht, direkt am Rand der Frankenhöhe: Ickelheim, Sontheim, Westheim, Marktbergel und Burgbernheim. Von allen nimmt, aus der Dimension zu schließen, eine wichtige Verkehrsverbindung nach Süden ihren Ausgang, die sich im Laufe des Anstiegs auf mehrere hundert Meter – bei Westheim sind es zwei Kilometer – verbreitert. Die Trassen sind eindeutig den darunterliegenden Ortschaften zuzuordnen. Bei ihren Fortsetzungen auf der Höhe bestehen zu denen des Lenkersheimer Anstiegs analoge Verhältnisse: Es gab keine Siedlungen, auf die sie trafen.

Außer den eben genannten führen drei weitere Routen ähnlichen Ausmaßes auf die Frankenhöhe, zwei zwischen Westheim und Marktbergel, eine zwischen Marktbergel und Burgbernheim. Deren Ausgangspunkte befinden sich zwar nicht ganz so nah am Fuß der Frankenhöhe (3 km, 4km, 2km), sie sind aber an der Richtung, in die die Trassen zeigen, eindeutig auszumachen: Urfersheim, Illesheim und Ottenhofen.²²⁾ Man konnte sich

also, wenn nötig gleichzeitig, auf neun, auf 15 km Breite verteilt, nebeneinander ungefähr parallel hochsteigenden Trassen nach Süden in die einsame Waldregion²³⁾ mit ihren wegen des dauernden Auf und Ab schwierigen Verkehrsbedingungen auf den Weg machen. Es bestand hier am Frankenhöhenanstieg zu dieser Zeit zunächst eine Grenze für Siedlungstätigkeit, aber kein Stop für ein Aufsuchen neuer Ziele. Man scheint die Aufbruchsstimmung zu spüren. Die nächsten großen Stützpunkte waren Ansbach und Herrieden.²⁴⁾

V. Die Benutzer der vor der Rodungstätigkeit um 1000 entstandenen Wege

Besonders unsicheren Boden betritt man bei dem Versuch zu erklären, welche ihrer Benutzer die ursprünglich schmalen Strecken so stark ausweiteten. Der Zeitraum dieser Entwicklung reicht vermutlich von der Gründung der frühesten fränkischen Siedlungen um Bad Windsheim in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts bis ins 9./10. Jahrhundert. Welche Beziehungen, Abhängigkeiten, Bedingungen könnten der Grund für diesen ungewöhnlich großen Bedarf an Verkehrsfläche gewesen sein? In Frage kommen Kontakte aus verschiedenen Bereichen, solche wirtschaftlicher, kirchlicher und politisch-militärischer Art.²⁵⁾ Wollte man die kürzeste Verbindung zwischen den im frühen Mittelalter wichtigen Regionen Würzburg und Weißenburg/Treuchtlingen, wo man Anschluß nach Italien²⁶⁾ und über die Altmühl und die Donau nach Regensburg und von dort weiter nach Osten²⁷⁾ bekam, haben, ging der Weg über die Frankenhöhe.

1. Möglicher Handelsverkehr

In der Karolingerzeit, im Zeitraum der vermuteten Ausweitung der beschriebenen Strecken, waren die bedeutenden Handelsplätze nördlich der Frankenhöhe Karlbarg am Main und Würzburg,²⁸⁾ südlich davon Regensburg.²⁹⁾ Der Warenaustausch zwischen diesen beiden Zentren³⁰⁾ erfolgte möglicherweise über die Frankenhöhe (man hat in Karlbarg bei Ausgrabungen Importe, die teilweise

karolingerzeitlich sind, „aus dem Ostalpengebiet, aus dem Köttlacher Kreis“ gefunden³¹⁾.

Aus der Zeit um 800 sind einzelne auf der Frankenhöhe liegende Siedlungen bekannt, die aufgrund der Besitzverhältnisse Warentransporte nötig machten. Dem Kloster Spalt wurde im Jahr 810 ein Gebiet östlich von Flachslanden, in dem sich der Ort Piparodi befand, übergeben³²⁾, das Kloster Lorsch war in Zennhausen (779) und in Oberzenn (830/850),³³⁾ das Kloster Ansbach (748) am Südrand der Frankenhöhe war in Marktbergel, an deren Nordrand gelegen, begütert.³⁴⁾ Es ist gut denkbar, daß die wirtschaftlichen Kontakte zwischen dem Kloster Fulda und dem von Sola Fulda übertragenen Kloster Solnhofen sowie dem bis 822 zu Fulda gehörenden Holzkirchen im Ries³⁵⁾ über Ansbach über die Frankenhöhe führten. Fuldas Besitzungen in Marktbergel selbst und in verschiedenen Orten in der Nähe³⁶⁾ könnten Stützpunkt für das Kloster gewesen sein, ähnlich wie diejenigen Ansbachs dort für Ansbach.³⁷⁾

Nahverkehr erzeugten die Zentren der Region, also Königshöfe, Klöster, Fronhöfe, wenn sie mit Überschußprodukten Handel trieben. Tuche, wie sie der Oberzennener Herrenhof ans Kloster Lorsch zu liefern hatte, wurden vielleicht auch in der Umgebung verkauft.³⁸⁾

2. Kirchliche Kontakte

Etwa ab der Mitte des 8. Jahrhunderts waren nördlich der Frankenhöhe das Bistum Würzburg und die wichtigen Klöster Fulda und Kitzingen entstanden, südlich davon Kloster und Bistum Eichstätt, dazu u.a. die Klöster Ansbach, Herrieden und Heidenheim.³⁹⁾ Zwischen den beiden Bischofsitzen gab es anscheinend kaum „direkte Beziehungen“. Laut „*der zweiten Vita Burchardi*“ assistierte 785/86 „*Bischof Willibald dem Mainzer Erzbischof Lullus bei der Bischofsweihe des neuen Würzburger Bischofs Berowulf*.“⁴⁰⁾

Auch für die Klöster gilt vielleicht, daß es kaum geistlich-kirchliche Kommunikation gab. Womöglich entstanden Kontakte am ehesten, wenn Angehörige von Klöstern oder Bistümern oder Personen, die in ihrem Auf-

trag handelten, aus wirtschaftlichen Gründen unterwegs waren und andere kirchliche Einrichtungen als Reisestützpunkte aufsuchten.

Religiöse Belange waren betroffen, als man im Jahr 836 bei der Überführung der Reliquien eines Heiligen, nämlich des Märtyrers Venantius, von Rimini nach Fulda in den Bereich der Frankenhöhe kam.⁴¹⁾ Die Gruppe zog, streckenweise unter großer Anteilnahme der Bevölkerung,⁴²⁾ von Donauwörth über Solnhofen, Holzkirchen im Ries, Herrieden und Hammelburg zu dem Ort der Bestimmung.⁴³⁾ Es ist berechtigt anzunehmen, daß die Route, auf der der Reliquienzug die Frankenhöhe überquerte, ungefähr die gleiche war, über die auch Fuldas Wirtschaftskontakte in Richtung Süden liefen.⁴⁴⁾

3. Politisch-militärisch bedingter Verkehr über die Frankenhöhe

Die frühe Verkehrsverbindung vom Nordrand der Frankenhöhe in die Umgebung Ansbachs bestand aus mehreren Routen ähnlicher Dimension, wie sie die Route hat, deren kurzer Abschnitt von Lenkersheim bis nach Limbach beschrieben wurde. Ins Biberthal, östlich Virnsbergs, 13 km nördlich Ansbachs, kommen die Fahrbahnen – die von Lenkersheim ausgehende Strecke ist auch dabei – auf etwa 8 km Breite herunter, westlich davon verlaufen parallel dazu die Strecke Ickelheim-Ansbach und die, deren Linie, phasenweise 2,5 km breit, ungefähr mit der heutigen Bundesstraße 13 übereinstimmt.⁴⁵⁾ Es ist zu erkennen, daß diese unzähligen von Nord nach Süd gehenden, fast die ganze Landschaft ausnützenden ehemaligen Wege nicht als Folge wirtschaftlicher oder religiöser Beziehungen angelegt worden sein können. Was bleibt, ist die Entstehung aus politisch-militärischen Gründen.

3.1. Frühe Militärsiedlungen (6. Jh.) im südlichen Mittelfranken

Gleiche Grabbauweise und gleiche Grabbeigaben, darunter besonders Waffen, im südlichen Mittelfranken, nämlich in Weißenburg, Westheim und Dittenheim einerseits, und in Kleinlangheim östlich von Kitzingen in Un-

terfranken andererseits, die offensichtlich ihren Ursprung im fränkischen Rheingebiet haben,⁴⁶⁾ brachten den Nachweis, was die auf „-heim“ endenden Orte, häufig Gründungen fränkischer Siedler, andeuten,⁴⁷⁾ nämlich daß in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts enge Beziehungen zwischen diesen Räumen bestanden.⁴⁸⁾ Die genannten Siedlungen in der Region Weißenburg Wassertrüdingen waren, zu erkennen an in den Gräbern gefundenen Waffen, fränkische Militärstützpunkte, die vermutlich nach dem fränkischen Sieg über die Thüringer (529/34) unter Theudebert I. (533–547), der der Sicherung der Straßen besondere Aufmerksamkeit schenkte, eingerichtet wurden. Absicht war, den Donauraum und die Provinz Raetien zu besetzen⁴⁹⁾ und die Verbindung nach Italien zu schützen.⁵⁰⁾ Funde am Donau-nordufer könnten damit zusammenhängen, daß dort „seit der Mitte des 6. Jahrhunderts“ ein fränkischer Flußübergang bestand.⁵¹⁾ Als Gebiet, über das die Kontakte zwischen Rhein-Mainfranken und dem südlichen Mittelfranken liefen, kommt wieder, auf noch schmalen Routen, die Frankenhöhe in Betracht.

3.2. Fränkisch-bayerische Auseinandersetzungen

Nach einer längeren Phase der Konsolidierung der fränkischen Machtpositionen nach den Siegen über die Alamannen (496/97, 506) und über die Thüringer (529/34)⁵²⁾ erweiterten die fränkischen Herrscher ihren Einflußbereich im Süden in Richtung Bayern.⁵³⁾ Möglicherweise schon ab dem Ende des 7. Jahrhunderts,⁵⁴⁾ sicher aber seit 709, gab es bis zum großen Konflikt 787/88, der mit Tassilos Absetzung endete, mehrmals fränkisch-bayerische Auseinandersetzungen, u.a. 725 und 728 die Feldzüge Karl Martells und 743 die beiderseits mit einer hohen Zahl an Kriegeren durchgeführten Kämpfe Karlmanns und Pippins mit Herzog Odilo.⁵⁵⁾

3.3. Die Awarenkriege

Nachdem die Franken durch den Sieg über Tassilo III. direkte Nachbarn der Awaren geworden waren, blieben Verwicklungen mit ihnen nicht aus. Gleich 788 beginnend, setz-

ten sie sich über besonders heftige Kämpfe von 791 bis 797 auch noch von 803 bis 822 fort.⁵⁶⁾

4. Folgerungen

Zusätzlich zu diesem vermutlich die Frankenhöhe im besonderen betreffenden Verkehr wird es Mobilität durch Menschen gegeben haben, die mit den „*unterschiedlichsten Aufgaben und Zielen*“ unterwegs waren. Dazu zählen etwa Boten und Pilger⁵⁷⁾ oder wegen der allgemein weiten Streuung von Grundbesitz mit Fuhrdiensten beauftragte Personen.⁵⁸⁾ Die Zusammenstellung der für die Zeit vor deren großer Umgestaltung⁵⁹⁾ möglicherweise über die Frankenhöhe laufenden Kontakte legt aber nahe, als Auslöser der Entstehung dieser unendlich vielen Fahrbahnen, von denen ein eine Einheit bildender Ausschnitt vorgestellt wurde, die allmählich bis in die Zeit um 800 immer größere Ausmaße annehmenden militärischen Konflikte anzusehen.

Aus dem Awarenfeldzug vom Herbst 791 erfahren wir, daß entlang der beiden Donauufer jeweils eine Heeresabteilung zog, der Proviant und das Kriegsgeschütz mit Schiffen auf der Donau selbst mitgeführt wurden.⁶⁰⁾ Die Aufgaben der Schiffe übernahmen, wenn es, wie im Untersuchungsgebiet, keinen Wasserweg gab, Wagen oder Lasttiere.

Die Wegespuren, die uns die Zeit, als die Frankenhöhe noch ein weitgehend unerschlossenes Waldland war, hinterlassen hat, sind riesenhaft im Vergleich zu denen, die nach der umfassenden Besiedelung entstanden, als es wesentlich mehr zivilen Verkehr gab als vorher. Das scheint die Annahme, daß die ausgedehnten Trassen Auswirkungen kriegerischer Unternehmungen, vor allem gegen die Bayern und die Awaren, sind, zu bestätigen.

VI. Die Windsheimer Bucht als Ausgangsgebiet der fränkischen Expansion

Wie erwähnt, findet man die Kombination aus Siedlung und von dort aus auf die Frankenhöhe kletternder auseinanderfächernder

Trasse wie bei Lenkersheim in analoger Weise bei den sich nach Südwesten am Frankenhöhenrand anschließenden Ortschaften wieder.⁶¹⁾ Es sieht so aus, als gehe die Gründung der im Halbkreis um Windsheim angeordneten Siedlungen, wo man sich sammelte, um von da aus zu Kriegszügen nach Süden aufzubrechen, auf eine planende Institution zurück.⁶²⁾ Man dürfte hier in der Landschaft einen zwar einerseits gewaltigen, andererseits unauffälligen, über große Flächen vom Wald geschützten Abdruck der fränkischen Expansionspolitik vor sich haben.

Die verschiedenen, fast flächendeckend vom Nordrand der Frankenhöhe in den Raum Ansbach verlaufenden Routen wären dann eine in einzelne Tagesabschnitte unterteilte Etappe⁶³⁾ einer von mehreren möglichen Verbindungen zwischen Rhein-Main- und Altmühl-Donaugebiet.⁶⁴⁾ Franken allgemein wird für die damalige Zeit die Funktion als „Brückenkopf“,⁶⁵⁾ „militärische Ausgangsbasis“⁶⁶⁾ oder als Gebiet, das „strategisch wichtig ... für den Aufmarsch gegen Bayern“⁶⁷⁾ gewesen ist, zugesprochen. Diese Bedeutung hatten offenbar in besonderem Maße die alten Siedlungen am Nordrand der Frankenhöhe.⁶⁸⁾ Als Ort, an dem man sich die Planung ausdachte, käme Würzburg,⁶⁹⁾ als Ort, wo man die Ausführung überwachte, der Königshof Windsheim als wahrscheinlicher Verwaltungsmittelpunkt des Rangaus⁷⁰⁾ in Betracht.

An der Tatsache, daß Karl der Große 793 bei Treuchtlingen den Kanal bauen ließ, erkennt man, wie wichtig ihm die Verkehrsverbindung von Nordwesten oder Norden in diese Gegend war.⁷¹⁾ Auf diese Bedeutung dürften die über die Frankenhöhe führenden Wegespuren ebenfalls hinweisen.

VII. Zusammenfassung

Offensichtlich sind in den alten Wegespuren auf der Frankenhöhe zwei voneinander unabhängige, sich in unterschiedlichen Zeiträumen entwickelnde Verkehrssysteme enthalten. Das vor der intensiven Besiedelung entstandene war wahrscheinlich ein Abschnitt einer vor allem militärischen Unternehmungen dienenden Fernstrecke, für die es am

Nord- und Südrand der Frankenhöhe Stützpunkte gab. Es bekam mit der Zeit ungewöhnlich große Ausmaße. Es läßt ein wenig ahnen, wie viele Menschen im frühen Mittelalter mit über weite Strecken führenden Aufgaben zu tun hatten.⁷²⁾

Diese verlassene, von unzähligen Wegebahnen gekennzeichnete Region, die ihre Funktion als wichtiges Durchzugsgebiet vermutlich inzwischen verloren hatte, nutzte man etwa ab 1000 als zusätzliches Siedlungsland. Die neu angelegten Orte brauchten Verkehrsverbindungen, die den veränderten Bedingungen angepaßt waren. Sie sind ebenfalls noch in Teilen, weitgehend zu Waldwegen geworden, zu erkennen. Wie die Relikte aller Kulturlandschaftselemente werden auch die der alten Wege, ohne daß es jemand merkt, laufend, vor allem durch Maßnahmen der Forstwirtschaft, beseitigt.⁷³⁾ So wird es immer schwieriger, frühere Verkehrsverhältnisse zu rekonstruieren.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. Hermann, Axel u.a.: Natur und Landschaft, in: Landkreis Neustadt a.d. Aisch-Bad Windsheim. Heimatbuch für den Landkreis Neustadt a.d. Aisch-Bad Windsheim. Scheinfeld 1982, S. 250–276, hier S. 250–259.
- 2) Vgl. Konold, Werner: Wässerwiesen, Wölbäcker, Hackäcker: Geschichte und Vegetation alter Kulturlandschaftselemente in Südwestdeutschland, in: Verhandlungen der Gesellschaft für Ökologie, Bd. 27. Göttingen 1997, S. 53–61, hier S. 53.
- 3) Vgl. Denecke, Dietrich: Methodische Untersuchungen zur historisch-geographischen Wegforschung im Raum zwischen Solling und Harz. Ein Beitrag zur Rekonstruktion der mittelalterlichen Kulturlandschaft. Göttinger geographische Abhandlungen Heft 54. Göttingen 1969, S. 51–60; ders.: Methoden und Ergebnisse der historisch-geographischen und archäologischen Untersuchung und Rekonstruktion mittelalterlicher Verkehrswege, in: Geschichtswissenschaft und Archäologie. Untersuchungen zur Siedlungs-, Wirtschafts- und Kirchengeschichte. Hg. v. Herbert Jankuhn u. Reinhard Wenskus. Sigmaringen 1979, S. 433–483, hier S. 446, S. 465 Abb. 4c, S. 467 Abb. 6,

- S. 469; Schwarz, Klaus: Archäologisch-topographische Studien zur Geschichte frühmittelalterlicher Fernwege und Ackerfluren im Alpenvorland zwischen Isar, Inn und Chiemsee (Materialhefte zur Bayerischen Vorgeschichte, Reihe A, Band 45, Textband). Kallmünz/Opf. 1989, S. 25.
- 4) Meyer, Erwin: Holzkirchen. Aus der Geschichte eines Riesdorfes und seines Weilers Speckprodi. Nördlingen 1979, S. 12.
- 5) Vgl. Ettel, Peter: Karlbürg-Roßtal-Oberammerthal. Studien zum frühmittelalterlichen Burgenbau in Nordbayern (Frühgeschichtliche und Provinzialrömische Archäologie 5). Rahden/Westf. 2001, S. 214, S. 218, S. 241–244. Rechter, Gerhard: Dorfgeschichte am Oberlauf der Zenn, in: *Schönere Heimat. Erbe und Auftrag*. Hg. v. Bayerischen Landesverein für Heimatpflege e.V. 88. Jg. Heft 2/1999, S. 116–120, hier S. 116. Rettner, Arno: Die Franken kommen, in: Edel und Frei. Franken im Mittelalter Hg. v. Wolfgang Jahn, Jutta Schumann und Evamaria Brockhoff, Katalogteil II, S. 87–89, hier S. 89.
- 6) Vgl. Schwarz, Fernwege (wie Anm. 3), S. 67.
- 7) Fuchshuber, Elisabeth: Historisches Ortsnamenbuch von Bayern. Band 6: Uffenheim. München 1982, S. 128.
- 8) Freundliche Auskunft von Herrn Dr. Robert Schuh. Herr Dr. Schuh war Mitglied der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Vgl. auch Koch, Robert: Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit. Serie A, Band VIII. Berlin 1967; Obst, Ralf: Landnahme und Aufsiedlung im frühmittelalterlichen Mainfranken, in: *Eine Welt in Bewegung. Unterwegs zu Zentren des frühen Mittelalters*. Hg. v. Georg Eggenstein, Norbert Börste, Helge Zöller und Eva Zahn-Biemüller. München–Berlin 2008, S. 70–75, hier S. 70; Stimpfig, Karl Ernst: *Chronik Lenkersheim. Dokumentation – Schicksal einer ehemaligen fränkischen Reichsstadt – 1200–2000*. Lauf a.d. Pegnitz, S. 35 b).
- 9) Herzlichen Dank an Herrn Dr. Gerhard Rechter, Direktor des Staatsarchivs Nürnberg, für die Möglichkeit, dieses Problem mit ihm zu besprechen!
- 10) Zur Frage, wie Landschaftsbedingungen den Verlauf einer Route beeinflussen konnten, s. Denecke, Dietrich: *Linienführung und Netzgestalt mittelalterlicher Verkehrswege – eine raumstrukturelle Perspektive*, in: Rainer Christoph (Hg.): *Straßen- und Verkehrswesen im hohen und späten Mittelalter. Vorträge und Forschungen*. (= Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, Band LXVI). Ostfildern 2007, S. 49–70, hier S. 50, S. 52, S. 55.
- 11) Vgl. Bauer, Reinhard: *Die ältesten Grenzbeschreibungen in Bayern*. München 1988, S. 121 f.; Rechter, *Dorfgeschichte* (wie Anm. 5), hier S. 116; ders.: *Zur Geschichte Oberzenns*, in: *Festschrift zur 1150-Jahr-Feier der Gemeinde Oberzenn 830/50–1983*, S. 11–64, hier S. 11.
- 12) Allerdings gab es sicher auch nach der Zeit, in der sich die Trassen ständig verbreitert hatten, noch über die Frankenhöhe laufende Wege. Vielleicht waren sie manchmal bei der Standortwahl einer Neusiedlung maßgebend.
- 13) In der Wiese westlich Schußbachs ist die früher benutzte Verbindung zwischen Dorf und Waldrand als gut erkennbare Vertiefung erhalten.
- 14) Bei dem mittleren und nördlichen Lenkersheimer Anstieg laufen die Bahnen im Abhang, nachdem sie sich zunächst getrennt hatten, wegen der Besonderheit des Terrains wieder zusammen. Die einen treffen auf einen Geländeeinschnitt, die anderen auf eine Bergnase.
- 15) S. Müller, Rainer A./ Buberl, Brigitte (Hg.): *Reichsstädte in Franken* (Katalog). Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur Nr. 14/87. Wemding 1987, S. 87; Rechter, Gerhard: *Das Land zwischen Aisch und Rezat. Die Kommande des Deutschen Ordens und die Güter im oberen Zenngrund* (= Schriften des Zentralinstituts für fränkische Landeskunde und allgemeine Regionalforschung an der Universität Erlangen-Nürnberg, Band 20). Neustadt/Aisch 1981, S. 255, 4*–109*.
- 16) Dazu unzählige die Frankenhöhe betreffende Beispiele bei Rechter: *Aisch und Rezat* (wie Anm. 15).
- 17) Auskunft eines Unteraltenbernhaimer Bürgers.
- 18) Feiler, Emanuel: *Neuhof a.d. Zenn. Portrait eines fränkischen Marktes im Lichte der deutschen Geschichte*. Hg. v. Ewald Dosler. Neustadt a.d. Aisch 1999, S. 27f.
- 19) Bedal, Konrad: *Bauernhäuser im Mittelalter. Ländlicher Hausbau vom 14. bis ins 16. Jahrhundert im nördlichen Bayern*, in: ders./Heidrich, Hermann: *Bauernhäuser aus dem Mittelalter*. Bad Windsheim 1997, S. 8–88, hier S. 73. Die Wüstung Zennhausen liegt gut 1 km ostnordöstlich ihres Nachfolgeortes Neuhof

- a.d. Zenn. S. dazu Rechter, Dorfgeschichte (wie Anm. 5), hier S. 116.
- 20) Nach Meinung (mündliche Äußerung) von Prof. Dr. Konrad Bedal, Freilandmuseum Bad Windsheim, stammen die bunten Ziegel der Windsheimer Seekapelle aus Zennhausen. In einem der beiden Zennhäuser Brennöfen wurden bunte, glasierte Ziegel hergestellt. S. dazu Held, Martin: Ausgrabungen 1999/Anfang 2000 in Zennhausen, in: Markt Erlbacher Heimatbrief, Februar 2000, S. 14–17.
- 21) Bedal, Konrad: Apostel und Engel im Schutt. Kachel- und Irdenwarenfunde des 16. bis 18. Jahrhunderts von einer bisher unbekanntem Hafnerwerkstatt in Windsheim, in: Franken unter einem Dach 1996, Heft 18. Bad Windsheim 1999, S. 5–37, hier S. 7.
- 22) In der Gründungsurkunde des Bistums Würzburg von 741/42 werden beim Ausstattungsgut die drei am Frankenhöhenrand liegenden Königshöfe Riedfeld (es gehört heute zu Neustadt a.d. Aisch), Ickelheim und Burgbernheim, dazu, etwas zurückliegend (5 km), vermutlich beim heutigen Kleinwindsheimermühle, Windsheim genannt. Vgl. Störmer, Wilhelm: Der Raum Markt Bergel-Windsheim im frühen Mittelalter, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 25 (1962), S. 312–351, hier S. 312–321, S. 334f.; ders.: Franken von der Völkerwanderungszeit bis 1268. Dokumente zur Geschichte von Staat und Gesellschaft in Bayern 2.1. München 1999, S. 180.
- 23) Piparodi (Biberöde) in dem dem Kloster Spalt übergebenen Gebiet östlich Flachlandens liegt einsam („*infra ipsum heremum*“, s. Bauer: Grenzbeschreibungen [wie Anm. 11], S. 119), das Kloster Ansbach laut Klosterdiplom von 786 im Vircunniawald („*infra Walto, qui vocatur Vircunnia*“), s. Fechter, Elisabeth: Die Ortsnamen des Landkreises Ansbach. mss. Erlangen 1955, S. 189. Die Frankenhöhe, das ist der Vircunniawald, die einsame Piparodige- gend, das ist die Kontrastlandschaft zum Alt- siedelland, deren Eigenschaften die ausufernden Trassen ermöglichte.
- 24) Neben Ansbach scheint Herrieden bei Kriegs- zügen der Franken gegen Bayern oder die Awaren ein wichtiger Stützpunkt gewesen zu sein. S. Adamski, Margareta: Herrieden. Kloster, Stift und Stadt im Mittelalter (= Schriften des Instituts für fränkische Landesforschung an der Universität Erlangen, Historische Reihe Band 5). Kallmünz 1954, S. 16–20. Man sollte die Möglichkeit, daß man in Herrieden Boote ins Wasser ließ, in Betracht ziehen. Man fährt jedenfalls heute dort mit Booten herum.
- 25) Vgl. Ettel, Karlburg-Rosstal-Oberammerthal (wie Anm. 5), S. 224; Störmer, Franken (wie Anm. 22), S. 68.
- 26) Vgl. Haas-Gebhard, Brigitte: Ein frühmittelal- terliches Gräberfeld bei Dittenheim. Europe medievale. Montagnac 1998, S. 126. Haber- stroh, Jochen: Siedlungsgeschichtliche Ent- wicklungen im frühmittelalterlichen Franken aus archäologischer Sicht, in: Franken im Mittelalter. Hefte zur bayerischen Landesge- schichte. Hg. v. Johannes Merz u. Robert Schuh. Dachau 2004, S. 3–23, hier S. 12. Koch, Ro- bert u. Ursula: Die fränkische Expansion ins Main- und Neckargebiet, in: Die Franken. Wegbereiter Europas. Mainz 1996, S. 270– 284, hier S. 280–283.
- 27) Vgl. Ellmers, Detlev: Die Verkehrssituation zwischen Obermain und Altmühl in der Zeit Karls des Großen, in: bau intern. Zeitschrift der Bayerischen Staatsbauverwaltung für Hoch- bau, Städtebau, Straßen- und Brückenbau, Eisenbahnwesen und Wasserwirtschaft 1993, S. 4–7, hier S. 5. Koch, Robert/Leininger, Ger- hard: Der Karlsgraben. Ergebnisse neuer Er- kundungen, in: bau intern 1993, S. 11–15, hier S. 11; Koch, Robert: Fossa Carolina. 1200 Jahre Karlsgraben, in: Denkmalpflege Infor- mationen. Ausgabe D Nr. 19. Bayerisches Lan- desamt für Denkmalpflege. München 1993, S. 4; ders.: Fossa Carolina. Neue Erkenntnisse zum Schifffahrtskanal Karls des Großen, in: Häfen, Schiffe, Wasserwege. Schriften des Deutschen Schifffahrtsmuseums, Band 58. Ham- burg 2002, S. 54–70, hier S. 55; Störmer, Wil- helm: Frühmittelalterliche Grundherrschaft bayerischer Kirchen (8.-10. Jahrhundert), in: Rösener, Werner (Hg.): Strukturen der Grund- herrschaft im frühen Mittelalter (= Veröffent- lichungen des Max-Planck-Instituts für Ge- schichte 92), S. 370–410, hier S. 403ff.; ders.: Franken bis zum Ende der Stauferzeit, in: Edel und Frei (wie Anm. 5), S. 17–49, hier S. 23.
- 28) S. Ettel, Karlburg-Rosstal-Oberammerthal (wie Anm. 5), S. 85, S. 87f., S. 97; ders.: Karlburg am Main – vom fränkischen Königshof mit Burg(en) und Kloster zum bischöflichen Zentralort, in: Eine Welt in Bewegung. Unterwegs zu Zen- tren des frühen Mittelalters. Hg. v. Georg Eg- genstein, Norbert Börste, Helge Zöller u. Eva Zahn-Biemüller. München–Berlin 2008, S. 76– 82, hier S. 80. Haberstroh, Entwicklungen (wie Anm. 26), S. 14; Obst, Ralf/ Walter, Joachim: Karlburg – Kloster, Dorf, Burg, Königshof, in:

- Frankenland. Zeitschrift für Fränkische Landeskunde und Kulturpflege. Heft 1 (2002), S. 37–42, hier S. 40f. Steuer, Heiko: Handel und Wirtschaft in der Karolingerzeit, in: 799 – Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn. Beiträge zum Katalog der Ausstellung. Paderborn 1999, S. 406–416, hier S. 408, S. 413; Störmer, Wilhelm: Die innere Entwicklung: Staat, Gesellschaft, Kirche, Wirtschaft, in: Handbuch der bayerischen Geschichte. Begr. v. Max Spindler. Hg. v. Andreas Kraus. Bd. II. München 1997, S. 210–330, hier S. 244f., S. 253, S. 321; ders.: Franken (wie Anm. 22), S. 63; Wamser, Ludwig: Zu einer Tatinger Kanne und ausgewählten Kleinfunden aus Karlburg am Main. Anmerkungen zu Handel und Verkehr, Weinbau und Missionierung im Nordosten des Karolingerreiches, in: Dedicatio. Kallmünz/Opf. 1999, S. 206–242, hier S. 216, S. 220; ders.: Zur archäologischen Bedeutung der Karlburger Funde, in: 1250 Jahre Bistum Würzburg. Archäologisch-historische Zeugnisse der Frühzeit. Hg. v. Jürgen Lenssen u. Ludwig Wamser. Würzburg 1992, S. 319–343, hier S. 320, S. 322, S. 326, S. 331.
- 29) Vgl. Rümelin, Burkart/ Eckoldt, Martin: Die Donau, in: Eckoldt, Martin (Hg.): Flüsse und Kanäle. Die Geschichte der deutschen Wasserstraße. Hamburg 1988, S. 294–311, hier S. 298; Steuer: Handel und Wirtschaft (wie Anm. 28), S. 408.
- 30) Alois Schmid gesteht Regensburg für die Karolingerzeit höchstens in Ansätzen eine Rolle als „Wirtschaftsstandort von überregionaler Bedeutung“ zu; s. dazu Schmid, Alois: Regensburg und der Osten, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg. Verein für Regensburger Bistumsgeschichte. Bd. 39. Hg. v. Georg Schwaiger. Regensburg 2005, S. 311–325, hier S. 317f.
- 31) Ettl, Peter/Rödel, Dieter: Castellum und villa Karlburg. Historische und archäologische Überlieferung, in: 1250 Jahre Bistum Würzburg (wie Anm. 28), S. 297–318, hier S. 318; Ettl: Eine Welt in Bewegung (wie Anm. 28), hier S. 80; Wamser: Zur archäologischen Bedeutung der Karlburger Befunde, in: 1250 Jahre Bistum Würzburg (wie Anm. 28), S. 319–343, hier S. 331; zu Einflüssen des Rheinlandes auf den Ostalpenraum ab dem 9. Jh. vgl. Sbribar, V.: Der Karantanisch-Köttlacher Kulturkreis, in: Aquileia Nostra 54–56 (1983/85), S. 269–319.
- 32) Bauer, Grenzbeschreibungen (wie Anm. 11), S. 122, S. 126; Fechter, Elisabeth: Die Ortsnamen des Landkreises Ansbach, mss. Erlangen 1955, S. 184–186.
- 33) S. dazu Rechter: Dorfgeschichte (wie Anm. 5), hier S. 116; ders.: Geschichte Oberzenns (wie Anm. 11), hier S. 11.
- 34) Störmer: Markt Bergel-Windsheim (wie Anm. 22), S. 333–335, S. 349.
- 35) Vgl. Meyer: Holzkirchen (wie Anm. 4), S. 18f.
- 36) Störmer: Markt Bergel-Windsheim (wie Anm. 22), S. 316–320.
- 37) In diesen Zusammenhang würde es gut passen, daß (was Adolf Bayer als Möglichkeit angibt) der erst für spätere Zeit bezeugte Herrieder Besitz um Lehrberg schon durch den Gründer Kadold an das Kloster kam; Bayer, Adolf: St. Gumberts Kloster und Stift in Ansbach (= Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, IX. Reihe). Würzburg 1948, S. 51f.
- 38) Rechter: Geschichte Oberzenns (wie Anm. 11), S. 11; vgl. Abel, Wilhelm: Landwirtschaft 500–900, in: Handbuch der deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Von der Frühzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Hg. v. H. Aubin u. W. Zorn. Stuttgart 1971, S. 83–108, hier S. 107; Rösener, Werner: Die Grundherrschaft, in: Benecke, Norbert/Donat, Peter/Gringmuth-Dallmer, Eike/Willerding, Ullrich (Hg.): Frühgeschichte der Landwirtschaft in Deutschland. Langenweißbach 2003, S. 228–240, hier S. 230, S. 237; Steuer: Handel (wie Anm. 28), S. 407, S. 414.
- 39) S. Adamski: Herrieden (wie Anm. 24), S. 20f. Flachenecker, Helmut: Der Bischof und sein Bischofsitz: Würzburg – Eichstätt – Bamberg im Früh- und Hochmittelalter, in: Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte Jg. 1996, S. 148–181, hier S. 155f.; Koch, Robert: Das Kloster des Gundpertus und Chorherrenstift St. Gumbert zu Ansbach, in: 1250 Jahre Bistum Würzburg (wie Anm. 28), S. 229–234, hier S. 229; Schmale, Franz-Joseph/ Störmer, Wilhelm: Franken vom Zeitalter der Karolinger bis zum Interregnum (716/19–1257). Die politische Entwicklung, in: Handbuch der bayerischen Geschichte. Bd. I. München 1997, S. 115–210, hier S. 118, S. 122f., S. 124f.; Schmid, Alois: Fränkisches Adelskloster – staufische Territorialstadt – hohenzollersche Residenz. Hauptstationen der älteren Geschichte der Stadt Ansbach, in: Jahrbuch für fränk. Landesforschung 59 (1999), S. 23–35, hier S. 25, S. 27; Störmer: Innere Entwicklung (wie Anm. 28), hier S. 216, S. 239f.; ders.: Franken (wie Anm.

- 22), S. 65; ders.: Franken bis zum Ende der Stauferzeit (wie Anm. 27), hier S. 38f.
- 40) Flachenecker: Bischof und Bischofsitz (wie Anm. 39), hier S. 156.
- 41) Zwei Jahre später wurden die Reliquien des hl. Quirinus von Rom über Solnhofen und Holzkirchen (im Ries) nach Fulda gebracht; Meyer: Holzkirchen (wie Anm. 4), S. 14.
- 42) Ebd.; Schreibmüller, Hermann: Ein Reliquienzug durch Herrieden im Jahr 836, in: Heimatblätter für Ansbach und Umgebung. 9. Jg. Nr. 8 (1933), S. 29–31, hier S. 29f.
- 43) S. Adamski: Herrieden (wie Anm. 24), S. 34; Fuchshuber: Ortsnamenbuch (wie Anm. 7), S. 42*; Meyer: Holzkirchen (wie Anm. 4), S. 14f.; Scherzer, Conrad: Franken. Land, Volk, Geschichte, Kunst und Wirtschaft. Bd. 1. Nürnberg 1962, S. 387f.; Schreibmüller: Reliquienzug (wie Anm. 42), hier S. 30.
- 44) Auch Elisabeth Fuchshuber nimmt an, daß der Reliquienzug durch Marktbergel kam (a.a.O.).
- 45) Die Aufgänge von Marktbergel, Illesheim, Urfersheim, Westheim und z.T. von Sontheim treffen sich in der Umgebung von Oberdachstetten u. gehen dann vereinigt in Richtung Ansbach weiter.
- 46) Haberstroh: Entwicklungen (wie Anm. 26), hier S. 11; Reiß, Robert: Der merowingerzeitliche Reihengräberfriedhof von Westheim (Kreis Weißenburg-Gunzenhausen). Forschungen zur frühmittelalterlichen Landesgeschichte im südwestlichen Mittelfranken (= Wissenschaftliche Beibände zum Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, Bd. 10). Nürnberg 1994, S. 32, S. 66f., S. 194, S. 222.
- 47) Obst: Landnahme und Aufsiedlung (wie Anm. 8), S. 70–75, hier S. 70; Koch: Fränkische Expansion (wie Anm. 26), hier S. 275. Schuh, Robert: Die germanisch-deutsche und slawische Besiedelung Frankens im Lichte der Ortsnamen, in: Franken im Mittelalter. *Francia orientalis, Franconia, Land zu Franken: Raum und Geschichte*. Hg. v. Johannes Merz u. Robert Schuh. Dachau 2004, S. 25–41, hier S. 32f.
- 48) Haas-Gebhard: Gräberfeld bei Dittenheim (wie Anm. 26), S. 124–126. Haberstroh: Entwicklungen (wie Anm. 26), hier S. 11–13; Koch: Fränkische Expansion (wie Anm. 26), hier S. 280–283; Menghin, Wilfried: Die Franken in Nordbayern, in: Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488–788. Hg. v. Hermann Dannheimer u. Heinz Dopsch. Korneuburg 1988, S. 101–107, hier S. 103, S. 105; ders., Grundlegung. Das frühe Mittelalter, in: Handbuch der bayerischen Geschichte. Bd. 3, 1, S. 47–65, hier S. 58–62; Reiß: Reihengräberfriedhof Westheim (wie Anm. 45), S. 66–69, S. 221–224; Rettner, Arno: Die Franken kommen, in: Edel und Frei. Franken im Mittelalter, Hg. v. Wolfgang Jahn, Jutta Schumann u. Evamaria Brockhoff. Bobingen 2004, S. 87–90, hier S. 89.
- 49) S. dazu Adamski: Herrieden (wie Anm. 24), S. 9; Koch: Fränkische Expansion (wie Anm. 26), hier S. 280–283; Schmid: Regensburg und der Osten (wie Anm. 30), hier S. 313; Weiß, Dieter J.: Die Entstehung Frankens im Mittelalter, in: Franken – Vorstellung und Wirklichkeit in der Geschichte. Hg. v. Werner K. Blessing. Neustadt a.d. Aisch 2003, S. 51–67, hier S. 53.
- 50) Haas-Gebhard: Gräberfeld bei Dittenheim (wie Anm. 26), S. 125f.
- 51) Haberstroh: Entwicklungen (wie Anm. 26), hier S. 12.
- 52) Vgl. Koch: Fränkische Expansion (wie Anm. 26), hier S. 270f.; Schmidt, Berthold: Das Königreich der Thüringer und seine Eingliederung in das Frankenreich, in: Die Franken. Wegbereiter Europas. Mainz 1996, S. 285–297, hier S. 290–293; Störmer: Franken bis zum Ende der Stauferzeit (wie Anm. 27), hier S. 18.
- 53) Menghin: Die Franken in Nordbayern (wie Anm. 48), hier S. 105; Störmer, Innere Entwicklung (wie Anm. 28), S. 89–112, hier S. 95–98; ders., Franken bis zum Ende der Stauferzeit (wie Anm. 27), S. 19.
- 54) Wolfram, Herwig: Baiern und das Frankenreich, in: Die Bajuwaren (wie Anm. 48), S. 130–135, hier S. 132.
- 55) Vgl. Bayer: S. Gumberts Kloster (wie Anm. 37), S. 18, S. 59, S. 71; Bóna, István: Neue Nachbarn im Osten, in: Die Bajuwaren (wie Anm. 48), S. 108–128, hier S. 116; Eigler, Friedrich: Die früh- und hochmittelalterliche Besiedelung des Altmühl-Rezat-Rednitz-Raums (= Eichstätter Geographische Arbeiten, Bd. 11). München–Wien 2000, S. 181; Ettl: Karlburg-Rosstal-Oberammerthal (wie Anm. 5), S. 224 Anm. 817; Flachenecker: Bischof und Bischofsitz (wie Anm. 39), hier S. 154; Löwe, Heinz: Deutschland im fränkischen Reich, in: Handbuch der deutschen Geschichte. Hg. v. Herbert Grundmann. Bd. 1. Stuttgart 1970, S. 99–215, hier S. 157, S. 160f.; Rümelin/Ekoldt: Donau (wie Anm. 29), S. 298; Schmale/

- Störmer: Franken (wie Anm. 39), hier S. 125, S. 129f.; Störmer, Wilhelm: Das Herzogsgeschlecht der Agilolfinger, in: Die Bajuwaren (wie Anm. 48), S. 141–152, hier S. 150–152; ders.: Innere Entwicklung (wie Anm. 28), hier S. 236; Wolfram, Herwig: Bayern und das Frankenreich (wie Anm. 54), hier S. 132.
- 56) Vgl. Bóna: Nachbarn (wie Anm. 55), S. 117; Ettl: Karlbürg-Obertal-Oberammerthal (wie Anm. 5), S. 224 Anm. 817; Koch/Leininger: Karlsgraben (wie Anm. 27), hier S. 11; Riezler, Siegmund: Geschichte Bayerns. Bd. 1. Gotha 1878, S. 176, S. 179f., S. 181f., S. 183, S. 190; Rümelin/Eckoldt: Donau (wie Anm. 29), S. 298; Schmid: Regensburg und der Osten (wie Anm. 30), hier S. 313; Schmid, Peter: Regensburg. Stadt der Könige und Herzöge im Mittelalter. Kallmünz/Opf. 1977, S. 308–318, S. 450f.; 822 gab der Slavenfürst Liudewit, der 819 von den Franken abgefallen war, gegen eine Übermacht den Kampf auf; Riezler, a.a.O., S. 190.
- 57) Capelle, Torsten: Wege zum Ziel, in: Eine Welt in Bewegung (wie Anm. 8), S. 56–61, hier S. 61.
- 58) Vgl. Elmshäuser, Konrad: *Facit navigium*. Schifffahrt auf Seine, Marne, Mosel und Rhein in Quellen zur frühmittelalterlichen Grundherrschaft, in: Häfen, Schiffe, Wasserwege, Schriften des deutschen Schifffahrtsmuseums. Bd. 58. Hg. v. Konrad Elmshäuser, S. 22–53, bes. S. 28–31; Rösener, Werner: Strukturformen der adeligen Grundherrschaft im frühen Mittelalter, in: ders. (Hg.): Strukturen der Grundherrschaft im frühen Mittelalter. Göttingen 1993, S. 126–180, hier S. 140, S. 144–148, S. 170f.; ders.: Die Grundherrschaft (wie Anm. 38), S. 228–240, hier S. 232, S. 234, S. 237.
- 59) Werner Rösener (Bauern im Mittelalter. München 1985, S. 42) sieht in den Kolonisierungsvorgängen der Zeit um 1000, also in der Verwandlung von „weiten Wald- und Sumpfflächen in eine intensiv bewirtschaftete Kulturlandschaft“, einen Vorgang, der mit dem Umbau der Landschaft bei der Industrialisierung im 19. und 20. Jahrhundert vergleichbar sei.
- 60) Riezler: Geschichte (wie Anm. 56), S. 179f.
- 61) Die gleichen Verhältnisse bestehen von Lenkersheim aus nach Nordosten bis zum in dieser Reihe von Dörfern – außer Birkenfeld alles „heim“-Orte – letzten Ort, dem Königshof Riedfeld. Vgl. Held, Martin: Altstraßen in der Umgebung von Linden und Markt Erlbach, in: Streiflichter aus der Heimatgeschichte 1995. Geschichts- und Heimatverein Neustadt a.d. Aisch, S. 5–45, hier S. 7–21; Mück, Wolfgang: Der Königshof Riedfeld im Rangau, in: Königshof Riedfeld-Neustadt a.d. Aisch 741–1991. Neustadt a.d. Aisch 1991, S. 19–44, hier S. 28.
- 62) „Die orientierten heim-Orte um Königshöfe“, lassen Wilhelm Störmer „an eine Art Militärsiedlung im Rahmen der inselhaft bewohnten mainfränkischen Region“ denken; Störmer: Innere Entwicklung (wie Anm. 53), hier S. 95f.
- 63) Markgraf Kasimir war im Bauernkrieg im Mai 1525 mit seinem Heer (1000 Mann) von Ansbach nach Markt Erlbach (ca. 25 km) zwei Tage unterwegs; Siegmund, Walter: Von Wilhermsdorf nach Markt Erlbach. Episoden aus der Geschichte einer fränkischen Landschaft. Erlangen-Eltersdorf 2000, S. 137.
- 64) Vgl. Schmale/Störmer: Franken vom Zeitalter der Karolinger bis zum Interregnum (wie Anm. 39), hier S. 129.
- 65) Störmer: Innere Entwicklung (wie Anm. 28), hier S. 212.
- 66) Weiß: Entstehung Frankens (wie Anm. 49), S. 51–67, hier S. 56.
- 67) Störmer: Franken (wie Anm. 22), S. 61.
- 68) Zu Entstehung, Alter, Aufgabe der Königshöfe: s. Obst: Landnahme und Aufsiedlung (wie Anm. 8), S. 70–75, hier S. 72; Schmale/Störmer: Franken vom Zeitalter der Karolinger bis zum Interregnum (wie Anm. 39), S. 116, S. 126f.; Störmer: Innere Entwicklung (wie Anm. 28), hier S. 89f., S. 110.
- 69) Vgl. Schmale/Störmer: Franken vom Zeitalter der Karolinger bis zum Interregnum (wie Anm. 39), S. 122f.
- 70) Der Königshof Windsheim dürfte beim Zusammenfluß von Rannach und Aisch, ungefähr da, wo Kleinwindsheimermühle sich befindet, gelegen haben. Die Rannach gibt dem Rangau den Namen. Vgl. dazu Fuchshuber: Ortsnamenbuch (wie Anm. 7), S. 118; von Guttenberg, Erich Freiherr: Über den Rangau. Sonderdruck aus „Herzogenaaurach. Ein Heimatbuch“. Herzogenaaurach 1949, S. 31; Hofmann, Hanns Hubert: Neustadt-Windsheim. Historischer Atlas von Bayern. Teil Franken. Reihe I. Heft 2. München 1953, S. 15; Kaufmann, Verena: Archäologische Untersuchungen auf dem Marktplatz von Bad Windsheim, Lkr. Neustadt/Bad Windsheim, in: Beiträge zur Archäologie in Mittelfranken 6/2001. Büchenbach 2001, S. 249–261, hier S. 254f.; Mück: Königshof Riedfeld (wie Anm. 61), hier S. 26; Rechter:

Aisch und Rezat (wie Anm. 15), S. 10; Störmer: Markt Bergel-Windsheim (wie Anm. 22), S. 321f., S. 334; ders.: Innere Entwicklung (wie Anm. 28), S. 89–112, hier S. 89f.; zur Zusammenfassung mehrerer Königshöfe zu einem Fiskalbezirk s. Rösener: Grundherrschaft (wie Anm. 38), hier S. 231; Schmale/Störmer: Franken vom Zeitalter der Karolinger bis zum Interregnum (wie Anm. 39), S. 127.

⁷¹⁾ S. Ettel: Karlbürg-Lothal-Oberammerthal (wie Anm. 5), S. 224 Anm. 817; ders.: Der Verkehrs- und Handelsweg Main mit Fossa Carolina, Burgen und Königshöfen in merowingisch-karolingischer Zeit, in: Eine Welt in Bewegung

(wie Anm. 28), S. 83–90, hier S. 83, S. 89; Koch/Leininger: Karlsgraben (wie Anm. 27), hier S. 11; Koch: Fossa Carolina (wie Anm. 27), hier S. 55; Störmer: Innere Entwicklung (wie Anm. 28), hier S. 212; ders.: Franken (wie Anm. 27), hier S. 23.

⁷²⁾ Vgl. Eggenstein, Georg/Zöller, Helge: Einführung in die Ausstellung, in: Eine Welt in Bewegung (wie Anm. 28), S. 12.

⁷³⁾ S. dazu Held, Martin: Gefährdung des im Wald verborgenen kulturhistorischen Erbes: Beispiel Frankenhöhe, in: Schönerer Heimat Erbe und Auftrag. Bayerischer Landesverein für Heimatpflege e. V., 96. Jg., Heft 1/2007, S. 21–26.

Verkehrswege auf der fränkischen Platte

von

Bernd Schätzlein

Der behandelte Untersuchungsraum umfaßt den Westteil der fränkischen Platte, die zwischen Maindreieck und Mainviereck gelegene Marktheidenfelder Platte. Der Main als wichtigste Ost-West-Verbindung gab hier die Hauptrichtung der Verkehrsströme vor, und so ist es nur natürlich, daß die wichtigsten Fernstraßen auch in dieser Richtung verliefen. In diesen Richtungen lagen auch die Wirtschaftsmetropolen des Mittelalters: Nürnberg und Frankfurt. Straßen in Nord-Süd-Richtung hatten mit großen Hindernissen zu kämpfen, da hier mehrere zum Teil tief eingeschnittene Täler zu durchqueren waren. Daher ist es kein Wunder, daß in dieser Richtung nur wenige Straßen für relativ kurze Zeit von Bedeutung waren.

Die Marktheidenfelder Platte wird im Süden von der Tauber, in den drei anderen Himmelsrichtungen vom Main begrenzt. Diese Flüsse konnten nur an wenigen Stellen durchquert werden. Die Furten und späteren Brücken stellten wichtige Verkehrsknotenpunkte dar. Diese Furten wurden schon seit der Frühzeit genutzt, später bildete die 1133 erbaute Mainbrücke in Würzburg den wichtigsten Mainübergang im Osten. Eine große Zahl von Fernstraßen durchquerte die Marktheidenfel-

der Platte. Um die Untersuchung übersichtlicher zu gestalten sollen diese in drei große Gruppen eingeteilt werden: Zum ersten in Straßen, die den Spessart im Süden umgingen oder zum Mainhafen nach Wertheim führten. Dann solche, die durch den Spessart führten und zuletzt Straßen in Nord-Süd-Richtung. Straßen, die eine besondere Wichtigkeit für die Erschließung des Verkehrsraumes hatten, werden ausführlicher dargestellt.

1. Ost-West-Verbindungen – Straßen südlich des Spessarts

1.1. Alte Nürnberger Geleitstraße

Die über lange Zeit wichtigste Fernverkehrsstraße, die im Süden unser Untersuchungsgebiet tangierte, war die so genannte alte Nürnberger Geleitstraße. Diese Geleitstraße wurde über Jahrhunderte von Nürnberger und teilweise auch Augsburger Kaufleuten auf ihrem Weg zu den Frühjahrs- und Herbstmessen in Frankfurt genutzt.

Straßenverlauf: Nürnberg – Fürth – Uffenheim – Aub – Simmringen – Messelhausen – Grünsfeld – Tauberbischofsheim – Kilsheim – Miltenberg – linksmainisch auf der alten

Römerstraße über Stockstadt – Seligenstadt – Frankfurt.

Die lange Benutzung dieser Straße hat sich in zahlreichen Quellen niedergeschlagen, so daß hier nur eine kleine Auswahl wiedergegeben werden kann. Im 12. Jahrhundert werden Zoll und Geleit zwischen Gelchsheim und Aub von Kaiser Friedrich Barbarossa den Herren von Hohenlohe als Reichslehen eingeräumt.¹⁾ Als um 1360 auch Augsburger Kaufleute auf der Nürnberger Geleitstraße nach Frankfurt ziehen wollten, wurde ihnen von den Geleitsherren Schutz zugesagt.²⁾ Es waren dies die Herren von Hohenlohe-Brauneck (Nördlingen – Simmringen), von Rieneck (Simmringen – Tauberbischofsheim) und der Erzbischof von Mainz (Tauberbischofsheim – Frankfurt). Im 15. Jahrhundert erwarb das Hochstift Würzburg mit der Herrschaft Reichelsberg auch das Geleit um Aub und Gelchsheim.³⁾ Mit den Markgrafen als den Rechtsnachfolgern der Herren von Brauneck als Geleitnachbarn kam es daraufhin zu anhaltenden Streitigkeiten. Diese wurden erst nach langen Verhandlungen mit einer Übereinkunft in Aub beigelegt.⁴⁾

Schon früh taucht die Straße in Reiseberichten auf. So ist sie 1298 erstmalig in einer Reiseabrechnung belegt.⁵⁾ 1346 reiste der Gesandte des englischen Königs Walther de Mora über die Geleitstraße von London nach Ungarn.⁶⁾ Stationen seiner Reise waren dabei Mainz, Miltenberg, Tauberbischofsheim und Nürnberg. Auch in frühen Landkarten, den sogenannten Meilenscheiben, taucht die Straße Miltenberg – Tauberbischofsheim auf. 1380 wird diese Strecke als kürzeste Verbindung zwischen Brügge und Venedig erwähnt.⁷⁾

Die überregionale Bedeutung der alten Nürnberger Geleitstraße bewirkte, daß mit den fahrenden Händlern, Heeren oder Pilgern auch Krankheiten und Elend in die Städte und Orte entlang des Weges einzogen. In diesem Zusammenhang ist die Gründung des Spitals in Aub durch Gottfried II. von Hohenlohe-Brauneck im Jahr 1355 zu sehen. Kriegswirren und die Verlagerung der Verkehrsströme durch die Landesherren auf andere Straßen brachten im 17. Jahrhundert einen starken Rückgang der Bedeutung der alten Nürnberger Geleitstraße.

1.2. Nürnberger Geleitstraße ab 1420 genannt Kaiserstraße

Die hohen Einnahmen, die die Nürnberger Kaufleute an Straßen- und Geleitsgebühren an die jeweiligen Landesherren zu entrichten hatten, führten dazu, daß ab 1420 der Würzburger Fürstbischof die Nürnberger Kaufleute auf ihrem Weg nach Frankfurt zum Umweg über Neustadt/Aisch – Kitzingen – Würzburg und Tauberbischofsheim zwang.⁸⁾ Von hier führte der Weg dann auf der alten Nürnberger Geleitstraße nach Frankfurt. Die Straße behielt diese Bedeutung bis zum Ende des Geleitwesens um 1800. Heute verläuft die Bundesstraße 27 zwischen Würzburg und Tauberbischofsheim in weiten Teilen auf der Kaiserstraße genannten Strecke.

Die Entstehung dieser Straße ist vor der Gründung des Bistums Würzburg im Jahr 741 anzusetzen, da das Territorium des Erzstifts Mainz im Bereich des Guttenberger und Irtenberger Waldes bis vor die Tore Würzburgs reichte.⁹⁾ Ihren Namen erhielt sie von den Durchzügen der römischen Kaiser auf dem Weg zur Krönung in Frankfurt.

Straßenverlauf: Würzburg – Höchberg – Kist – Irtenberg – Gerchsheim – Großrinderfeld – Tauberbischofsheim.

Das Geleit auf der Kaiserstraße teilten sich das Hochstift Würzburg und das Erzstift Mainz. Die Übergabestelle des Geleites war über Jahrhunderte hinweg der Grund für Rechtsstreitigkeiten der Geleitsherren. Am Anfang lag sie am „Kalten Loch“, einer Brücke über einen kleinen Bach nördlich von Kist, in der Nähe der heutigen Autobahntrasse der A3. Nach langen Differenzen¹⁰⁾ wurde die Geleitgrenze 1583 nach Irtenberg verlegt. Hier lag sie dann an der Kreuzung der Kaiserstraße mit der Weinstraße, einer später noch aufgeführten Geleitstraße, beim heutigen Forsthaus Irtenberg.¹¹⁾ Als sichtbares Grenzzeichen errichtete man 1584 die Geleitsäulen. Diese stehen heute um etwa 200 Meter nach Osten versetzt an der ehemaligen Trasse der Weinstraße.

In der Nähe der Kreuzung Kaiserstraße/Weinstraße befand sich bereits in spätkeltischer Zeit eine Viereckschanze.¹²⁾ Diese keltische Anlage war es vermutlich auch, die im

Jahr 779 im Rahmen der Würzburger Markbeschreibung als „*Sundorum Erdburg*“, südliche Erdburg, bezeichnet wird (im Gegensatz zur nördlichen Erdburg, vermutlich der Erbachshof bei Eisingen). Hier bildete sich später der Ort Irtenberg. Dieser ist im Jahr 1320 das erste Mal belegt, wurde jedoch bereits Ende des 15. Jahrhunderts wieder zur Wüstung. Im 17. Jahrhundert erbaute man das heute noch bestehende Forsthaus.

1.3. Geleitstraße Würzburg–Neubrunn–Wertheim (Miltenberg)

Ein weiterer sehr alter Verbindungsweg war die Straße von Würzburg über Neubrunn nach Wertheim zum Mainhafen.¹³⁾ Diese Straße war über lange Zeit Geleitstraße der Wertheimer Grafen. Sie tauchte bereits 1330 das erste Mal in einem Erbvertrag der Grafen

auf.¹⁴⁾ 1468 vereinbarten die Bischöfe von Würzburg und Mainz mit dem Wertheimer Grafen Johann, daß Kaufleute auf dem Weg zur Frankfurter Messe nur über die Straße von Würzburg nach Wertheim geleitet werden sollten. In Wertheim wurden die Waren dann auf Schiffe verladen.¹⁵⁾

Straßenverlauf: Würzburg – Waldbüttelbrunn – Wüstung Albstatt – Neubrunn – Römerstraße – Wertheim.

Die Straße von Würzburg zum Main bei Wertheim soll hier mit einigen Stationen und Ereignissen etwas ausführlicher dargestellt werden.

Waldbüttelbrunn

Die Straße führt auf dem Weg von Waldbüttelbrunn nach Würzburg den Namen „Kaiserweg“ (nicht zu verwechseln mit der Kai-

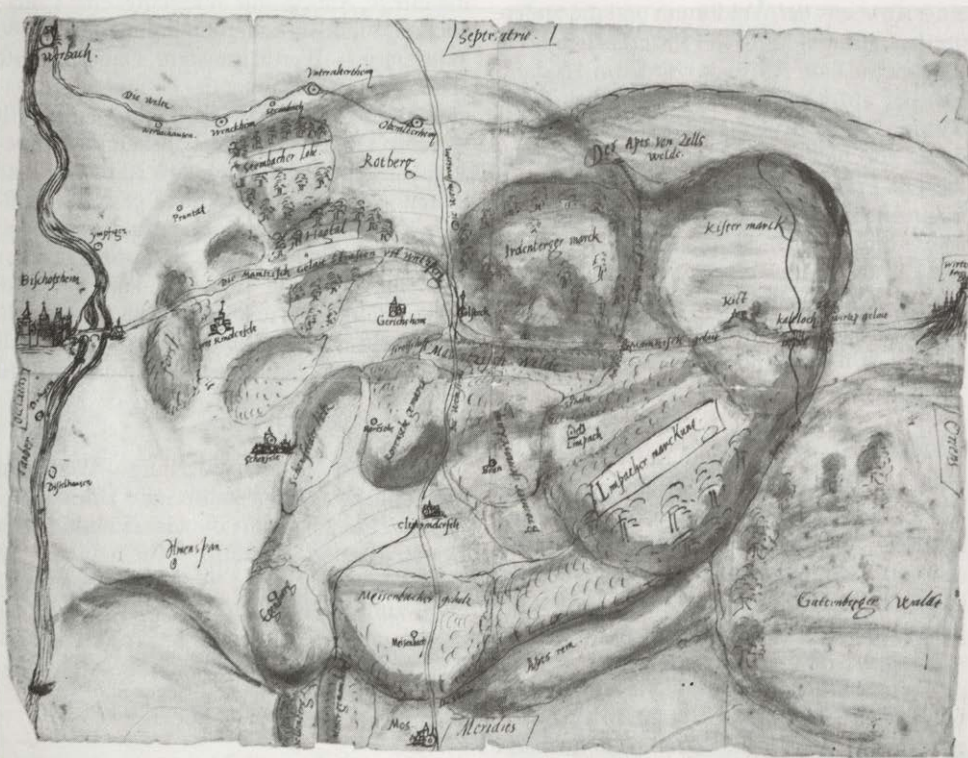


Abb. 1: Die Karte aus dem Würzburger Staatsarchiv zeigt die Geleitstraßen im Guttenberger Wald. Die Darstellung zeigt den Zustand vom 4. August 1561, da die Ortschaft Limbach, die um 1500 während einer Fehde zerstört wurde, als Ruine eingezeichnet ist. Man sieht rechts am Bildrand das „Kalte Loch“ und zentral den „Zollstock“ bei Irtenberg (Sign.: StAW MRA 52 Karton 275).

serstraße!). Diese Bezeichnung geht auf Kaiser Karl VI. zurück, der auf der Heimreise von seiner Krönung aus Frankfurt hier vorüberzog. Am Wald bei Waldbüttelbrunn waren dabei die Würzburger Regimenter zu Pferd und zu Fuß aufgestellt, an denen der Kaiser vorbeifuhr.¹⁶⁾ Der Kontrollpunkt an der Würzburger Landwehr wurde „Riegel“ genannt.

Wüstung Albstatt/Jagdschloß

In der Gegend der heutigen Abzweigung von der Bundesstraße 8 nach Helmstadt befand sich einst die Ortschaft Albstatt. Sie war ursprünglich ein Königshof und wurde 742 von Karl Martell, dem Großvater Karls des Großen, als Gründungsausstattung dem Bistum Würzburg vermacht. Albstatt hatte eine Kirche, um 1300 eine Mühle und in der Nähe standen zwei steinerne Brücken der alten Geleitstraße. Die eine diente zur Überquerung eines Grabens bei Waldbrunn und die andere überspannte den Aalbach/Pfätzerbach in Richtung Helmstadt. Albstatt wurde im 15. Jahrhundert aufgelassen.¹⁷⁾ Im 18. Jahrhundert wurde dort im Auftrag von Johann Philipp Franz von Schönborn ein Jagdschloß errichtet. Die Planung hatte dabei Balthasar Neumann übertragen bekommen. Der halb fertige Bau wurde jedoch, nachdem der Auftraggeber vor der Fertigstellung verstarb, von seinem Nachfolger wieder abgerissen.¹⁸⁾ Das Jagdschloß geriet in Vergessenheit und wurde erst im Jahr 1990 aus der Luft wieder entdeckt.

Straßensperre im Staatswald

Diese befindet sich in der Flurlage „Riegelacker“, ungefähr 500 Meter östlich des Dreimärkers zwischen Helmstadt, Mädelhofen und dem gemeindefreien Staatswald. Dort liegt am ehemaligen Straßenrand noch ein großer behauener Sandstein. Er stammt wahrscheinlich von einer Straßensperre, die von der Würzburger Regierung 1768 errichtet wurde, um Händler am Befahren der Straße zu hindern. Diese sollten über die neu erbaute Chaussee (ausgebaute Landstraße mit fester Fahrbahn) zwischen Würzburg und Roßbrunn (Poststraße) fahren und dabei natürlich auch die Straßengebühren entrichten.¹⁹⁾

In diesem Bereich der alten Geleitstraße wurde im Januar 1608 ein Mord an einem Tuchhändler verübt. Dieser hieß Sylvester Gigant,²⁰⁾ stammte aus Savoyen und wurde deshalb allgemein der welsche Sylvester genannt. Er hatte eine Niederlassung in Neubrunn gegründet und vertrieb von dort aus sein Sortiment an verschiedenen teuren Tuchen, aber auch Strümpfe und Knöpfe. Er wurde enthauptet und an einer Eiche gefesselt aufgefunden. Der Mörder konnte nicht dingfest gemacht werden. Nach seinem Tod fand noch ein reger Schriftverkehr statt, bei dem es um seine Hinterlassenschaft, ausstehende Rechnungen und deren Begleichung ging.²¹⁾

Ausgrabung

Auf Helmstadter Gemarkung, in der Flurlage „Winkel“, fand im Jahr 2006 unter Aufsicht des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Außenstelle Würzburg, eine Untersuchung und Befunderhebung an der Straße Würzburg – Wertheim statt. Dabei konnte schon etwa 50 cm unter der heutigen Oberfläche eine 5,50 m breite Fahrbahn festgestellt werden. Die eigentliche Fahrbahndecke bestand aus einer Rollierung aus Kalkstein. Die Seiten waren durch senkrecht gestellte Feldsteine befestigt. Diese wurden nach außen von schräg gestellten Steinen abgestützt. An der Südseite waren die begrenzenden Feldsteine abwechselnd in Muschelkalk und Sandstein ausgeführt. Die Grabungsstelle wurde nach Abschluß der Dokumentation wieder verfüllt.

Bildstöcke/Wallfahrt

Entlang der Straße Würzburg – Wertheim (Miltenberg) stehen zahlreiche Bildstöcke. Diese zeigen meistens die Gnadenbilder von Dettelbach und Walldürn.²²⁾ Bis heute ist die Straße Wallfahrtsweg zu diesen Orten. So wallt zum Beispiel die „Fünf Wunden Bruderschaft“ aus Miltenberg seit 1631/1640 auf dieser Straße nach Dettelbach.

Neubrunn

Beim Zug des Geleites durch Neubrunn, anfangs im Besitz des Deutschen Ordens, später Erzstift Mainz, gab es regelmäßig Differenzen mit der Grafschaft Wertheim. Im

Jahr 1549 griff König Ferdinand sogar persönlich in eine Zollstreitigkeit in Neubrunn ein.²³⁾ 1594 gingen die Streitigkeiten so weit, daß der Mainzer Kurfürst die Anordnung gab, die Gemarkung von Neubrunn mit Riegeln und Planken zu verschlagen,²⁴⁾ um ein Passieren unmöglich zu machen.

Römerstraße

Von Neubrunn führte die Straße weiter über die sogenannte Römerstraße nach Wertheim. Diese verläuft bis heute auf der Höhe zwischen der Tauber und dem Welsbachtal.

Wertheim

In Wertheim erreicht die Geleitstraße bei der Eichelsteige das Stadtgebiet.

Von der Römerstraße zweigten zwei wichtige Straßen ab. Die erste zur Furt nach Urphar²⁵⁾ und von dort über die Wettensburg²⁶⁾ und den Heuneweg²⁷⁾ Richtung Rohrbrunn und Aschaffenburg. Die zweite führte über Reicholzheim nach Miltenberg.²⁸⁾ Von dieser Route nach Miltenberg haben sich aus der Frühen Neuzeit zwei Reiseberichte erhalten. Der erste aus dem Jahr 1579 als der Trierer Stadtschreiber die Straße auf seiner Reise von Trier nach Prag²⁹⁾ befuhr. Der zweite aus dem Jahr 1636. In diesem Jahr reiste Graf Arundel, der englischen Gesandte am Kaiserhof, auf der Straße von London nach Wien und hielt seine Reise in einem Reisebericht fest. Dieser schilderte dabei in eindrucksvollen Bildern die Zerstörungen während des Dreißigjährigen Krieges.³⁰⁾

1.4. Weinstraße

Eine weitere Straße, die von der alten Nürnberger Geleitstraße nach Wertheim abzweigt, ist die sogenannte Weinstraße.³¹⁾ Die Quelllage um diese Verkehrsverbindung ist allerdings sehr dürftig. Bei der Weinstraße handelt es sich vermutlich um eine bis in vorgeschichtliche Zeit zurückreichende Altstraße.

Straßenverlauf: vermutlich von Aub nach Giebelstadt – Ingolstadt – Moos – Kleinrinderfeld – Oberaltertheim – Neubrunn – Wertheim.

Erwähnt wird die Weinstraße in einem Reisebericht des Nürnberger Patriziers Michael

Behaim im Jahr 1491. Dessen Reiseroute auf einer Wallfahrt von Nürnberg nach Aachen führte ihn über Fürth, Neustadt/Aisch, Giebelstadt, Helmstadt nach Wertheim. Von dort fuhr er auf Main und Rhein bis nach Köln, wo er seine Wallfahrt dann zu Fuß fortsetzte.³²⁾ Um 1550 taucht die Weinstraße in einem Geleitverzeichnis der Nürnberger Burggrafen auf. In diesem, auf ältere Aufzeichnungen basierenden Schriftstück wurde festgehalten, daß deren Geleit von Uffenheim kommend am Ochsenfurter Gau vorüber bis an das Wertheimische Geleit geht. Diese Fortsetzung dürfte damals über die Weinstraße geführt haben.³³⁾ In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde die Weinstraße, im Rahmen der Neuordnung des Geleits zwischen Würzburg und Mainz, in mehreren Karten eingezeichnet.³⁴⁾ 1583 legte man die Straße als Grenze zwischen Würzburg und Mainz fest. Zoll und die hohe Gerichtsbarkeit auf der Weinstraße erhielt Mainz.³⁵⁾ 1596 wurde die Weinstraße im Geleitsverzeichnis des Würzburger Bischofs Julius Echter aufgeführt. 1614 entstanden Streitigkeiten zwischen Würzburg und Mainz, als Fuhrleute durch den Wald bei Kleinrinderfeld, Irtenberg und anderen Orten fuhren, um dem mainzischen Zoll auf der Weinstraße zu umgehen.³⁶⁾ Die Weinstraße bildet noch heute beim Forsthaus Irtenberg die Grenze zwischen Bayern und Baden-Württemberg.

1.5. Geleitstraße

Würzburg – Giebelstadt – Aub

Eine Straße, die in Aub Anschluß an die alte Nürnberger Geleitstraße hatte, war die Straße Würzburg – Aub. Diese wurde 1595 im Geleitverzeichnis von Bischof Julius Echter erwähnt.³⁷⁾ Heute verläuft die Bundesstraße 19 teilweise auf der Trasse dieser ehemaligen Geleitstraße.

Straßenverlauf: Würzburg – Giebelstadt – Wolkshausen – Sonderhofen – Gelchsheim – Aub.

1.6. Geleitstraße Würzburg – Bütthard – Bad Mergentheim

Eine weitere Straße im Ochsenfurter Gau, die im Geleitsverzeichnis Julius Echters erwähnt wird,³⁸⁾ erreichte in Bad Mergentheim

die Augsburger Geleitstraße nach Frankfurt, die von Dinkelsbühl über Crailsheim nach Tauberbischofsheim führte.³⁹⁾

2. Straßen durch den Spessart

2.1. Poststraße, Spessarter Straße, Esselbacher Straße

Vermutlich in fränkischer Zeit entstand die Spessarter Straße, die spätere Poststraße und heutige Bundesstraße 8. Diese stellte die kürzeste Verbindung zwischen Würzburg und dem Rhein-Main-Gebiet dar.

Straßenverlauf: Würzburg – Oberzell – Hettstadt – Remlingen – Lengfurt.

Erstmalig erwähnt wird die Straße im Jahr 839 anlässlich eines Gebietstausches zwischen einem Grafen Poppo und dem Kloster Fulda.⁴⁰⁾ Die Straße wurde während des Mittelalters durchgehend benutzt und zu Beginn des 17. Jahrhunderts von den Grafen von Thurn und Taxis als Poststraße ausgebaut. Im 18. Jahrhundert wurde die Straße rolliert und zu einer Chaussee. Auch die Poststraße soll hier mit einigen Stationen etwas ausführlicher dargestellt werden.

Hettstadter Steige

Früher stand an der Hettstadter Steige vermutlich nur die Ziegelhütte der Abtei Oberzell. Die Straße nach Frankfurt ging dabei nördlich an der Häusergruppe vorbei. Erst 1741 beim Bau der Chaussee führte man die Straße südlich an der Häusergruppe vorbei.⁴¹⁾ Auf Höhe der Hettstadter Steige in Nähe der heutigen Feldscheune stand der Zeller Turm, ein Signalturm der Würzburger Landwehr.

Geleitkreuz

Geleitsherren an dieser Straße waren im Untersuchungsraum das Hochstift Würzburg und die Grafen von Wertheim. Ein Stein des Anstoßes bildete die Geleitgrenze an der Hettstadter Steige. Die Wertheimer wollten die Grenze beim Kreuz am Kloster festmachen, während der Würzburger Bischof sie auf der Höhe der Hettstadter Steige festlegen wollte. 1424 einigten sich Bischof Johann von Würzburg und Graf Johann von Wert-

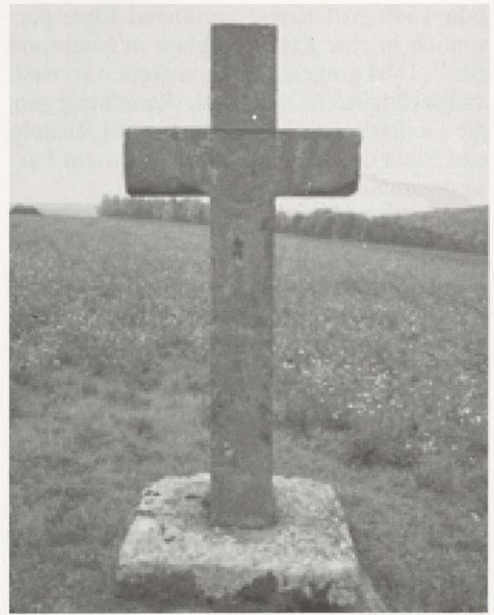


Abb. 2: Geleitkreuz (15. Jahrhundert) an der Hettstadter Steige, Westansicht mit dem Wappen der Grafschaft Wertheim.

heim in einem Vertrag,⁴²⁾ der 1465 nochmals bestätigt wurde. Grenzpunkt bildete dabei das heute noch erhaltene Kreuz.⁴³⁾

Posthäuser

Im Auftrage des Kaisers richteten die Grafen von Thurn und Taxis 1615 eine regelmäßige Postverbindung zwischen Frankfurt und Nürnberg ein. Sie führte über Dettingen Main – Esselbach – Lengfurt nach Würzburg. Poststationen errichtete man zunächst in Esselbach und Waldbüttelbrunn. ⁴⁴⁾ Die Station in Waldbüttelbrunn war im Gasthaus „Zum Stern“ (spätere Bartholomäus-Apotheke) untergebracht. Aufgrund der Nähe zu Würzburg wurde 1622 die Waldbüttelbrunner Station geschlossen. Statt dessen eröffnete man jetzt Poststationen in Würzburg und Remlingen. Die Remlinger Station war in der Marktheidenfelder Straße Nr. 4, neben dem Gasthaus „Zum Löwen“, gelegen. Direkt im Anschluß lag noch eine Schmiede.⁴⁵⁾ 1760 wurde die Poststation wegen anhaltenden Unregelmäßigkeiten in Remlingen nach Roßbrunn verlegt.⁴⁶⁾ Die dortigen Posthäuser blieben bis in die heutige Zeit erhalten.

Fähre Lengfurt

Bei Lengfurt überquerte man den Main. Die dortige lukrative Mainfähre wurde 1102 vom Würzburger Bischof Gerung in die Gründungsausstattung des Klosters Triefenstein gestiftet. Diese Schenkung und die damit verbundenen finanziellen Verluste versuchte ein Nachfolger Bischof Gerungs, Andreas von Gundelfingen, wieder rückgängig zu machen, indem er 1311 die Fähre nach Homburg-Trennfeld und somit in Würzburger Territorium verlegte. Nach Protest des Klosters Triefenstein wurde die Verlegung schon im gleichen Jahr wieder rückgängig gemacht.⁴⁷⁾ Anhaltende finanzielle Nöte zwangen 1440 Bischof Johann von Brunn neben dem Schloß Homburg auch das Geleitsgeld und den Zoll zu Lengfurt an Graf Johann von Wertheim auf Wiedereinlösung zu verkaufen.⁴⁸⁾ Die Wertheimer Grafen versuchten, den erkauften Besitz sich auf Dauer zu sichern. 1484 konnte jedoch das Hochstift Würzburg Schloß Homburg, Zoll und Geleitsgeld zu Lengfurt wieder zurückkaufen.⁴⁹⁾

Viele Kaiser, Könige und andere berühmte Personen reisten auf der Poststraße, so 1658 Kaiser Leopold I., 1745 Kaiserin Maria Theresia,⁵⁰⁾ 1806 und 1812 Kaiser Napoleon, 1803 der preußische König Friedrich Wilhelm III. und 1822 General Wellington, der Sieger von Waterloo.⁵¹⁾

2.2. Würzburg – Rothenfels

Die Straße von Würzburg nach Rothenfels wird erwähnt im Würzburger Geleitsverzeichnis von 1596.⁵²⁾ Sie verband Würzburg mit dem würzburgischen Amt Rothenfels. Von hier aus führte eine Straße in das Hafenthal.⁵³⁾ Im Jahr 1830 wurde die Straße von Würzburg nach Rothenfels nochmals repariert.⁵⁴⁾

Straßenverlauf: Würzburg – Zell – Hettstadt – Birkenfeld – Karbach – Zimmern – Rothenfels.⁵⁵⁾

2.3. Würzburg – Lohr

Die Straße von Würzburg nach Lohr stellte eine Verbindung in das Rhein-Main Gebiet dar, da von Lohr der Kurfürstenweg, eine ehe-

malige Rienecker Geleitstraße, nach Aschaffenburg führte.⁵⁶⁾ Weiter konnte man von hier auf Straßen weiter Richtung Eselsweg und Birkenhainer Straße reisen.

Wahrscheinlicher Verlauf: Würzburg – Zell – Hettstadt oder Margetshöchheim – Oberleinach – Unterleinach – Billingshausen – Urspringen – Steinfeld – Sendelbach – Lohr.⁵⁷⁾

Die Straße Würzburg – Lohr hatte sicher nie die Bedeutung der weiter südlich verlaufenden Ost-West-Verbindungen. Daher taucht sie eher selten in der schriftlichen Überlieferung auf. Im Jahr 1378 wird ein Überfall von Heinrich Schenk von Erbach auf Nürnberger Kaufleute in Lohr erwähnt.⁵⁸⁾ Außerdem ist sie im Würzburger Geleitsverzeichnis von 1596⁵⁹⁾ als Würzburger Geleitstraße verzeichnet.

3. Nord-Süd-Verbindungen

3.1. Italien – Fulda

Eine historische Fernverbindung in Nord-Süd-Richtung führte von Italien über Tauberbischofsheim, Holzkirchen, Zellingen Retzbach und Hammelburg nach Fulda. Diese Straße spielte vor allem im frühen Mittelalter eine wichtige Rolle. Neben dem Anschluß des Klosters Fulda an seine Besitzungen in Italien verband sie Fulda mit den Klöstern in Holzkirchen und Tauberbischofsheim. Holzkirchen war ein Tochterkloster Fuldas. Im Kloster Tauberbischofsheim war die hl. Lioba, eine Verwandte des Bonifatius, Vorsteherin. Aus dieser frühen Zeit liegen zwei Berichte vor. Aus dem Jahr 836 wird die Übertragung der Reliquien des hl. Venantius von Italien nach Fulda durch den Fuldaer Priester Addo ausführlich beschrieben.⁶⁰⁾ Fuldaer Mönche waren dem Priester bis zum Kloster Solnhofen im Altmühltal entgegengereist. Nächste Station war das Kloster Holzkirchen im Waldsassengau. Von hier führte der Weg über Uettingen, Greußenheim, Leinach, Zellingen Retzstadt und Hammelburg nach Fulda. Kurz danach im Jahr 837 folgte die Übertragung der Reliquien der hl. Cäcilia, Januarius, Magnus und anderer Märtyrer von Italien nach Fulda. Diese folgten dem gleichen Weg wie jene im Vorjahr. Mönche aus Fulda rei-

sten der Prozession bis Tauberbischofsheim entgegen. Inwieweit die Strecke während des Mittelalters genutzt wurde, läßt sich nicht sagen. Die im Jahr 1650 beginnende Wallfahrt von Fulda nach Walldürn⁶¹ folgt in weiten Teilen der alten Prozessionsstraße. Seit 1682 wallfahren auch Teilnehmer aus Küllstedt Eichsfeld nach Walldürn. Heute nehmen immer noch jedes Jahr über 1000 Gläubige an dieser Wallfahrt teil.

Straßenverlauf: Italien – Solnhofen – Tauberbischofsheim – Holzkirchen – Zellingen – Retzbach – Hammelburg – Fulda.

3.2. Häfnerweg

Einen weiteren Weg in Nord-Süd-Richtung,⁶² der bisher nur unzureichend erforscht ist, stellt der Häfnerweg dar. Dieser war vermutlich eine weitere Verbindung von Fulda zu den Klöstern in Tauberbischofsheim und Ochsenfurt/Kitzingen und wurde später von Häfnern aus dem Jossgrund begangen.

Straßenverlauf: Fulda – Langenprozelten Hofstetten – Kloster Schönrain – Wiesenfeld – Steinfeld – Urspringen (Häfnerweg) – Birkenfeld – Remlingen (fränkischer Königshof) – Kloster Holzkirchen.

Hier erfolgte dann die Aufspaltung in eine östliche Trasse, die über den Helmstadter Häfnerweg⁶³ nach Ochsenfurt und Kitzingen sowie eine westliche Route, die über den Holzkirchhausener Häfnerweg nach Tauberbischofsheim führte.

3.3. Eselsweg

Ähnlich dem Eselsweg im Spessart stellen die in einigen Ortschaften der Marktheidenfelder Platte⁶⁴ vorhandenen Eselswege vermutlich Fernverbindungen zu den Salzvorkommen bei Bad Orb dar. Auch diese Verkehrswege sind bisher noch nicht ausreichend erforscht. So besteht auch in der Zukunft immer noch genug Arbeit für engagierte Heimatforscher.

Die Marktheidenfelder Platte war trotz ihrer Kleinräumigkeit von einer großen Zahl von Verkehrswegen durchzogen. Obwohl in dieser Darstellung eine Vielzahl von Wegen und Straßen aufgeführt wurden, besteht den-

noch großer Forschungsbedarf, um die vorhandenen Wissenslücken zu schließen.

Anmerkungen:

- 1) Sprotte, Bernhard: Geleit im Tauberland, S. 80, Anm. 260.
- 2) Heimatbund Seligenstadt (Hg.): Seligenstädter Geleit. 2007, S. 18.
- 3) Sprotte: Geleit (wie Anm. 1), S. 80.
- 4) Sprotte: Geleit (wie Anm. 1), S. 43f.; Wendehorst, Alfred: Germania Sacra. Würzburg. Die Bischofsreihe von 1455 bis 1617, S. 79.
- 5) Endres, Rudolf: Geleitstraßen der Burggrafen, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 23 (1963), S. 133, Anm. 188.
- 6) Stang, Hugo: Tauberbischofsheim. Aus der Geschichte einer alten Amtsstadt, S. 343.
- 7) Seligenstädter Geleit (wie Anmerkung 2), S. 20.
- 8) Sprotte: Geleit (wie Anm. 1), S. 17; Endres: Geleitstraßen (wie Anm. 5), S. 133, Anm. 188.
- 9) Weigel, Helmut: Fränkische Königsstraßen am Mittelmain, in: Die Mainlande 8 (1955), S. 29ff., S. 35ff.; Jäger, Helmut: Die alten Heer- und Handelsstraßen im Maingebiet westlich von Würzburg, in: Die Mainlande 2 (1956), S. 5ff., S. 9ff.
- 10) Staatsarchiv Würzburg [StAWü], MRA 52 Karton 275; Sprotte: Geleit (wie Anm. 1), S. 105.
- 11) Rückert, Peter: Landesausbau und Wüstungen des hohen und späten Mittelalters im fränkischen Gäuland (= Mainfränkische Studien 47). Würzburg 1990, S. 202.
- 12) Jäger, Helmut/Scherzer, Walter: Territorienbildung, Forsthoheit und Wüstungsbewegung im Waldgebiet westlich von Würzburg (= Mainfränkische Studien 29). Würzburg 1984, S. 35.
- 13) Staatsarchiv Wertheim [StAWt], Rosenberger Archiv, Karton 705.
- 14) StAWt, Gemeinsames Archiv, Repertorium 9, Lade XIII–XIV, Nr. 1.
- 15) StAWt, Gemeinsames Archiv, Repertorium 9, Lade XIII–XIV Nr. 19.
- 16) Feineis, Dieter Michael: Waldbüttelbrunn um 1700. Analysen zur Struktur eines fränkischen Dorfes, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 66 (2004), S. 257.
- 17) Rückert: Landesausbau (wie Anm. 11), S. 147.
- 18) Wamser, Ludwig/Zedler, Josef: Direktion für ländliche Entwicklung in Bayern in Zusammenarbeit mit dem bayerischen Landesamt für

- Denkmalpflege u. Gemeinde Waldbrunn (Hg.): Fürstbischöfliches Jagdhaus Mädelhofen in der Gemeinde Waldbrunn. S. 1–10.
- 19) StAWt, Rosenberger Archiv 83, Nr. 20.
- 20) StadtAWü, Würzburger Bürgermatrikel.
- 21) StAWt, Gemeinschaftliches Archiv 58, Nr. 8.
- 22) Z.B. Walldürn: Waldbüttelbrunn (1632); Dettelbach: Helmstadt 3 Bildstöcke, Neubrunn 2 Bildstöcke.
- 23) StAWt, Gemeinschaftliches Archiv, Repertorium 41, Nr. 210. Streitigkeiten mit dem Erzstift Mainz, das Geleit durch Neubrunn betreffend.
- 24) StAWt, Gemeinsames Archiv, Repertorium 41/1.
- 25) Rückert, Peter: Die Jakobskirche in Urphar und der Pilgerverkehr im Mittelalter, in: Wertheimer Jahrbuch 1993, S. 12.
- 26) Zur vorgeschichtlichen Besiedlung der Wettenburg siehe u.a. Kolb, Peter/Krenig, Ernst Günter (Hg.): Unterfränkische Geschichte Bd. 1: Von der germanischen Landnahme bis zum hohen Mittelalter. Würzburg 1989, S. 67 m. Anm.
- 27) Zum Heuneweg siehe Vorwerk, Wolfgang: Via Publica – ein Fernweg am Ostrand des Spessarts, in: Wertheimer Jahrbuch 1997, S. 15–32 mit zahlreichen Anm.
- 28) StAWt, Rosenberger Archiv, K 686.
- 29) Matzat, Wilhelm: Königsleute und Altstraßen im hinteren Odenwald und Bauland (= Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften). 1977, S. 322.
- 30) Bechtold, Arthur: Eine Reise durch Franken im Dreißigjährigen Krieg, in: Archiv des historischen Vereins von Unterfranken (1928), S. 24ff.
- 31) Jäger/Scherzer: Territorienbildung (wie Anm. 12), S. 27.
- 32) Kamann, Johann: Aus Nürnberger Haushaltungs- und Rechnungsbüchern, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 6 (1886), S. 70; von Giebelstadt nach Ingolstadt führte die Straße vermutlich über den Heerweg. Für den Hinweis bedanke ich mich bei Herrn Kreisarchivpfleger Wamsler.
- 33) Sprotte: Geleit (wie Anm. 1), S. 86ff.
- 34) Wie Anm. 10.
- 35) StAWü, Standbuch 789.
- 36) Jäger/Scherzer: Territorienbildung (wie Anm. 12), S. 28.
- 37) Wie Anm. 10.
- 38) Wie Anm. 35.
- 39) Seligenstädter Geleit (wie Anm. 2), S. 16.
- 40) Störmer, Wilhelm: Marktheidenfeld (Historischer Atlas von Bayern). 1962, S. 22.
- 41) Feineis: Waldbüttelbrunn (wie Anm. 16), S. 254ff.
- 42) StAWt, Gemeinsames Archiv, Repertorium 100, UN 1424 Okt. 9.
- 43) StAWt, Gemeinsames Archiv, Repertorium 9, Lade XIII-XIV Nr. 16.
- 44) Feineis: Waldbüttelbrunn (wie Anm. 16), S. 254.
- 45) Stäblein, Andreas/Ewers, Hans Joachim: Geschichte von Remlingen. In unzusammenhängenden Notizen niedergeschrieben im Winter 1906/07. 1988, S. 78.
- 46) Feineis: Waldbüttelbrunn (wie Anm. 16), S. 254.
- 47) Stamminger, Johann/Amrhein, August: Franconia Sacra. Landkapitel Lengfurt. 1896, S. 271.
- 48) StAWt, Gemeinsames Archiv, Repertorium 100 UN, 1403 April 28.
- 49) StAWt, Gemeinsames Archiv, Repertorium 100 UN, 1484 Jan. 18.
- 50) Sprotte: Geleit (wie Anm. 1), S. 5ff.
- 51) Feineis: Waldbüttelbrunn, (wie Anm. 16), S. 256, Anm. 129.
- 52) Wie Anm. 35.
- 53) Haderwaldkarte von ca. 1580.
- 54) StAWü, LRA Marktheidenfeld, Nr. 1320, Straße von Rothenfels – Birkenfeld – Würzburg.
- 55) Weng, Ludwig: Karte des Landgerichtes Würzburg (= Topographischer Atlas vom Königreiche Baiern diesseits des Rheins, Blatt 18). 1885, Bayr. Staatsbibliothek München – Internetportal.
- 56) Vielen Dank für diesen Hinweis Herrn Dr. Gerrit Himmelsbach, Aschaffenburg.
- 57) Wie Anm. 55.
- 58) Roth, Johann Ferdinand: Geschichte des Nürnbergischen Handels. Ein Versuch. 1800, S. 69.
- 59) Wie Anm. 35.
- 60) Ott, Hugo: Holzkiricha, in: Mainfränkisches Jahrbuch 14 (1962), S. 336–340.
- 61) Demel, Christine: Leinach. Geschichte, Sagen, Gegenwart, S. 361ff.
- 62) Störmer, Marktheidenfeld (wie Anm. 40), S. 22.
- 63) Erwähnt im Jahr 1606. Gemeindearchiv Helmstadt, Hauptgruppe II/1, Ortsgerichtsbuch von 1589, S. 152.
- 64) Z.B. in Greußenheim: Eselsweg in Richtung Uettingen und in Helmstadt: Eselspfad in Richtung Unteraltertheim.

Ansprache des 1. Bundesvorsitzenden Dr. Paul Beinhofer am Gedenkstein für Dr. Peter Schneider auf dem Kappelrangen (Schwanberg) am 13.09.2008

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Bundesfreunde,

auf den Tag genau vor 49 Jahren haben sich schon einmal *FRANKENBUND*-Mitglieder hier auf dem Kappelrangen eingefunden. Einem Photo zufolge war es ein schöner warmer Spätsommertag, als der Gedenkstein für Dr. Peter Schneider am 13. September 1959 in Anwesenheit zahlreicher Prominenz vom 1. Bundesvorsitzenden des *FRANKENBUNDES*, dem damaligen Würzburger Oberbürgermeister Dr. Helmut Zimmerer, enthüllt wurde. Mit diesem Gedenkstein wollte der *FRANKENBUND* einen Mann ehren, der „*Zeit seines Lebens nicht müde wurde, für unser Frankenland und seine Bewohner zu wirken*“, wie es in der zeitgenössischen Einladung zur Enthüllung des Steins hieß.

Angefertigt hatte die Stele der damals noch nicht so bekannte unterfränkische Bildhauer und Holzschneider Klaus Rother; der Stein wurde – am Rande bemerkt – von amerikanischen Soldaten unter schwierigen Bedingungen hierher transportiert und nach der Aufstellung vor Ort vom Künstler behauen und beschriftet.

Warum aber wurde gerade der Schwanberg als Erinnerungsort an Dr. Peter Schneider gewählt? Das Protokoll einer Bundesbeiratssitzung von November 1958 vermerkt dazu, „*daß für den Gedenkstein ein Platz der Ruhe und Stille, der von allen Bundesfreunden erwandert werden könne, gewählt werden müsse, und diese Vorbedingungen seien alle bei dem Plan Schwanberg gewährleistet.*“ Außerdem liebte Peter Schneider wohl diesen Platz besonders wegen des weiten Blickes ins fränkische Land, der sich von hier aus eröffnet – vom Maintal bis zum Steigerwald.

Obwohl die Errichtung des Gedenksteins damals eine gewaltige finanzielle Belastung für den *FRANKENBUND* darstellte, scheint das Vorhaben unumstritten gewesen zu sein. Die *FRANKENBUND*-Mitglieder wußten, was sie ihrem Gründer verdankten.

In seiner Ansprache faßte der damalige 1. Vorsitzende Dr. Zimmerer die Bedeutung Peter Schneiders für seine Zeitgenossen so zusammen: „*Er wollte seine fränkischen Landsleute durch die Vermittlung des Wissens über die Bedeutung Frankens in ihrem Stammesbewußtsein stärken und festigen, ohne jedoch etwa ihren geistigen Horizont an der Stammes- oder Landesgrenze abzublenden.*“ Sicherlich, heute spricht keiner mehr hier bei uns von Stammesbewußtsein bzw. Stammesgrenzen, wie es Peter Schneider und sein Nachfolger noch taten. Doch lassen wir uns nicht durch diese sprachliche Eigenheit ablenken, sonst übersähen wir nämlich die überraschend große Aktualität der Schneiderschen Zielsetzungen.

Zum einen: Eine wesentliche Aufgabe sah Schneider in der Ausbildung eines fränkischen Regionalbewußtseins. Als er 1920 den *FRANKENBUND* gründete, wollte er durch die gemeinschaftliche Pflege des fränkischen Volkstums die im Fränkischen herrschende kulturelle Zersplitterung überbrücken und eine gemeinsame fränkische Identität langsam entwickeln. Dieses fränkische Bewußtsein sollte nicht auf dumpfen Parolen der Abgrenzung basieren, sondern auf Wissen und Kenntnis über die Bedeutung Frankens. Denn die Bedeutung Frankens erschließt sich doch vor allem demjenigen, der die Geschichte, die Kunst, die Musik, die Bräuche, die Mundart und auch die Landschaften dieser fränkischen Region wirklich kennt. Dieses Verständnis den Bewohnern Frankens zu

vermitteln, war Peter Schneider Zeit seines Lebens unermüdlich unterwegs, und er war nach Zeitzeugenberichten damit auch sehr erfolgreich.

In diese Vermittlungstätigkeit war auch der *FRANKENBUND* von Anfang an eingebunden. Diese Aufgabe ist daher für den *FRANKENBUND* bis heute Erbe und Auftrag. Der *FRANKENBUND* hat die Tradition Peter Schneiders weiterzuführen, allen Interessierten Geschichte und Kultur Frankens nahezubringen – durchaus wissenschaftlich fundiert und zugleich allgemeinverständlich formuliert. Ein auf dieser Basis entwickeltes Regionalbewußtsein ist zudem ein Gewinn für das zukünftige Europa der Regionen.

Zum zweiten: Ein so gewonnenes fränkisches Selbstbewußtsein ist nicht separatistisch. Sicherlich kämpfte Peter Schneider schon früh gegen eine „*schleichende Baju-*

warisierung Frankens“, denn sie stand seinem Ziel entgegen, eine fränkische Identität zu fördern; eine Abtrennung Frankens von Bayern strebte er dagegen nie an. Dies markiert einen zweiten wesentlichen Grundzug des Wirkens von Peter Schneider, aus der sich für den *FRANKENBUND* eine weitere aktuelle Verpflichtung ergibt: sich nicht abzugrenzen, sondern den Austausch mit anderen Regionen und Kulturen zu suchen und die Position Frankens als Brückenland in Deutschland zu stärken.

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Bundesfreunde, wenn wir uns heute hier an diesem Stein versammeln, so wollen wir des Lebenswerkes von Dr. Peter Schneider gedenken, das uns Erbe und Auftrag zugleich ist. Möge dem *FRANKENBUND* ein guter Weg in die Zukunft beschieden sein – heimatreu und weltoffen!

Patriot in schwieriger Zeit. Zum 50. Todestag von Dr. Peter Schneider⁹⁾

von

Werner K. Blessing

Am 11. Oktober des Jahres 1920, einem heiteren Spätherbsttag, kamen im Bierhaus Franziskaner in der Domerschulgasse Würzburger Honoratioren zusammen, Bildungsbürger zumeist: Regierungsbeamte und Kirchenmänner, Universitäts- und Schulleute, Künstler und andere mehr. Eingeladen hatte Dr. Peter Schneider, seit einigen Monaten Studienprofessor am Würzburger Neuen Gymnasium, damals 37 Jahre alt.¹⁾ Er war ein im Mainfränkischen bereits bekannter Mann – durch Bücher und Aufsätze zur Landes- und Volkskunde, durch Vorträge und durch die Schriftleitung einer Zeitschrift. An diesem Abend gelang ihm die Gründung des Frankenbundes.

1. Wie kam es zum Frankenbund?

Dem neuen Bund gab wenige Wochen später eine große öffentliche Versammlung im Platz'schen Garten am Sander Glacis, heute Friedrich-Ebert-Ring, breitere Resonanz. Darüber konnte man im Fränkischen Volksblatt vom 2. Dezember lesen: „*Einen fränkischen Abend veranstaltete ... der erst kürzlich gegründete Frankenbund. Komponist Lorenz Casimir ... gab ein Bild unserer Zeit und forderte im Hinblick hierauf Selbstbewußtsein, Selbstbesinnung und für uns Franken insbesondere fränkisches Stammesbewußtsein. ... Professor Schneider ging auf die letzten Worte seines Vorredners ein und forderte vor*

alles kräftiges Selbstbewußtsein wie einst der Feldherr Arbogast, ein geb. Franke, dem Kaiser und der fränkische Landsmann und Vorsitzende des Kölner Gerichts Keil dem Kaiser Napoleon bewies. Der Referent streifte in kurzen Strichen die Geschichte Frankens und betonte die Blutgemeinschaft zwischen Stadt und Land. Als notwendige Gegenwarts-kultur bezeichnete er die Erhaltung der alten Volksbräuche, der alten Straßennamen und der Mundart sowie die Pflege der fränkischen Kunst und Erhaltung der fränkischen Literatur.“ Noch einmal mahnte Schneider „zur Mitarbeit am Wiederaufbau des Vaterlandes, der geschehen soll unter dem Zeichen des Wiederbelebens des volkstümlichen Stolzes.“⁽²⁾ Diese Sätze enthielten im Grunde bereits alles, was der Frankenbund unter der Leitung Schneiders, fast vier Jahrzehnte bis zu seinem Tod am 19. Januar 1958, wollte und tat. Dabei erkennt man sowohl Zeitbedingtes, das uns befremdet, als auch Bleibendes, das nach wie vor gilt und verpflichtet.

Ein Motiv fällt bei beiden Rednern auf, das nur die Umstände einer von unseren Erfahrungen höchst verschiedenen Zeit erklären: die „Mitarbeit am Wiederaufbau des Vaterlandes“, des deutschen Vaterlandes. Dazu muß ich etwas ausholen. Nach dem Ersten Weltkrieg herrschte, darüber waren sich die Deutschen von rechts bis links einig, eine verstörende nationale Not, die nach außen demütigte und im Land schwer drückte; nur über den rechten Weg zur Besserung stritten die weltanschaulichen Richtungen und die politischen Lager erbittert. Am stärksten litt man unter dem Verlust der Macht und Prosperität des Kaiserreichs in der entschieden national gesinnten Mehrheit des Bürgertums, den ‚vaterländischen Kreisen‘. Daß zu ihr auch katholische Bildungsbürger wie Peter Schneider gehörten, war nicht selbstverständlich. Denn noch vor einem halben Jahrhundert, in den 1860/70er Jahren, hatte die ultramontane Ausrichtung der Römischen Kirche den Fortschrittsglauben des Liberalismus samt dessen Kult um die Nation verworfen. Gerade gegen den geistigen Einfluß dieser Kirche hatten sich Bismarcks Staatsrätson und die Liberalen mit ihrer Mission für die moderne säkulare Kultur zum – wie sie es

nannten – Kulturkampf verbunden. In der so polarisierten Gesellschaft war im Kirchenumfeld ein dichtes katholisches Milieu entstanden, dem der protestantisch grundierte liberale Nationalismus zuwider war und das 1871 gegründete, von Preußen geführte kleindeutsche Reich zunächst fremd. Doch mit seinem Zusammenwachsen und steigendem wirtschaftlichen Erfolg hatte dieses Reich auch im katholischen Bürgertum so Zustimmung gefunden, daß die meisten den Ersten Weltkrieg als einen gerechten Krieg um Deutschlands Schicksal verstanden und bis zuletzt mittrugen. Auch ihnen war im August 1914 so zumute wie einem Erlanger Professor: Man wollte sich diesen Krieg „nicht anders denn als siegreich vorstellen.“⁽³⁾

Doch trotz enormer Opfer an Menschen und Material, trotz des Grauens im Feld und aller Entbehrungen in der Heimat wurden die bis Sommer 1918 von den Militärs genährten Siegeshoffnungen bitter enttäuscht: Die Niederlage machte wehrlos, löste den Sturz der Monarchie aus und nahm im Versailler Frieden den Großmachtrang. Ihre Ursachen wurden vor allem im Bürgertum über der Demütigung Deutschlands und dem Aufstieg von Sozialdemokraten an die Macht durch die ‚Dolchstoß-Legende‘ verdrängt, die den Absturz des stolzen Reiches dem Umsturz von links zuschob. Zur Rückkehr der Truppen von der Westfront Anfang Dezember schrieb z.B. das Bamberger Tagblatt unter dem Titel „Helden-Heimkehr“: „Ihr habt Taten verrichtet, von denen noch die spätesten Zeiten reden werden ... Wir in der Heimat sind infolge der englischen Kriegsblockade und ihrer moralischen Wirkungen zusammengebrochen, sie aber kehren heim unbesiegt ... Der begeisterte Aufstand des Sommers 1914 war ein heiliger Glaube.“ Doch nun, „nach so vielen Siegen, so vielen Ehren – Im deutschen Rheine tränken die Franzosen ihre Rosse ... Auf Straßburgs Münster weht die Tricolore. Im Innern aber ein Gärten ... Der Bau des Reiches kracht in allen Fugen.“⁽⁴⁾

Das Trauma von Niederlage und Revolution, anhaltende Versorgungsnöte und politische Wirren nährten bis 1923 den Bürgerkrieg. Im Frühjahr 1919 wurde Bayern durch eine Räteherrschaft in München erschüttert,

die auch Würzburg kurz erfaßte, im Frühjahr 1920 drohte der Kapp-Putsch im Reich die Republik wieder zu stürzen und löste Aufstände von links aus. Außerdem gab es immer wieder lokale Hungerdemonstrationen wie in Würzburg am 28. Juni 1920 mit zwei Toten. Als der Regierungspräsident an diesem „Würzburger Blutsonntag“ den Ausnahmezustand verhängte und auf öffentliche Ordnung drang, begründete er dies als Voraussetzung dafür, „*unser Volk wieder in die Höhe zu bringen, [das] ist die ernsteste Aufgabe aller Behörden gleichwie nicht minder jedes einzelnen Volksgenossen.*“⁵⁾

Eben das war, wie mir scheint, Peter Schneiders Grundmotiv für den Frankenbund. Um so mehr, als er, der eben von Speyer nach Würzburg gekommen war, die bedrückende französische Besatzung im linksrheinischen Deutschland erfahren hatte; um nicht die Tricolore am Rathaus grüßen und vor den fremden Offizieren den Gehsteig räumen zu müssen, soll er durch abseitige Gassen in die Schule gegangen sein. Nun, von solchen Zwängen frei, handelte er als Patriot. Patriot in dem ursprünglichen Sinn des 18. Jahrhunderts, als die Aufklärung Untertanen zu Staatsbürgern machen wollte. Sie sollten sich von Fürst und Adel emanzipieren und selbstverantwortlich dem Wohl ihres Gemeinwesens dienen, ob einer kleinen fränkischen Reichsstadt oder dem großen Königreich Preußen. Das Ziel war, modern gesprochen, eine mündige Zivilgesellschaft, in der nur der Einsatz für das *bonum commune* jenseits der eigenen Interessen letztlich auch diesen dient: Das eigene Glück bedarf der allgemeinen Wohlfahrt.⁶⁾

Mit solchem Bürgersinn wollte sich Peter Schneider, obwohl Beruf, landeskundliche Arbeiten und Liebhabereien sein Leben ausgefüllt hätten, für den Wiederaufstieg Deutschlands einsetzen – dort, wo er bereits engagiert war und Umstände, Mittel und Erfolgschancen kannte. Er suchte in Franken mehr fränkisches Bewußtsein zu bilden, um hier dem deutschen Selbstgefühl Auftrieb zu geben. Regionaler Patriotismus sollte auch für ein nationales Zukunftsvertrauen gestärkt werden. „*Nichts anderes kann uns mehr helfen*“, so sein Beitrittsaufruf 1921 – „*als der Stolz auf*

die Leistungen und Tugenden unseres Stammes.“⁷⁾ Im Krisenjahr 1923, als Hyperinflation und rechts- wie linksradikale politische Aktionen das Reich zerrütteten, ja zu sprengen drohten, warb Schneider in einer „Denkschrift, allen Franken gewidmet“, eindringlich dafür, Franken, „*das Herz Deutschlands*“, als „*Bindeglied zwischen Nord- und Süddeutschland*“ zu verstehen und gerade hier für eine deutsche Selbstheilung zu wirken, jeder in seinem Kreis.⁸⁾

Deshalb war der Frankenbund, so sehr er Parteipolitik ausschloß, in einem allgemeinen Sinn eine entschieden politische Gründung, kein bloßer Heimatverein zur gesamtfränkischen Überwölbung der innerhalb Frankens bestehenden Geschichts- und Kulturvereine. Denn Schneider folgte der Leitidee einer Einheit Frankens jenseits der historischen Kleinräume, die jene Vereine pflegten. Genau damit richtete er seine Gründung über Geschichtskunde und Traditionspflege hinaus auf aktuelle Probleme aus, um durch Bewußtseinsbildung Zukunft mitzugestalten. Dieser Wirkungsanspruch und die umfassende Franconität gaben dem Frankenbund sein besonderes Profil und bestimmten seinen Weg. Doch wie wurde sein Gründer zu einer fränkischen Leitfigur?

2. Wer war Dr. Peter Schneider?

Er wurde 1882 als siebtes Kind eines Häckers in Bamberg geboren, wohin die väterlichen wie die mütterlichen Vorfahren, Bauern und Handwerker, seit dem 18. Jahrhundert aus dem Umland gezogen waren. Sein Vater hatte jedoch zwei studierte Brüder gehabt – beide waren bei Peters Geburt bereits gestorben –, einen Stadtpfarrer von St. Gangolf in Bamberg und einen bis zum 1. Bürgermeister der Stadt aufgestiegenen Juristen.⁹⁾ Wie die soziale Herkunftswelt einfache Leute und Gebildete verband, so war sie durch die Wohnung am Siedlungsrand auf dem Michelsberg, St. Getreustraße 4, auch „*aus Ländlichem und Städtischem eigentümlich gemischt.*“¹⁰⁾ Schneider behielt zeitlebens eine wißbegierige Freude an der Natur, das Bauerleben war ihm vertraut, und der Akademiker von durchaus urbanem Habitus hat ein-

fache Leute, „die im Schweiß ihres Ange-sichts ihr Brot verdienen“,¹¹⁾ stets geachtet. Er ging wie selbstverständlich mit ihnen um, und seine bürgerliche Kulturarbeit blieb auch in dieser Sphäre nicht ohne Resonanz. Nach-haltig geprägt hat ihn auch die katholische Religion – als selbstverständliche Frömmig-keit im Elternhaus und als feierlicher Kult in St. Maria, der Oberen Pfarre.

Da der wache Bub in der Volksschule, der Domschule, auffiel, durfte er 1892 auf das Alte Gymnasium, unten in der Inselstadt. Es war eines der Traditionsgymnasien des Kö-nigreichs Bayern, in deren Verbindung von humanistischem Geist, katholischem Weltbild und bayerischer Staatsgesinnung ein Großteil der Funktionseliten im Land die grund-legendende Orientierung erfuhr. Peter Schneider schloß es 1901 als Klassenprimus ab.¹²⁾ Im folgenden Wintersemester bezog er die Uni-versität München, um Klassische Philologie zu studieren, dazu Geschichte und Germanistik. Daß er vier Jahre in der bayerischen Haupt- und Residenzstadt lebte, einer Groß-stadt mit über 400.000 Einwohnern, mehr als das Zehnfache Bambergs, und mit manchen für ihn befremdlichen Zügen – nicht nur dem groben Ton einfacher Amtspersonen –, hat seinen Horizont gewiß mehr erweitert, als wenn er in das von katholischen Franken bevorzugte Würzburg gegangen wäre. Gerade in München wurde ihm allerdings durch den Umgang mit Studenten aus anderen Regio-nen, besonders mit Altbayern und Schwaben, erstmals richtig bewußt, „daß ich doch an-ders geartet sei.“ Er entdeckte seine fränki-sche Identität.¹³⁾

Zeittypisch war, daß er beim Beginn des Studiums in eine Studentenverbindung ein-trat, eine katholische und „betont bayerische“, weil er sich sehr süddeutsch fühlte, mit „Ab-neigung gegen jenes Volk, das wir die ‚Preu-ßen‘ nannten.“¹⁴⁾ Es war die 1881 gegründete farbentragende Rhaetia im CV, dem Cartell-verband der katholischen deutschen Verbindungen, die nur Studenten mit bayerischer Abstammung und Staatsangehörigkeit auf-nahm.¹⁵⁾ Bald Senior der Activitas und im Wintersemester 1903/04 Fuchsmajor, setzte er sich besonders für die geistige Bildung ein,

unter anderem durch Führungen in die rei-chen Museen Münchens. Dieser Lebensbund blieb ihm wichtig. Als er 1905 nach dem Ab-schluß des Studiums für ein gutes Jahr als Lehramtspraktikant an das Alte Gymnasium in Würzburg kam, nahm er, nun als Philister, intensiv an dem in diesem Jahr hier begrün-deten Zweig Rhaetia-Herbipolensis teil und prägte seinen Aufbau entscheidend. Ab 1920 erneut in Würzburg, wirkte er eifrig für die Wiederbelebung nach dem Krieg, dem fast die gesamte Activitas zum Opfer gefallen war, und betrieb dann die Verselbständigung als Franco-Raetia Würzburg, nachdem das an dieser nach Norden offenen Universität doch hemmende Bayernprinzip aufgegeben war. Die Verbindung blühte auf und zog „frohen Mutes hinaus in den Ozean der Zukunft.“¹⁶⁾ Als Philistersenior seit 1924 hat sie Schnei-der bis zur erzwungenen bitteren Selbstauf-lösung 1937 geführt.

In Würzburg begann, wie eben erwähnt, der Praktikant Schneider 1905 die Laufbahn des Gymnasiallehrers. Zugleich promovierte er an der Julius-Maximilians-Universität mit einer Dissertation zur griechischen Wirt-schaftsgeschichte, die aus einer in München 1903/04 für eine Preisaufgabe der Philoso-phischen Fakultät eingereichten Arbeit des Studenten hervorging.¹⁷⁾ Beim Rigorosum im Mai 1907 war er bereits über ein halbes Jahr als Gymnasialassistent an seiner alten Schule in Bamberg, wo er 1908 an das Neue Gym-nasium wechselte, jedoch schon 1909, zum Gymnasiallehrer befördert, an das Alte Gym-nasium zurückkehrte. 1911 wurde er nach Speyer versetzt wie viele bayerische Beamte, die bis zur Abtrennung der Pfalz 1945 zeit-weise im linksrheinischen Landesteil Dienst taten.¹⁸⁾ Da dem 1906 als untauglich gemu-sterten Mann der Militärdienst im Ersten Weltkrieg erspart blieb, lebte er nun fast ein Jahrzehnt unter den wachen Menschen der Vorderpfalz mit ihrer lebhaften Geselligkeit und politisch regen Öffentlichkeit. Das war eine weitere Erfahrung gegen provinzielle Enge.

Schneider kannte, als er den Frankenbund gründete, ganz Bayern zu gut, als daß seine wachsende Leidenschaft für Franken zu blo-

dem Franconismus geworden wäre, wie ihn gegenwärtig ein anderer Bund aufgeregt propagiert. Historische Kraft hatte ein fränkischer Separatismus allein in der Revolution von 1848/49 gehabt. Damals war die Einverleibung durch Bayern noch zu frisch in Erinnerung gewesen und zudem von der reaktionären Politik König Ludwigs I., die die liberale und nationale Bewegung in den fränkischen Städten provozierte, belastet worden. Als im Krisenklima nach dem Ersten wie nach dem Zweiten Weltkrieg von Nürnberg aus ähnliche Impulse erneut aufflackerten, blieben sie jedesmal ohne breites Echo. Von ihnen grenzte sich Schneider ausdrücklich ab und bekannte sich zum bayerischen Staat. Geliebt hat er ihn freilich nicht. Er beklagte, daß der Raum zwischen Fulda und Altmühl, Neckar und Thüringer Saale aufgrund seiner alten Zersplitterung in der napoleonischen Umwälzung Anfang des 19. Jahrhunderts zu keinem eigenen Staat gekommen, sondern auf fünf Staaten aufgeteilt worden sei, der größte Teil an das „*stammesfremde Bayern*“. Auch prangerte er dessen „*kultureinheitelnde*“ Politik an, die mit „*Zerstörung und Verschleuderung*“ fränkischen Kulturgutes wie der Abteikirche Münsterschwarzach begonnen und seither „*viel zu viel ausgelöscht*“ habe.¹⁹⁾

Aber er warnte vor einem eigenen Staat mit ungewisser Zukunft. Auch gebe es ja durch zahlreiche fränkische Beamte, Offiziere, Geschäftsleute eine „*stillschweigende Führerschaft Franks in Bayern*“; er hatte das schon in seiner Münchner Studienzeit auf höchster Ebene gesehen: Im Kabinett Podewils (1903 bis 1912) waren sieben von zehn Ministern Franken. Bei aller „*Stärkung des fränkischen Stammesbewußtseins*“ sprach doch die Vernunft für den eingespielten Staat: „*...wer Franken staatlich von Bayern trennen will, darf sich nicht auf den Frankenbund berufen. Dieser verfolgt den Zweck, die edelsten Eigenschaften des Volkes zu wecken und dadurch zu einer Neublüte fränkischer Kultur und zum Aufbau des großen deutschen Vaterlandes beizutragen,*“ über alle „*bestehenden Landesgrenzen*“ hinaus. Eine Abspaltung wäre „*für Franken selbst unvorteilhaft*“, weil es „*einer großen Anzahl stofflicher und gei-*

stiger Vorteile, die aus dem Verbundensein mit Bayern ersprießen, unzweifelhaft“ beraubt würde. Es wäre „*besonders in der Gegenwart sehr unklug, da Deutschland, wenn es gesunden will*“, andere Sorgen habe „*als sich in der Bildung neuer Länder zu üben*“ und „*Kleinstaaterei*“ zu treiben.²⁰⁾

In Speyer wurde Schneider zum etablierten Mann. 1912 heiratete er Barbara Reislein, die Tochter eines Bamberger Brauereibesitzers, die ihm hier zwei Söhne und eine Tochter sowie später in Würzburg noch eine weitere Tochter gebar.²¹⁾ Der Lehrer für die Fächer Griechisch, Latein, Geschichte und Deutsch besaß nun genügend Erfahrung, um sein Bildungstalent so zu entfalten, daß er, Güte und Strenge klug verbindend, die Schüler offenbar nicht nur solide unterrichtete, sondern fesselte und nachhaltig anregte, vor allem, wenn es über fränkische Dinge ging.²²⁾

Das lag an einer zweiten Rolle. Denn neben dem Beruf betrieb Peter Schneider so emsig populäre Wissenschaft, wie es auch damals, als Gymnasiallehrer noch mehr Zeit und Interesse für solche Arbeit hatten, nicht eben häufig war. Damit begründete er seine öffentliche Bedeutung, die noch immer an ihn erinnern läßt. Schon als Student begann er, zunächst im Bamberger Tagblatt, bald auch in Zeitschriftenaufsätzen und selbständigen Veröffentlichungen über historische, volkskundliche, sprachgeschichtliche Themen seiner Heimatstadt zu schreiben, zwar mit wissenschaftlichem Anspruch, aber in Volksbildungsabsicht. So entstanden im positivistischen Stil der Zeit, jedoch allgemeinverständlich verfaßte Bausteine zur Lokalkultur – Bamberger Familiennamen, die Flurnamen des Hauptmoorwaldes, die Mundart –, eine Schul-, Heimatkunde von Bamberg“ im Oldenbourg-Verlag, ein Bamberg-Führer. Darüber hinaus hielt Schneider öffentliche Vorträge im Historischen Verein und anderswo über historische oder volkskundliche Themen, aber auch, da er Redetalent bewies, Festreden wie schon 1905 in Bamberg zu Schillers 100. Todestag oder in Speyer 1917 zum 70. Geburtstag des Kriegshelden Hindenburg.²³⁾

Erste Organisationserfahrungen sammelte er als Mitbegründer und Leiter einer Abteilung für Volkskunde im Historischen Verein Bamberg 1907. Diese eröffnete er mit einem programmatischen Lichtbildervortrag über eine erst entstehende Disziplin, deren spezifischer Blick ihm besonders lag. Später arbeitete er an einer seit 1914 in Dettelbach erscheinenden Zeitschrift „Frankenland“ mit. Deren breites Spektrum – der Untertitel lautete „Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken“ – traf den Anfang des 20. Jahrhunderts von der bürgerlichen Reformbewegung geforderten ‚ganzheitlichen‘ Blick, der die durch Wissenschaft, Technik und Organisation fortschreitende Spezialisierung überwinden sollte, um Sinn und Leben zurückzugewinnen, von den Geisteswissenschaften bis zur Körperkultur. Nachdem sich Schneider vor allem durch eine Serie „Fränkischer Briefe“ und Buchbesprechungen präsentiert hatte, übernahm er 1916 die Aufgabe des gefallenen Schriftleiters. Dadurch wurde das „Frankenland“ dann 1920 zum Bundesblatt des Frankenbundes. Er schrieb manchen Artikel über die in Franken geborenen Dichter und Literaten – unter denen er Friedrich Rückert verehrte –, auch über lebende, zu denen er Bekanntschaften knüpfte, und begann selbst Gedichte zu veröffentlichen.²⁴⁾ Durch all dies blieb Schneider auch während seiner Speyerer Jahre in Kontakt mit der Bamberger und Würzburger Kulturszene und wurde, unter anderem durch begeisterte Lehrer, in Franken vielerorts bekannt. So war er bei seiner Versetzung nach Würzburg 1920 bereits eine öffentliche Figur, die erfolgreich den Frankenbund gründen konnte.

3. Wie etablierte sich der Frankenbund?

Schneiders Plan eines über Franken vernetzten Bundes lokaler Gruppen forderte ihn in den nächsten Jahren enorm. Eine spontane Gründung und rasches Wachstum wie in Bamberg, wo noch 1920 eine Gruppe entstand und bald zur wichtigsten nach Würzburg wurde, blieb ein Glücksfall.²⁵⁾ Die Regel

war, daß Schneider mit Vorträgen quer durchs Land für seine Ideen warb, so wie er es selbst beschrieben hat: „*An einem Abend wanderte ich, eine Mappe unter dem Arm, ... gegen Rimpf. Der Mond stand als glutroter Scheibe im Osten; feucht stiegs aus dem umgeworfenen Erdreich empor.*“ Er traf auf „*eine kleine Versammlung im Nebenzimmer der Wirtschaft: Der Pfarrer, zwei Lehrer, der Forstmeister, der Arzt, ein Maurermeister, einige Mitglieder des Gemeinderats. Ich sprach, am Tisch der Männer mit ihnen sitzend, eine Stunde über das, was ich auf dem Herzen hatte. ‚Jetzt haben sie uns glücklich unter einen Hut gebracht‘, sagte der Hauptlehrer. So ähnlich ging es auch sonst.*“²⁶⁾

Nach zwei Jahren betreute die Bundesleitung in Würzburg – noch in Schneiders Wohnung Walterstraße 1, 1923 dann in der Buchhandlung Frank Domstraße 72 – bereits 26 Ortsgruppen, von Alzenau bis Kulmbach, von Nürnberg bis Römhild. Erste Bundestage, die 1921 in Würzburg, 1922 in Bamberg und weiter bis 1926 in Nürnberg, Kitzingen, Forchheim und Ansbach stattfanden, stifteten Gemeinschaft.²⁷⁾ Bei der Vielfalt der fränkischen Welt durch alte territoriale und konfessionelle Zersplitterung schien dies Schneider besonders wichtig: „*Aber wir Franken*“, so mahnte er schon 1919 im Historischen Verein Bamberg, „*müssen uns auch als eins fühlen.*“²⁸⁾ Das bedurfte der Symbole und Riten. Als gemeinsames Zeichen gab er dem Bund die altherwürdige Rennfahne des Würzburger Fürstbischofs als Herzog von Franken, und reimte als Bundeslied ein „*Lied der Franken*“ mit schlichtem Text, das noch 1921 vertont wurde.²⁹⁾

Um in einer vielgestaltigen Kulturlandschaft Züge gleichartigen ästhetischen Geschmacks zu bilden, schrieb er neben historischen und volkskundlichen Themen auch Aufsätze und kleine Artikel über fränkische Kunst und Literatur. In dieser Absicht brachte er seit 1926 eine Reihe von Erzählungen und Dramen im Stil von Lehrstücken über das mittelalterliche Franken, wo er in einer christlichen Stammeskultur zeitlose Vorbilder sah. Um diese noch eindringlicher zu vergegenwärtigen, organisierte er „*Fränkische Landesspiele*“ als volkspädagogische Attraktio-

nen. Viermal, von 1927 bis 1930, fanden sie als Bundesfestspiele auf der zur Freilichtbühne eingerichteten Salzburg bei Neustadt an der Saale statt. Einige Berufsschauspieler und zahlreiche Laien, vor allem für die Massenchöre, führten erbauliche Stücke auf, die überwiegend von Schneider verfaßt waren, der auch inszenierte und selbst mitspielte: „Kiliani Frankenfahrt“, „Passion Jesu Christi“, eine Bearbeitung von Ludwig Tiecks „Genoveva“ – Schneider gab den Siegfried – sowie das im ersten Jahr vom 24. Juli bis zum 21. August aufgeführte Heimatspiel aus dem 13. Jahrhundert „Der Schultheiß von Salz“. Als Handlung dieses Spiels über fränkischen „Gemeinschaftsgeist“ und die „Seele des deutschen Volkes“ kündigte die Presse an, daß vier „Gestalten von ungewöhnlichem Ausmaß“, die auf der Burg zusammentreffen, in letzter Minute einen tödlichen Konflikt zwischen der „Leidenschaft der Bauern“ und der „Starrheit“ der Obrigkeit, verkörpert von Schultheiß und bischöflichem Amtmann, durch ihre „geistige und sittliche Überlegenheit“ lösen: „Elisabeth, die kultisch-vergeistigte – Ludwig, ihr mystisch-seherischer Gemahl – Walther von der Vogelweise, der Helläugige, Liederfrohe – Hermann, der rechenhafte Bischof“. Doch weil auch die „bodenständige Kraft des Bauernstandes als Urquell völkischen Lebens ... in Ehren bestehen bleibt“, kommen Große und Kleine unter dem Segen des Bischofs zu ihrem Recht, verbindet sie letztlich ein gemeinsames Schicksal. „Scholle und Blut sind im innersten Wesen eins.“³⁰⁾

Lehrhafte Massenspiele, die durch suggestive Verbindung von Schauspiel und Massendecklamation Gesinnung mobilisieren sollten, waren in den 1920er Jahren quer durch die weltanschaulichen Lager populär, vom kommunistischen Agitprop bis zu den Thingspielen der Völkischen. Aber für eine dauerhafte Einrichtung waren sie doch zu sehr vom Zeitgeschmack geprägt, den außerdem das Kino bald reizvoller befriedigte. Oft blieben sie ästhetisch schwach, wie letztlich auch die Bundesspiele, über die ein Spötter schrieb: „Die ganze Salzburg wird verhunzt, nur wegen dieser Sorte Kunst.“³¹⁾ Eingegangen sind diese jedoch vor allem an ihrem Defizit, als

die Weltwirtschaftskrise den Kulturkonsum empfindlich drückte.

Unter den Schwierigkeiten, die alle Formen bürgerlicher Öffentlichkeit in der wirtschaftlich so labilen Weimarer Republik bedrängten, soweit sie nicht von Parteien oder großen Mäzenen alimentiert waren, erlag auch die Zeitschrift „Frankenland“ schon 1923 der Inflation. Daraufhin wurde 1924 die seit zwei Jahren in Nürnberg erscheinende „Fränkische Heimat“ neues Bundesorgan. Ihr Verleger Spindler hatte sie zunächst als Konkurrenz zum Würzburger Blatt herausgebracht und auch einen eigenen „Bund für Volks- und Heimatkunde“ gegründet, was Schneider in hellen Zorn versetzte. Doch dann verbanden sich beide im Grunde gleichgerichteten Vereine mit ihren nicht allzu starken Kräften; wesentlich vermittelt hatte dies der Nürnberger Kunsterzieher und Heimatkundler Conrad Scherzer, der denn auch 2. Vorsitzender des Frankenbundes wurde. Die Geschäftsstelle kam in Spindlers Verlagshaus in der Nürnberger Burgstraße 6. Aber es gab zu viele Reibungen, so daß man sich schon nach gut zwei Jahren wieder trennte. Die Geschäftsstelle kehrte nach Würzburg zu Frank zurück, von dem sie 1929 in Schneiders Wohnung Rennwegerring 3 gelangte; bis 1950 sollte sie jeweils in der Privatwohnung des 1. Vorsitzenden bleiben. 1927 brachte Schneider erneut ein eigenes Bundesorgan heraus, das „Werkblatt des Frankenbundes“, aus dem dann 1931 „Der Frankenbund. Zeitschrift für Heimat- und Volkskunde“ wurde.³²⁾ All dies forderte oft zähe Geduld, die diesem Mann mit seinem drängendem Temperament für seine Mission nicht immer leicht gefallen ist.

In der nur vorübergehend überbrückten Konkurrenz von Nürnberger und Würzburger Frankenprotagonisten wirkte auch die allgemeine Spannung zwischen diesen Städten mit, die jeweils einen Teil Frankens auf sich bezogen, doch die eigentliche Zentrumsrolle beanspruchten. Daß sich der Frankenbund vorwiegend in Mainfranken etablierte, lag nicht nur an der Priorität der Gruppen in Würzburg und Bamberg. Durch die noch immer kulturprägende Rolle der Konfessionen war grundsätzlich der Geist wesentlich, den der Gründer mit seinem katholischen

Bürgerhabitus und die vorherrschende Mentalität in jenen beiden Hauptorten dem Bund gaben. Im protestantischen Franken gedieh er deshalb deutlich weniger und wo es zu Gruppen kam, führten sie meist mehr Eigenleben.³³⁾

Auch in anderer Hinsicht wurde Franken ungleich erschlossen. Im Geleitwort zum „Werkblatt“ betonte Schneider 1927: „*der Frankenbund ist weder ‚völkisch‘ noch ‚international‘, weder katholisch noch protestantisch, weder ‚rückschrittlich‘ noch ‚fortschrittlich‘, weder ‚aristokratisch‘ noch ‚demokratisch‘, weder ‚monarchisch‘ noch ‚republikanisch‘.*“³⁴⁾ Angesichts der Versäulung der deutschen Gesellschaft in weltanschaulich-politische Lager mit ihren scharfen Konflikten war das ein bemerkenswerter Ausdruck übergreifender Neutralität. Doch tatsächlich fand der Bund als bürgerlicher Kulturverein seine Resonanz hauptsächlich im Kreis der von nationalem Eifer, christlichen Traditionen und konservativer oder liberaler Gesinnung bestimmten Bürger- und Kleinbürgermentalität; manchmal drang er auch in die bäuerliche Oberschicht. Andere soziale Gruppen wurden kaum erreicht, vor allem nicht die zahlreiche Arbeiterschaft, deren Kern im sozialdemokratischen Milieu lag.

4. Was hieß „Frankentum“?

Wie sehr Schneiders Denken primär bürgerlichen Vorstellungen jener Zeit entsprach, zeigt vor allem ein zentraler Begriff. Als er in seinem Geleitwort von 1927 fortfuhr, der Frankenbund sei „*nicht farblos: Seine Farbe ist ihm von der Natur gegeben, vom Bluterbe, von Landschaft und Schicksal bestimmt, ... unauslöschlich*“, richtete er Sinn und Zweck des Vereins auf den Stamm, auf eine „*Erziehung zum Frankentum*“, wie ein Vortragstitel 1921 lautete. Er folgte damit der seit dem späten 19. Jahrhundert neu belebten Vorstellung von Stämmen als den natürlichen Einheiten des deutschen Volkes, das selbst der nordischen Rasse angehöre, unlösbar verbunden durch Blut, Lebensraum und gemeinsames Schicksal, unverwechselbar in Sprache, Kultur und Gesinnung, unübersehbar als Träger der Geschichte.

Seit jeher haben Menschen das, was ihnen bei der Begegnung mit Fremden auffällt, so verallgemeinert, daß sie, soziologisch gesprochen, durch Reduktion sozialer Komplexität ein stereotypes Bild der anderen gewinnen. Das macht den eigenen Blick sicherer und den Umgang einfacher. So beschrieb der bayerische Geschichtsschreiber Aventinus im 16. Jahrhundert die Franken – womit damals vor allem die an Main und Tauber gemeint waren – holzschnittartig als „*sehr arbeitsam. Bei der Bestellung der Weinberge arbeiten die Männer wie die Frauen, keiner gibt sich dem Müßiggang hin. Den Wein, den sie überall ernten, verkaufen sie ... und sie selbst trinken Wasser ... Es ist ein hochmütiges Volk, gibt sehr viel auf sich, und verachtet andere Volksstämme. Es neckt ... meist so sehr, daß der, der unter ihnen lebt, seine Heimat nicht mehr nennt, außer es verrät ihn seine Sprache. Die aber dies vertragen können, lassen sie gerne bei sich leben und gestatten ihnen sogar ... eine Heirat.*“ Im 18. Jahrhundert kolportierten dann vor allem Reisebeschreibungen wie die des brandenburgischen Juristen Philipp Wilhelm Gercken einem wachsenden Publikum Stereotypen: „*Die Franken sind ehrliche, brave Leute ... ungewohnungen und geradweg*“; man finde „*den weit arbeitsameren Franken ... in den Schenken nicht so häufig wie in Bayern.*“³⁵⁾

Während des 19. Jahrhunderts wurden die Bilder zwar realitätsnäher und differenzierter, blieben jedoch ‚Vor-Urteile‘. Aber nun wuchs ihnen ein wissenschaftlicher Geltungsanspruch zu. Dabei drangen um 1900 die Stämme, die man seit der Frühzeit durch die Geschichte wirken sah, als eine wichtige Ordnungskategorie in die Geisteswissenschaften; unter anderem folgte ihr eine prominente Geschichte der deutschen Literatur. Diese Aufwertung regionaler Bevölkerungseinheiten berührte sich mit der sogenannten Heimatschutz-Bewegung für eine ‚bodenständige‘, landschaftstypische Kultur, gegen die Nivellierung und Vermassung in den Industriestädten. Denn die großen Linien solcher Kultur sah man vor allem durch die Art der Stämme vorgegeben. Peter Schneider folgte also einer starken Strömung im Zeitgeist, wenn er vom Wesen des Frankenstammes aus handelte. Dieser sei, da

„frank“ im Mittelalter kräftig, kühn, unabhängig bedeutete, eben „frank und frei“, so angesehen gewesen, daß er immer mehr Gruppen unter seinen ursprünglich am Nieder- und Mittelrhein belegten Namen gezogen habe – und wurde so zum bedeutendsten deutschen Stamm. Er bestehe nach wie vor, auch wenn es den Namen nur mehr im ehemaligen Ostfranken um den Main gebe.

Mit dieser Deutung stieg das fränkische Selbstbewußtsein und damit die Kraft für die nationale Sendung: *„Wenn also unser Name ein Ehrenname schon in der frühesten Zeit des deutschen Mittelalters war, sollte er das heutzutage nicht mehr sein?“*³⁶⁾ Zugleich dehnte sich Franken weit aus. Selbstverständlich und in der Satzung fixiert war, daß gegen die Bajuwarisierung des Frankenbegriffs im 19. Jahrhundert durch die staatsbayerische Umgrenzung auch die Gebiete des Fränkischen Reichskreises und eines behaupteten fränkischen Mundartraumes in Württemberg, Baden, Hessen und Thüringen dazugerechnet wurden.³⁷⁾ Auch das lag im Zeitgeist: Seit der Jahrhundertwende drangen in Wissenschaft und Öffentlichkeit gesellschaftliche Strukturen und kulturelle Horizonte gegenüber dem konventionellen Blick auf Staats- und Verwaltungsräume vor. Doch Schneider zielte weiter, auf ein Franken vom Obermain bis an den Niederrhein. Er glaubte an einen im Mittelalter geschichtsmächtigen fränkischen Stammesraum dieser Größe und wollte ihn wieder bewußt und damit kulturell, ja politisch wirksam machen. So wurden der Frankfurter Goethe als größter fränkischer und deutscher Dichter, der Hesse Freiherr vom Stein, der Rheinländer Konrad Adenauer zu Exempeln fränkischer Tugenden. *„Wir sind Söhne und Töchter der ruhmreichen Franken, dessen Name durch Geschichtszeiten und Lebensräume strahlt, dessen Könige ... die deutschen Stämme zu erstmalig in einer staatlichen Einheit zusammengefaßt haben; wir sind bewußte Hüter eines Stolzes“*, gegründet *„auf den blutmäßigen Zusammenhang mit einem Volksstamm voll unverwüstlichen Lebenswillens und reichster schöpferischer Begabung. Wir kommen ... aus den Landen am Rhein und am Main, ... aus dem Herzen Deutschlands.“*

Diesen Stamm als *„eine der gewaltigen Wurzeln“* des deutschen Baumes *„zu hegen und zu pflegen ... ist die Sendung und Pflicht des Frankenbundes!“*³⁸⁾ Dafür warb Peter Schneider unermüdetlich in Vorträgen, mit rasch verfaßten Erzählungen und Spielen, mit vielen Beiträgen im Bundesorgan, das von den fränkischen Kreisregierungen für den Heimatkundeunterricht empfohlen wurde. 1932/33 ging er auch mit fünfzehn „Neuen Fränkischen Briefen“ im Würzburger Generalanzeiger in die breite Öffentlichkeit. All’ das geschah neben dem Schuldienst! Dieser erschwerte zudem ab 1931 für drei Jahre manches durch die Versetzung an den Rand Bayerisch-Frankens, nach Aschaffenburg – nun als Oberstudienrat, der auch die Kasse des Gymnasiums zu führen hatte. Die Geschäftsstelle wanderte mit in die Wohnung Ludwigsallee 17.³⁹⁾

Doch der heiß beschworene Stamm war ein Mythos. Nicht nur Großfranken war schon im Spätmittelalter bloße Fiktion. Auch die Franken im engeren Sinn zwischen Alb und Mittelgebirge, in einem Durchgangsraum und einer territorial und konfessionell lange kleingekammerten Zone, sind kaum als genuine Einheit zu fassen – weder in ihrer Erscheinung, in der Mundart, die sich vom Hessischen am Untermain bis zum fränkisch überlagerten nordbayerischen Dialekt Nürnbergs spannt, noch in Brauch, Geschmack oder Mentalität. Wie in wenigen Regionen Deutschlands ist die Sphäre fränkischer Kultur so schwebend, sind ihre Grenzen so diffus, daß in erster Linie das Bewußtsein Identität gibt: Franke ist, wer sich als solcher fühlt und bekennt.

Die populärwissenschaftlich bestärkte Vorstellung von der natürlichen Trias Stamm, Volk und Rasse teilte Schneider mit vielen seiner Zeit, auch mit dem völkischen Lager, aus dem die Hitler-Bewegung kam. Doch deren Rassismus, der zum Kernmotiv ihrer Verbrechen wurde, teilte er keineswegs. Das zeigen zwei Besprechungen der aufsehenerregenden „Rassenkunde des deutschen Volkes“ von Hans Günther, die Geschichte und Gegenwart durch die Rassen erklärte, dabei höher- und minderwertige unterschied und Rassenauslese forderte. Auch Schneider sah

zwar Vorzüge der nordischen Rasse, die man gerade an den Franken, einem ihrer „*begabtesten und geschichtlich erfolgreichsten*“ Stämme, ablesen könne. Aber ihm ging es zum einen primär um diesen Stamm, zum andern lehnte er eine Verdrängung bestimmter Rassen ab, schon weil sie in einem Mischgebiet wie Deutschland unsinnig sei. Er betonte grundsätzlich, wie neben der Rasse „*die Einflüsse der Umwelt auf den Menschen gewaltig*“ und höchst geschichtsrelevant seien.⁴⁰⁾ Allerdings war auch ihm wie damals vielen Gebildeten eine biologistische Denkweise so gewohnt, daß er im nationalsozialistischen Blut- und Boden-Kult durchaus Gemeinsames sah und dessen radikale Absichten wohl verkannte. Dies um so mehr, als Hitler die nationale Erlösungshoffnung zu erfüllen versprach, so daß seine Regierung nach der Schwäche der Weimarer Demokratie gegenüber wirtschaftlicher Not und politischen Wirren auch im Frankenbund wohl überwiegend begrüßt wurde. Man erwartete eben Ordnung, Arbeit und Deutschlands Wiederaufstieg.

5. *Wie verhielt sich der Frankenbund unter der Hitler-Diktatur?*

Nicht erwartet hatte man eine Gleichschaltung, die rasch über die Bürgerwelt hereinbrach. Im Frankenbund erfuhr man das brutal am 7. Mai 1933 bei der Eröffnung des 14. Bundestages im Würzburger Hotel National. Mitglieder des „Kampfbundes für deutsche Kultur“ drangen ein, drohten mit Auflösung und erpreßten so den Beitritt des Bundes zu dieser NS-Organisation und den Eintritt Schneiders und anderer aus dem Vorstand in die NSDAP. Dieser rüde Zwang hat den an bürgerlichen Umgang und Beamtenkorrektheit gewöhnten Mann, der auf seine Autorität und Reputation vertraute, geradezu verstört; er mied eine Zeit lang Menschen und suchte Halt in der Natur.⁴¹⁾ Immerhin war die Existenz des Frankenbundes gerettet, ja, er konnte die Publikationen steigern und im folgenden Jahr sogar sein Arbeitsgebiet im Sinne von Schneiders Großfranken-Romantik auf „*die preußischen Rheinlande, Hessen*

und Nassau, die bayerische Rheinpfalz“ ausdehnen.⁴²⁾

Der Preis für solche Gunst war das öffentliche Bekenntnis zum „*neuen Staatsgedanken*“ und die Einpassung in die Regeln der Diktatur. Das geschah durch eine vom Bundestag in Bamberg 1934 beschlossene neue Satzung, die – wie allenthalben in den noch zugelassenen Institutionen – die „*Mitgliedschaft auf Menschen arischer Abstammung*“ beschränken und das Führerprinzip übernehmen mußte. Bei der überragenden Stellung Schneiders änderte es freilich nicht allzu viel, daß nun die „*Anschauung des Bundesführers das gültige Maß*“ gab und er die „*Gruppenführer*“ ernannte. Insgesamt erklärte die Satzung den Bund als „*Vertreter des aus Blut und Boden gewachsenen Stammesgedankens*“ zum „*Helfer am Aufbau des deutschen Staates und Volkes im Sinne Adolf Hitlers*“. Die loyale Gesinnung demonstrierten Reden Schneiders wie eine „*Meisterrede*“ „Das Frankentum im Dritten Reich“ 1934: Er pries den „*neuen Frühling des deutschen Volkes*“ mit einem „*Treueschwur zu den Führern des Reiches*“, betonte den „*gleichen Sinn*“ der Frankenbund-Gründung und der Machtergreifung Hitlers, der die Stämme „*gottgewollte Bausteine*“ des Volkes genannt hatte, und beschwor nach dem alten Leitbild der „*fränkischen Edelmenschen*“ „*herrenhafte ... Persönlichkeiten*“, deutsch „*aus Blut, Boden und Geschichte ... großdeutsch aus Naturnotwendigkeit*“.

Doch nicht alles war hitlerbeflissen. Der fromme Katholik berief sich auch auf den „*Grundsatz*“ Franz von Sickingens „*Allein Gott die Ehr, lieb dem Gemeinnutz, beschirm die Gerechtigkeit. Amen*“, wagte im aufziehenden Kirchenkampf, das Christentum als „*Auf- und Umbruch*“ mit der „*nationalsozialistischen Revolution*“ zu vergleichen und hoffte auf eine „*Bundesgenossenschaft*“ von Staat und Kirche. „*Wir Franken sind Christen und wollen dies bleiben. Es lebe Christus, der sein Franken liebt!*“⁴³⁾ Im Jahr 1935 bejahte er zwar die zentrale Bedeutung von Volk und Rasse, aber relativierte letztere doch, sachlich durch erneuten Hinweis auf die Umwelt, die nur den „*Geeigneten ... Erbfestigkeit*“ gebe und dadurch die Rassen stän-

dig verändere, und moralisch mit der Warnung vor ‚nordischer‘ „Überheblichkeit“.⁴⁴⁾ So versuchte Schneider in den ersten Jahren des Hitler-Regimes eine Gratwanderung zwischen der Betonung gemeinsamer Werte, sichtlicher Anpassung und vorsichtigem ‚Eigen-Sinn‘. Doch die Diktatur verschob nicht nur da und dort Gewichte und rückte andere Personen in den Vordergrund – in Höchststadt a.d. Aisch etwa verschärfte sich ein Konflikt mit dem Heimatverein so, daß die Gruppe unterzugehen drohte –, sondern engte den Bund insgesamt zunehmend ein. Auch wenn Schneider ostentativ versicherte, „*der Frankenbund hat sich in allen Erschütterungen der letzten Jahre siegreich behauptet, ist von den maßgebenden Männern in seinen Bestrebungen anerkannt und in den neuen Staat vollkommen eingegliedert,*“ schrumpfte doch der Spielraum sehr.⁴⁵⁾

Zwar kam Schneider Anfang 1935 an den für die Bundesführung organisatorisch günstigsten Ort zurück, als er wieder an das Neue Gymnasium in Würzburg, nun Oberschule für Jungen am Rennwegerring, versetzt und Stellvertreter des Direktors wurde. Die Geschäftsstelle zog mit in die Konradstraße 9, dann in die Ludwigstraße 28. Aber in dieser Zeit stieg der Anpassungsdruck auf die Meinungswirkung aller Kulturinstitutionen weiter; nach ihrer Gleichschaltung sollten sie nun auch inhaltlich ganz und gar ausgerichtet werden. So kam der Bundesführer, wenn er sprach oder schrieb, kaum mehr auf die Wichtigkeit der Kirchenreligion oder auf Grenzen der Rassenlehre, sondern zog sich auf die Schlagworte des Regimes zurück, die der eigenen Linie entsprachen, und betonte pauschal den Vorteil der „*kraftvollen Führung des Reiches*“⁴⁶⁾ auch für den Bund. Etwas freier äußern konnte sich Schneider im Schutz eines gewissermaßen neutralen Kulturgutes, als er 1936 die Festschrift zur 50-Jahr-Feier seines Gymnasiums verfaßte. Gewiß, er huldigte dem Germanenkult, wenn er „*die Urr Griechen und die Urrömer*“ als „*nordische Menschen*“ sah – „*das Kostbarste, was sie geschaffen haben, muß Geist von unserem Geiste sein*“ –, und er lobte die Aufwertung des Sports, der „*körperlichen Auslese*“ in der Schule, die ja dem antiken Ideal

des an Geist und Körper vollkommenen Mannes entspreche. Doch indem er das humanistische Erbe rühmte, rief er ein Hauptstück bürgerlicher Bildungstradition auf, eine Welt jenseits des ‚braunen‘ Welt- und Menschenbildes. Dieses durchdrang das Neue Gymnasium auch deshalb nicht so rasch, weil viele Schüler aus kirchlichen Seminaren, vor allem dem bischöflichen Studienseminar, kamen; 1936 wollte über die Hälfte der Abiturienten katholische Theologie studieren.⁴⁷⁾ Vermutlich war solch ‚humanistisch-katholischer Geist, der ja Schneiders Habitus bestimmte, auch im Frankenbund weiterhin da wirksam, wo nichts durch Vortrag oder Druck öffentlich wurde, in Gesprächen also, im Umgang, in der Gestaltung von Bildungsfahrten. Doch in welchem Maß das geschah, ist eben deshalb nicht überliefert.

Der Einfluß der Bundesleitung nahm zweifellos ab. Denn ihr Hauptmedium, die Zeitschrift, erlag 1938 verschärften Maßregeln des Regimes und wurde durch unregelmäßige „Bundesbriefe“ und ein „Jahrbuch des Frankenbundes“ nur halb ersetzt. Dazu kam, daß auch die mündliche Information und Meinungsbildung nachließ, ebenso die bestärkende Wirkung der Gemeinschaft. Denn die Teilnahme sowohl an den Gruppenveranstaltungen als auch an Tagen und Fahrten des Gesamtbundes litt unter einer Vielzahl von Versammlungen, Aktionen und Feiern nationalsozialistischer Organisationen, die nun zahlreiche Menschen in Pflicht nahmen oder anzogen. Auch fanden die Bundestage nach 1934 nicht mehr jährlich statt, sondern nur noch 1936, 1939, 1943. Zudem stieg die Kontrolle, da die Kreisobmänner halbjährlich dem Landeskulturwalter in Bayreuth über die Gruppen in Oberfranken und in Unterfranken Bericht erstatten mußten. In mehrfacher Weise wurde das Bundesleben eingeschränkt. Wie man in diesem Rahmen überwiegend an herkömmlichen Themen festhielt, im Stil sich allerdings merklich der neuen Zeit anglich, spiegelt zum Beispiel das Jahrbuch 1939 wider, das auf 103 Seiten die gewohnte Mischung aus Belehrung, Unterhaltung und Erbaulichem bot: Aufsätze langjähriger Autoren aus Gymnasium, Bibliothek, Archiv über (kunst-)historische Sujets, ein Beitrag eines

Baurats über die geplante Großschiffahrtsstraße Rhein-Main-Donau, Peter Schneiders Betrachtungen „Besinnliche Blätter aus einem Tagebuch“, eine dramatische Erzählung „Hochwasser“ und über ein Dutzend Gedichte dreier Verfasser, meist aus Natur und Volksleben.⁴⁸⁾

Unter derart erschwerten Bedingungen hat Schneider unermüdlich durch Vorträge, Veröffentlichungen, Briefe seinen Bund in Schwung zu halten gesucht. Zwar wurde der Bundesführer von einem Führerrat, wie die Bundesleitung jetzt hieß, unterstützt: dem Würzburger Studienprofessor Dr. Anton Fries als Stellvertreter und Schriftwart, Bundesgeschäftsführern in der Reihenfolge Heinrich Kupfer, Ernestine Harth und Franz Mayer, alle Hauptlehrer, sowie Bauingenieur Josef Wild, den Schatzmeistern Lehrer Gottfried Werr und Obersteuerinspektor Adam Ullrich, den Kreis-, ab 1939 Gebietsobmännern für Oberfranken und Unterfranken, Justizinspektor Hans Reiser und Werbeleiter Konrad Kleinlein.⁴⁹⁾ Motor blieb dabei Schneider selbst. Freilich hemmten seine Autorität und Präsenz auch manche Initiativen von unten, da er ungerne etwas aus der Hand gab.⁵⁰⁾ Aber er sah seine Rolle als Mission, und er wußte um die Gefährdungen des Bundes, den es als Organisation zu sichern und in seinem Geist auf der schwierigen Linie zwischen blinder Anpassung und riskantem ‚Eigen-Sinn‘ zu halten galt. Daher ließ er sich auch von Krankheit wenig abhalten, wenn sie ihn nicht gebieterisch hinderte wie 1942 eine „Lungenaufblähung“, die das Sprechen in Sätzen kaum mehr erlaubte.⁵¹⁾ Der Bund blieb denn auch und erfüllte zumindest im Kern die Aufgabe, für die er gegründet worden war. Daß ihm das gelang, erschien Schneider später „als das Kunststück meines Lebens“.⁵²⁾

Da die Konkurrenz durch den völkischen Kulturbetrieb nationalsozialistischer Verbände erheblich war, befriedigten Schneider mit seinem Anspruch einer übergreifenden Funktion des Frankenbunds⁵³⁾ zwei Erweiterungen sehr. 1935 schloß sich eine wichtige Lücke im Hauptgebiet, als der kräftige Historische Vereins Schweinfurt mit der schwachen örtlichen Gruppe zusammenging. Nach Osten gelang schließlich 1941 eine Ausdeh-

nung über Staffelstein und Lichtenfels bis Kulmbach durch die kollektive Assoziierung des 1924 gegründeten Colloquium historicum Wirsbergense (CHW) als Gruppe Obermain. Als dieses Band durch eine persönliche Vollmitgliedschaft der CHW-Mitglieder auch im Frankenbund verstärkt werden sollte, folgte dem allerdings bis Ende 1943 nur ein knappes Drittel. Doch das lag nicht nur am höheren Gesamtbeitrag.⁵⁴⁾ Das gesamte Kulturleben war durch den Zweiten Weltkrieg gelähmt.

Seit 1939 wurden Funktionäre und Mitglieder zum Militär eingezogen wie etwa in Schweinfurt der Führer und mehrere aus dem Führerrat, der wachsende Kreis der Gefallenen fehlte für immer. Die Kommunikation schrumpfte 1941 auf kurze Bundesbriefe, da für das Jahrbuch kein Papier mehr zugeteilt wurde. Ab 1943 dann, als die meisten Güter knapp wurden, beanspruchte die Alltagsbewältigung alle Kräfte, in den Städten raubte der Bombenkrieg einer wachsenden Zahl von Menschen jede Lebensnormalität. Als schließlich 1944/45 vieles zerstört war und der Volkssturm ein letztes Aufgebot erfaßte – aus Würzburg mußte auch Dr. Fries mit, der dann in polnischer Gefangenschaft umkam –, war der Frankenbund an den meisten Orten faktisch erloschen. Überdies wurde die Zentrale verheerend geschwächt, als Schneider seinen gesamten ‚Apparat‘ verlor. Der Feuersturm, in dem am 16. März 1945 das alte Würzburg unterging, versengte die in den Keller geborgene Bibliothek, das Archiv und alle Manuskripte, darunter ein druckfertiges, zäh erarbeitetes Buch über den Steigerwald, seine Lieblingslandschaft, zu bloßer Asche, knöcheltief. Ein beklemmendes Bild im Fiasko des so ersehnten, doch von Hitler wahnwitzig übersteigerten Wiederaufstiegs Deutschlands.

Wie aus einer anderen Welt klingen die hochgemuten Zeilen, die keine drei Jahre früher, im September 1942, der Bamberger Gruppenobmann als Bezirksobmann Franken-Ost an den Gruppenobmann von Marktzeuln geschickt hatte, nach einer Sitzung der NSDAP-Gaupropagandaleitung Bayreuth „optimistisch gestimmt“: „Uns gehört ja doch der Sieg und die Russen fangen ... an, mürbe zu werden. Mit den Waffen sind wir unbesiegbare.“ Wenn

der nächste Winter überwunden sei, „*macht uns kein Teufel der Welt mehr müde.*“ Auch anderswo war man mit „*allerbesten Hoffnungen ins neue Jahr*“ gegangen.⁵⁵⁾ In eben diesem Winter hatte Deutschland in Stalingrad und Nordafrika den Krieg zu verlieren begonnen. 1937 hatte der Bamberger Mann das Programm des Frankenbundes „*im neuen Reich erst richtig zur Geltung*“ gekommen gesehen und zum Beispiel der aus Marktzeuln zugezogene Obmann der neuen Gruppe Berlin mit ähnlichen Worten geworben.⁵⁶⁾ Selbst für Schneider, der gewiß kein ‚Nazi‘ war, wurde Hitler im 10. Bundesbrief vom Mai 1941, als die Wehrmacht an allen Fronten unaufhaltsam schien, zum Strategen großer Zukunft: Das deutsche Volk steige zum „*Weltvolk*“ auf. Dabei komme dem „*fränkischen Menschen*“, den Stammestreue, Gemeinsinn, adelige Haltung und Seelenharmonie auszeichneten, eine Hauptrolle zu; in der Weimarer Zeit von „*zersetzenden Kräften*“ bedrängt, könne sich dieses Leitbild nun entfalten.⁵⁷⁾ In der ideellen Nähe zu e i n e m Bereich im Weltanschauungskonglomerat Hitlers wurde, solange dieser für das Vaterland Großes versprach, zu sehr verdrängt, daß andere Werte und Traditionen von ihm schieden. Wie bei einem Großteil des Bürgertums flossen auch im Frankenbund taktische Anpassung an die Diktatur und hitlergläubige Gesinnung so ineinander, daß sich überzeugte Nationalsozialisten und Angepaßte, zwischen denen es noch viele Zwischenformen gab, oft nur schwer unterscheiden oder gar gewichten lassen. Erst seit 1943, als der Siegesglauben schwand und Hitlers Geltung verfiel, sah man klarer.

6. In welchem Geist wurde der Frankenbund nach 1945 wiederbelebt?

Vier Jahre nach jenem 10. Bundesbrief waren alle Hoffnungen zerbrochen und eine harte Nachkriegszeit begann. Schneider lebte bis 1948 beengt in Gerolzhofen, war als NSDAP-Mitglied aus dem Schuldienst entlassen und vor der Spruchkammer angeklagt, die ihn erst Anfang 1947 als „*entlastet*“ einstuft. Den Frankenbund hatte die US-Mili-

tärregierung wie Kulturvereine allgemein sogleich verboten; eine Wiederzulassung lehnte die bayerische Regierung Anfang 1946 wegen Schneiders Parteimitgliedschaft seit 1933 ab. Daß diese unter Druck zustande gekommen war, zählte angesichts der wie ein Bekenntnis wirkenden ununterbrochenen Dauer nicht. Der Obmann der Bamberger Gruppe, der hier und in ganz Oberfranken den Bund seit zwei Jahrzehnten gefördert und geleitet hatte, wurde, da NSDAP-Mitglied und SA-Rottenführer, als Justizinspektor entlassen, zunächst ohne Pension, und hauste mit Frau und der vierköpfigen Familie seines Sohnes in drei Zimmern, da die Besatzungsmacht besonders bei ‚Nazis‘ Wohnraum beschlagnahmte. Als „*Mitläufer*“ mußte er eine Sühne von 2.000 Reichsmark aufbringen. „*Ich hatte mir meinen Lebensabend anders vorgestellt.*“ Wenn er die „*furchtbare Zeit*“ beklagte, meinte er nicht nur diese Nöte und das verwüstete Land, sondern vor allem die zerbrochene nationale Vision. Der Obmann der Gruppe Marktzeuln, ein Kaufmann, war entlassen, seine Invalidenrente gesperrt, das Haus beschlagnahmt, und beide Söhne saßen im Internierungslager. Er höhnte über die „*Segnungen der Demokratie*“, die „*den größten Teil der deutschen Intelligenz*“, die meisten „*anständigen Deutschen*“ in „*Konzentrationslagern*“ halte, was jeden Wiederaufbau verhindere.⁵⁸⁾ Auch wo solch' bittere Worte nicht fielen, herrschte die Opfersicht vor, ungerecht für ein Ideal bestraft zu werden: „*Wir im Frankenbund kannten keine Parteipolitik sondern nur Kulturpolitik und letztere wird uns ... über das Unglück ... hinweghelfen.*“⁵⁹⁾

Man wollte den Bund möglichst bald wiederbeleben, im wesentlichen mit den bisherigen Ideen, Formen und Personen. Allgemein sah die Mehrheit der bürgerlichen Bevölkerung kaum Grund zu einem einschneidenden Gesinnungswandel, zumal er nach dem Kollektivschuldvorwurf und Entnazifizierungszwang der amerikanischen Besatzer ‚roch‘. Sie glaubte, in der eigenen Tradition genug tragfähige Werte und Normen für eine bessere Zukunft zu besitzen. Es ging den meisten vor allem darum, weiterhin zusammenzuleben, wo immer man vor 1945 gestanden hatte, schwere Alltagsnöte zu überstehen und die

wichtigen Institutionen in Gesellschaft und Staat handlungsfähig zu sehen, dann das Land wieder aufzubauen, was die Kräfte band und neue Selbstbestätigung gab. Deshalb wurde, nachdem die braunen Eliten bestraft waren, über das tiefe Eindringen der nationalsozialistischen Herrschaft in die Gesellschaft nahezu zwei Jahrzehnte weithin geschwiegen; die Stimmen für einen klaren Neuanfang blieben eine schwache Minderheit. Man orientierte sich möglichst an Vertrautem – wie Menschen nach Erschütterungen ihrer Lebenswelt zumeist.

In diesem Sinne machte sich Schneider unter schwierigsten Bedingungen wieder ans Werk, mit einem nach dem herben Verlust des wichtigsten Besitzes bewundernswerten Lebensmut. Noch 1946 gelang es ihm, zusammen mit dem ehemaligen Bamberger Obmann – obwohl beide keine Funktion ausüben durften – als ersten Ankerpunkt die bis Kriegsende aktive Bamberger Ortsgruppe unter einem unbelasteten Vorsitzenden wiederzubeleben. Ab 1947 konnte dann Schneider, da „entlastet“, selbst frei agieren, zunächst von Gerolzhofen aus, seit Juli 1948 in Bamberg, Steinertstraße 10. Hier leitete der 66jährige ab September als Oberstudiendirektor noch zwei Jahre das Alte Gymnasium, seine einstige Schule. So war er voll rehabilitiert. Im November wurde er auf einem ersten Bundestag in Schweinfurt erneut zum 1. Bundesvorsitzenden des Frankenbundes gewählt, für den er Lizenzfreiheit erhalten hatte und im folgenden Jahr auch die Gemeinnützigkeit gewann. Er warf sich in den Wiederaufbau und sammelte alte Mitglieder und Funktionäre, die nach Überwindung der schlimmsten Not, nach Gefangenschaft oder Entnazifizierung zunehmend „auftauchten“, drängte in Briefen zu Gruppenveranstaltungen und warb Vorstände – oft mühsam, weil viele Menschen sich angesichts der Strafen für zahlreiche Verbands- und Vereinsfunktionäre nicht exponieren wollten.

Wieder in seiner gewohnten Rolle, sprach und schrieb Peter Schneider, den auch als Vereins- und Verbindungsmann stets pädagogischer Eifer trieb, rastlos. Nach einem beispiellosen Umbruch in Staat und herrschendem Zeitgeist suchte er den Mitgliedern des

Bundes Orientierung zu geben und zugleich die Öffentlichkeit von dessen Wert zu überzeugen. Die ab 1949 wieder erscheinenden „Bundesbriefe. Neue „Folge“ begann er im Geleitwort des ersten Heftes mit dem Appell, nach „schlimmen Zeiten... wollen wir auch weiterkämpfen im Geiste des Frankenbundes für unsere ... Ideale.“⁶⁰ Im Kern schienen ihm diese unbeschädigt. Während die durch den mörderischen Rassismus höchst belastete Denkfigur Rasse und der Germanenkult fast verschwanden, blieb das um „Volkstum“ kreisende Begriffsfeld wichtig – das kritischen Stimmen nun wegen der Kontamination mit nationalsozialistischen Vorstellungen als unbrauchbar galt – und der Begriff Stamm zentral. Allerdings erschien er nun weniger mythisch aufgeladen und wurde historisch konkreter. Auffällig kehrte in Schneiders Texte ein christlicher Zug zurück. Aktuell wurde er durch den im westdeutschen Nachkrieg einflußreichen Topos von der Verteidigung des Abendlandes gegen die Bedrohung aus dem gottlosen Osten, der sich im aufziehenden Kalten Krieg mit einem massiven Antikommunismus verbreitete. Ein Vorbild sah Schneider in der Abwehr der Araber durch den fränkischen Hausmeier Karl Martell im 7. Jahrhundert. Dabei erschien der Franke Karl der Große als Vater Europas, das als erstrebte Gemeinschaft nach zwei verheerenden Kriegen in den Blick rückte. Darin schlug sich der hoffnungsvolle Aufbruch nach Europa in der deutschen Öffentlichkeit der 1950er Jahre „franconisiert“ nieder. Die „fränkischen Menschen“ wurden nun auch zum „Kernvolk des künftigen Europa“.⁶¹

Deutschland war nicht mehr so präsent wie im ‚Dritten Reich‘, blieb aber doch der wichtigste Horizont nach Franken, dem Großfranken „von Bamberg bis Aachen“. Für eine bessere deutsche Zukunft wollte er auch jetzt ihre Tugenden, vor allem den „Adel des Herzens und des Geistes“ – Ulrich von Huttens „Omnis Franco nobilis“ – als Muster eines höchst nötigen „Volksadels“ stärken.⁶² Erneut gab er dem Frankenbund eine nationale Aufgabe; dazu beschwor er Einigkeit und die Erneuerungskraft des „Volkstums“ durch die Quelle „alter fränkischer Kultur“.⁶³ Nach dem Fiasko deutscher Politik erhielt über-

haupt das Kulturelle in einem weiten Sinn mehr Gewicht gegenüber der früher stark politischen Ausrichtung. Als Kulturverein sah Schneider den Frankenbund zudem neu gefordert durch die große Aufgabe, zur Beheimatung der Flüchtlinge und Vertriebenen in Franken beizutragen.⁶⁴ Angesichts einer ‚unerhörten‘ sozialen Not, die Christenhilfe forderte, durchbrach dieser Integrationsappell – immerhin in der ersten nach dem Krieg veröffentlichten Botschaft an die Mitglieder – das Bild vom Stamm als Blutgemeinschaft.

Insgesamt vermittelte der alte und neue Bundesvorsitzende vor allem eine Grundkontinuität des Weltbildes und des Selbstbildes. Aber unter den äußeren Veränderungen gab er auch manches bisher Gültige auf und öffnete sich vorsichtig Neuem. Das entsprach der bis in die 1960er Jahre im westdeutschen Bürgertum vorwiegend wertkonservativen Haltung. Auch sie vermochte sich von nun obsoleten Elementen aus der Hitler-Diktatur zu lösen sowie mit dem raschen Fortschritt in Technik, Wirtschaft und Freizeitkultur neue Einstellungs- und Verhaltensmuster zu lernen. Doch das blieb partiell. Erst in den 1960er Jahren vollzog eine neue Generation einen geistesgeschichtlichen Schnitt, in dem auch die Volkstums- und Stammesromantik generell entwertet wurde. Im Zug der ‚Vergangenheitsbewältigung‘ wurden nun all’ die Ideenstränge, aus denen sich der Nationalsozialismus entwickelt hatte, so verurteilt, daß der nach dem Krieg noch übliche Blick und sein Stil auch in der bürgerlichen Sphäre untergingen. Das aber lag jenseits von Schneiders Lebenszeit.

7. *Wie entwickelte sich das Bundesleben?*

Kontinuität herrschte, als der Frankenbund wieder aufkam, offenbar auch personell vor. Obgleich sich dies nicht mehr systematisch fassen läßt, scheinen häufig die früher aktiven Mitglieder erneut Bundesfreunde zusammengerufen und ein Gruppenleben in Gang gebracht zu haben. Ein markanter Fall ist der bereits erwähnte Bamberger Vorsitzende und Gebietsobmann für Oberfranken. Nach seiner Entnazifizierung wurde er, da auch „Mitläu-

fer“ Vereinsämter ausüben durften, beides wieder (letzteres jetzt Bezirksvorsitzender), außerdem Bundesschriftführer, und starb 1968 hochbetagt als Ehrenmitglied. Unter Schneiders Regie belebte sich der Bund so, daß knapp zwei Jahre nach dem Schweinfurter Bundestag 1948 mit seinen fünf Bundesgruppen den Bamberger 1949 bereits dreizehn beschickten, von Aschaffenburg bis Kulmbach. Als in der ersten Hälfte der 1950er Jahre die letzten alten Gruppen wie Kitzingen wieder begannen, man 1957 auch in Nürnberg den schon lange abgerissenen Faden erneut aufnahm, setzte bereits mit Neugründungen von Forchheim über Marktbreit und Ochsenfurt bis Miltenberg eine Verdichtung ein. Bundessitz blieb Würzburg, wo 1950 auch wieder eine eigene Geschäftsstelle im Verlagshaus Halbig eingerichtet wurde. Ein gutes Jahrzehnt nach dem völligen Stillstand, im Frühjahr 1958, gab es ein festes Organisationsnetz mit 21 Gruppen und 1.362 Mitgliedern, davon 774 in Unterfranken, 460 in Oberfranken, 105 in Mittelfranken und 23, die auch in München ihre Franconität pflegten.⁶⁵ Allerdings war die 1949 noch faßbare rege Teilnahme des CHW als Gruppe Obermain in den 1950er Jahren offenbar eingeschlafen. Als sich zuerst die Lebensverhältnisse normalisierten und sich dann, seit Mitte der 1950er Jahre, die junge Bundesrepublik so erholte, daß man von einem ‚Wirtschaftswunder‘ sprach, blühte auch Peter Schneiders Werk ein zweites Mal auf.

Das Gruppenleben entfaltete sich wieder mit Wanderungen, Vorträgen, Heimatabenden und der Barbarafeier als Jahreshöhepunkt, bei lokalen Jubiläen, durch Laienspiele und Fahrten zu Kulturereignissen wie fränkischen Dichtertreffen. Aus den Gruppen kamen Mitglieder wieder regelmäßig in wechselnden Städten zusammen, seit 1949 zum jährlichen Bundestag und seit 1951 zur Tagung des Bundesbeirates. Die 1950 wieder aufgenommenen, meist vorzüglich geführten Bundesstudienfahrten gingen in alle Teile Frankens und 1957, ein alter Wunsch Schneiders, nach „Rhein-Franken“, wo er seinen großfränkischen Horizont veranschaulichen und in Aachen am Grab Karls des Großen Europa beschwören konnte. Der Bund beteiligte sich

auch an Jubiläumsfeiern, etwa der für den Gelehrten Regiomontanus 1951 im unterfränkischen Königsberg. Er veranstaltete „Fränkische Tage“ – Konzerte, Volksmusik, Ausstellungen, Laienspiele, Vorträge – 1952 bei der 1200-Jahr-Feier des Bistums Würzburg und dort noch einmal 1955. Beides waren Höhepunkte, an die man sich lange erinnerte. Bereits 1952 hatte man in Bamberg Schneider zu seinem 70. Geburtstag besonders gefeiert. Aber das Alter hielt ihn nicht ab: seit 1950 der Dienstpflichten ledig, arbeitete er verstärkt für den Bund. Bei den Bundesveranstaltungen war er nie nur Vorsitzender, sondern stets mit einer Rede, der Reiseführung oder dem Text für eine ‚Inszenierung‘ ein Hauptakteur. In den Gruppen hielt er sich durch viele Besuche, die häufig in einen Vortrag mündeten, präsent. 1954 konnten die „Bundesbriefe“ nach fünf Jahrgängen durch ein stärkeres Bundesorgan „Frankenland. Zeitschrift für das Frankenland und seine Freunde“ ersetzt werden, „Nachrichten aus dem Frankenbund“ dienten der internen Information. Außerdem gab Schneider ab 1954 vier Kalender „Das fränkische Jahr“ als Kulturspiegel heraus, in denen er einen wesentlichen Teil selbst verfaßte. Auch die Reihe der Sonderveröffentlichungen eröffnete er 1953 mit eigenen Schriften.⁶⁶⁾

So stiegen Umfang und Aufwand der Wirkungsmittel, Mitgliederzahlen wie Teilnehmerkreise wuchsen, außerdem unterstützte durch hohe Beamte aus den Bezirksregierungen und Landräte, die Vorträge zu halten, ja Funktionen zu übernehmen begannen, auch die Staatsautorität sichtbar den Bund. Schneider sah ihn auf gutem Weg, durch fränkische Selbstvergewisserung und Selbstdarstellung in meinungswichtigen Bürgerkreisen ganz Franken zu ‚vergemeinschaften‘ und es als Kulturraum – das war sein alter Anspruch – führend zu repräsentieren und damit auch politisch wirksamer zu machen. Darin bestärkte ihn unter anderem der Vizepräsident der Ansbacher Regierung, als er auf der Jahreshauptversammlung der Gruppe Nürnberg 1958 dem Bund eine „Gesamtleitung“ der Kulturvereine in Mittelfranken zuschrieb, um das Kulturleben zu beflügeln.⁶⁷⁾

Dieser Traum Schneiders erfüllte sich nicht. Eine Führungsrolle, die nur allmählich durchzusetzen gewesen wäre, hätte wohl der Zugkraft auffallender, besonders zukunftssträchtiger Mittel bedurft, die der ideell wie personell traditionsstarke Frankenbund wenig entwickelte. So erfolgreich die Feiern, Fahrten, Spiele waren, so sehr Schneiders packende Vorträge und feinsinnige Gedichte begeisterten, der Stil kam doch wesentlich aus den zwanziger Jahren und fand Resonanz, weil eine gleichfalls überwiegend vor dem Krieg geprägten Mentalität noch einmal zwei Jahrzehnte dominierte. Damit aber war der Eigenwille anderer Kulturvereine kaum zu überwinden, schon gar nicht mehr, als im tiefgreifenden Wandel des Zeitgeistes seit den 1960er Jahren sich neue Bedürfnisse und Formen durchsetzten. Der in Konzeption und Mitteln einst neuartige Frankenbund folgte jetzt primär dem Bewährten, mehr als Schneider wohl zunächst beabsichtigte. So wurde etwa eine systematische Jugendarbeit, die er 1948 als neue Aufgabe forderte, kaum realisiert. Andererseits publizierte er zum Beispiel ein 1928 für die Alte Hofhaltung in Bamberg geschriebenes Freilichtspiel „Das Bamberger Heinrichsspiel“ „nach einem längeren zeitlichen und seelischen Abstand“ 1954 unter dem Titel „Die Feuerprobe“ verändert wieder, obwohl diese Theaterform schon ziemlich an Zugkraft verloren hatte.⁶⁸⁾ Der Frankenbund spiegelte eine starke Tendenz in der westdeutschen Öffentlichkeit wider, wo Erneuerungsansätze der ersten Nachkriegsjahre um 1950 zunehmend restaurativen Tendenzen erlagen. Daß er nicht zur Leitinstanz der Regionalkultur in Franken aufstieg, lag auch an deren steigender Vielfalt in einer seit den Sechzigern immer pluraler werdenden Gesellschaft; durch neue Organisationen nahm die Konkurrenz zu und die Interessen driften auseinander. Auch die wachsenden Möglichkeiten individueller Freizeit, voran die Breitenmotorisierung, nahmen dem Bund manche Attraktivität.

Außerdem kam noch etwas hinzu: Wie häufig in Gesellschaft und Staat der jungen Bundesrepublik spielten auch im Frankenbund ehemalige ‚Nazis‘ eine Rolle. Teils brachten sie ihn als schon bewährte Vereinsmänner

wieder in Gang wie der erwähnte Bamberger Vorsitzende, ein Hauptpartner Schneiders, teils traten sie nun auf wie ein ehemaliger Erlanger Universitätsdozent, seit 1931 NSDAP-Mitglied und im Mai 1933 ein Hauptakteur der Bücherverbrennung, als Bundesbibliothekar und vor allem als kenntnisreicher und beliebter Führer auf vielen Fahrten, seit 1959 auch Mitglied des Ältestenrates. Ein 1948 aus dem Internierungslager zurückgekehrter Würzburger Druckereibesitzer, im Krieg Bataillonskommandeur der Waffen-SS, wurde 1951 ein umsichtiger Bundesgeschäftsführer, zeitweise auch 2. Vorsitzender am Ort, Bundeschriftleiter und Träger des Goldenen Bundesabzeichens – bis man ihn 1965 zum Entsetzen der Bundesfreunde eines Massakers an Juden in Weißrußland 1942 anklagte. Andere wie der frühere Gruppenobmann in Marktzeuln, dessen Klage über die von der Demokratie verfolgten „anständigen Deutschen“ 1946 wir zitiert haben, blieben so aktiv, daß sie im Alter Ehrenmitglieder ihrer Gruppe wurden.⁶⁹⁾

Bei tüchtigen Leuten, die dem Bund sichtlich nützten, sah Peter Schneider und mit ihm wohl die Mehrheit der meinungsprägenden Mitglieder recht unbefangen über das Verhalten im ‚Dritten Reich‘ hinweg. Das galt bis in die sechziger Jahre für viele Leiter von Vereinen und Verbänden, von Behörden und Wirtschaftsunternehmen, wenn sich jene nur zum Bonner Staat bekannten. Auch Dr. Helmut Zimmerer, der als Würzburger Oberbürgermeister seit 1956 so erfolgreich agierte, daß ihn 1962 alle Parteien zur Wiederwahl aufstellten, hat solch’ pragmatischer Umgang mit der jüngsten Vergangenheit genutzt. Ungeachtet seiner juristischen Dissertation von 1936, die dezidiert auf Hitlers „Mein Kampf“ und dem Programm der NSDAP fußte,⁷⁰⁾ wollte ihn Schneider als Nachfolger, einen ja offenkundig gewandelten, um das Gemeinwesen hoch verdienten Mann. Von 1958 bis zu seinem Tod 1984 war er 1. Bundesvorsitzender.

Dennoch, im Stil dieser Männer, in Begriffen und Sprachbildern klangen Einstellungen nach, die zwar in ihrer Generation zu verbreitet waren, als daß sie Anstoß erregt hätten. Aber bei der nächsten, aus der man den

Nationalsozialismus und mit ihm ein weites geistiges Umfeld, gewissermaßen nachholend, scharf anprangerte, galten sie als Ausdruck eines von der Verwestlichung der Deutschen inzwischen überwundenen, völkisch grundierten Habitus’. Auch wenn diese Kritik zum Teil grob verfuhr – jener Stil ist seit den späten 1960er Jahren in der Öffentlichkeit allmählich so verblaßt, daß er quer durch die gesellschaftlichen Milieus und politischen Richtungen zunehmend befremdete. Bei Zimmerer etwa, dessen Tatkraft den Bund zweifellos weiterbrachte, wirken späte Reden auf Schneider, aus den 1970/80er Jahren, wie ein Überhang aus der Nachkriegszeit.⁷¹⁾ Für die im Frankenbund vorherrschende Haltung standen sie damals nicht mehr. Meist sah man in den Gruppen offenbar längst, wie sich mit dem Zeitgeist kulturelle Bedürfnisse und Stilformen veränderten und suchte dem zu entsprechen. Das läßt die Verdoppelung der Mitgliederzahl in den sechziger sowie noch einmal die Zunahme um fast die Hälfte in den siebziger Jahren auf gut 4.000 vermuten.⁷²⁾ Doch diese Dinge entwickelten sich erst nach Schneider.

8. Was bedeutete Dr. Peter Schneider – und was gilt noch?

In den fünfziger Jahren konnte sich Peter Schneider mit seiner Art und seinem Tun von der vorherrschenden Stimmung verstanden, vom meßbaren Erfolg des Frankenbundes bestätigt sehen. Zudem bestärkte ihn sein Renommee, das weit über den Bund hinaus reichte. Sein Rat war gefragt. In Bamberg berief ihn der Stadtrat 1949 in einen Kulturausschuß, und als Vorsitzender von Bühnenvolksbund und Theaterkuratorium setzte er sich sehr für die Wiederbelebung des Theaters ein. Oder Aschaffenburg: Hier bat man ihn 1954 zu einer Kundgebung für den Wiederaufbau des Schlosses Johannisburg, bei der seine Rede in der Forderung an „München“ gipfelte, „nicht [zu] vergessen, daß auch Aschaffenburg ein Teil Bayern sei.“⁷³⁾ Viele wollten ihn für Vorträge. Auch suchte man sein Wissen und Darstellungstalent bei der Inszenierung fränkischer Geschichte wie etwa im Festzug zur Stadterhebung Baunachs 1954, für

den er Programm und Ausstattung entwarf und eine lange Beschreibung reimte.⁷⁴⁾

Andere Kulturorganisationen wünschten ihn als Mitglied, voran die Gesellschaft für fränkische Geschichte, gleichfalls 1954.⁷⁵⁾ Im Mittelpunkt stand er natürlich bei den Stiftungsfesten seiner 1948 wiederbegründeten Franco-Raetia Würzburg und war auch sonst im CV hoch geehrt. Das sah man unter anderem 1956, als dessen hundertjähriges Bestehen auf einem ostfränkischen Treffen in Bamberg gefeiert wurde – mit Festgottesdienst in der Institutskirche der Englischen Fräulein, Zusammensein in den Harmoniesälen, Festkommers in den Theatersälen. Dieser Welt gehörte neben dem Frankenbund vor allem sein Herz.⁷⁶⁾ Auch erhielt er Ehrungen wie 1954 die Urkunde für 50 Jahre im Historischen Verein Bamberg, wobei mehr als die bloße Dauer sein Einsatz für den neuen volkskundlichen Blick vor dem Ersten Weltkrieg wog. Im Vorjahr hatte man bereits das Gesamtwirken für fränkische Kultur und Bürgergesinnung durch ein halbes Jahrhundert mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes gewürdigt.⁷⁷⁾

Als im Juni 1957 sein 75. Geburtstag gefeiert wurde – Unterfrankens Regierungspräsident, mehrere (Ober-) Bürgermeister, Landräte, Abgeordnete und Personen des Kulturlebens gratulierten –, konnte Schneider auf ein gelungenes Leben zurückblicken.⁷⁸⁾ Im Beruf war er in die höchste Position aufgestiegen. Privat hatte er fünfundvierzig gemeinsame Jahre mit seiner Frau erreicht und die Freude erlebt, kein Kind zu verlieren, ja, die Genugtuung, daß beide Söhne, Dr. Hans und Lorenz M. Schneider, seinem Sinn entsprachen und beide sich auch im Bund engagierten.⁷⁹⁾ Er konnte auf eine stattliche Reihe von Schriften blicken, darunter das nach dem Verlust des Manuskriptes 1945 rekonstruierte Werk „Zwischen Main und Steigerwald“ sowie ein fast fertiges umfassendes Steigerwaldbuch.⁸⁰⁾ Mit vielen Artikeln, zahllosen Vorträgen, schließlich auch Rundfunkbeiträgen hatte er ein halbes Jahrhundert lang Meinung gebildet und Einfluß ausgeübt.

Die von ihm mitbegründete Studentenverbindung blühte wieder. Aber vor allem der

Frankenbund, den er aus dem Nichts aufgebaut und geschmeidig durch die ‚braune‘ Zeit gebracht hatte, war, nachdem er schon untergegangen schien, erneut gesichert und schwang sich von Jahr zu Jahr kräftiger auf. Der Tiefpunkt, auf den der Absturz Deutschlands diesen Mann gezogen hatte – ohne seinen wichtigsten Besitz, ohne Amt und Funktionen, im Verdacht politischer Schuld –, lag, obwohl erst vor einem Jahrzehnt erlitten, wie ein böser Traum weit zurück. Nun war der äußere Rahmen gefestigt, die Reputation hoch und das Hauptbestreben sichtlich erfolgreich: Aus dem Kultusministerium in München wurde ihm versichert, er habe mit seiner Leistung für Franken „das gemeinsame Land Bayern reicher und schöner gemacht“ – ein Lob, das Schneider als „das schönste Geschenk seines Lebens“ empfand.⁸¹⁾

Am 19. Januar 1958 ist Dr. Peter Schneider, der voller Pläne war, unerwartet in seiner Bamberger Wohnung gestorben. Der lange Bamberger Wohnung gestorben. Der lange Trauerzug, die zahlreichen Nachrufe, die Widmung von Straßen in Bamberg und Würzburg sprachen für das breite Ansehen dieses begeisternden Mannes, der mit Energie und stupendem Wissen Franken bewußter und selbstbewußter gemacht hatte.⁸²⁾ Was bleibt, wenn man heute, 50 Jahre später, an ihn erinnert?

Blickt man auf Mann und Werk, bleibt das Vorbild einer vielseitigen Persönlichkeit, die Menschen zum Gemeinsinn, für Wert und Wohl ihrer Heimat bewegen konnte. Diese hat dadurch an kulturellem Gewicht, gesellschaftlicher Präsenz und folglich auch politisch gewonnen. Das verpflichtet, den Frankenbund für die Identität Frankens und dessen Selbstbehauptung innerhalb Bayerns einzusetzen, aber ihm auch zeitgemäß einen Sinn als regionale ‚Bürgerbewegung‘ im deutschen und europäischen Horizont zu geben. Auf der anderen Seite ist Schneiders Bild der Franken als Stamm, ob als engerer ostfränkischer oder gar als großfränkischer, nicht zu halten; Objekt des Bundes können nur die Bewohner des historischen Raumes Franken – der über Bayerns Grenzen hinausreicht – sein, die sich, gleich welcher Herkunft, zu ihm als gemeinsamer Lebenswelt bekennen.⁸³⁾ Als

überwiegend zeitgebunden erscheinen heute auch Schneiders Schriften. Die wissenschaftlichen sind meist methodisch überholt, von den ästhetischen war vieles rasch verfertigte Gebrauchsliteratur, neben der nur manche Gedichte überdauern mögen.

Fragt man zweitens nach Lehren, ermutigt die fruchtbare Frühphase des Frankenbundes zu neuen Mitteln, zur Popularisierung wissenschaftlicher Ergebnisse und nicht zuletzt zu steter Mitgliederwerbung. Schneiders letztes Lebensjahrzehnt hingegen mahnt, über äußeren Erfolgen nicht die innere Zukunftsfähigkeit zu vernachlässigen. Auf der Zeit dazwischen jedoch, der Anpassung an die Diktatur, brennt die Frage, ob der Preis für die Erhaltung des Bundes nicht zu hoch war. Hätte es eine Alternative gegeben? Im Rückblick – Nachgeborene sind stets klüger – scheint es, daß eine Selbstauflösung patriotischer gewesen wäre als der Organisationspatriotismus, unter allen Umständen weiterzuwirken. Aber dem standen wohl auch die Hitler-Anhänger im Bund selbst entgegen. Das weist allgemein auf die Zwangslage unter einem Gewaltregime mit ideologischer Massenzustimmung hin, in der jedes Handeln, so oder so, die Wirkung humaner Kultur beschädigte. Überdies verpflichtet es zu aller Anstrengung, eine Wiederholung zu verhüten.

Sucht man schließlich Einsichten, wird Schneider zum Exempel der besonderen Schwierigkeiten des deutschen Bürgertums im 20. Jahrhundert. Es geriet, als das nationale Trauma von 1918/19, materielle Einbrüche, der Verlust von Sicherheit und politische Bedrängung zusammentrafen, in Orientierungsnöte, die uns, da wir in moralisch ungleich einfacheren Umständen leben, kein leichtes Urteil erlauben. Auch wo das Versagen evident ist, wird man sich vor rascher Verurteilung hüten müssen. Auch daß der katholisch-humanistische Patriot Schneider sich, durch nationale und völkische Sehnsucht vorgestimmt, auf das Unrechtsregime einließ, um seine Mission für eine selbstbewußte Vergemeinschaftung der Franken zu sichern, entbehrt nicht der Tragik. So steht Peter Schneider für Leistung und Grenzen deutscher Bildungsbürger zugleich.

Anmerkungen:

- *) Für Rat und Hilfe durch eingehende Recherche und informative Gespräche danke ich herzlich der Bundesgeschäftsführerin Frau Dr. Christina Bergerhausen.
- 1) Würzburger General-Anzeiger 13.10.1920; Fränkisches Volksblatt 13.10.1920.
- 2) Fränkisches Volksblatt 2.12.1920; zum Gründungsvorgang Eichelsbacher, Joseph August: Die Gründung des Frankenbundes vor vier Jahrzehnten, in: Frankenland 1962, S. 2f. sowie die detaillierte, für die Organisationsgeschichte bis 1970 grundlegende Dokumentation von Paschke, Hans: Der Frankenbund. Geschichte – Wirksamkeit – Organisation. 2 Bde., Bd. I: Die Geschichte des Frankenbundes von 1920 bis 1950. Würzburg 1962, S. 9–12. – Pointiert wird die Gründung im Licht des gegenwärtigen sozialen und mentalen Bundesprofils analysiert von Heller, Hartmut: Organisierte Regionalidentität: Der Frankenbund e.V., in: Blessing, Werner K./Weiß, Dieter J. (Hg.): Franken. Vorstellung und Wirklichkeit in der Geschichte (Franconia 1). Neustadt Aisch 2003, S. 381–390.
- 3) Curtius, Ludwig: Deutsche und antike Welt. Lebenserinnerungen. Stuttgart 1956, S. 384.
- 4) Bamberger Tagblatt 2.12.1918.
- 5) Fränkischer Volksfreund 29.6.1920.
- 6) Vgl. Vierhaus, Rudolf: ‚Patriotismus‘ – Begriff und Realität einer moralisch-politischen Haltung, in: ders. (Hg.): Deutsche patriotische und gemeinnützige Gesellschaften. München 1980, S. 9–29.
- 7) Wiederabgedruckt in Frankenland 1962, S. 1.
- 8) Schneider, Peter: Franken in Deutschland. Eine Denkschrift, allen Franken gewidmet, in: Schreckenbach, Walther Günther (Hg.): Der Fränkische Bund. Nürnberg 1923, H. 1, S. 6–13, S. 123f.
- 9) Frankenbund Gruppe Bamberg (Hg.): Dr. Peter Schneider-Buch ... zum 50. Todestag. Aus dem Archiv von Martina M. Schramm. Bamberg 2008, S. 9f. Diese als Photokopie vervielfältigte Broschüre bietet die umfangreichste Zusammenstellung von Texten – anläßlich von Geburtstagen, Todestag, Gedenktagen – über P. Schneider. Leider gibt die sehr informative und illustrierte Materialsammlung nicht immer Quelle und Datum an. Sie enthält außerdem die zum 100. Geburtstag verfaßte, inzwischen vergriffene Biographie von Richard Wagner (siehe Anm. 23).

- 10) Schneider, Peter: Nimmer heimatlos! Gedanken und Erinnerungen, in: Der Frankenbund. Zeitschrift für Heimat- und Volkskunde 1935, Nr. 6/7.
- 11) Korrespondenzblatt der katholischen bayerischen Studentenverbindung RHAETIA, Nr. XXI (1904), S. 29–34, S. 33, zit. nach Gehlert, Armin: Studentenverbindung Franco-Raetia, ein weiteres Lebenswerk von Dr. Peter Schneider, Gründer des Frankenbunds. Typoskript Würzburg 1992, S. 5.
- 12) Ebd., S. 2.
- 13) Schneider: Nimmer heimatlos (wie Anm. 10) 1936, Nr. 3/4, S. 19.
- 14) Ebd.
- 15) Zu Schneiders Rolle eingehend Gehlert, Studentenverbindung (wie Anm. 11).
- 16) Schneider, Peter: Festrede zur Festkneipe des 20. Stiftungsfestes der K.D.St.V. Franco-Rhaetia Würzburg am 7. Juli 1925, zit. nach ebd., S. 9.
- 17) Schneider, Peter: Das Zweite Buch der Pseudo-Aristotelischen Ökonomika. Diss. phil. Würzburg 1907 (zugleich abgedruckt im Programm des K. Alten Gymnasiums in Bamberg für die Schuljahre 1906/07 und 1907/08. Bamberg 1907, S. 3–121).
- 18) Lebenslauf, verfaßt am 2.4.1947 in Gerolzhofen, in: Archiv des Frankenbundes Würzburg (künftig AFb.), Mappe P. Schneider, „Persönliches“.
- 19) Schneider: Nimmer heimatlos (wie Anm. 10), in: Frankenbund 1935, Nr. 4, S. 85.
- 20) Schneider: Franken in Deutschland (wie Anm. 8), S. 9–11.
- 21) Lebenslauf (wie Anm. 18).
- 22) Frankenbund Gruppe Bamberg: Schneider-Buch (wie Anm. 9), passim, z.B. S. 34.
- 23) Eichelsbacher, Joseph August: Dr. Peter Schneider und sein Werk, in: Frankenland 1957, S. 125–136, S. 127ff.; Wagner, Richard: Peter Schneider. Ein Leben für Franken, durch Hans Schneider überarbeitete Würzburger Zulassungsbearbeitung 1982, S. 10–12 (das ausführlichste Lebens- und Wirkungsbild, freilich mit Bewunderungsblick).
- 24) Eichelsbacher: Werk (wie Anm. 23), S. 127.
- 25) Paschke: Frankenbund (wie Anm. 2), S. 232f.
- 26) Eichelsbacher: Werk (wie Anm. 23), S. 128.
- 27) Wagner: Schneider (wie Anm. 23), S. 24; Süß, Peter A. (Hg.): Frankenbund Gruppe Würzburg. Festschrift zum 75jährigen Jubiläum. Würzburg 1995, S. 23.
- 28) Wagner: Schneider (wie Anm. 23), S. 17.
- 29) Ebd., S. 23; Sator, Emil Adolf: Zwischen Weiß und Rot, in: Frankenland 1962, S. 4–7.
- 30) Schweinfurter Heimatblätter 1927, Nr. 8, in: AFb., Mappe P. Schneider „Persönliches“; vgl. Wagner: Schneider (wie Anm. 23), S. 28–30.
- 31) Ebd., S. 29.
- 32) Ebd., S. 25ff.; Eichelsbacher: Werk (wie Anm. 23), S. 128; Süß: Würzburg (wie Anm. 27), S. 23; Nachruf auf Conrad Scherzer 7.8.1965, in: AFb., Handakten des stellvertretenden Bezirksvorsitzenden für Oberfranken Hans Paschke 1965-67. – Conrad Scherzer, der die Trennung beklagte, setzte sich stets für eine erneute Verbindung zu einem gesamtfränkischen Verein ein; 1959 wurde er 1. Vorsitzender der erneut gegründeten Frankenbund-Gruppe Nürnberg. Er hat eine verbreitete illustrierte „Landeskunde“ herausgegeben: Scherzer, Conrad (Hg.): Franken. Land, Volk, Geschichte und Wirtschaft. Nürnberg 1955 (!1962); vgl. Heller, Hartmut: Conrad Scherzer (1893–1965). Zeichner und Volkskundler für Franken, in: Franken unter einem Dach 16. Nürnberg 1994, S. 29–47.
- 33) Vgl. auch Heller: Regionalidentität (wie Anm. 3), S. 383ff.
- 34) Wagner: Schneider (wie Anm. 23), S. 27.
- 35) Zit. nach Dünninger, Eberhard: Heimat und Welt. Die literarische Entdeckung Frankens im Wandel der Jahrhunderte, in: Frankenbund. Jahrbuch 1982. Würzburg 1982, S. 15–31.
- 36) Wagner: Schneider (wie Anm. 23), S. 13f.
- 37) Die Satzung bestimmte in § 2 der Fassung von 1929: „Das Wirkungsfeld des Bundes bilden die bayerischen Kreise Ober-, Mittel- und Unterfranken, die nördlichen Teile des württembergischen Jagst- und Neckarkreises, die nordöstlichen Teile Badens, die südlich des Thüringerwaldes gelegenen Teile Thüringens und Preußens, der zur Rhön und zum Thüringerwald gehörige Teil von Hessen-Nassau, die südwestliche Ecke von Sachsen. Dieses Gebiet deckt sich im ganzen mit dem Umfang des mittelalterlichen Herzogtums Ostfranken wie des fränkischen Reichskreises der Neuzeit. Die heutigen Landesgrenzen sind weder Grenzen für die Wirksamkeit des Bundes noch hält es der Bund für seine Aufgabe, zu ihrer Beseitigung beizutragen.“ (zit. nach Sator: Weiß und Rot [wie Anm. 29], S. 5).

- 38) Wagner: Schneider (wie Anm. 23), S. 36f.
- 39) Lebenslauf (wie Anm. 18).
- 40) Schneider, Peter: Deutsche und fränkische Rassenkunde, in: Fränkische Heimat 1925, S. 268–273, S. 314–319; ders.: Rasse und Stammestum, in: ebd. 1926, S. 246–249.
- 41) Der Bundesführer an alle Bundesfreunde, in: 6. Bundesbrief, September 1939.
- 42) Paschke: Frankenbund (wie Anm. 2), S. 55–57; Satzung des Frankenbundes vom 20.5.1934 (Fassung von 1939), § 2.
- 43) Zwei Zeitungsberichte, ohne Angabe von Zeitung und Datum (1934), in: AFb., P. Schneiders Sammlung von Zeitungsausschnitten.
- 44) Schneider: Nimmer heimatlos (wie Anm. 10) 1935, Nr. 4, S. 87; Wagner: Schneider (wie Anm. 23), S. 38f.
- 45) Kreisobmann für Oberfranken an Dr. A. Vetter 1.3.1933 und 15.3.1933, P. Schneider an Dr. A. Vetter 7.3.1933 und an Dr. Dresel 13.1.1935, alle in: AFb., Korrespondenzmappe Gruppe Höchststadt a.d. Aisch 1931–1940.
- 46) Bundesführer (wie Anm. 41).
- 47) Schneider, Peter: Das Neue Gymnasium zu Würzburg und seine Zeit. Festschrift zur 50-Jahr-Feier. Würzburg 1936, bes. S. 52ff.
- 48) Wagner: Schneider (wie Anm. 23), S. 37ff.; Paschke: Frankenbund (wie Anm. 2), Bd. II: Der Frankenbund 1951–1970, S. 221; Gebietsobmann Franken-Ost an Obmann Gruppe Marktzeuln 6.9.1942, in: AFb., Korrespondenzmappe Gruppe Marktzeuln; Jahrbuch des Frankenbundes (hg. v. Dr. Anton Fries) 1939.
- 49) Die Personen der Bundesleitung und der meisten Bundesgruppen bei Paschke: Frankenbund (wie Anm. 2) II, S. 225–251; für die Gruppe Würzburg vgl. Süß: Würzburg (wie Anm. 25), S. 63f.
- 50) Z.B. Gebietsobmann Franken-West an Gebietsobmann Franken-Ost 2.10.1941, in: AFb., Korrespondenzmappe Colloquium historicum Wirbergense – Gruppe Obermain („*es scheint, daß wir ihm zu aktiv sind; anscheinend wird ihm vor unserer ‚Draufgängerschaft‘ ein wenig bange ... diese Sachen will er alle allein inszenieren*“).
- 51) Z.B. Gebietsobmann Franken-Ost an Obmann Gruppe Marktzeuln 6.9.1942, in: AFb., Korrespondenzmappe Gruppe Marktzeuln.
- 52) Eichelsbacher, Werk (wie Anm. 2), S. 132.
- 53) So betonte etwa P. Schneider an Dr. A. Vetter 7.3.1933, in: AFb., Korrespondenzmappe Höchststadt a.d. Aisch 1931–1941 anlässlich des erwähnten Konflikts zwischen Ortsgruppe und Heimatverein, daß es sich beim Bund „*um eine große und schöne Sache handelt, die alle örtlichen Verschönerungsvereine in sich aufzunehmen befähigt ist*“.
- 54) Paschke: Frankenbund (wie Anm. 2) II, S. 247f.; Gebietsobmann Franken-Ost an Colloquium historicum Wirsbergense 7.9.1941, Gebietsobmann Franken-West an Gebietsobmann Franken-Ost 2.10.1941, Gebietsobmann Franken-Ost an Obmann Gruppe Obermain (Colloquium historicum Wirsbergense) 4.10.1941, Colloquium historicum Wirsbergense Tätigkeitsbericht 1. Halbjahr 1942 und Jahresbericht 1943, alle in: AFb., Korrespondenzmappe Colloquium historicum Wirsbergense – Gruppe Obermain.
- 55) Gebietsobmann Franken-Ost an Obmann Gruppe Marktzeuln 6.9.1942, in: AFb., Korrespondenzmappe Gruppe Marktzeuln; Gruppenführer Berlin an Gebietsobmann Franken-Ost 8.1.1943, in: AFb., Korrespondenzmappe Gruppe Berlin.
- 56) Kreisobmann für Oberfranken an Gruppenführer Berlin 28.4.1937 und Rundschreiben des Gruppenführers Berlin 8.10.1938, in: ebd.
- 57) Schneider, Peter: Der fränkische Mensch. Sonderdruck aus dem 10. Bundesbrief des Frankenbundes Mai 1941.
- 58) Wagner: Schneider (wie Anm. 23), S. 46f.; H. Reiser an P. Flieger 6.5.1947, in: AFb., Korrespondenzmappe Gruppe Berlin; Hans Hofmann an Hans Reiser, in: AFb., Korrespondenzmappe Gruppe Marktzeuln.
- 59) Gebietsobmann des Frankenbundes-Ost, „Vormerkung“ 30.12.1945, in: ebd.
- 60) Wagner: Schneider (wie Anm. 23), S. 46ff.; Paschke: Frankenbund (wie Anm. 2) I, S. 76ff.
- 61) Zeitungsmeldung (ohne Zeitungs- und Datumsangabe) über einen Lichtbildervortrag „Ostfränkisches Land und Volk“ im Außen-Institut der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen 31.1.1955 (Vortragsplan WS 1954/55 liegt bei), in: AFb., Mappe P. Schneider „Persönliches“. „... *Franken als ausgedehnt zu betrachten bis an die Westgrenze des Reiches*“. Schneider, Peter: Kernvolk des künftigen Europa, in: Bundesbriefe Nr. 3, 1949.
- 62) „Odi profanum volgus“. Rede beim V. Bamberger Mitschülerfest 13.–15.7.1954, in: AFb., Mappe P. Schneider, „Persönliches“.

- 63) Wagner: Schneider (wie Anm. 23), S. 49.
- 64) Ebd., S. 48.
- 65) Paschke: Frankenbund (wie Anm. 2) I, passim; AFB, Zahlenmäßige Zusammenstellung der Ordentlichen Mitglieder des Frankenbundes nach dem Stand vom 18. April 1958. Geordnet nach den Eintrittsjahren zwischen den Bundestagen von 1950 und 1958; frdl. Mitteilung von Prof. Dr. Günter Dippold.
- 66) Paschke: Frankenbund (wie Anm. 2) I. und II, passim.
- 67) Ebd. II, S. 245f.
- 68) Ebd. I und II, passim; Schneider, Peter: Die Feuerprobe. Würzburg 1954 („Der Stadt Bamberg“).
- 69) Ebd. II, passim; Wendehorst, Alfred: Geschichte der Universität Erlangen-Nürnberg 1743–1933. München 1993, S. 180f., S. 184, S. 190; Fränkischer Tag 24.8.1965; Frankennpost 24.8.1965; AFB, Handakten des stellvertretenden Bezirksvorsitzenden für Oberfranken Hans Paschke 1965–67.
- 70) Zimmerer, Helmut: Rasse, Staatsangehörigkeit, Reichsbürgerschaft. Ein Beitrag zum völkischen Staatsbegriff. Diss. iur. Erlangen 1936, S. 2; Kurzbiographie bei Süß: Würzburg (wie Anm. 27), S. 59f.
- 71) Z.B. Zimmerer, Helmuth: Dr. Peter Schneider und der Frankenbund. Ansprache des 1. Bundesvorsitzenden ... bei der Gedenkveranstaltung am 20.6.1982, in: Frankenbund Gruppe Bamberg: Schneider-Buch (wie Anm. 9), S. 71f.
- 72) Geschäftsstelle des Frankenbundes, Mitgliederbewegung 1970–1997, undatierte Graphik. Zu Mitgliederstruktur und Beitrittsmotiven hat Heller: Regionalidentität (wie Anm. 3) durch eine Umfrage Daten erhoben.
- 73) Wagner: Schneider (wie Anm. 23); Stadtrat Bamberg an Oberstudiendirektor Dr. Schneider 4.3.1949, in: AFB, Mapped P. Schneider „Persönliches“; Aschaffener Volksblatt 12.6.1954.
- 74) Fränkischer Tag 6.7.1954; Broschüre „Historischer Festzug zur 1150-Jahrfeier und Stadterhebung Baunachs 4. Juli 1954“ und Bürgermeister Baunach an Oberstudiendirektor Dr. Schneider 15.7.1954 („Wir wissen ..., daß es in der Hauptsache Ihr Verdienst war, so eine große Sache aufzuziehen und sprechen Ihnen nochmals unseren allerbesten Dank aus“), in: AFB, Mapped P. Schneider „Persönliches“.
- 75) Albrecht Fürst zu Castell-Castell an Dr. Schneider 6.11.1954, in: ebd.
- 76) Z.B. Einladung zum 48. Stiftungsfest 26.–29.6.1953; Einladung zum Ostfränkischen CV-Treffen 9.9.1956, beide in: ebd.
- 77) Historischer Verein Bamberg an Dr. Schneider 2.3.1954, in: ebd.; Fränkischer Tag 20.6.1953.
- 78) Presseberichte und Würdigungen in: Frankenbund Gruppe Bamberg: Schneider-Buch (wie Anm. 9), S. 27ff.
- 79) Süß: Würzburg (wie Anm. 27), S. 57.
- 80) Schneider, Peter: Zwischen Main und Steigerwald. Würzburg 1950 und ders.: Der Steigerwald in der Gesamtschau. Würzburg 1958, dessen Erscheinen der Verfasser nicht mehr erlebte.
- 81) Zit. nach Bamberger Volksblatt 22.6.1957.
- 82) Frankenbund Gruppe Bamberg: Schneider-Buch (wie Anm. 9), S. 47ff; Wagner: Schneider (wie Anm. 23), S. 58–60.
- 83) Zum räumlichen Frankenbild vgl. Heller: Regionalidentität (wie Anm. 3), S. 383–386.

Die Textilkünstlerin Margot Krug-Grosse (1912–1999)¹⁾

von

Leonhard Tomczyk

Margot Krug-Grosse wurde am 22. April 1912 in Cleve am Niederrhein geboren. Sie stammte aus einer Kaufmannsfamilie, „deren väterliche Linie schon mehrfach literarische und malerische Begabungen hervorgebracht hatte.“²⁾ Ihre künstlerische Laufbahn begann mit 17 Jahren in Köln mit dem Modellieren in Ton und Fertigen von diversen Applikationen und Zeichnungen fürs Modefach.³⁾ 1935 heiratete sie den Textilkaufmann Wilhelm Krug, zwei Jahre später kam ihr erstes Kind, Wolfgang, zur Welt. Danach mußte sie ihre künstlerische Tätigkeit für einige Jahre unterbrechen. Erst nach der Übersiedlung nach Nürnberg begann sie auf dem Gebiet der Tex-

tilkunst erneut zu arbeiten. In Nürnberg nahm sie auch weiterbildenden Kunstunterricht bei den Bildhauern Konrad Roth (1882–1958) und Karl Gulden (1890–?). Sie schuf mehrere Figuren aus Gips, Stein und Ton nach antiken Vorbildern, aber auch eigenständige Kompositionen. Während der Bombardierung Nürnbergs fand sie 1942 zusammen mit ihrem Sohn Zuflucht in Egenhausen im Zenngrund. Ihren Lebensunterhalt bestritt sie nun mit der Herstellung von diversen Applikationen, die sie über eine Heidelberger Galerie ins Ausland verkaufen konnte.⁴⁾ Nach der Heimkehr ihres Mannes aus dem Krieg 1945 siedelte sich die Familie in Lohr a.M. an.

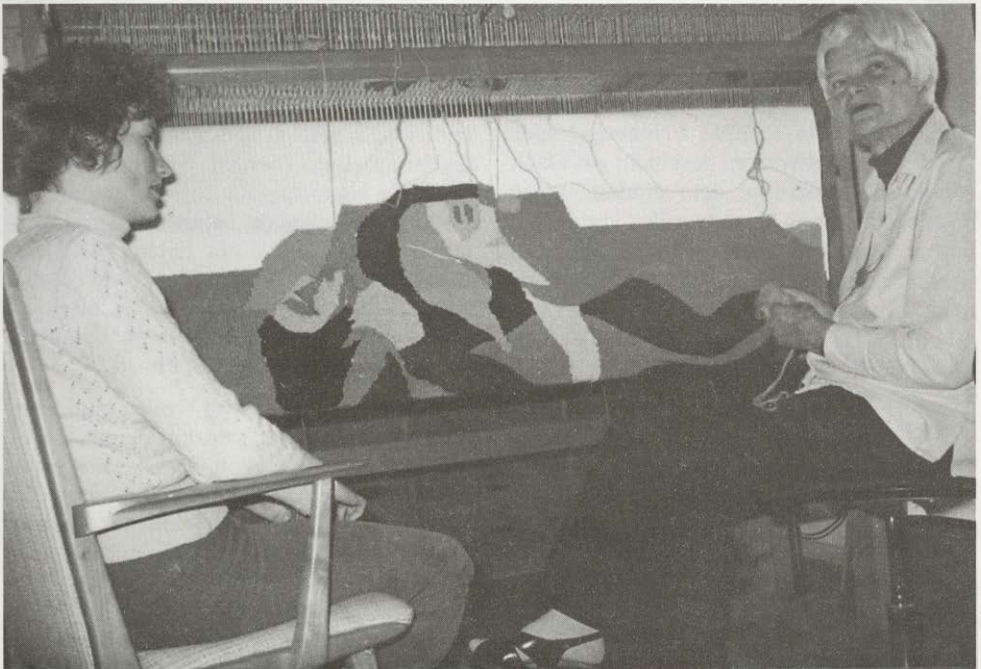


Abb. 1: Margot Krug-Grosse mit Tochter Cornelia am Webstuhl, 1980.

Trotz Mangels an Garnen und Wolle versuchte Krug-Grosse in der nicht nur für Künstler schwierigen Nachkriegszeit erneut auf dem ihr vertrauten Gebiet der Textilkunst Fuß zu fassen. Sie gestaltete aus Stoffresten Applikationen mit biblischen und mythologischen Szenen und setzte gleichzeitig ihre Arbeit am Webstuhl fort. Zu ihren ersten Kunden gehörten vor allem Soldaten der amerikanischen Besatzungstruppen. 1948 bekam sie durch Vermittlung der Mannheimer Kunstgalerie Egon Guenther ihren ersten größeren Auftrag, einen Bildteppich nach einem Entwurf des Stuttgarter Kunstakademieprofessors Willi Baumeister (1889–1955), herzustellen. Diese abstrakte Komposition wurde erst 1953 vollendet und kurz darauf nach Johannesburg in Südafrika⁵⁾ verkauft. In den späten 1950er Jahren kam auch ihre künstlerische Karriere auf dem Gebiet der Weberei langsam in Schwung.

Die Herstellung eines Webbildes ist sehr mühsam und erfordert nicht nur viel Konzentration, sondern auch Geduld. Die vollen Ergebnisse dieses Prozesses sind erst nach mehreren Monaten Arbeit am Webstuhl sichtbar. Man unterscheidet zwischen Bildweberei und Bildwirkerei (auch Tapiserie genannt). Die Weberei ist eine der ältesten Techniken der Herstellung von textilen Flächengebilden. Das Weben und Wirken geschieht am Flach- oder Hochwebstuhl, bei dem mindestens zwei Fadensysteme, die Kette (vertikal verlaufend) und der Schuß (horizontal verlaufend), rechtwinklig verkreuzt werden. Am Webstuhl muß eine Vorrichtung vorhanden sein, die es ermöglicht, daß abwechselnd ein Teil der Kettfäden angehoben wird, während ein anderer Teil gesenkt wird. Durch das somit entstehende sog. Fach wird der Schütze (schiffchenähnliches Gerät) mit aufgespultem Schuß hindurchgeführt. Als Schuß wird meistens Wolle verarbeitet und als Kette Leinen und Baumwolle. Während bei der Bildweberei die Schußfäden von einer Kante zur anderen durch die gesamte Webbreite durchgezogen werden, werden diese bei der Bildwirkerei nur bis zum Rand der vorgegebenen Flächen hin- und zurückgewirkt.

Margot Krug-Grosse arbeitete am Hochwebstuhl, als Schuß verwendete sie meistens Schafwolle und als Kette Jute. Die Herstellung erfolgt nach der Vorlage eines Entwurfs, der auf Schablone (Karton) übertragen wurde. Die dargestellten Themen ihrer Wandgebilde sind stark symbolträchtig. Die Figuren sind gegenständlich aufgefaßt, jedoch in einer besonderen Manier, die es zum Ziel hat, den auf Hauptkonturen reduzierten Gegenstand mittels abgestimmter farbiger Flächen zu gestalten.

Der Gesamteindruck von gewebten oder gewirkten Wandgebilden ist immer stark auch von der Art der verarbeiteten Fäden und von der Farbgebung abhängig, die die ästhetischen Aussagen hervorheben und die damit verbundenen Emotionen beeinflussen können. Beste Beispiele dafür sind einige Arbeiten Krug-Grosses in kalten oder gedämpften Farbtönen, wie z.B. für die evangelische Kirche in Lohr a.M. und für die evangelische Gemeinde der Elisabethkirche in Marburg (1979) sowie mehrere Paramente, denen die Leuchtkraft jener Stücke mit warmen Gelb-, Rot- und Brauntönen fehlt, wie z.B. „Orpheus und Eurydike“ (1981), „Orpheus unter den Tieren“ (1964) und „Die drei Musen“ (1975). Vor allem die letzten beiden Werke verdienen besondere Aufmerksamkeit, auch aufgrund der fast märchenhaft anmutenden Umsetzung der dargestellten Themen. Während das erste Stück für einen Privatauftraggeber geschaffen wurde, nehmen die auf dem anderen Werk dargestellten Musen der Dichtkunst (Kalliope), des Tanzes (Terpsichore) und des Gesangs (Euterpe) direkten Bezug zu ihrem Bestimmungsort, der für kulturelle Veranstaltungen gedachten Lohrer Stadthalle.

Ab 1973 besuchte Krug-Grosse mit Unterstützung der Athener Kunstakademie, die sie fünf Mal mit Stipendien beehrte, mehrmals Griechenland. In Athen, Delphi und auf der Insel Istria ließ sie sich nicht nur von der Schönheit des Landes, sondern vor allem auch von der ereignisreichen griechischen Geschichte und Mythologie bezaubern und inspirieren. Die dort gemalten und gezeichneten Motive dienten ihr später teilweise auch als Vorlagen für einige Wandteppiche. Die

Krönung dieser Unternehmungen war eine umfassende Ausstellung 1978 in Athen, auf der sie neben Aquarellen und Zeichnungen auch einen Zyklus von 20 Illustrationen zur „Odyssee“ des griechischen Schriftstellers Nicos Kazantzakis (1883–1957) präsentierte. Kazantzakis gehörte zu den wichtigsten Vertretern der neugriechischen modernen Literatur und wurde vor allem durch seinen verfilmten Roman „Alexis Zorbas“ weltberühmt. Seine nach mehreren Jahren mühsamer Arbeit 1938 fertig gewordene „Odyssee“, besteht aus 24 Gesängen und stellt inhaltlich eine Fortsetzung des gleichnamigen Epos von Homer dar.

Die Athener Ausstellung erwies sich für Krug-Grosse als sehr erfolgreich. Sie wurde zum Anziehungspunkt sowohl für gewöhnliche Kunstinteressierte als auch für Schüler und Künstler. Und auch das Griechische Fernsehen machte in einem Bericht seine Zuschauer auf dieses Ereignis aufmerksam. Besondere Würdigung ihres starken Engagements und der Liebe bei der Verarbeitung des Odyssee-Inhaltes mit Pinsel und Farbe wurde Krug-Grosse von der Ehefrau des Schriftstellers, Eleni Kazantzakis, zuteil.⁶⁾ In den folgenden Monaten und Jahren präsentierte die Künstlerin ihre griechischen Werke auch in Lohr a.M., Bad Karlshafen, Hanau und in Wiesbaden.

Krug-Grosse unternahm zahlreiche Studienreisen, u.a. nach Holland, Spanien, Österreich, Frankreich, Tunesien, Elba, Jugoslawien und Italien. In den römischen Katakomben studierte sie die Zeichen und Symbole des frühen Christentums, die sie später in ihren Wandteppichen mit biblischer Thematik und Erlösungsgedanken verarbeitete. Sie machte Bekanntschaften mit mehreren Persönlichkeiten aus der Welt der Kunst und der evangelischen Kirche, mit denen Sie regen Kontakt pflegte. Sehr wichtig war ihr dabei vor allem der kunstbezogene Gedankenaustausch, z.B. über die Problematik der Umsetzung religiöser Themen in der Kunst. Zu erwähnen sind hier vor allem die Maler Hans Haffenrichter (1897–1981), Conrad Westphal (1891–1976) und Will Sohl (1906–1969), sowie die Lohrer Anthroposophen, Künstler und Mäzene

der Künstlergruppe bzw. Künstlerkolonie „Runa“, Friederike (1902–1975) und Alfred Rexroth (1899–1978).

Im Auftrag von dessen Bruder Ludwig Rexroth und seiner Ehefrau Margot schuf Krug-Grosse 1965 einen Wandteppich mit der Darstellung des Titans und Kulturbringers, Prometheus, der auf einem Wagen der Sonne entgegenfährt. Nach der griechischen Mythologie soll er der Sonne das Feuer (und somit auch die Wärme) geraubt haben, das Zeus zuvor der Menschheit entzogen hatte, um es wieder zur Erde zu bringen. Dieses von Krug-Grosse absichtlich gewählte Thema des Feuers sollte symbolisch auch mit jenem Ort in Verbindung stehen, an dem es nach Fertigstellung aufgehängt wurde, nämlich im Empfangsraum des Eisenwerks G.L. Rexroth in Lohr a.M.

Als eine thematische Brücke von der Mythologie zur Gegenwart kann der Wandteppich „Hermes“ betrachtet werden, der 1983 für den Empfangsraum der Oberpostdirektion in Würzburg gefertigt wurde. Er stellt den mythologischen Götterboten Hermes auf der Erdkugel sitzend dar. In seinen Händen hält er den Heroldsstab und einen Granatapfel. Im Hintergrund sind die markantesten Bauten von Würzburg angedeutet: Residenz, Dom, Stift Haug und Festung Marienburg.

Eine besondere Stellung im Gesamtwerk von Krug-Grosse nimmt die Johanniskirche der evangelischen Breslauer Schwestern in Marktheidenfeld ein. Im Auftrag des Rektors des Hauses, Pfarrer Irmiler, entwarf sie einige Elemente des Gotteshauses, die zumindest technisch mit der Kunst des Webens und Wirkens nichts gemein haben. Für die Seitenwände des Längsschiffes entwarf sie zwei Glasfensterbänder, aufgeteilt in jeweils vier rechteckige Felder mit nach Schablonen gestalteten Szenen in Blau-, Gelb- und Rottönen. Mit Sinnbildern und Symbolen wurde hier die neutestamentliche Thematik der sieben „Ich-Worte Christi“ künstlerisch ausgedrückt: „Ich bin das Brot des Lebens“ (fünf Brote und zwei Fische), „Ich bin das Licht der Welt“ (Sonnenscheibe), „Ich bin die Tür“ (zwölf Tore des himmlischen Jerusalems), „Ich bin der gute Hirte“ (Hirtenstab und Flöte

sowie Fußspuren auf einer großen Woge), „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ (Kreuz und Erdkreis sowie Palme), „Ich bin der Weg und die Wahrheit“ (Christuszeichen auf dem Weg) und „Ich bin der Weinstock“ (Vögel und Hochzeit von Kanaan). Im achten Fenster wurden die Begriffe Licht, Leben und Liebe versinnbildlicht. Mit der Ausführung dieses Werkes wurde die Würzburger Kunstglaserei Rothkegel beauftragt.

Nach Krug-Grosses Ideen wurden in der Kirche auch vier Metalltürgriffe und an einer Außenwand eine Plastik aus Bandeisen „Engel aus dem Johannes-Evangelium“ gestaltet. Beide Metallarbeiten wurden von der Kunstschlosserei Schneider in Bad Brückenau ausgeführt, die Türgriffe noch zusätzlich von Lotte Gmeiner in Lohr a.M. mit Emaille verziert. Letztere Stellen einen reliefartigen Pfau dar, der in der altchristlichen Vorstellung die Unsterblichkeit und die Erwartung des ewigen Lebens symbolisierte.

In Marktheidenfeld befinden sich Werke von Krug-Grosse auch in der evangelischen Pfarrkirche. Es handelt sich dabei um zwei Wandteppiche, die die Propheten Jesaja und Johannes den Täufer als „Gegenüberstellung des Alten und des Neuen Testaments in enger Beziehung zu Christus“⁷⁾ darstellen. Jesaja steht hier mit einem Fuß auf dem Wurzelstock, aus dem ein Reis sprießt – ein Hinweis auf Jesajas Ankündigung des Heilands: „*Doch aus dem Baumstumpf Isais wächst ein Reis hervor, ein junger Trieb aus seinen Wurzeln bringt Frucht.*“⁸⁾ Johannes der Täufer hält in den Händen ein Kreuz: „*Es kommt aber einer, der stärker ist als ich ... Er wird euch mit dem Heiligen Geist und mit Feuer taufen.*“⁹⁾

Stark symbolträchtig ist ebenfalls eine für das evangelische Gemeindezentrum in Schöningen 1984 geschaffene Tapiserie. Sie stellt im unteren Bereich den Propheten Jonas neben einem Fisch dar, der gerade von einem Boot aus ins gewellte Meereswasser geworfen wurde. Im Hintergrund ist der Lebensbaum zu sehen, an dessen Spitze der Phönix gen Himmel aufsteigt. Die alttestamentliche Erzählung von Jonas, der von einem Fisch verschlungen und nach drei Tagen wieder ans

Land gespieen wurde, ist eine Anspielung auf Jesu Begräbnis und Auferstehung.

Zu Krug-Grosses anderen, erwähnenswerten Wandgebilden gehören u.a. ein dreiteiliges Werk „Auferstehung Christi“ für die evangelische Kirche in Neuwildflecken (1960), „Die vier Elemente“ für den großen Sitzungssaal des Arbeitsamtes in Aschaffenburg (1962), „Auferstehung der Toten“ für die evangelische Kirche in Weickersgrüben (1963), „Kostbare Form“ für das Kasino der Infanterieschule in Hammelburg, „Kosmischer Christus“ für den Speisesaal des evangelischen Kindergärtnerinnen-Seminars in Schweinfurt, „Jesus mit der Samariterin“ für den evangelischen Betsaal des Maria-Theresia-Heims in Lohr a.M. (1963), „Sappho und Genius“ (1969) und „Der Lebensteppich“ für die Evangelisch-Lutherische Kirche auf dem Würzburger Heuchelhof (1979) sowie mehrere Wandteppiche für Privatkunden, wie z.B. „Diana in der Nacht“ (1977).

Margot Krug-Grosse versuchte immer ihr Wissen und ihre Kenntnisse auch an andere Kunstinteressierte weiterzugeben, vor allem an ihre Tochter, die Kunstmalerin Cornelia Krug-Stührenberg,¹⁰⁾ aber auch an ihre Schüler in den Malseminaren, die sie an der Lohrer Volkshochschule von 1976 bis 1988 leitete. Auf dem Gebiet der Tapiserie erlangte sie in Unterfranken eine führende Stellung. In ihrem textilen Schaffen wurde sie vor allem von Werken des französischen Textilkünstlers Jean Lurcat (1892-1966) beeinflusst.¹¹⁾ Lurcat trug durch seine besondere Art der Stoffbildbetrachtung, zahlreiche Schriften und eine große Zahl von Bildteppichen ganz wesentlich zur Erneuerung der modernen Tapiserie im 20. Jahrhundert bei. Von ihm übernahm Krug-Grosse seinen eigenwilligen poetischen Stil und seine Rückwendung zur mittelalterlichen Tradition, „*das heißt zum Verzicht auf Perspektiven und Modellierungen, aber auch zur Beschränkung auf wenige Farben mit genau festgelegten Tonwerten.*“¹²⁾ Sie kopierte jedoch keinesfalls seine eigenartigen Pflanzen- und Tierwelten, sondern behielt ihren eigenen Stil.

Ihre zweite große Leidenschaft war die Malerei. Hier ließ sie sich vor allem von Werken



Abb. 2: Bildteppich „Prometheus“, 1965.

des Monumentalmalers und Professors an der Akademie der bildenden Künste in München, Franz Nagel (1907–1976), inspirieren. Nagel wurde bekannt vor allem für seine beeindruckenden Wandgemälde in mehreren Kirchen, u.a. in Schongau, Haunstetten und Pirk, deren Farb- und Motivsprache ebenfalls auf wenige klar umrissene Elemente reduziert war.

Der aus Aquarellen, Tuschezeichnungen und Ölgemälden bestehende Nachlaß von Krug-Grosse umfaßt mehrere hundert Arbeiten, hauptsächlich mit Eindrücken und Impressionen von den zahlreichen Studienreisen der Künstlerin, sowie Entwürfe für textile Wandgebilde. Die teilweise scharfkantige Linienführung und eckige Flächen der Kompositionen geben den Einzelementen sicherlich bestimmte expressive Züge. Sie sind jedoch immer auch auf sanfte Linienbewegungen der anderen Komponenten abgestimmt, wodurch eine besondere Stimmung der erzählten Geschichten erzeugt wird.

Die von Krug-Grosse verfolgte und gelebte Dualität, eigene Bildideen zuerst zu malen und dann auch selbst zu weben, ist im Bereich der Textilkunst keine Selbstverständlichkeit. Manche Künstler halten dieses Einvernehmen zwischen dem Maler und dem Weber für nicht konform, ja sogar für ausge-

schlossen, nicht zuletzt aufgrund der unterschiedlichen Ausbildung und den damit verbundenen Aufgaben. Darauf, daß diese vermeintlichen Gegensätze sich jedoch nicht ausschließen müssen, sondern bereichern und positiv den Endeffekt der parallel verlaufenden Arbeiten beeinflussen können, wies zutreffend 1971 der französische Weber Julien Coffinet folgendermaßen hin: „In dem Maße, wie die Tapiserie eine echte Kunst ist und die Arbeit des Webers eine schöpferische Tätigkeit, gibt es wohl nur eine einzige Regel, die für alle anderen Künste ebenfalls gilt: Er hat die unbeschränkte Freiheit, auf eigene Gefahr in einem täglichen, unablässigen Kampf mit seinen Geräten, seinen Materialien, seinen Methoden, seinen persönlichen Widerständen und Vorurteilen nach seinen eigenen Ausdrucksmitteln zu suchen.“¹³⁾

Das künstlerische Credo von Krug-Grosse lautete: „Ohne Licht kann man nicht leben.“¹⁴⁾ Diese Aussage bezog sich nicht nur auf das Sonnenlicht bzw. auf die von ihr bevorzugten hellen, leuchtenden Farben. Es war auch ein Hinweis auf eine starke emotionale und religiöse Komponente, die sie bei der Schaffung ihrer Werke innerlich kontinuierlich bewegte und begleitete. „Man muß sich bemühen, den Gegenstand zu sehen und das, was hinter dem Gegenstand ist.“¹⁵⁾ Margot Krug-Grosse starb am 9. Oktober 1999 in Lohr a.M.



Abb. 3: Bildteppich „Diana in der Nacht“, 1977, Privatbesitz.

Anmerkungen:

- 1) Der Beitrag ist Teil eines Forschungsprojektes zum Thema „Textilkunst im Spessart im 20. Jahrhundert“, das vom Spessartmuseum durchgeführt und vom Bezirk Unterfranken finanziell unterstützt wird.
- 2) Treutwein, Karl: Margot Krug-Grosse, in: Frankenland, H. 4, 1968, S. 99.
- 3) Margot Krug-Grosse lebte in Köln von 1929 bis 1932.
- 4) Treutwein: Krug-Grosse (wie Anm. 2), S. 100.
- 5) Eine Niederlassung der Mannheimer Galerie Egon Guenther.
- 6) N. N.: Margot Krug-Grosse stellt in Lohr aus, in: Lohrer Zeitung, 25.11.1978.
- 7) N. N.: Kunstwerk in Deutung der Heiligen Schrift, in: Lohrer Zeitung (Beilage), 17.9.1964. Die geistigen Aussagen der beiden Wandteppiche wurde von M. Krug-Grosse nach einem Gottesdienst in der Kirche erklärt. Zusammenfassung in: N. N.: Gobelins schmücken die Kirche, in: Main-Post, 16.9.1964.
- 8) Altes Testament, Buch Jesaja 11, 1.
- 9) Neues Testament, Lukas-Evangelium 3, 16.
- 10) Frau Cornelia Krug-Stührenberg gilt besonderer Dank für Ihre freundliche Unterstützung dieses Beitrages durch wertvolle Informationen und zahlreiches Photo- und Pressematerial.
- 11) N. N.: Des Feuers wohlthätige Macht symbolisiert, in: Lohrer Zeitung, 10.12.1965.
- 12) Jarry, Madeleine: Wandteppiche des 20. Jahrhunderts. München 1975, S. 103.
- 13) Ebd., S. 175, zitiert aus: Coffinet, Julien: Arachné ou l'Art de la Tapisserie. Genf 1971.
- 14) N. N.: „Ohne Licht kann man nicht leben“, in: Lohrer Echo, 11.10.1999.
- 15) N. N.: Margot Krug-Grosse feiert heute ihren 70. Geburtstag, in: Lohrer Echo, 22.04.1982.

FRANKENBUND

VEREINIGUNG FÜR FRÄNKISCHE LANDESKUNDE UND KULTURPFLEGE E.V.

1. BUNDESVORSITZENDER

Satzungsgemäß lade ich hiermit die Delegierten und Mitglieder des *FRANKENBUNDES* zu unserem 80. Bundestag

am Samstag, den 09. Mai 2009, nach Schweinfurt ein.

Die Gruppenvorsitzenden werden – entsprechend § 17 unserer Satzung – gebeten, die Mitglieder zu benachrichtigen und die Delegierten zu entsenden. Alle Gruppen sollten durch Delegierte vertreten sein. Eine Einladung mit dem Tagesprogramm und die Tagesordnung für die Delegiertenversammlung werden den Gruppenvorsitzenden rechtzeitig zugesandt. Mit diesem Bundestag feiert der Historische Verein Schweinfurt e.V. zugleich sein 100jähriges Bestehen.

10.30 Uhr Festakt im Alten Rathaus am Markt in Schweinfurt

Begrüßung

1. Bundesvorsitzender Herr Dr. Paul Beinhofer,
Regierungspräsident von Unterfranken;

Frau Gudrun Grieser,
Oberbürgermeisterin der Stadt Schweinfurt;

Herr Dr. Uwe Müller,

1. Vorsitzender des Historischen Vereins Schweinfurt e.V.

Grußwort

Herr Prof. Dr. Manfred Treml,

1. Vorsitzender des Verbandes bayerischer Geschichtsvereine

Festvortrag von Herrn Prof. Dr. Helmut Flachenecker, Universität Würzburg:
Das Bild der Reichsstadt Schweinfurt bei Lorenz Fries

Musikalische Umrahmung: Musikschule Schweinfurt

12.30 Uhr Empfang mit Bewirtung

15.15 Uhr Delegiertenversammlung

Tagesordnung:

1. Jahresbericht der Bundesleitung für das Jahr 2008

2. Kassen- und Kassenprüfungsbericht

3. Diskussion der Berichte

4. Entlastung der Bundesleitung

5. Neuwahl der Bundesleitung

6. Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2009

7. Verschiedenes

8. Anträge und Wünsche

Anträge und Wünsche für die Tagesordnung bitte ich bis zum 24. April 2009 bei der Bundesgeschäftsstelle einzureichen.

1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer

Bestellung der Einbanddecke für den Jahrgang 2008

Auch in diesem Jahr können Sie wieder eine Einbanddecke für das *FRANKENLAND* bestellen. Das Bestellformular finden Sie auf der Rückseite dieses *FRANKENLAND*-Heftes. Nach zehn Jahren mit konstantem Tarif hat die Buchbinderei aufgrund gestiegener Herstellungskosten den Preis erhöht; eine Einbanddecke kostet nun 7,00 zzgl. Versandkosten.

Auflösung unseres Lagers mit alten *FRANKENLAND*-Heften

Unser Lager mit alten *FRANKENLAND*-Heften wird aufgelöst. In unserem Depot liegen Hefte ab dem Jahrgang 1990, allerdings ist nicht mehr jede Ausgabe vorhanden.

Haben Sie Interesse an diesen Veröffentlichungen? Fehlen Ihnen einzelne Ausgaben? Jetzt ist die letzte Gelegenheit, um Ihre *FRANKENLAND*-Sammlung zu komplettieren.

Bis zum **15. April 2009** können Sie alte *FRANKENLAND*-Hefte zum Stückpreis von 4,00 zzgl. Versandkosten bei der Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES, Hofstraße 3, 97070 Würzburg, Telefon- u. Facsnummer: 0931 / 5 67 12, Email: bundesgeschaeftsstelle@frankenbund.de bestellen.

Fokus Franken – Triennale Schweinfurt für zeitgenössische Kunst 2009

Konzept

Die Triennale Schweinfurt für zeitgenössische Kunst in Franken wird erstmals im Jahre 2009 in der neuen Kunsthalle Schweinfurt veranstaltet. Träger sind die Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt. Kernpunkt des in dreijährigem Rhythmus stattfindenden Projektes ist eine umfassende Ausstellung mit Katalog. Über die Teilnahme an der auf etwa 25 Künstler beschränkten Ausstellung und die Preisvergabe entscheidet eine unabhängige Jury. Die Feinkonzeption der Ausstellung wird durch eine Ausstellungskommission vorgenommen.

Die Triennale Schweinfurt ist eine neuartige und im weiten Umkreis einzigartige Präsentation der Kunst aus der Region im Spannungsfeld überregionaler Kunstströmungen. Sie zeigt Hauptwerke des Kunstschaffens aller Sparten in Franken und bezieht ausdrücklich alle derzeit existierenden Ausdrucksformen mit ein.

Die Triennale Schweinfurt präsentiert Arbeiten, die maximal drei Jahre alt sind. Sie wird somit zu einer hochaktuellen Momentaufnahme der Kunst. Durch diesen Drei-Jahres-Rhythmus läßt sich die Entwicklung der zeitgenössischen Kunst und der Fragen, mit denen sie sich auseinandersetzt, direkt ablesen. Die Triennale versteht sich außerdem als Schrittmacher der Kunst der Region, sie soll Entwicklungen anstoßen und die zeitgenössische Kunst zur Diskussion stellen.

Die Kunstszene in Franken steht im Fokus der Triennale. Sie will zeigen, daß es in der sogenannten „Provinz“ individuelle, qualitätvolle und hochaktuelle Kunst gibt, die gleichwohl in Wechselwirkung mit überregionalen Kunstströmungen agiert. Durch diesen Blick auf das Kunstschaffen der Region wird die Triennale Schweinfurt zu einem Anziehungspunkt für Kunstinteressierte nicht nur aus Franken, sondern weit darüber hinaus. Sie soll Fachleute und Kunstfreunde

gleichermaßen für zeitgenössisches Kunstschaffen begeistern.

Einsendeschluß für die Bewerbungsunterlagen ist der **2. März 2009**. Die Ausstellung findet vom 12. November 2009 bis zum 14. Februar 2010 in der Kunsthalle Schweinfurt im ehemaligen Ernst-Sachs-Bad statt.

Die **Bewerbungsunterlagen** können von der Homepage der Kunsthalle Schweinfurt heruntergeladen (www.kunsthalle-schweinfurt.de) sowie bei den Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt oder der Kuratorin telefonisch angefordert werden (Tel. Nr. Museen: 09721/ 51-479, Tel. Nr. Kuratorin Sibylle Kneuer: 09521/ 95 43 83).

Veranstalter und Organisation: Stadt Schweinfurt, vertreten durch die Museen und Galerien, Kunsthalle im ehemaligen Ernst-Sachs-Bad, Rufferstraße 4, 97421 Schweinfurt, Tel. Nr.: 09721/ 51 479, E-Mail: museen-galerien@schweinfurt.de, Internet: www.kunsthalle-schweinfurt.de, oder www.schweinfurt.de.

Projektleitung: Dr. Erich Schneider, Leiter der Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt, Tel. Nr.: 09721/ 51388, E-Mail: erich.schneider@schweinfurt.de.

Organisation, Kuration, Koordination: Sibylle Kneuer M.A., Das Kulturbüro, Wagenhausen Nr. 6, 97531 Theres, Tel. Nr.: 09521/ 95 43 83, E-Mail: kneuerundflegel@aol.com, www.daskulturbuero.com.

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit: Andrea Brandl M.A., Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt, Tel. Nr.: 09721/ 51 551, E-Mail: andrea.brandl@schweinfurt.de.

Preise

1. Preis: eine Einzelausstellung mit Katalog in der Kunsthalle Schweinfurt innerhalb des Zeitraumes bis zur nächsten Triennale (2012).

2. Preis: Ankauf einer Arbeit aus der Ausstellung durch den Kunstverein Schweinfurt.

3. Preis: Außerdem wird im Rahmen der Ausstellung ein Publikumspreis in Höhe von 1.000 vergeben. Hierzu können die Besucher der Ausstellung auf Stimmzetteln bis zum 12. Februar 2010 ihren Favoriten unter den ausgestellten Kunstwerken benennen. Der Künstler mit den meisten Stimmen erhält den Preis (bei Stimmgleichheit wird der Preis geteilt). Jeder Besucher, der wählt, nimmt automatisch an einer Verlosung von Sachpreisen teil.

Teilnahmebedingungen

Teilnehmen können Künstler aus der Region Franken, das heißt, aus den drei fränkischen Regierungsbezirken Ober-, Mittel- und Unterfranken. Zugelassen sind alle Formen zeitgenössischen Kunstschaffens. Experimentelle Kunstformen sind ausdrücklich erwünscht.

Aufgerufen sind professionelle Künstler mit Geburtsort/Wohnort in der genannten Region, die mit ihrer künstlerischen Arbeit ihren Lebensunterhalt bestreiten (keine Hobbykünstler). Die künstlerische Tätigkeit sollte durch Ausstellungen und öffentliche Ankäufe nachgewiesen sein. Bewertungskriterien sind u.a. Aktualität, Ausdruckskraft, ästhetische Qualität der eingereichten Arbeiten sowie eine eigenständige Formensprache. Jeder Künstler kann sich mit höchstens fünf Arbeiten bewerben, die in den Jahren 2007 bis 2009 entstanden sind (nach dem 1. Januar 2007).

Die Künstler verpflichten sich, alle zur Ausstellung ausgewählten Arbeiten bis zum Ende der Ausstellung uneingeschränkt zur Verfügung zu stellen. Dies gilt auch im Falle des Verkaufs zwischen Stufe 2 der Jurierung (17. KW 2009) und dem Beginn der Ausstellung bzw. während der Ausstellungszeit. Für die Künstler der Ausstellung gilt außerdem, daß ihre zur Bewerbung eingereichten Arbeiten in ihrem Atelier für eine eventuelle Einsichtnahme vor Ort in der 17. KW 2009 zur Verfügung stehen müssen.

Jurierung

Über die Teilnahme an der Ausstellung und die Preisvergabe entscheidet eine unabhängige Jury. Die Feinkonzeption wird durch eine Ausstel-

lungskommission vorgenommen. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Die Jurierung erfolgt in 3 Stufen:

Stufe 1: Die Jury tritt in der 14. KW 2009 zusammen und wählt anhand des vorliegenden Bild- und Informationsmaterials die Künstler der Ausstellung aus. Es können in etwa 25 Künstler berücksichtigt werden.

Stufe 2: Die Ausstellungskommission tritt in der 17. KW zusammen. Ihr obliegt die Feinkonzeption der Ausstellung. Sie trifft die Entscheidung darüber, welche und wie viele der vorgelegten Arbeiten eines Künstlers ausgestellt werden. In Zweifelsfällen kann die Kommission zur Entscheidungsfindung die Originale einzelner Künstler in deren Atelier in Augenschein nehmen.

Stufe 3: Die Auswahl der Preisträger des 1. und 2. Preises durch die Jury erfolgt in der Ausstellung (2. KW 2010).

Die Preisverleihung findet im Rahmen der Festschau der Ausstellung am 14. Februar 2010 statt. Außerdem wird dann auch der Preisträger des Publikumspreises bekannt gegeben, der im Laufe der Ausstellung ermittelt wurde. Der Jury gehören an: Der Leiter der Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt Dr. Erich Schneider, der Präsident der Akademie der Bildenden Künste Nürnberg Prof. Ottmar Hörl (angefragt), die Vertreterin einer weiteren Kunstakademie Prof. Inge Mahn, Bildhauerin, Professorin für Bildhauerei an der Kunsthochschule Weißensee, Berlin, der Vertreter eines öffentlichen Museums/einer Galerie Prof. Dr. Kai Uwe Schierz, Direktor der Kunsthalle Erfurt, der Vertreter des Kunstvereins Schweinfurt Dr. Joachim Haas, der Vertreter der fränkischen Bezirke Prof. Dr. Klaus Reder, leitender Kulturdirektor und Bezirksheimatpfleger von Unterfranken (angefragt), der Vertreter des Landes- oder eines Regionalverbandes bildender Künstler (BBK): Thomas Reuter, 1. Vorsitzender des BBK Unterfranken (angefragt). Als Beisitzerin ohne Stimmrecht nimmt außerdem eine Vertreterin der Kunstvermittlung teil: Friederike Kotou, Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt. Die Sitzungen der Jury sind nicht öffentlich. Die Auswahl der Künstler erfolgt anonym. Gegen die Entscheidungen der Jury und der Ausstellungskommission ist der Rechtsweg ausgeschlossen.

Aufsätze

<i>Peter Moser</i> Überregionaler Landtransport in Unterfranken im 16. Jahrhundert.....	75
<i>Jochen Heinke</i> Alte Verkehrswege im Gebiet der Rhön und zwischen Main und Werra.....	79
Schweinfurt	
<i>Ernst Petersen</i> Die Gründung des Historischen Vereins Schweinfurt vor 100 Jahren.....	90
<i>Thomas Horling</i> Die „Kugellagerstadt“ – Ein Überblick über 100 Jahre Schweinfurter Industrie- und Stadtgeschichte	98
<i>Uwe Müller</i> Der Bericht des Johann Laurentius Bausch über die schwedische Belagerung der Reichsstadt Schweinfurt im Jahre 1647	110
<i>Andrea Brandl</i> Das Ernst-Sachs-Bad in Schweinfurt.....	114
<i>Erich Schneider</i> Die Kunsthalle Schweinfurt.....	118
<i>Sigrid Bertuleit</i> Das Museum Georg Schäfer.....	122
<i>Friederike Kotou</i> Lebendiges Museum – Ein MuSe-Kuß für alle!	125
Kunst und Kultur	
<i>Uwe Müller</i> Schweinfurt – Gründungsstadt der ‚Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften‘	128
<i>Wilhelm Störmer</i> 50 Jahre Historischer Atlas von Bayern, Teil Unterfranken – Bemerkungen zum Abschluß der Historischen Atlasbände in der Region Mainviereck-Spessart.....	129
<i>Günter Christ</i> Der ehemalige Landkreis Lohr am Main – sein Weg vom Schnittpunkt zweier geistlicher Territorien zum Objekt administrativer Um- und Neuordnung im bayerischen Staatsverband	137
Frankenbund intern	
Grußwort der Oberbürgermeisterin von Schweinfurt zum Bundestag am 9. Mai 2009	142
Einladung zum 80. Bundestag am 9. Mai 2009 in Schweinfurt.....	143
Wechsel an der Spitze der Frankenbund Gruppe Würzburg	143
Aktuelles	
<i>Georg Drescher</i> Die Geschichte des Kinderbuchs – eine Ausstellung in Schweinfurt und Bad Kissingen....	144
<i>Peter A. Süß</i> „Wiederaufbau und Wirtschaftswunder“. Bayerische Landesausstellung vom 9. Mai bis 4. Oktober 2009 in Würzburg.....	147

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Dr. Sigrid Bertuleit	Museum Georg Schäfer Brückenstr. 20, 97421 Schweinfurt
Andrea Brandl	Kulturamt der Stadt Schweinfurt Obere Straße 11-13, 97421 Schweinfurt
Prof. Dr. Günter Christ	em. Univ. Professor Bodelschwinghstraße 15, 50859 Köln
Georg Drescher	Museum Otto Schäfer Judithstraße 16, 97422 Schweinfurt
Jochen Heinke	An der Lehmgrube 15, 97647 Sondheim-Stetten Rhön
Dr. Thomas Horling	Wissenschaftlicher Sekretär der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Hennbergstr. 48, 97453 Schonungen (Mainberg)
Friederike. Kotouc	Kulturamt der Stadt Schweinfurt Obere Straße 11-13, 97421 Schweinfurt
Dr. Peter Moser	Birkenstraße 2, 97526 Sennfeld
Dr. Uwe Müller	Stadtarchiv Schweinfurt Martin-Luther-Platz 20, 97421 Schweinfurt
Ernst Petersen	2. Vorsitzender des Historischen Vereins Linsengasse 14, 97421 Schweinfurt
Dr. Erich Schneider	Kulturamt der Stadt Schweinfurt Obere Straße 11-13, 97421 Schweinfurt
Prof. Dr. Wilhelm Störmer	em. Univ. Professor Pappelstraße 40, 85579 Neubiberg

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Überregionaler Landtransport in Unterfranken im 16. Jahrhundert

von

Peter Moser

Seit dem frühen Mittelalter allmählich nachweisbar und seit 1338/39 im Spessarter Försterweistum bekannt queren den Spessart mehrere wichtige Fernwege. Sie führten über das Gebiet der Grafen von Rieneck: Die Birkenhainer Straße von Hanau nach Gemünden, der Eselsweg von Schlüchtern, Kleinheubach nach Miltenberg, die Poststraße von Aschaffenburg nach Lengfurt und die Wiesener Straße, ein Altweg, der, von Kassel kommend, an Frammersbach vorbei über Partenstein nach Langenprozelten führt.

In diesem Gebiet finden sich um die erste Jahrtausendwende erste Spuren einer Herrschaft, und im weiteren Verlauf bildet sich dort deren Kernstück heraus: Das Gebiet der Grafen von Rieneck. Eingeeignet im Interessengebiet der Grafen von Hanau, des Würzburger Fürstbischofs und des Mainzer geistlichen Kurstaates bestimmten politische Auseinandersetzungen das 13. und 14. Jahrhundert. 1366 nötigte der Mainzer Kurfürst den Rienecker zur Anerkennung der mainzischen Lehenshoheit über Rieneck und Lohr. Die Kette der rieneckischen Besitzungen reichte von der Nahe bis in den Steigerwald, von der Kinzig bis an die Tauber und die Jagst. Das Besitztum war zersplittert und sollte es immer bleiben. Ausgangspunkt und bleibendes Zentrum der rieneckischen Herrschaft war jedoch der schmale Streifen am Main zwischen der unteren fränkischen Saale und der Lohrmündung.

Ein Streitfall aus dem Jahre 1233 schildert erstmals das konfliktreiche Verhältnis zwischen Rieneck und dem Aschaffener Stift in eben diesem Raum und ist ein früher Beleg für die Absicht der Rienecker, die Grafschaft weit in den Spessart hinein auszudehnen. Im

Zuge dieser Bestrebungen regelte eine Urkunde am 1. Juli 1339 erneut Besitzverhältnisse: Frammersbach wird erstmals erwähnt. Der Ort ist Sitz eines Gerichts und umfaßt die Orte Herbertshain, Wiesen und Wiesthal, griff aber ursprünglich weiter aus und bezog Flörsbach, Kempfenbrunn und Lohrhaupten mit ein. Wenige Jahre später, 1356 und 1404, verpfändeten Graf Gerhard V. zu Rieneck (1331–81) und Ludwig VI. (1358–1408) Einkünfte aus der Pacht zu Frammersbach. Ob in beiden Fällen dasselbe Bündel an Einnahmen gemeint war, wird nie geklärt werden können. Die Kapitalsummen fielen jedenfalls überraschend hoch aus: 1356 ca. zehn Kilogramm Silber, 1404 ca. fünf Kilogramm Silber. Sowohl das Dorf als auch die Grafschaft waren finanzattraktiv und ertrageich; am 23. April 1416 wurde die Gemeinde Frammersbach zur Pfarrei erhoben.

Also lagen keine schlechten Voraussetzungen für die Ausübung des Fuhrmannsgewerbes vor, über dessen Entstehungsursache jedoch nur spekuliert werden kann. Erklärungsmöglichkeiten böten die wirtschaftlichen Interessen der Grafen von Rieneck, die sich bereits frühzeitig zu einer im modernen Sinne expansiven Wirtschaftspolitik entschlossen hatten. 1313 vereinigten sich der „*Burggraf von Nürnberg, die Grafen von Hohenlohe, von Rieneck und von Wertheim, also die Landesherren des mittleren Maingebietes, gegen ein unter ihnen vereinbartes Geleitsgeld den Kaufleuten das Geleit zu geben und für jeden Schaden innerhalb ihres Gebietes gutzustehen*“.

Zollgelder wurden spätestens ab 1372 auf dem Main bei Hofstetten und 1374 auf der Straße bei Gemünden erhoben. Aus dem Jahr

1391 liegt die Abschrift eines Dokumentes vor, „wie die Rineckischen schifflente zu kurtze pfale und holtz gein Wirtburg bracht und darümb gebust worden sein“. König Wenzel verließ 1398 ein Münzregal, nach dem die Grafen in der „stat zu Lor ein kleine muncze von pfennygen und hallern, die gang und gebe sind,“ schlagen durften. In den Jahren 1427 und 1454 wird von Weingärten berichtet.

Bereits 1441 aber wurden die Fuhrleute aus Frammersbach auf ihrem Weg von Leipzig nach Frankfurt in einer Erfurter Geleitsordnung genannt: „Die fromsbacher und posener wagen, das seint die wagen, welche uff franckfurt fharen, was diese wagen geben sollen, wirdt in der gleitstafel nicht befunden. Aber seiner bericht nach, sey in seine wissen, und gedencken, von eine solchn wagn, Eine halbe gulden in glait gnomen ...“. Ihr ununterbrochenes Auftreten, „über das Jahr zu fahren“, zieht die Halbierung der Geleitsgebühren nach sich. Die schweren Lastwagen der Frammersbacher Fuhrleute ruinierten 1448 den Weg der Stadt Lohr über den Bauershof nach Partenstein. Ein einmalig erhobenes Wegegeld wurde deshalb geleistet – was allerdings einen über 400 Jahre lang währenden Rechtsstreit nach sich zog: Die Frammersbacher weigerten sich, den Lohrern nochmals Geld für den Unterhalt zu bezahlen.

Am 26. September 1454 schließlich wurden die Frammersbacher Coenraet Peters und Henric Hoep in einem Antwerpener Notariatsarchiv aktenkundig: Die beiden liehen einem Niederländer zwölf Pfund flämischer Währung. Das Darlehen, so wurde vereinbart, mußte spätestens drei Wochen nach dem nächsten Osterfest (6. April 1455) zurückgezahlt werden. Damit ist der 26. September 1454 bislang der erste Hinweis auf Frammersbacher Fuhrleute in Antwerpen.

Dies stellte eine rasante Entwicklung dar, die aber doch im Einklang mit der expandierenden westeuropäischen Wirtschaft des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit steht. Das Beispiel der Frammersbacher Fuhrleute zeigt, daß eine solche Entwicklung durchaus auch ein Spessartdorf erreichen konnte, weil dessen Bewohner die Zeichen der Zeit erkannt

hatten und eigenverantwortliche Tätigkeit dem traditionellen bäuerlichen Tagwerk vorzogen: „Es ist begreiflich, daß sich den unternehmerisch tätigen Landbewohnern auch die besten Aufstiegsmöglichkeiten boten. Sie stellten eine Auslese dar von Männern der Tatkraft, der Entschlossenheit, von Männern, die über Zähigkeit, Ausdauer, Beweglichkeit und Verstand verfügen mußten, nicht zu übersehen die für den gewerblich-industriellen Bereich erforderlichen technischen Fähigkeiten. Es waren nicht die Satten, auf Überkommenem Ruhenden, sondern die Hungrigen ...“.

Den Fuhrleuten – als den eigentlichen und im Wortsinn realen Akteuren im Wirtschaftskreislauf des Alten Reiches – galt bisher noch keine Spezialuntersuchung. Eine Monographie zur Geschichte der Frammersbacher Fuhrleute gibt es bislang auch nicht. Seit dem vierten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts bekannt, erledigten sie Transporte für viele mitteleuropäische Handelshäuser (u.a. die Fugger in Augsburg) und waren auf allen wichtigen Messen präsent. Trotzdem sind sie in der Wirtschaftsgeschichtsschreibung eher unter der Abteilung Marginalia und Curiosa behandelt worden. Das hängt sicher auch mit der eher schwierigen Quellenauswertung zusammen. Die Arbeit war zunächst der Start zu einer wissenschaftlichen Fahrt ins Blaue, im doppelten Sinne, denn vom heimischen Schreibtisch aus ließ sich das Thema nicht bearbeiten und ob sich der, nicht zuletzt finanzielle, Aufwand hinsichtlich Archivreisen, Museumsbesuchen etc. „lohnen“ würde, war zu Beginn auch nicht abzusehen.

Ausgangspunkt meiner Forschungen war schließlich nur die verstreute Erwähnung der Frammersbacher Fuhrleute in der Sekundärliteratur. Die Arbeit ist das Ergebnis mehrjähriger Forschungen, in deren Verlauf einigermaßen klar wurde, weshalb die Landtransportgeschichte bis heute noch ein ziemlich weißer Fleck auf der wissenschaftlichen Landkarte geblieben ist, und weshalb seit den Forschungen Jakob Strieders (Aus Antwerpener Notariatsarchiven. Stuttgart 1920) die Aktivitäten der Frammersbacher zwar gerne zitiert wurden, eine weitergehende wissenschaftliche Untersuchung über den regiona-

len Rahmen hinaus aber unterblieb. Das Quellenmaterial ist weit verstreut und entspricht in etwa dem Aktionsradius dieser Fuhrleute. Auf der Suche nach Quellen wurden Archive in der Bundesrepublik Deutschland, in der damaligen Deutschen Demokratischen Republik, in der Tschechoslowakei, in den Niederlanden und in Belgien angeschrieben, bei positiv erscheinenden Nachrichten die Bestände vor Ort (Antwerpen, Augsburg, Bamberg, Bergen op Zoom, Büdingen, Dillingen, Emden, Frammersbach, Frankfurt, Köln, Marburg, Meiningen, München, Münster, Nürnberg, Weimar, Wiesbaden, Würzburg) gesichtet.

Hans Weigel d.Ä. betrieb in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen Handel mit Landkarten und anderen Kunstprodukten in

AVRIGA FLAMMERSPACHENSIS
in Germania.



LXXI.

Ein Fuhrman von Flammerspach oder Meier.

Die Figur zeigt klärtlich an!
In was Kleidung heretn gahn.

Die Flammerspacher Fuhrleute!
Und die Meier alle zeit.

E. III

Abb.: Der Auriga Flammerspachensis im Ständebuch des Jost Ammann von 1568 als Beispiel für den Berufsstand des Fuhrmanns.

Nürnberg. Seine bekannteste Publikation ist das 1577 erschienene Werk „*Habitus praecipuorum populorum*“ mit 220 Trachtenabbildungen. Hier erscheint der Holzschnitt des „*Auriga Flammerspachensis aus Germania*“: Der erste und einzige Hinweis in der Kunst auf ein Fuhrmannsgewerbe in Frammersbach. Zeichner und Holzschneider dieser Figur sind unbekannt – es handelt sich nicht, wie häufig behauptet wurde, um ein Werk Jost Ammans (*1539, Zürich, †1591, Nürnberg), der seit 1561 in Nürnberg ansässig war. Die Abbildung des Fuhrmanns inmitten der Personen von Stand unterstreicht zum einen die Bedeutung des Gewerbes, zum anderen jedoch auch dessen Distanz zur übrigen dargestellten Gesellschaft, und sie zeigt den pittoresken, zeittypischen Blick des Künstlers.

Der 26. September 1454 war, wie oben erwähnt, bislang der erste Hinweis auf Frammersbacher Fuhrleute in Antwerpen. Eine systematische Auswertung der reichen Antwerpener Quellen oder deren vollständige Bearbeitung war jedoch vom Zeitaufwand her nicht vertretbar. Die 1.325 Bände der „*Schepenregisters*“ im Stadtarchiv Antwerpen umfassen den Zeitraum zwischen 1394 und 1797. Einen vollständigen Einblick in die Geschäftswelt der damaligen Metropole gestatten sie dennoch nicht. Abgesehen vom Zustand dieser Dokumente, war die Beurkundung freiwillig. Die Serie der „*Certifikatieboeken*“, die der Beurkundung bereits getroffener Vereinbarungen und bestehender Rechtsverhältnisse dienen, setzt in Antwerpen 1488 ein und endet zunächst 1513. Diese Art von Beurkundung setzt 1542 wieder ein und endet schließlich 1613/14.

1480 wird in Antwerpen das erste Notariat eröffnet. Allein bis 1600 sind 86 Notariate verzeichnet. Im „*Rijksarchieff*“ befinden sich die Unterlagen zu 314 Notariaten, im „*Stadsarchieff*“ zu 436 Notariaten. Die in Antwerpen und Bergen op Zoom erschlossenen, aber nicht vollständig vorhandenen Quellen umfassen den Zeitraum vom 1. Dezember 1480 bis zum 21. Mai 1513. In Antwerpen gab es die Pfingst- und die Herbstmesse, in Bergen op Zoom die Ostermesse und die St. Martins-Messe. Frammersbacher Fuhrleute erledigten während dieser Zeit eine Unzahl von Trans-

porten mit den Zielorten Antwerpen, Augsburg, Frankfurt, Kempten, Köln, Leipzig, Nürnberg und Ulm.

In Antwerpen wurde 1531 die Börse gegründet; Messen spielten ab diesem Zeitpunkt nicht mehr die tragende Rolle der früheren Jahre. Der letzte, die Frammersbacher Fuhrleute betreffende Antwerpener Fund stammt vom 22. Juni 1569. Die Geschäftsinteressen verlagerten sich nach dem Holländischen Glaubenskrieg (1568–1648) und dem Fall Antwerpens 1585 in Richtung Amsterdam. Von nun an gibt es vier Hauptachsen ihrer Aktivitäten: Amsterdam-Frankfurt, Amsterdam-Leipzig, Frankfurt-Leipzig und Frankfurt-Nürnberg (genannt: die „Frammersbacher“-Route). Eine Quelle aus dem Jahr 1809 berichtet sogar von einer Direktverbindung Nürnberg–Amsterdam.

Ein einzigartiger, die Frammersbacher Fuhrleute betreffender Bestand liegt im Staatsarchiv Weimar. Es handelt sich um vier Geleitsregister für die Geleite Butteltstedt (1511/20–73), Erfurt (1522–74), Eisenach (1505–55) und Creutzburg (1507–64). Eisenach war der erste Sammelpunkt jener Straßen, die aus dem Hessischen, dem Rhein-Main-Gebiet und den Niederlanden, dann als „Hohe Straße“ nach Erfurt führte. Aufgrund dessen wurde besonders darauf geachtet, daß alle Warentransporte hier erfaßt und keine Nebenstraßen benutzt wurden und etwa Eisenach umfahren wurde. Um den Warenverkehr nach Thüringen vollständig kontrollieren zu können, wurden noch mehrere Beigeleite an den wichtigsten Zugangsstraßen eingerichtet, z.B. in Creutzburg an der Straße von und nach Kassel und Münster bzw. Köln. Das Beigeleit Creutzburg spielte dabei eine besondere Rolle, denn die Wagen die von Antwerpen und Köln kamen, mußten hier Geleit zahlen, konnten dann aber entweder nach Eisenach oder aber nach Wartha und weiter nach Erfurt fahren. Vor allem seit 1510 wurde Eisenach gemieden und der Weg zu den Frankfurter Messen durch „die langen Hessen“ gewählt.

Einige Beispiele: In der Zeit vom 5. April bis 7. November 1523 wurden in Erfurt insgesamt 387 Wagen und 56 Karren registriert; davon bedienten 296 Wagen und 53 Karren den Ost-West-Verkehr. 127 Wagen und 15

Karren von und nach Creutzburg wurden von Fuhrleuten aus Frammersbach geleitet, die den Fernhandel zwischen Leipzig und Antwerpen beherrschten (Anteil: 32 Prozent). In der Jahresrechnung von 1523/24 prägten die Frammersbacher mit Zentnergutfrachten eindeutig das Geschehen im Geleit Creutzburg mit 151 Wagen und 3 Karren und einem Anteil von etwa 70 Prozent der Gesamteinnahmen.

Vom 1. Mai 1526 bis 3. November 1526 passierten, aus Richtung Westen kommend, 163 Wagen und 29 Karren Creutzburg. 119 Wagen und 8 Karren stammten aus Frammersbach (Anteil: 66 Prozent). In der Gegenrichtung waren es von 64 Wagen und 11 Karren immerhin 48 Wagen und 9 Karren, für die die Fuhrleute Geleitsgebühren zahlten (Anteil: 76 Prozent).

Das Unternehmertum der Fuhrleute prägte auch die heimische Infrastruktur und sicherte wirtschaftlichen Wohlstand. Graf Reinhard (1463-1518) erließ deshalb Fuhr- und Gerichtsordnungen. 1514 wurden auch Hochzeits- und Kinds-Taufordnungen erlassen, denn zu solchen Anlässen wurde oft maßlos gegessen und getrunken. Nun schrieb die Obrigkeit vor, mit welchem Aufwand Familienfeste zu feiern waren – die Höchstzahl der Gäste wird auf 52 Personen beschränkt, die bei Wein, Tanz und tüppigem Essen allerdings immer noch zwei Tage lang die Arbeit ruhen lassen durften.

Nachgewiesen ist für diese Zeit bereits die Schankstatt, ein Wirtshaus mit zwei Scheunen, wo Graf Philipp III. (1505–1559), der letzte Rienecker, seinen Wein verkaufen ließ. Frammersbach erlebte und spürte damals die wirtschaftliche Blüte dieser Zeit. Das Dorf profitierte aber auch von seiner geographischen Lage. Nicht nur einheimische Fuhrleute suchten den Ort während der Fahrten zwischen den großen Wirtschaftszentren Nordwesteuropas und Oberdeutschlands auf. Frammersbach wurde Durchgangsstation und entwickelte sich dabei zu einem Gewerbevier mit Instandsetzungs- und Dienstleistungsbetrieben. Schmiede und Wagner waren dafür ebenso Voraussetzungen wie geräumige Stal-

lungen und Remisen, das große Wirtshaus und die Badestube, einschließlich des Baders. Im Jahr 1600 wurden in der Schankstatt 48.447 Liter Wein verkauft. Die 1601 in Frammersbach, Wiesthal und Ruppertshütten registrierten 274 Männer hätten demnach pro Kopf 176,8 Liter im Jahr Wein konsumiert.

Im 30-jährigen Krieg hatte das Dorf zwei Schwedendurchzüge zu ertragen. Die Schankstatt blieb vom 22. Februar 1631 an für zwei Jahre geschlossen. Der Keller zu Lohr rettete sich mit sämtlichen Steuereinnahmen per Schiff nach Mainz, der Ortspfarrer vermerkt in den Tauf- und Heiratsmatrikeln plötzliche feindliche Einfälle. Von November 1634 bis September 1638 erlosch nahezu jede wirtschaftliche Aktivität. Der Ort wurde geplündert (u.a. 300 Pferde wurden geraubt, ohne das Zugvieh zu zählen). Außerdem waren Kriegskontributionen zu zahlen und einquartierte Kriegsvölker zu verköstigen; viele Häuser wurden zerstört, viele standen unbewohnt.

Ein Großteil der Bewohner floh, wurde vertrieben oder ermordet: Gerade noch 77 Männer, 91 Frauen und 244 Kinder sind in der Spätphase des Krieges (1640) verzeichnet. Es dauerte lange, bis sich der Ort von diesem Kollaps erholte.

Ein Durchbruch gelang den Fuhrleuten erst wieder gegen Anfang des 19. Jahrhundert. Ihr Monopol gewannen sie allerdings lediglich auf der Strecke Frankfurt-Nürnberg zurück. Ihre Klage im Jahr 1809 über die Konkurrenz auf der Strecke Frankfurt-Amsterdam sollte zumindest die Ansprüche weiter manifestieren. Das Ende des traditionellen Frachtfuhrwesens war jedoch festgeschrieben: Seit 1797 beschäftigten sich englische Ingenieure mit dem Problem, Dampf als Zugkraft einzusetzen – Pferdestärken, in der eigentlichen Wortbedeutung, waren damit ineffizient geworden. Mit dem Ausbau ihres Streckennetzes übernahm dann die Bahn auch den Transport von Ferngut.

Alte Verkehrswege im Gebiet der Rhön und zwischen Main und Werra

von

Jochen Heinke

Aus der Vor- und Frühzeit gibt es so gut wie keine, aus dem frühen Mittelalter nur spärliche Informationen über die damals genutzten Verkehrswege. Mit dem zunehmenden Handel im Hochmittelalter verbesserte sich die Quellenlage, denn nun steht die Nutzung der Straßen im Zusammenhang mit fiskalischen Abgaben: Neben den Zollabgaben wird wegen der häufigen Überfälle auf Händler das Geleit eingeführt, das von den Beauftragten des Kaisers auf ausgewählten Straßen gegen Geld gewährt wird. Für bestimmte Waren, meist sind es die Messewaren, wird die Nutzung der Geleitstraßen vorgeschrieben, und damit sich jeder daran halten kann,

wird deren Verlauf anhand einer Auflistung der Orte, durch die sie führen, auch beschrieben. Bei den Pilgerfahrten nach Rom, Jerusalem und Santiago de Compostella werden in sogenannten Itineraren auch die Orte an den Routen beschrieben, durch die die Pilger zogen.

1. Die Ausrichtung der vorzeitlichen Hauptverkehrswege im Bereich der Rhön

Natürlich gibt es wie überall keine urkundliche Belege über die Verkehrswege, die von

den Kelten benutzt wurden. Wenn man von einem Grabungsquerschnitt zu DDR-Zeiten in einem Hohlweg bei der Steinsburg (Thüringen) absieht, sind mir ansonsten keinerlei Altstraßenbefunde aus keltischer Zeit in unserem Gebiet bekannt.¹⁾

Aus einzelnen prähistorischen Fundstellen auf keltische Straßen zu schließen, ist sicherlich nicht zielführend. Doch geben die Siedlungsschwerpunkte und deren Ausgrabungsfunde ein wenig Aufschluß darüber, wie die Verbindungen großräumig verlaufen sein könnten. Die Bereiche im Streutal von Ostheim und Mellrichstadt bis zu dem heutigen Bad Neustadt, das Grabfeld und sogar das Gebiet bis zur Hohen Rhön waren in keltischer Zeit dicht besiedelt.²⁾ Es war ein Bereich, in dem sich Verkehrswege von West nach Ost und von Nord nach Süd kreuzten. Von Westen aus dem Marburger Land und der Wetterau zum Thüringer Wald und zum Raum bei Hallstadt am Main, von Norden über den Thüringer Wald hinunter zum Main.³⁾ Ganz interessant ist es, die Fundstellen beim Bau der Autobahn A 71 mit dieser Vermutung abzugleichen: Auf beiden Seiten des Thüringer Waldes, im Erfurter Becken bis zu den Höhen des Thüringer Waldes sowie von der Werra bis in den Raum Bad Neustadt wurden Vorzeitfunde aus vielen Siedlungsperioden gemacht.

Doch südlich von der Saalebrücke bei Hollstadt gibt es keine dokumentierten Funde auf der Autobahntrasse mehr. Dort beginnt der Bildhäuser Forst, der jenseits von Münnersstadt in die Ausläufer des Hesselberger Waldes übergeht. Daher ist anzunehmen, daß die vorzeitlichen Verkehrswege sich – anders als die heutige Autobahn – auf dem Höhenrücken zwischen Wern und Fränkischer Saale bis in die Gegend von Werneck fortsetzten und sich danach auf dem rechten Hochufer des Main an ihm entlang bis hinunter zum südlichen Knie des Maindreiecks orientiert haben. Dort finden sich bei Segnitz ein Gräberfeld aus der Hallstattzeit und am gegenüberliegenden Ufer bei Marktbreit das Zweilegionnenlager der Römer. Aus der Limesforschung wissen wir, daß die Kastelle der Römer meist dort standen, wo die uralten Verkehrswege in

das römische Gebiet eintraten und zu römischen Straßen wurden. Jenseits des Mains setzen sich die vorzeitlichen Fundstellen und Befestigungen über das Taubertal fort.

2. Alte Straßen in der Römerzeit und im frühen Mittelalter

Das Gebiet zwischen Main und Thüringer Wald gehörte nicht zum römischen Herrschaftsgebiet, weswegen dort auch keine römischen Straßen zu finden sind. Anzunehmen ist deswegen, daß die alten Verkehrswege noch bis in die frühe Fränkische Zeit genutzt worden sind. Durch politische Veränderungen, z.B. in der Zeit der Thüringer am Main, könnten erste Ablenkungen von den ursprünglichen Verläufen erfolgt sein.

3. Alte Straßen zur Zeit der Gründung des Klosters Fulda

In der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts faßte Bonifatius den Entschluß, an der Fulda ein Kloster zu gründen. Er hatte wohl auf seinen Reisen bereits einen günstigen Platz ausgesucht und bat den Fränkischen Hausmeier Karlmann um das dazu benötigte Land, das heutige Fuldaer Becken mit der Stadt Fulda. Für die Beurkundung und Grenzbeschreibung mußten feste Grenzmarken bekannt sein, weswegen Bonifatius den Hersfelder Einsiedler Sturmius damit beauftragte, solche ausfindig zu machen. In der Vita Sturmi, die rund 50 Jahre später im Kloster Fulda von dem Mönch Egil verfaßt wurde, wird dieser Vorgang dargestellt, wenn auch etwas verherrlichend. So erhalten wir Kenntnis von vier damals bereits vorhandenen alten Verkehrswegen, die auch das Rhöngebiet tangierten.

Der sicher bedeutendste ist die Ansanvia, „jene alte Straße, die die Handelsreisenden aus der Gegend der Thüringer nach Mainz führt.“ Über ihren Verlauf ist bekannt, daß sie von Eisenach über Vacha durch die nordwestliche Rhön nach Hünfeld zur Fulda lief, bei Kämmerzell auf einer damals schon vorhandenen Holzbrücke (!) den Fluß überquerte und dann auf den Höhen westlich von Fulda über die östlichen Ausläufer des Vogelsber-

ges an Frankfurt vorbei nach Mainz zog. Es ist der wichtige Verkehrsweg, der mit nur geringen Veränderungen – etwa die Ablenkung in und durch das Fliede- und Kinzigtal und nach Frankfurt – bis in die heutige Zeit existiert und der als Frankfurt-Leipziger Straße, auch des Reiches Straße und „*Via Regia*“ bekannt ist.

Über einen anderen Verkehrsweg läßt es sich trefflich streiten. Nicht über seine Existenz, sondern darüber, ob er als „*Ortesweg*“ – so wird ein Weg in der Vita Sturmii genannt – wirklich durch die Rhön geführt hat. Fest steht aber, daß ein Pferdeknecht, der Sturmius bei der Grenzfindung behilflich war und den er auf dem „*Ortesweg*“ (= Kammweg) traf, aus der Wetterau kam und in das Grabfeld weiterzog. Wir haben hier also einen Weg, der von West nach Ost durch die Rhön verlief und der vermutlich auch schon in der Vorzeit begangen wurde.⁴⁾

Noch ein dritter Weg ist aus der Gründungsgeschichte des Klosters Fulda⁵⁾ bekannt: Im Jahre 778 drohte ein Überfall der Sachsen auf das Kloster. Die Mönche wollten die wertvolle Reliquie, den Leichnam des Bonifatius, in Sicherheit bringen und flohen mit ihm gen Hammelburg. Nachdem die erste Etappe ihrer Reise nach nur rund 6 km in Bronnzell (Proxima Cella) zu Ende war, erreichte sie am Ende des zweiten Tages „*in der Gegend der oberen (kleinen) Sinn*“, vermutlich zwischen Motten und Brückenau, die Nachricht, daß die Gefahr gebannt sei und sie wieder zurückkehren könnten. Hier haben wir nun die früheste urkundlich gesicherte Erwähnung einer Verkehrsverbindung von Fulda nach Hammelburg, die sicher in ein Nord-Süd-Straßennetz eingebunden war und auch weiter nach Würzburg führte.

Bronnzell und die „*obere Sinn*“ lassen erahnen, daß der Weg über die Höhen des Landrückens in das Tal der Kleinen Sinn geführt hat. Wie man weiter gegangen wäre, ist leider nicht bekannt. Anzunehmen ist, daß beim heutigen Bad Brückenau die Sinn gequert wurde und der weitere Weg nach dem Erreichen des Quellgebietes der Schondra auf den Höhen zwischen Thulba und Schondra bis zur Fränkischen Saale führte.

4. Die Verbindung vom Main zum Thüringer Wald

Die nächsten urkundlichen Erwähnungen eines alten Verkehrsweges in der Rhön betreffen nun ausschließlich unterfränkisches Gebiet. Es ist die Verbindung vom Main zum Thüringer Wald, die Teilstrecke der wohl kürzesten Route von Nord- und Ostsee zu den Alpen war. Dies machte im Mittelalter ihre Bedeutung aus. Diese Straße setzte sich in mehreren Bahnen über den Thüringer Wald fort. Die wichtigsten mittelalterlichen Pässe lagen bei Oberhof, zwischen Schmalkalden und Friedrichroda sowie zwischen Schleusingen und Ilmenau.

Heerstraße

Aus dem Jahre 1076 gibt es einen Hinweis auf die Existenz dieses alten Verkehrsweges, ohne daß er mit Etappenorten erwähnt wird: In der Fränkischen Altstraßenforschung wird die Auffassung vertreten, daß Heinrich IV. auf ihr von Würzburg aus zur Schlacht bei Strowa – es lag etwa beim heutigen Mellrichstadt – aufbrach, sie also als Heerstraße für die Schlacht diente. Der Ort der Schlacht ist unter Altstraßengesichtspunkten besonders interessant; er war ein Altstraßenknotenpunkt, und dort verzweigte sich die alte Straße aus dem Maingebiet in mehrere Zweige. Zum Beispiel in eine Straße nach Schmalkalden und weiter über den Thüringer Wald, in der Altstraßenforschung mit dem Gattungsnamen „*Hohe Straße*“ belegt. Auf ihr zogen die Sachsen nach der Schlacht ab und brannten auf ihrem Rückweg drei Tage später die Stadt Schmalkalden nieder.

Pilgerstraße

Schon vor der ersten Jahrtausendwende setzten Pilgerfahrten nach Rom und Jerusalem und auch nach Santiago de Compostella ein. Manche Pilger verfertigten Reisebeschreibungen und hielten die einzelnen Etappenorte auf ihrer Reise fest. Besonders aufschlußreich ist die des Abtes Albert von Stade, der darin seine Rückreise von Rom beschrieb, die er im Jahre 1236 unternahm. Er kam über Rothenburg und Ochsenfurt nach

Würzburg und zog über Schweinfurt, Münnerstadt, Neustadt nach Meiningen und Schmalkalden, danach über den Thüringer Wald nach Gotha. Von dort setzte er seine Reise durch den Harz nach Stade bei Hamburg fort. Ein weiteres Itinerar, das Hauksbók des Rompilgers Hauke Erlandson aus Island, beschreibt zwischen dem Thüringer Wald und Rothenburg nahezu den gleichen Weg als den Romweg. Seine Beschreibung wird ebenfalls in das 13. Jahrhundert datiert. Die Reisebeschreibung des Abtes Albert von Stade, veröffentlicht in seiner Weltchronik in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, dürfte als die erste urkundliche Nennung der Straße, die vom Thüringer Wald nach Würzburg führt, gelten, weil ihr Detailreichtum es ermöglicht, den Verlauf der alten Straße im Gelände relativ genau zu bestimmen.

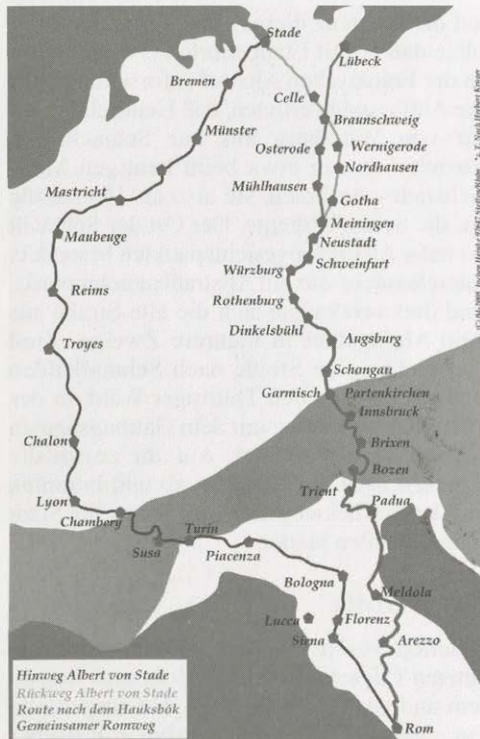


Abb. 1: Mittelalterliche Pilgerwege.⁶⁾

Mit dem zunehmenden Handel dürfte die Straße zwischen dem Thüringer Becken und Süddeutschland ihre einstige große Bedeutung an die Straßen zwischen Leipzig und

Frankfurt, insbesondere aber an die zwischen Leipzig und Nürnberg verloren haben. Dies läßt sich an der Romwegkarte des Nürnberger Kartenstechers Etzlaub festmachen, die er mit dem Beginn des Heiligen Jahres 1500 veröffentlichte. Darin führte der Rompilgerweg nun nicht mehr über Neustadt Würzburg, sondern von Erfurt über Coburg und Bamberg nach Nürnberg, im Westen über Marburg und Frankfurt. Er folgte nun also den Haupt-handelstraßen, was ja auch logisch erscheint, da dort sicher die nötige Infrastruktur vorhanden war. Doch ist die Romwegkarte keine „amtliche“ Karte und auch nur als Reisevorschlag zu verstehen, denn das Sprichwort „Viele Wege führen nach Rom“ hat sicher auch seine Bedeutung.

5. Wege zum Fiscus Salt

„In diesem Jahr (790) wurde kein Kriegszug von dem König unternommen. Um aber nicht den Anschein zu haben, daß er die Zeit müßig bringe, fuhr der König zu Schiff auf dem Main hinauf nach dem Palast, den er zu Salz in Deutschland an der Saale erbaut hatte und kehrte dann wieder auf demselben Fluß zu Tal nach Worms zurück“ (Einhard: Vita Caroli Magni).

Die Frage, auf welchen Wegen die Fränkischen Herrscher zur Pfalz Salz gelangten, ist noch nicht endgültig beantwortet. Selbst der Hinweis in der Vita Caroli Magni, daß Kaiser Karl im Jahre 790 mit dem Schiff den Main hinauf zu seiner Pfalz Salz gefahren sei, wirft Fragen auf, denn bekanntlich wird die Pfalz ja beim heutigen Bad Neustadt an der Fränkischen Saale vermutet, weswegen er auch auf der Fränkischen Saale mit dem Schiff gefahren sein müßte. Daß dies möglich war, was häufig angezweifelt wird, beweist der Vergleich mit der Altmühl. Deren Wasserführung ist ebenso vergleichbar wie das geringe Gefälle: Auf 95 km zwischen Gemünden und der Brendmündung hat die Fränkische Saale eine Höhendifferenz von nur 75 m.

Doch selbst wenn er zu Schiff auch die Fränkische Saale hinauf gefahren wäre – woran ich keine Zweifel hege – so muß seine Begleitung auf dem Landweg gezogen sein. Der dafür in Frage kommende Verkehrsweg

kann aus topographischen Gründen nur auf dem östlichen Ufer der Fränkischen Saale verlaufen sein. Dort haben wir die urkundliche Nennung einer heute verschwundenen Straße – allerdings erst im 16. Jahrhundert.⁷⁾

Neben zwei weiteren Erwähnungen der Fränkischen Saale als Reiseweg führten weitere herrschaftliche Reisen in und durch die Rhön:⁸⁾

- Karl der Große reiste 793 von Regensburg nach Salz;
- Ludwig der Fromme kam 826 von Ingelheim über Würzburg nach Salz; 832 reiste er von Augsburg über Salz nach Mainz;
- König Ludwig d.J. reiste im Februar 878 nach einer Versammlung in Frankfurt nach Salz, wo er sich bis zum Mai aufhielt und danach wieder nach Frankfurt zurückkehrte;
- Arnulf von Kärnten reiste im Jahre 895 von Trebur nach Fulda, dann nach Salz und weiter nach Regensburg.

Aus den wenigen Beispielen läßt sich erkennen, daß es im Mittelalter zwei Hauptrichtungen gab, auf denen Verkehrswege verliefen, die in bzw. durch die Rhön führten: Von Würzburg nach Norden sowie von Fulda durch die Hohe Rhön nach Osten.

Für den direkten Weg durch die Rhön zwischen Salz und Fulda gibt es nur wenige Varianten. Es existieren zwar aus den Orten entlang der Hohen Rhön teils tief in den basalthaltigen Boden eingeschnittene alte Rhönwege, doch dürften sie hauptsächlich durch die starke Nutzung beim jährlichen Abtransport des Heues von der Hohe Rhön entstanden sein.⁹⁾ In Frage kommen die Wege, die auf relativ direkter Linie zwischen Fulda und Neustadt liegen und deren Bedeutung sich aus den zu unterschiedlichen Zeiten genutzten Befestigungswerken sowie aus eventuell damals vorhandenen Durchlässen (Schlägen) durch die Würzburger Landwehr (Höhl) ergibt. An solchen Wegen liegen die frühfränkische Werinfriedesburg am Gangolfsberg



Abb. 2: Alte Straßen durch die Hohe Rhön (JH).

oberhalb von Oberelsbach und Urspringen, die Hildenburg oberhalb von Hausen und Stetten sowie die Osterburg am einzigen urkundlich erwähnten Übergang zwischen Gersfeld und Bischofsheim.

Für die östliche Fortsetzung der herrschaftlichen Reiseroute jenseits der Fränkischen Saale in Richtung Bamberg und Regensburg kommt nur der heute sogenannten Haßberge-Rennweg in Frage, der jedoch – anders als heute im Bereich der Haßberge-Altstraßenforschung verbreitet – bereits im Neustädter Becken begann und sich durch den Bildhäuser Forst in die Haßberge fortsetzte. Die Weisach- und Baunachtalstraße spielte für das Gebiet der Rhön so gut wie keine Rolle.

Auch ob eine weitere „Hauptbahn“, wie sie Georg Landau¹⁰⁾ nennt, als Reiseweg für diese Zeit in Frage kommt, läßt sich nicht belegen. Nach Landau führte diese uralte Straße von Frankfurt kommend als Hochstraße durch den westlichen Spessart (auf Abschnitten der Birkenhainer Straße und des Eselsweges), über den Landrücken und durch das Dammersfeld bis in die Gegend des „Roten Moos“ (Moor). Es war dies sicherlich keine Handelsstraße, wohl aber Heerstraße im 30jährigen Krieg (sogenannte Schwedenschanzen in ihrem Verlauf) und als Reisewege möglicherweise die kürzeste Verbindung von Mainz nach Erfurt. So wurde sie zumindest in dem Vergleich von 1363 zwischen Erzbischof Gerlach von Mainz und dem Abt Heinrich von Fulda bezeichnet.

Noch zu erwähnen ist eine Straße, die das Kloster Fulda mit seinen Besitzungen Remlingen und Holzkirchen im Waldsassengau verband.¹¹⁾ Auch sie gehörte sicher zu den wichtigen Nord-Süd-Verbindungen, kam von Norddeutschland, lief ab Hersfeld links des Fuldaflusses, danach über den Landrücken und die Breite First – wo sie noch heute „Weinstraße“ heißt – querte die Sinn in der Gegend von Altengronau, um dann auf der Höhe zwischen Schondra und Sinn als „Hohe Straße“ zum wichtigen Straßenknoten bei Gemünden zu ziehen, wo sie sich neben anderen Zweigen auch jenseits des Mains fortsetzte.

6. Veränderungen im Straßenwesen

Etwa ab dem 8. Jahrhundert begann im ostfränkischen Reich eine tiefgreifende Veränderung im Straßenwesen: Die Franken hatten an den Flußübergängen Stützpunkte errichtet, die sich nach und nach zu Städten entwickelten. Zwischen den oft gar nicht so weit entfernt voneinander gelegenen Orten entwickelten sich – vermutlich planmäßig – in den Tälern neue Verkehrsverbindungen, die teilweise die alten ablösten. Führten die frühen Verkehrswege fast ausschließlich über die Höhenrücken, entstanden in dieser Zeit die ersten Talstraßen. Dies war nur möglich, weil der fränkische Staat über eine Verwaltung verfügte, die in gewissem Umfang Straßen baute und Brückenbauten errichtete und, was besonders wichtig ist, auch befahrbar hielt.

So dürfte spätestens ab dem 12. Jahrhundert das Straßennetz so ausgesehen haben, wie es bis zum Bau der Chausseen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts genutzt wurde. Zwar hat es sicher schon damals zwischen allen Orten direkte mit den damaligen Fahrzeugen mehr schlecht als recht befahrbare Verbindungen gegeben. Doch wesentlich waren die Straßen, auf denen der einträgliche Messehandelsverkehr abgewickelt wurde: Dies waren die Messegeleitstraßen.

Die damit verbundenen Einnahmen waren so wichtig, daß die urkundliche Erwähnung über sie, ihren Verlauf, die Waren, die darauf transportiert wurden und natürlich das Geleitgeld und die Zölle gut dokumentiert sind. Weitere Gattungen von Straßen aus dieser Zeit sind die Weinstraßen, die Heerstraßen und später die Poststraßen.

Für das Gebiet der Rhön sind im wesentlichen nur die geleitfähigen Straßen dokumentiert. Es steht aber außer Zweifel, daß auch Heerstraßen durch die Rhön führten. Solche sind in der Jung'schen Hochstiftskarte eingezeichnet, doch läßt sich ihr genauer Verlauf wegen der Ungenauigkeit der Karte kaum nachvollziehen. Es würde den Rahmen sprengen, hier auch auf die nicht dokumentierten Straßen einzugehen, von denen es Spuren im Gelände gibt. So beschränke ich mich auf die Straßen, die im Würzburger Geleitstraßenverzeichnis, in Itineraren und in den ersten

Reisekarten aufgeführt bzw. eingezeichnet sind.

7. Hauptstraßen, die das Gebiet zwischen Main und Thüringer Wald tangierten

Bevor ich auf die Straßen im Gebiet Main-Rhön näher eingehe, will ich noch kurz die Hauptstraßen beschreiben, die das Gebiet zwar tangierten, aber nicht hindurch führten. Die beiden wichtigsten lagen nördlich und südlich und gingen von Nürnberg aus.

- Die in Jörg Gails „Raissbüchlin“ aus dem Jahr 1563 als „Nürnberger Straße“ bezeichnete Verkehrsverbindung führte über Bamberg durch das Baunachtal, weiter über Römheld in das Werratal nach Meiningen und von dort über Berka nach Kassel. Sie tangierte das Gebiet Rhön-Saale östlich und nördlich. Stationen auf ihr in der Region sind u.a.: Sternberg, Trappstadt, Römheld, Meiningen, Wasungen.¹²⁾ Von ihr zweigten

im Werratal mehrere Straßen ab, die über den Thüringer Wald führten.¹³⁾

- Die Geleitstraße von Nürnberg im Süden nach Frankfurt hingegen tangiert das Gebiet Main-Rhön nur insofern, als von ihr in Würzburg die nach Norden durch das Gebiet führenden Straßen abzweigten.
- Im Westen und Nordwesten der Rhön war es die „Frankfurt-Leipziger Handelsstraße“. Sie zog, wie oben bereits erwähnt, von Frankfurt durch das Kinzigtal nach Fulda. Weiter ging es durch das heute sogenannte Hessische Kegelspiel mit der Stadt Hünfeld über Vacha und Eisenach nach Leipzig. Ihre Befahrbarkeit im Kinzigtal war allerdings insbesondere wegen der häufigen Überschwemmungen sehr witterungsabhängig und deswegen höchst problematisch.

Das Gebiet der Rhön wurde also im Mittelalter und der Neuzeit auf drei großen, für den Handelsverkehr bedeutenden, Straßenzügen umfahren. Als einziger bedeutender Straßenzug für das Gebiet Main-Rhön bleibt also nur die

8. Die Straße von Würzburg über Neustadt nach Sachsen

Den beiden o.g. Pilgeritineraren ist zu entnehmen, daß die für das Gebiet Main-Rhön wichtige Route von Würzburg zum Werratal bzw. über den Thüringer Wald im 13. Jahrhundert im Deutschen Reich zu den bedeutenden gehörte. Ihre Bedeutung scheint sie auch beibehalten zu haben, denn, obwohl sie nicht auf dem Weg zwischen zwei bedeutenden Handelsstädten lag, ist „neustat“ bereits in einer der ersten Karten eingezeichnet, nämlich in der aus dem Jahre 1524 stammenden Nürnberger Straßenkarte von Georg Erlinger.

Daß die Straße in dem ältesten Deutschen Routenhandbuch, Jörg Gails „Raissbüchlin“ (1563)¹³⁾ fehlt, hat wenig zu bedeuten, denn es fehlen darin auch andere wichtige Straßen wie z.B. die Handelsstraßen von Frankfurt nach Leipzig. 1584 sind „Neustat“ und „Mellerstat“ in der Deutschlandkarte von Gerhard Mercator eingezeichnet. Im Jahre 1641 er-

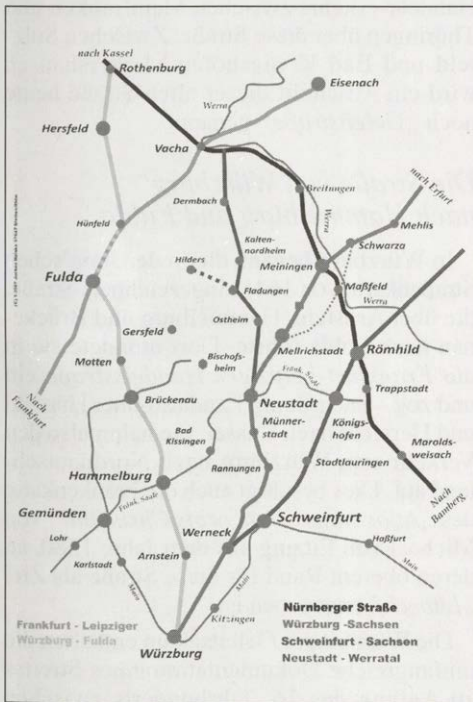


Abb. 3: Altstraßen zwischen Main und Thüringer Wald.¹⁴⁾

scheint sogar der gesamte Straßenzug der „*Straße von Würzburg nach Sachsen*“ mit den Stationen „*Wirtzburg*“, „*Wernegh*“, „*Münnerstatt*“, „*Neustat*“ und „*Mellerstat*“ in der Jung'schen Straßenkarte „*Totius Germaniae Novum Itinerarium*“.

Sie zweigte in Würzburg von der *Frankfurt-Nürnberger Geleitstraße* ab, auf der der Messeverkehr von Nürnberg nach Frankfurt abgewickelt wurde¹⁶⁾ und verlief im großen und ganzen etwa so wie die heutige Bundesstraße 19. Auf ihrer gesamten Länge zwischen Würzburg und Neustadt scheint es jedoch auf einzelnen Streckenabschnitten mehrere Trassenführungen gegeben zu haben, die zeitweise nebeneinander genutzt worden sind,¹⁷⁾ so zwischen Würzburg und Werneck. Auch über ihren Verlauf zwischen Oberwerrn und Münnerstadt gibt es unterschiedliche Auffassungen und insbesondere auch nachweisbar unterschiedliche Trassen.

Über ihren genauen weiteren Verlauf von Neustadt nach Mellrichstadt gibt es so gut wie keine Hinweise. Man nimmt im allgemeinen an, daß es im Zuge des Streutals nach Mellrichstadt ging. Hier verzweigte sich die Hauptroute:

- Die vorgeschriebene Geleitstraße führte dann von Mellrichstadt über Eussenhausen und Henneberg nach Meiningen.
- Ein weiterer Zweig, die sogenannte „*Weinstraße*“, führte über Mühlfeld, Schwickershausen und Ritschenhausen nach Obermaßfeld. Sie ist eine Hochstraße und ist sicher die ältere Verbindung. Ihre Sperrung ab den Jahren 1588/1589 belegt die Bedeutung der als Ersatz vorgeschriebenen Verbindung über Bibra nach Ober- und Untermaßfeld im Werratal, von wo es über Rohr, Schwarza und Mehliß über den Thüringer Wald in das Erfurter Becken ging. Diese Streckenführung ist auch aus der Jung'schen Straßenkarte ersichtlich.
- Ein weiterer Abzweig, die sogenannte „*Hohe Straße*“, über Schmalkalden zum Thüringer Wald ging von Mellrichstadt aus, überschritt bei Walldorf die Werra und setzte sich über Schmalkalden und den Thüringer Wald in Richtung Gotha fort.¹⁸⁾

9. Die Straße von Schweinfurt über Königshofen zum Thüringer Wald

Die zeitweise sicher „größte Konkurrenz“ der Straße von Würzburg nach Sachsen ist die bei Werneck nach Schweinfurt abzweigende und über Stadtlauringen nach Königshofen führende Straße, die sich in ihrem weiteren Verlauf nach Römhild mit der *Nürnberger Straße* vereinigte, ab dem Werratal jedoch den Weg über Schleusingen und den Thüringer Wald nach Erfurt nahm. Ihr Verlauf ist mit den Stationen Schweinfurt, Lauringen, Königshofen und Meiningen in der Jung'schen Straßenkarte von 1641 enthalten.

Im Jahre 1631 waren auf ihr die Truppen von König Gustav Adolf unterwegs. Sie zogen von Erfurt über Arnstadt, Schleusingen, Königshofen nach Schweinfurt und Würzburg. Ihre Funktion auch als Heerstraße war sicher ein Grund dafür, daß Königshofen unter Fürstbischof Julius Echter als Festung ausgebaut wurde. Offenbar verlief in „normalen Friedenszeiten“ auch ein Großteil des Handelsverkehrs zwischen Mainfranken und Thüringen über diese Straße. Zwischen Sulzfeld und Bad Königshofen-Merkershausen wird ein Abschnitt dieser alten Straße heute noch „*Geleitstraße*“ genannt.

Die Straße von Würzburg nach Hammelburg und Fulda

In Würzburg begann die in der Jung'schen Straßenkarte von 1641 eingezeichnete Straße, die über Arnstein, Hammelburg und Brückennau nach Fulda führte. Dort mündete sie in die *Frankfurt-Leipziger Handelsstraße* ein und zog – nach Georg Landau – über Hülfeld und Hersfeld nach Kassel. Sie nahm also den Verkehr von Würzburg nach Norddeutschland auf. Dies bestätigt auch die Frankenkarte des „*Atlas Itinerarium orbis Christiani*“ von Michael von Eitzing aus dem Jahre 1580, an deren oberem Rand für diese Straße als Ziel „*Lübeck*“ angegeben ist.

Die Würzburger Geleitsakten enthalten die umfangreiche Dokumentation eines Streites zu Anfang des 16. Jahrhunderts zwischen dem Hochstift Würzburg und dem Reichskloster Fulda:¹⁹⁾ „*Wegen des Streites über die*

beiderseitigen Geleitsgrenzen in diesem Gebiet verweigerte das Würzburger Hochstift die Annahme des Geleits für die Fuldischen Kaufleute an den Übergabestellen an der ‚Hanbuche‘ bei Weyersfelden/Obereschbach und der nur 6 km entfernten bei der (heutigen) Wüstung Hundsfeld/Bonnland. Da insbesondere von Seiten Fuldas Interesse bestand, den Verkehr aufrecht zu erhalten, schlug Fulda 1519 vor, das Geleit künftig von Fulda über Gersfeld, Bischofsheim, Neustadt und Münnerstadt nach Würzburg zu führen.“¹⁹ Insgesamt dauerten der Streit und die mit ihm verbundene Sperrung der Straße wohl ein halbes Jahrhundert, was auf keine allzu große Verkehrsbedeutung der Trasse schließen läßt.

10. Die Straße von Neustadt durch das Feldatal zum Werratal

Mit den nachfolgend aufgeführten Verbindungen komme ich bereits zu den weniger bedeutenden Straßen in der Rhön. Diese Straße führte über die nördliche Hohe Rhön und überwindet dabei Höhen bis zu 800 m. Dies ist sicher in Anbetracht der Höhenunterschiede, die im Thüringer Wald überwunden werden mußten, nichts Besonderes. Doch im Thüringer Wald, wo ein vergleichsweise reger Handelsverkehr vorherrschte, der auch das Gewerbe des Vorspanns hervorbrachte, wurden die Wege wohl befahrbar gehalten. Aus dem Gebiet der Hohen Rhön, die durchaus noch von weiteren Verkehrswegen überquert wurde, ist weder darüber, noch über ein Vorspanngewerbe etwas bekannt.

Durch eine würzburgisch-sächsische Vereinbarung aus dem Jahre 1599 wurde diese Verbindung zwischen Fladungen nach Kaltennordheim (und damit vom Tal der Fränkischen Saale zum Werratal) für den Fernverkehr gesperrt. Noch Ende des 17. Jahrhunderts war der Schlag durch die Landwehr Höhl beim Burgstall Melpers (etwa 4 km nördlich von Fladungen) durch eine eiserne Kette versperrt. Dies auch noch zu einer Zeit, als die heutige Bundesstraße 285 zwischen Reichenhausen und Melpers auf weimarischem Gebiet bereits gebaut war, sich jedoch noch nicht auf würzburgischem Gebiet fortsetzte.²⁰⁾

An dieser Verkehrsverbindung liegt auf dem Stellberg bei Melpers eine der wenigen uralten Burgruinen der Rhön, was sicher auf eine sehr frühe Bedeutung schließen läßt. Des weiteren ist sie Teil der ‚Hohen Straße‘, die aus dem Feldatal zumindest bis nach Ostheim v.d. Rhön führte. Diese Straße – vom Werratal bei Vacha nach Fladungen und weiter nach Neustadt – stellt eine Abkürzung gegenüber der Werratalstraße dar. Ihre Sperrung bedeutet deswegen, daß sich auf ihr ein Handelsverkehr entwickelt hatte, der von seiten Sachsen-Weimars vermutlich nicht gerne gesehen wurde. Über seinen Umfang bzw. seine Bedeutung ist allerdings nichts bekannt. Sicher ist aber, daß diese Straßensperrung sich nachhaltig ungünstig auf den Wirtschaftsraum Rhön auswirkte und das Werratal begünstigte.

11. Die Geleitstraße von Neustadt nach Hilders

Es gab noch eine weitere Straße, die die Hoehrhön bei der sogenannten Schweden-schanze am Salkenberg (oberhalb von Fladungen-Leubach) querte. Auf ihr fand das würzburgische Geleit von Neustadt in das Amt Auersberg (Hilders) statt, was aber höchst selten geschehen sein dürfte.²¹⁾

12. Die Straße von Gersfeld über Bischofsheim nach Neustadt

Wie oben schon erwähnt, schlug der Fuldaer Abt zur Lösung des Geleitstraßenstreites bei Hammelburg die Führung des Geleits über Gersfeld, Bischofsheim, Neustadt und Münnerstadt nach Würzburg vor. Nachzuweisen ist die von Gersfeld als ‚Hohe Straße‘ zum heutigen Schwedenwall führende Straße. Nutzungsrelikte in Form von tiefen Hohlwegen im Basalt sieht man ab dem Schwedenwall über die Gibietzenhöhe hinunter nach Bischofsheim. Diese Verbindung war über viele Jahrhunderte die einzige zwischen Bischofsheim und Gersfeld und wurde Anfang des 19. Jahrhunderts auf Gersfelder Seite als „gut konditionierte“ Straße ausgebaut.²²⁾

Doch über ihren weiteren Verlauf durch das Brendtal, insbesondere ab Schönau, ist wenig

bekannt. Der „Abriß“ des Salzforstes aus dem Jahre 1589, die sogenannte Salzforstkarte, zeigt keine klare Straßenführung durch das östliche Brendtal. Auch die die „Geografische Mappe des Fürstlichen Hochstifts Würzburg“ des Leutnants Carl von Fackenhofen aus dem Jahre 1791 zeigt noch keine durchgehende Straße durch das Brendtal. Vielmehr führt der Weg ab Schönau durch den Schweinsberger Forst nach Lebenhan und weiter nach Brend.

13. Altstraßenspuren am Osthang der Hochrhön und östlich davon

Wie oben kurz erwähnt, führen von allen Orten am Osthang der Rhön alte, sogenannte Rhönwege hinauf zur Langen Rhön. Sie dürften in erster Linie regionalen oder sogar nur lokalen Charakter haben. Doch befanden sich an oder in der Nähe von manchen dieser Rhönwege Befestigungsbauwerke (s.o.); einige führten auch durch die Würzburger Landwehr und waren an Schlägen zu kontrollieren.

Einige dieser Wege setzten sich auch weiter durch das Gebiet östlich der Hochrhön fort. Auch dieses wird von vielen Altstraßenspuren durchzogen. So befindet sich auf der Höhe östlich der Streu zwischen Brüchs und Ostheim die „Hohe Straße“, die mehrere Zweige in das Tal entsendet. Einige davon setzen sich über die Höhen des Heidelberggebietes (nicht zu verwechseln mit dem Heidelberg) und des Hundsrücks Richtung Bad Neustadt fort.

Auch das Gebiet zwischen dem Elstal und dem Brendtal wird von zahlreichen ausgeprägten Altstraßenspuren durchzogen, deren Fortsetzung mit Unterbrechungen manchmal über eine längere Strecke zu verfolgen ist. Sie beginnen in Oberelsbach und Urspringen, bei Weisbach und Sondernau, aber auch bei Wegfurt im Brendtal und ziehen in Richtung Bastheim bzw. zu den Orten Reyersbach, Braidbach, Rödles und Lebenhan. Nicht zuletzt führt eine alte Hochstraße etwa vom Neustädter Haus nach Osten und erreicht bei Hohenroth das Neustädter Becken. Auch sie entsendet mehrere Zweige in das Brendtal, die z.T. mit den Altstraßen im Gebiet zwischen Brend und Els in Verbindung standen.

Inwieweit diese Altstraßen mit denen über die Hochrhön in Verbindung stehen, muß noch geklärt werden. An der Erforschung bzw. Kartierung dieser Straßen arbeite ich seit 1999 und hoffe, die Arbeiten 2009 GPS-dokumentiert abschließen zu können.

In eigener Sache: Meine Altstraßenforschung und meine Veröffentlichungen erfolgen meist mit dem Ziel, den Interessierten das Thema so anzubieten, daß sie die alten Straßen nachvollziehen und in ihrer Freizeit die noch vorhandenen Spuren im Gelände entdecken können. In diesem Sinne ist auch mein Buch „Unterwegs auf den Straßen unserer Urahren“ angelegt, das 2002 erschien (ISBN 3-936622-10-8). Aufsätze zum Thema „Alte Straßen heute erleben“ finden Sie auch auf meiner Website www.rhoen-active.de; sollte sich ein Verlag finden, wird es eine Fortsetzung meines Buches ausschließlich mit dem Erleben der alten Verkehrswege zwischen Main und Thüringer Wald zu Fuß, mit dem Fahrrad und mit den Kanu geben. Meine Beschäftigung mit den Verkehrswegen zwischen dem Main und dem Thüringer Wald wurde vor einem Jahr durch eine Initiative bestärkt, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, den Rompilgerweg des Abtes Albert von Stade und des Isländischen Hauksbók zu einem Europäischen Kulturweg zu machen. Sie hat sich mittlerweile durch die Beteiligung von Leuten aus den Rastorten, die in den Itinerearen genannt sind, konsolidiert und wird ihre Arbeit als Verein vermutlich im Februar 2009 aufnehmen.

Anmerkungen:

- 1) Gall, Werner: Hohlwegforschung in Südthüringen, in: Urgeschichte und Heimatforschung, Bd. 24. Weimar 1987, S. 5ff.
- 2) Siehe Ausgrabungen und Veröffentlichungen der „Archäologischen Arbeitsgruppe Rhön-Grabfeld“.
- 3) Hahn, Heinrich: Das Wededreieck von Fulda, in: Buchenblätter. Beilage der Fuldaer Zeitung für Heimatfreunde, Nr. 6, 1987, S. 21.
- 4) Heinke, Jochen: Der alte Weg aus der Wedereiba in den Graffeldgau, in: Fuldaer Geschichtsblätter 1998, S. 37ff.

- 5) Martin, Thomas: Klosterleben und Reichspolitik. Die Anfänge des Klosters Fulda 744–842. 1989.
- 6) Eigene Nachzeichnung mit Ergänzungen auf der Basis der Karte von Hermann Krüger in: Ders.: Das Stader Itinerar des Abtes Albert aus der Zeit um 1250, in: Stader Jahrbücher 1956 u. 1957.
- 7) Schäfer, Hans-Peter: Die Entwicklung des Straßennetzes im Raum Schweinfurt bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (Hrsg. v. Historischen Verein Schweinfurt e.V. u. d. Freunden Mainfränkischer Kunst u. Geschichte e.V. Würzburg). Würzburg 1976 (Kartenbeilage Straßen im östlichen Mainfranken um 1600).
- 8) Benkert, Ludwig: Bad Neustadt. Die Stadtchronik. Bad Neustadt 1985, S. 12.
- 9) Heinke, Jochen: Kartierung der alten Rhönwege im Bereich der Langen Rhön (Ms. unveröffentlicht).
- 10) Landau, Georg: Beiträge zur Geschichte der alten Handels- und Heerstraßen, in: Hessische Forschungen zur geschichtlichen Landes- und Volkskunde. Heft 1. ND Kassel 1958.
- 11) Hist. Atlas Bayern. Gemünden, Karlstadt, Marktheidenfeld, S. 18f.
- 12) Krüger, Herbert: Das älteste deutsche Routenhandbuch. Jörg Gails „Raissbüchlin“. Graz 1974, S. 94, Tab. 29.
- 13) Ebd.
- 14) Jochen Heinke, 10/2008.
- 15) Krüger, Raissbüchlin (wie Anm. 14), Kartenbeilage.
- 16) Dabei zweigte sie natürlich auch vom Postkurs Nürnberg, Würzburg, Frankfurt ab.
- 17) Näheres unter Ziff. 5.1.
- 18) Ender, Armin: Alte Straßen- und Wegeführungen im Raum Meiningen, in: Urgeschichte und Heimatforschung. Bd. 24. Weimar 1987, S. 52ff.
- 19) Schäfer, Straßennetz (wie Anm. 9).
- 20) Von Ostheim, Thon: Die Rhönberge, in: Fabri's Neues geographisches Magazin. Bd. 1. 1785/86 (erhalten von Werner Zeise, Ostheim).
- 21) Schäfer, Straßennetz (wie Anm. 9).
- 22) Heinke, Jochen: „Beinahe eine Geleitstraße“, nachzulesen unter: www.rhoen-active.de.

Die Gründung des Historischen Vereins Schweinfurt vor 100 Jahren

Zum 100. Geburtstag der nicht unbedeutendsten Institution von Stadt und Landkreis Schweinfurt¹⁾

von

Ernst Petersen

Der Historische Verein – eine Institution

Eine Petitesse: Am vergangenen Wochenende rief mich eine auswärts lebende Frau an, die mir erzählte, daß sie beim Aufräumen eines Nachlasses einer Sängerin auf ein Rückertheft gestoßen sei, in dem ein handschriftliches Gedicht Dr. Gademanns – einem der Gründungsväter des Historischen Vereins Schweinfurt – zusammen mit einer Widmung für besagte Künstlerin enthalten sei. Das Heft stamme aus dem Jahr 1938, weswegen sie unsicher sei, ob wir überhaupt daran interessiert wären. Sie wollte das Heft nicht wegwerfen, aber sie fürchtete wohl, daß wir ihr Ansinnen zurückweisen könnten. Immerhin hatte sie sich die Mühe gemacht, meine Telefonnummer zu ermitteln, nur damit ein Zeugnis der Geschichte nicht verlorengehe. –

Merkwürdig jung ist unser Historischer Verein Schweinfurt! 100 Jahre – das ist gerade auch für einen Verein, der sich der Geschichte seiner Stadt und der Herkunft seiner Bürger zuwendet, kein Alter. Außerdem haben wir in unseren Reihen eine Dame, die im besagten Jahr 1909 – genauso wie der Historische Verein – das Licht der Welt erblickte. Gott gebe es, daß sie auch ihren 100. Geburtstag feiern kann. Freilich wird sie sich kaum an die Gründung des Vereins erinnern können.

Dennoch erscheint uns das Jahr 1909 fast schon im Dunkel der Geschichte. Zuviel ist in den vergangenen 100 Jahren über Schweinfurt aufgezaubert, als daß uns diese Zeit noch unmittelbar greifbar und verständlich wäre. Selbst der Geschichtskundige unter uns wird Schwierigkeiten haben, sich in die Gefühlslage und das Selbstverständnis der damaligen

Generation hineinzudenken. Das ausgehende Kaiserreich mit seinem stürmischen Fortschritt in Technik und Gewerbe kennzeichnete den Beginn des 20. Jahrhunderts. Auch Schweinfurt wuchs zu einer Industriestadt heran. Zuzüge waren an der Tagesordnung. Der Magistrat war gefordert: Nicht nur Wohnungen wurden benötigt, auch öffentliche Einrichtungen wie Schulen, Krankenhaus, Wasserwerk, Justizgebäude, Post, Bahn usw.

Der Bürger wollte versorgt sein und sein Leben genießen können, auch in kleinen und großen Vereinen. 165 Vereine zählte unser verstorbener Ehrenmitglied Paul Ultsch, vielleicht waren es sogar noch einige mehr. Nun war es aber gewiß nicht so, daß die 1909 gegründeten Vereine wie der „Briefmarkensammlerverein“, oder der „Losverein guter Hoffnung“ – Geld kann man immer gebrauchen – oder der „Fußballclub Union“ oder der „Konzertverein“ eine Konkurrenz für den Historischen Verein gewesen wären und man sich um Mitglieder gestritten hätte. Auch der Kynologische Club sowie der CVJM (Christlicher Verein junger Männer) hatten ein anderes Publikum im Auge als das der eher in der 2. Lebenshälfte stehenden Honoratioren. Zuletzt wäre es eine enorme Überraschung gewesen, wenn die Mitglieder der im Jahr 1909 aufgelösten Vereine wie die der Raucherclubs „Gemütlichkeit“ und „Frohsinn“ oder die der „Humoria“ oder des „Sport- und Gemütlichkeitsclubs“ in Scharen zum Historischen Verein übergewechselt wären.

Der Historische Verein hatte eine andere Zielrichtung und ein anderes Selbstverständnis. Er wollte Institution sein. Nicht das individuelle Interesse der Mitglieder und ihre Unterhaltung standen im Mittelpunkt, son-

1) Vortrag anlässlich der Mitgliederversammlung des HV am 10. Februar 2009.

dem der Dienst an der Gemeinschaft, der durch eine Institution abgesichert ist.

Die Wurzeln – Historische Vereine und Vereinigungen in Schweinfurt im 19. Jahrhundert

Auch wenn die Geschichtsschreibung und die Pflege der Historie eine der ältesten Wissenschaften der abendländischen Kultur ist, braucht es immer wieder Anregungen, sie auf's Neue zu institutionalisieren. Im Königreich Bayern ist es der romantisch beseelte und historisch sehr interessierte König Ludwig I., der sich nicht nur auf die Antike stürzt und sie in München imitiert, sondern auch das historische Erbe der einzelnen Gebiete Bayerns sichern und bewahren möchte. Das vom damaligen Innenminister und späteren Regensburger Regierungspräsidenten Eduard von Schenk entworfene Kabinettsreskript aus der Villa Colombella bei Perugia vom 29. Mai 1827 wird oft als die Geburtsurkunde der ‚ehrenamtlichen‘ Denkmalpflege in Bayern und der Historischen Vereine bezeichnet.

Die einzelnen Regierungsbezirke gründeten im Gefolge Historische Vereine; hier in Unterfranken entsteht 1831 der „Historische Verein für den Untermainkreis“, der dann in „Historischer Verein für Unterfranken und Aschaffenburg“ umbenannt wurde. In unseren Tagen trägt diese Vereinigung den Namen „Gesellschaft der Freunde für mainfränkische Kunst und Geschichte“. Viele Stadtgemeinden, aber auch Privatpersonen wurden Mitglied in diesem überregionalen Geschichtsverein.

In Schweinfurt gründete man 1854 ein Bezirkskomitee vor Ort. Mitglieder waren damals unter anderen W. Sattler sen., die Geistlichen beider Konfessionen (die Chronik H. H. Becks, 1836, ist allen Geschichtskundigen vor Ort bekannt), Bürgermeister Schultes, Friedrich Gademann, Pfr. Emmert aus Zell und nicht zuletzt Dr. Friedrich Stein, der Herausgeber der bedeutenden Quellensammlung zur Schweinfurter Geschichte („*Monumenta Suinfurtensia historica*“, 1874). Vorträge standen im Mittelpunkt des Interesses jenes Komitees, das jedoch etwas kurzatmig war und keinen langen Bestand hatte.

Acht Jahre später, 1862, wurde der Naturwissenschaftliche Verein Schweinfurt aus der Taufe gehoben, der durchaus auch historischen Themen aufgeschlossen gegenüberstand. Der „Bürgerverein“, ein auch politisch ausgerichteter liberaler Wahlverein, lud ebenfalls zu historischen Vorträgen ein. Ich erwähne dies, weil ein Teil der Bibliothek des Bürgervereins später auf unseren Historischen Verein überging.

Ein weiterer Verein, der merkwürdigerweise im Zusammenhang mit der Darstellung der Schweinfurter Geschichtsvereine gern übersehen wird, ist der 1898 gegründete „Verein für jüdische Geschichte und Literatur“. Er formulierte als Vereinszwecke die Veranstaltung von Vorträgen und Diskussionsabenden sowie die Anschaffung zweckdienlicher Werke. Der Vorstand bestand aus Rechtsanwalt Hommel, Bezirksrabbiner Dr. Salomon Stein und Bankier Lehmann. Steins Vorträge liegen zum Teil gedruckt vor (z.B. *Geschichte der Juden in Schweinfurt*, 1896).

Nicht der unwichtigste Wegbereiter des Historischen Vereins Schweinfurt war das von Gottfried Helferich redaktionell geführte und seit 1903 herausgegebene „Archiv für Stadt und Bezirksamt Schweinfurt“, eine Beilage zum „Schweinfurter Tagblatt“. Darin wurden Aufsätze verschiedenster Autoren dem Publikum zur Kenntnis gebracht, das offenbar ein großes Gefallen daran fand. Ich nenne nur einige Aufsatzthemen: Zur Geschichte von Pfersdorf, Herkunft des Namens Limpach, Schweinfurt im Bauernkrieg, Oberndorf, Regesten der auf die Reichsstadt Schweinfurt bezüglichen Urkunden des römischen Königs Ruprecht, Paul Rosas historische Schriften, das Steinau'sche Grabdenkmal in der St. Johanniskirche. Unter den Autoren befinden sich nicht wenige Namen von Autoren, die sich später beim Historischen Verein engagierten.

Die Gründung des Historischen Vereins

Wie so oft sind Menschen mit Tatkraft und Idealismus notwendig, um einem in der Luft liegenden Bedürfnis Form und Inhalt zu geben. Der mit dem Historischen Verein

Schweinfurt von Anfang an untrennbar verbundene Name lautete Max Ludwig.



Abb. 1: Dr. Max Ludwig.

Der Schweinfurter Max Ludwig wurde 1881 als Kaufmannssohn in der Kesslergasse geboren, legte 1900 sein Abitur am hiesigen Gymnasium ab und studierte anschließend in Würzburg und München Germanistik und Alte Sprachen. Nach dem Studium 1907 fand er seine erste Anstellung als Vorstand der privaten Lateinschule in Thurnau. 1913, also schon einige Jahre nach der Gründung des Historischen Vereins finden wir ihn als staatlichen Gymnasiallehrer in Memmingen. Nach einer weiteren Studienzeit, also in der Umbruchzeit nach dem 1. Weltkrieg, wirkte er ab 1921 in Kitzingen, Dinkelsbühl und Schweinfurt an den jeweiligen Gymnasien. Daß er lieber auf den Pfaden der Geschichte wandeln mochte als in der Schule, beweist die Tatsache, daß ihn die Stadt Schweinfurt mit der Neuordnung und der Erstellung von Repertorien des Stadtarchivs beauftragte. Daneben promovierte er an der Universität Würzburg über das Thema „Über den Vokalismus der

Schweinfurter Kanzleisprache von 1330 bis 1600“ zum Dr. phil. Ludwig blieb aber nur bis 1930 in Schweinfurt, dann wechselte er in den Ruhestand nach Windsbach, wo er 1944 starb. Sein Grab fand er allerdings wieder in Schweinfurt, der Historische Verein pflegt es bis heute als Ehrengrab.

„Lg“ abgekürzt unterzeichnete Ludwig seine Artikel gewöhnlich im „Archiv“ des Tagblatts und in anderen Publikationen. 1907, unmittelbar nach dem Studium erschien sein erster. Ihn focht es nicht an, daß er die meiste Zeit seines Wirkens für den Historischen Verein gar nicht in Schweinfurt lebte und arbeitete. Er reiste viel und oft, die Post war wichtigstes Kommunikationsmittel mit seinen Freunden vor Ort.

Gewiß kannte Ludwig die positive Grundstimmung in Schweinfurt für die Gründung eines Historischen Vereins, als er über einen Zeitungsartikel einen ersten Anlauf unternahm. Am 19. Januar 1909 erschien im Tagblatt unter dem redaktionellen Hinweis „inges[andt].“ eine „Anregung zur Gründung eines Vereins für Geschichte und Kunst.“ Gleich einleitend grenzte er sich von einer ‚Vereinsmeierei‘ ab, um anschließend die Bedürfnislage zu beschreiben. Die erwähnten Vorläufer des Historischen Vereins wurden von ihm ausdrücklich genannt.

„... Es ist auffallend, daß es im hiesigen gesellschaftlichen Leben noch keine Instanz gibt, die sich ‚ex officio‘ mit Geschichte befaßt. Mit der Gründung eines historischen Vereines wäre auch seit langem zum ersten Mal wieder ein wissenschaftlich ernstes Ziel gesteckt, das die Ziele anderer nur dem Tag dienenden Vereine, leicht in den Schatten stellen könnte. Als ein Bruderverein wäre auf jeden Fall von dem kommenden historischen der naturwissenschaftliche Verein zu betrachten. Daß die angeregte Gründung einmal sicher kommen wird, ist klar ...“ Manchem mag es unpopulär klingen, aber Ludwig verschwiegen nicht, daß mit dem Historischen Verein „zum ersten Mal wieder ein wissenschaftlich ernstes Ziel gesteckt“ sein würde. Selbstbewußt, wie es nur ein Visionär formulieren kann, behauptete er: „Daß die ange-

regte Gründung einmal sicher kommen wird, ist klar.“

Ludwig schwebte ein Geschichts- und Kunstverein vor. Beides trennte er nicht, so wie sich auch andere Historische Vereine als Geschichts- und Kunstvereine verstanden haben. Als Vereinsnamen schlug er vor: „Verein für Geschichte und Kunst“ oder „Geschichts- und Kunstverein“ oder „Verein der Geschichts- und Kunstfreunde“. Alles Namen, die an anderen Orten einmal umgesetzt wurden.

Damit würde der Verein in zwei Sektionen tätig werden. In der umfangreicheren historischen Sektion wären die Aufgaben folgende:

1. Die Publikation einer Vereinszeitschrift, die aber nicht in einer Neugründung vorzunehmen wäre, sondern in einer Erweiterung und Ausbaus des „Archivs“, das also – modern gesprochen – wissenschaftlich aufgewertet werden müßte,
2. Der Aufbau einer Bibliothek,
3. Die Verbesserung des Zugangs zu Stadtarchiv und -bibliothek und deren Nutzung,
4. Die Förderung der wissenschaftlichen Kommunikation mit andern Archiven,
5. Die Förderung der Familiengeschichtsforschung,
6. Die Etablierung eines Vortragswesen,
7. Der Aufbau einer Vereinssammlung in Kooperationen mit den Städtischen Sammlungen,
8. Die Unterstützung der städtischen Behörden und Bürger in der Denkmal- und Bautenpflege (Wappen, Türbögen, Fassaden, Decken, Stadtmauern, alter Friedhof).

In der künstlerischen Sektion wäre folgende Arbeit zu leisten:

1. Die Anlage einer Gemäldesammlung,
2. Die Durchführung von Kunstausstellungen,
3. Die Beratung von Behörden und Bürgern in der Kunstpflege,
4. Vorträge.

Ludwig hatte also nicht nur vage Ideen, sondern ein ausgearbeitetes Konzept im Kopf, das

er umsetzen wollte. Eine positive Reaktion auf diese Anregung finden wir in seinem Nachlaß, der im Stadtarchiv liegt. Regierungsrat Dr. Ludwig Limpach aus Berlin schrieb an Ludwig: „Mit großem Interesse habe ich die im Schweinfurter Tagblatt erschienene Anregung zur Gründung eines Historischen Vereins gelesen. Falls die Anregung, woran ich nicht zweifle, auf fruchtbaren Boden fällt, werde ich dem Verein gern als auswärtiges Mitglied beitreten.“ Er bot darüber hinaus an, dem Verein über seine Person die äußerst reichhaltige königliche Bibliothek in Berlin zugänglich zu machen.

Dennoch war es notwendig, daß Ludwig, diesmal mit Unterstützung des Redakteurs Gottfried Helferich, acht Wochen später einen neuen Anlauf nahm. Wiederum im Tagblatt erschien unter der Überschrift „Sprechsaal. Historischer Verein. Eingesandt.“ am 10. März ein weiterer Artikel: „In dieser Zeitung wurde vor einiger Zeit die Gründung eines hist. Vereins in der Stadt Schweinfurt ange-regt. Soweit es sich aus der Lektüre des Schweinfurter Tagblatt erkennen läßt, scheint nun diese Anregung keine allzu günstige Aufnahme gefunden zu haben. Jedenfalls wäre es im höchsten Maße zu bedauern, wenn die Sache wieder einmal ausginge, wie das Hornberger Schießen. Sollten wirklich die Nachkommen der alten Reichsstädter alles Interesse an der an interessanten geschichtlichen Momenten nicht gerade armen Vergangenheit ihrer Vaterstadt verloren haben? Es wäre wirklich an der Zeit, daß die besonders in Schweinfurt recht stark in die Erscheinung tretende Jagd nach materiellen Genüssen nicht als der einzige Lebenszweck angesehen, sondern daß auch idealen Bestrebungen ein etwas größerer Spielraum gewährt würde. ...“

Etwas merkwürdig klingt die Einlassung der Redaktion, die in einem gewissen Widerspruch zum Text Ludwigs steht: „Wie bestimmt versichert werden kann, wird der Verein in Bälde ins Leben treten. Das Programm für seine Tätigkeit liegt bereits ... vor. Sondierungen in historisch interessierten Kreisen haben gezeigt, daß die Teilnahme eine lebhaftere sein wird.“ Bei Letzterem war sicher der Wunsch der Vater des Gedankens,

Betreff:
Gründung eines
historischen
Vereins.

(2)
Schweinfurt, den 7. II. 99.

Euer Hochwohlgeboren

gestattet sich der Unterzeichnete, bezugnehmend
auf seine Anregung im Tagblatt vom 14. Januar
ds., die Anfrage vorzulegen, ob Sie der Gründung
eines historischen Vereins in hiesiger Stadt
sympathisch gegenüberstehen. Mit dem histo-
rischen soll zugleich ein Kunstverein verbun-
den werden. Ein noch zu wählendes Komite'
von hierfür kompetenten Persönlichkeiten wird
nach Ostern die Gründung unternehmen.

Vorliegende Anfrage hat den Zweck
einstweilen die bestehende Stimmung
in dieser Sache zu erforschen.

Sie werden gebeten Ihr ev. Interesse
durch Unterschrift zu bezeugen. Eine Ver-
pflichtung zum Beitritt übernehmen
Sie hierdurch nicht.

Mit vorzügl. Hochachtung

Max Ludwig,

Mitarbeiter des Archivs,
Verfasser lokalgeschichtlicher
Aufsätze.

Abb. 2: Zirkular Max Ludwigs an die Honoratioren Schweinfurts.

auch wenn Helferich für sich seine Mitarbeit seit längerem beschlossen haben mochte. Einen dritten Anlauf unternahm Ludwig vier Wochen später nicht über die Zeitung, sondern über die persönliche Schiene, indem er Briefe an die Schweinfurter Honoratioren und Ämter schrieb und für seine Sache warb. Das Zirkular ist erhalten.

Interessant und von großer Tragweite war die Bemerkung des Bürgermeisters Söldner: „Bin nicht für Kunstverein!“ Er scheint sich dann auch in der Sache durchgesetzt zu haben.

Eine Woche später war es dann soweit. Im Schweinfurter Tagblatt erschien eine Annonce unter der Rubrik „Vereinsanzeigen“:

„Historischer Verein.

Morgen Donnerstag abends 8! Uhr im Brauhaus Schweinfurt (Bräustübl)

Vorbesprechung betreffs Vereinsgründung. Alle Freunde der Lokalgeschichte sind hierzu höflichst eingeladen. M. Ludwig.“

Später sollte Max Ludwig bereits diese Versammlung Vereinsgründung nennen. Anwesend waren die Herren Ludwig, Rosa, Helferich, König, Rösel, Weinrich, Dr. Riedner und Dr. Gademann, also acht Männer (Ludwig schrieb 1941 an Dr. Gademann von sieben Männern), die alle zur Schweinfurter Führungsschicht gehörten. Ein Zeitungsartikel am nächsten Tag (Schweinfurter Tagblatt vom 16. April 1909) berichtete darüber:

„Historischer Verein. Die gestern Abend im Bräustübl abgehaltene Besprechung hatte den Erfolg, daß die Gründung eines historischen Vereins für Schweinfurt und Umgebung beschlossen wurde und die Erschienenen sich als Mitglieder einzeichneten. Die Vorstandschaft zu übernehmen, erklärte sich Herr k. Rentamtman Könige bereit. Weitere Beschlußfassung wird einer in nächster Zeit einzuberufenden Versammlung vorbehalten.“

Diese Versammlung zur eigentlichen Vereinsgründung fand schließlich am 24. Mai 1909 statt, diesmal im Brauhaussaal. 300 Einladungskarten wurden verschickt. Wie viele Interessierte tatsächlich kamen, wissen wir nicht. Es werden aber kaum sehr viel mehr als

die 22 Personen gewesen sein, die damals auch ihren Beitritt erklärten. Zu diesen 22 Gründungsmitgliedern kamen vier schriftliche Beitritte. Gymnasiallehrer Beyschlag aus Augsburg und Dr. Limpach aus Berlin sowie Dr. Gademann, der verhindert war, und Max Ludwig, der wohl dienstlichen Verpflichtungen an seiner Schule den Vorrang geben mußte. So sollte es noch oft sein: Der Initiator begleitete den Verein von außen.

Der 1. Vorstand des Historischen Vereins setzte sich aus dem Rentamtman Julius König als Vorsitzendem sowie Richard Rösel als Bibliothekar und Archivar zusammen. Nicht eindeutig erkennbar ist, wie die Besetzung des Schriftführers und des Kassiers erfolgte.



Abb. 3: Der 1. Vorsitzende Julius König.

Es ist schon Paul Ultsch („Geschichte des Historischen Vereins“) aufgefallen, daß die Zeitungsberichte des Tagblattes und des Schweinfurter Anzeigers, Unterfränkische Zeitung, verschiedene Versionen über die Besetzung der Vorstandsposten bieten. Beide nennen Dr. Gademann als Schriftführer, der aber offenbar seine in Abwesenheit erfolgte Wahl nicht annahm. Als Schatzmeister nannte das Tagblatt Kaufmann Fischer, während die Unterfränkische Zeitung konstatierte, daß der

1. Vorsitzende König interimistisch dieses Amt zusätzlich übernehme. Letztere Version scheint korrekt zu sein. Denn das „Archiv“ berichtete, daß die beiden „noch unbesetzten“ Vorstandspositionen am 1. Dezember vergeben wurden: Hans Weinrich wurde Schriftführer und Carl Rosa Schatzmeister. Als Unterstützung für den Vorstand wurde ein Ausschuß von neun Mitgliedern gewählt. Als Vereinsbeitrag waren bescheidene 2.-- Mark zu entrichten. Bis heute (EUR 21.--) ist der Beitrag wohl für alle Interessierten bezahlbar geblieben.

Der Magistrat der Stadt Schweinfurt nahm am 6. Juli 1909 die Vereinsgründung unter dem Namen „Historischer Verein für Schweinfurt und Umgebung“ zur Kenntnis. Offenbar tat sich nach der Gründung des Vereins zunächst nicht sehr viel. Die Zahl der Mitglieder wollte nicht recht anwachsen. Dr. Limpach schrieb am 1. Dezember des Gründungsjahres im Tagblatt einen längeren Artikel unter der Überschrift „Einiges über Zweck und Ziel des in Schweinfurt gegründeten historischen Vereins“. Damit wollte er wohl für den am gleichen Abend stattfindenden Vereinsabend werben.

„... Man sollte meinen, daß das Unternehmen bei den Bewohnern Schweinfurts und ganz besonders bei den Nachkommen der alten Reichstädter die lebhafteste Unterstützung finden würde. Statt dessen haben sich bis jetzt – sage und schreibe – ganze 30 Personen bereit gefunden, diesem Verein beizutreten. Das ist ein geradezu beschämendes Resultat ... Manches sähe in unserer Vaterstadt heute vielleicht etwas anders aus, wenn dort schon erheblich früher der Sinn für die reiche geschichtliche Vergangenheit der früheren Reichsstadt geweckt worden wäre. Manches Stadttor ist, wie wir heute sehen, unnötig geopfert worden, manches altertümliche Bauwerk wurde modernisiert und seines heimischen künstlerischen Charakters entkleidet ... Zeigt doch wieder ein Vorkommnis aus allerneuester Zeit, welche Indolenz dort [Schweinfurter Bevölkerung] zu überwinden ist. Ich habe das überaus klägliche Resultat im Auge, das der Aufruf wegen des Ankaufes der Dr. Hoefel'schen Schaumünze bis jetzt zeitig hat ...“

Die letztgenannte Aktion konnte nicht verwirklicht werden. Weder der Stadtrat noch eine Bürgerinitiative brachten die nötige Summe für den Ankauf dieser für die Stadtgeschichte wichtigen Goldmünze zustande. Das Ergebnis der Mitgliederwerbung war wohl ‚leicht‘ positiv, denn im „Archiv“ (Archiv für Stadt und Bezirksamt Schweinfurt. Beilage zum Schweinfurter Tagblatt, Nr. 12, Dezember 1909, S. 144) können wir einen Bericht über diesen Abend lesen: *„Die Sitzung ... war von den Vereinsmitgliedern zahlreich besucht. Mehrere Herren, die sich zunächst als Gäste eingefunden hatten, erklärten ihren Beitritt zum Verein ... Aus der Mitte der Versammlung wurde dem Befremden Ausdruck gegeben, daß trotz des geringen Jahresbeitrages dem Verein noch eine große Menge hiesiger Bürger ferne steht, von denen man Interesse für die vom historischen Vereine gesteckten Ziele annehmen dürfe. Auch wurde auf eine Anfrage ausdrücklich erklärt, daß auch Damen dem Vereine beitreten können und selbstverständlich durch ihren Beitritt Zutritt zu sämtlichen Veranstaltungen des Vereines erlangen.“*

In dieser Sitzung wurden die beiden bisher noch unbesetzten Posten des Vorstands vergeben. Wie gesagt, wurden der Gymnasiallehrer Hans Weinrich als Sekretär und der Kaufmann Karl Rosa als Schatzmeister gewählt. Die Zahl der Mitglieder betrug beim ersten Vereinsabend 1910 36, es war also eine leichte Steigerung zu verzeichnen. Dem Vereinszweck entsprechend stifteten Mitglieder Bücher, Photos (Bezirksbaumeister Stelter), Zeitschriften, Archivalien und Prähistorische Ausgrabungsgegenstände. Vorträge und Diskussionen fanden rege statt.

Studienfahrten und Vorträge

Schon im Jahr 1910 fand die erste Studienfahrt und Exkursion statt. Immerhin 28 Damen und Herren machten sich nach Gochsheim und Weyer auf. In der Zeitung erschienen ausführliche Berichte darüber. Zwei weitere Studienfahrten sollten im selben Jahr folgen: nochmals Gochsheim und Ebrach.

Im Herbst begannen dann die Vorträge. Max Ludwig referierte über prähistorische

Funde in Unterfranken, Julius König über Familienforschung. Ludwig stellte Dias aus der Sammlung Rosa über Alt-Schweinfurt vor, dazu Blickle einen zweiten Teil über Alt-Schweinfurt und der Vorsitzende König führte in die Münzkunde ein. Die Lokale wechselten: Bräustübl, Brauerei Roth, Hotel Zum Raben ... Mit diesem Programm etablierte sich der Historische Verein Schweinfurt und konnte bis zum Ausbruch des Weltkriegs ein ambitioniertes Vereinsleben vorweisen.

Der Zusammenschluß mit dem Frankenbund 1935

Etwas über das Thema meines heutigen Kurzvortrages hinaus geht der Zusammenschluß mit dem Frankenbund, den ich dennoch kurz umreißen will. Peter Schneider gründete 1920 den Frankenbund „zur Kenntnis und Pflege des fränkischen Landes und Volkes“, eine Vereinigung, die sich also eher mit dem Volkstum beschäftigte. Nach einem Vortrag Schneiders beim Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband, einem Verbandes der schon im 19. Jahrhundert argwöhnisch vom Magistrat beäugt und als nicht zuverlässiger Partner für Gewerbeschulunterricht angesehen worden war, bildete sich 1923 auch in Schweinfurt eine Frankenbundgruppe, die Dr. Theodor Vogel führte.

Im Protokollbuch des Historischen Vereins über die Sitzung vom 27. Januar 1925 ist vermerkt: „Auffallend war es, daß der ‚Frankenbund‘ Ortsgruppe Schweinfurt gegründet wurde, ohne daß der Histor. Verein hinzugezogen wurde. Deshalb soll jedoch gegen den F.B. keine unfreundliche Stellung eingenommen werden.“ Die Frankenbundgruppe war zunächst fast so stark an Mitgliedern wie der Historische Verein, schrumpfte aber zusehends. 1925 versuchte Vogel daher eine Wiederbelebung, welche aber nicht so recht gelang. Auch nach einer Neugründung der Frankenbundgruppe 1928 ging es nur ein wenig besser voran. Dennoch war es sicher eine vernünftige Sache, daß 1935 eine Fusion auf Initiative der beiden Vorsitzenden des Hi-

storischen Vereins Lehr und Dr. Gademann sowie Dr. Schneiders auf seiten des Frankenbundes vollzogen wurde. Das neue Gebilde hieß sodann: „Historischer Verein Schweinfurt – Gruppe des Frankenbundes“.

Ein blühender Verein

Den Abschluß des Berichtes der Dezembersitzung von 1909 bildete der Segenswunsch: „Dem jungen Verein ein herzliches vivat, floreat, crescat!“ Der Verein möge also leben, blühen und wachsen!

Es gab immer genügend Frauen und Männer, die daran kräftig mitgewirkt haben. Ohne die Hilfe unzähliger Mitglieder wäre ein solches Blühen auch nicht möglich. Hier wurden nur einige Namen der allerersten Generation genannt; viele wären noch zu nennen. Auch die, die im Hintergrund arbeiten und von daher leicht übersehen werden. Der Verein lebt, viele der Aktivitäten finden heute wie vor 100 Jahren statt. Das Bräustübl des Brauhauses, allerdings jetzt am Klingensbrunn, wird noch heute einmal im Jahr zur Beiratssitzung aufgesucht, die zahlreichen Studienfahrten lassen uns immer wieder staunen, die Vorträge in fremdgewordene Lebenswelten eindringen. Der Verein blüht, die wunderschönen Publikationen geben davon einen kleinen Eindruck.

Der Verein wächst nach den 1950er Jahren stürmisch und in den 1970ern zu ungeahnten Höhen bis auf über 800 Mitglieder, auch wenn es heute nur noch 636 sind. Trotzdem soll kein Klagegedicht angestimmt werden, denn es kommt wie beim Menschen auf inneres Wachstum an. Also erhebt sich die Frage: Hat der Verein die Potenz, vor Ort wichtige und entscheidende Impulse für die Heimatliebe und für die wissenschaftliche Erforschung unserer Geschichte zu geben? Ich glaube, bis heute sind die Visionen und Hoffnungen eines Max Ludwig, die Hoffnungen der damaligen Gründungsväter nicht enttäuscht worden. Und so möge der 100 Jahre junge Historische Verein Schweinfurt e.V. auch in Zukunft leben, blühen und wachsen!

Die „Kugellagerstadt“ –

Ein Überblick über 100 Jahre Schweinfurter Industrie- und Stadtgeschichte

von

Thomas Horling

1890 war Schweinfurt eine königlich bayrische Stadt, die sich in kaum einer Hinsicht von anderen Provinzstädten unterschied. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts war ein kontinuierliches, im Vergleich aber höchstens durchschnittliches Bevölkerungswachstum zu verzeichnen gewesen. Die Einwohnerzahl stagnierte seit zehn Jahren bei ca. 12.500.¹⁾ Östlich der mittelalterlichen Stadtmauer hatten sich entlang des Marienbachs in der Nähe des Stadtbahnhofs einige Fabriken angesiedelt, die am Markt etabliert waren und ihre Produkte z.T. auch ins Ausland verkauften. Das Adreßbuch des Jahres 1886 verzeichnet u.a. drei Farb-, drei metallverarbeitende Fabriken und acht mechanische Werkstätten, vier Schuh-, drei Essig-, zwei Feuerrequisiten-, drei Herd-, eine Handschuh-, eine Schirm-, zwei Seifen-, eine Schrot-, eine Tabak-, eine Gelatine- und eine Nudelfabrik.²⁾ Diese Fabriken mit insgesamt einigen hundert Arbeitern standen für die aufkommende Moderne, doch die Viehmärkte und der Weinbau spielten nach wie vor eine bedeutende, das Alltagsleben weit hin prägende Rolle. Während an Rhein und Ruhr die Schlöte rauchten, sich Nürnberg und Augsburg bereits zu bedeutenden Industriestädten in Bayern entwickelten, hatte in Schweinfurt das von dem Kaufmann Wilhelm Sattler begründete Firmenimperium, in der ersten Jahrhunderthälfte eines der führenden Handelshäuser Bayerns, seinen Zenit bereits überschritten.

Gründerjahre: Friedrich Fischer und Wilhelm Höpflinger

In Schweinfurt hatte Philipp Moritz Fischer um 1860 ein Tretkurbelfahrrad konstruiert, dessen Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte des Fahrrades kontrovers diskutiert wird.³⁾ Man bemüht sich auf lokaler Ebene, die Erinnerung an diesen Erfinder aus der

Frühzeit des Fahrrades wach zu halten, doch hat Fischer selbst keine Serienfertigung betrieben, zu den Gründervätern der Schweinfurter Industrie wird man ihn daher kaum zählen dürfen. Dieser Ehrentitel steht zweifellos seinem Sohn Friedrich Fischer zu, der, in einem technikinteressierten Elternhaus aufgewachsen, ähnlich wie der Vater an der Weiterentwicklung des Fahrrades arbeitete und 1883 eine Kugelschleifmaschine baute, mit der erstmals runde Kugeln in großer Stückzahl hergestellt werden konnten. Das Grundprinzip, das Schleifen von Kugeln zwischen zwei sich gegenläufig drehenden, rauhen Scheiben, war seit langem bekannt.⁴⁾ Friedrich Fischer hat es erstmals auf die Massenproduktion von Stahlkugeln für Fahrradkugellager angewandt und so den entscheidenden Anstoß für die großindustrielle Entwicklung der Stadt gegeben. Freilich genügte es nicht, mit der einmal konstruierten Maschine unverändert weiterzuarbeiten. Noch gab es genügend Verbesserungspotential. So baute Fischers Mitarbeiter Wilhelm Höpflinger 1888 einen Fräsapparat an die „Kugelmühle“, mit der die Qualität der Produkte weiter gesteigert werden konnte. Nach Differenzen mit Fischer, der offenbar kein einfacher Chef war, machte sich Höpflinger 1890 gemeinsam mit Engelbert Fries, einem weiteren Mitarbeiter Fischers, selbständig. Just in diesen Jahren erlebte das Fahrrad einen ersten Boom. Es vollzog sich der Übergang vom Hochrad, das einer elitären Freizeitbeschäftigung diente, zum Niederrad als täglichem Verkehrsmittel für breite Kreise. Die Nachfrage nach hochwertigen Kugeln für Fahrradkugellager stieg enorm. Davon profitierten Friedrich Fischer und seine nunmehrigen Konkurrenten Fries & Höpflinger in gleicher Weise. Doch zeigt sich der bis dahin geringe Entwicklungsstand des Industriezweiges an einem Prozeß, den Fischer gegen

Fries & Höpflinger anstrengte. Er hatte für seine Kugelmühle erst im Juli 1890 ein Patent erhalten, just zu dem Zeitpunkt, als sich letztere selbständig machten. Das Gericht sprach Fischer das Patent zu, erlaubte Fries & Höpflinger jedoch die gebührenfreie Nutzung. Damit starteten beide Firmen einen ersten rasanten Aufschwung. 1892 verließen sie die bisherigen beengten Werkstätten in der Innenstadt; man lieferte nach England, in die USA, Brasilien, selbst nach China. 1896, auf dem Höhepunkt der Konjunktur, waren über 1.200 Arbeiter in der Schweinfurter Kugelinindustrie, die nun auch vermehrt selbst Kugellager herstellte, beschäftigt.

Um den Kapitalbedarf für notwendige Investitionen zu decken, wandelten Fries & Höpflinger ihre Firma 1896 in eine Aktiengesellschaft um (Deutsche Gußstahlkugelfabrik A.G.), im Jahr darauf folgte Friedrich Fischer (Erste automatische Gußstahlkugelfabrik, vormals Friedrich Fischer A.G., = FAG). Zu den Pflichten eines börsennotierten Unternehmens gehört die Veröffentlichung der Jahresbilanz. Als Fries & Höpflinger eine 30%ige Dividende für das Geschäftsjahr 1896/97 bekannt gaben, schossen in ganz Deutschland neue Kugel-Firmen aus dem Boden. Ein Jahr später brach der Absatz wegen Überkapazitäten zusammen. Die Zahl der Arbeiter in den beiden Schweinfurter Kugelfirmen betrug im Jahr 1900 nur noch 144.⁵⁾

Krise und Boom (I): Ernst Sachs

Schweinfurt verfügte über keinerlei Rohstoffe; es lag fernab der damaligen industriellen Zentren. Dennoch entwickelte sich hier ein bedeutender Industriestandort, der sein erstes Aufblühen dem zufälligen Zusammentreffen der beiden Pioniere Friedrich Fischer und Wilhelm Höpflinger verdankt. Die Stadt wurde am Beginn der 1890er Jahre rasch als Zentrum der für Fahrräder wichtigen Kugelproduktion bekannt. So war es dann gewiß kein Zufall mehr, daß 1894 der ambitionierte Mechaniker Ernst Sachs hierher kam und sogleich Eingang im Hause Höpflinger fand, dessen älteste Tochter er wenig später heiratete. In Schweinfurt fand

Sachs ein für seine Pläne anregendes, von Fischer und Höpflinger vorbereitetes Umfeld. Er meldete ein Patent für eine kugelgelagerte Freilaufnabe an, die es ermöglichte, beim Bergabfahren die Füße ruhig zu halten, anstatt wie bisher stets entsprechend der Geschwindigkeit des Rades mitzutreten zu müssen. Gemeinsam mit dem Kaufmann Karl Fichtel gründete er 1895 die „Schweinfurter Präzisions-Kugellagerwerke Fichtel & Sachs“. Die Firma produzierte von Ernst Sachs entwickelte Fahrradnaben und Kugellager, die Kugeln bezog man von Fries & Höpflinger. Doch die ersten Jahre waren hart, die Firma war noch zu klein gewesen, um an der Hochkonjunktur der Jahre 1895–97 entscheidend zu partizipieren. Während bei Friedrich Fischer und Fries & Höpflinger die in den Boom-Jahren angelegten Reserven den Bankrott verhinderten, ermöglichten private Kredite von Wilhelm Höpflinger im Unternehmen seines Schwiegersohnes die notwendigen Investitionen. Trotz aller Schwierigkeiten beschäftigte Fichtel & Sachs zur Jahrhundertwende mit 186 Arbeitern bereits mehr Menschen als die beiden älteren Unternehmen zusammen.⁶⁾

In den Jahren zwischen 1900 und dem Beginn des 1. Weltkrieges löste das Deutsche Reich Großbritannien als wirtschaftliche Vormacht in Europa ab.⁷⁾ Der gewaltige Industrialisierungsschub verstärkte die Nachfrage nach den universell einsetzbaren Kugellagern. Jetzt vollzog sich in Schweinfurt der eigentliche industrielle „take-off“. Mit der Konstruktion der „Torpedo“-Nabe mit Rücktrittbremse setzte Sachs 1903 einen Meilenstein in der Fahrradentwicklung.⁸⁾ Von nun an besaß Fichtel & Sachs für drei Jahrzehnte in Schweinfurt, Deutschland und Europa bei Wälzlagern und Fahrradnaben eine Führungsposition. Bei Kriegsausbruch standen 3.000 Menschen in Lohn und Brot. Auch Fries & Höpflinger nahmen uneingeschränkt an der gewaltigen Aufwärtsentwicklung (1913 ca. 2.000 Beschäftigte) teil, während „Kugelfischer“ nach dem Tod seines Gründers (1899) für ein Jahrzehnt den Anschluß verlor, erst die Übernahme durch Georg Schäfer (I) im Jahr 1909 und die Fusion mit dessen Firma brachte

das Unternehmen allmählich auf die Erfolgspur zurück (1913 ca. 900 Beschäftigte).⁹⁾

Das Wälzlager besaß im 1. Weltkrieg noch keine strategische Bedeutung, Panzer und Flugzeuge standen noch am Anfang ihrer Entwicklung. Kugeln und Wälzlager wurden nicht mehr benötigt, die Produktion deshalb umgehend auf Rüstungsgüter umgestellt, was den Firmen Arbeit und den Eigentümern traumhafte Gewinne sicherte. Bei Kriegsende waren in der Schweinfurter Industrie über 11.000 Menschen beschäftigt, davon allein 7.000 bei Fichtel & Sachs. An den Maschinen nahmen vielfach Frauen den Platz der zum Kriegsdienst einberufenen Männer ein.

Die Arbeiterstadt

Der mit dem Kriegsende und der Revolution einsetzende Umbruch macht das Ende

kleinbürgerlicher Beschaulichkeit in Schweinfurt deutlich. Nun zeigt sich der Wandel in der Sozialstruktur auch im politischen Leben der Stadt. Die Einwohnerzahl hatte sich in dreißig Jahren auf 30.000 mehr als verdoppelt. Die Arbeiterschaft war zum wichtigsten gesellschaftlichen Faktor geworden. Bei den Wahlen zur Nationalversammlung erhielten die beiden sozialdemokratischen Parteien 1919 in der Stadt fast zwei Drittel der Stimmen. Radikale Elemente unter Führung von Fritz Soldmann setzten den Anschluß an die kurzlebige Räterepublik durch.¹⁰⁾ Mit der Stimme des gemäßigten Bürgermeisters Benno Merkle war im Stadtrat ab 1920 eine SPD/KPD-Mehrheit möglich. Doch waren die Arbeiterparteien und das bürgerliche Lager während der Weimarer Republik fast gleich stark. 1922 standen sich Unternehmer und Gewerkschaften in einem erbittert geführten Konflikt ge-



„Feierabend“.

Abb. 1: Nach Feierabend versammeln sich die Arbeiter von Fichtel & Sachs in der Schrammstraße (um 1911). An diesem Standort befinden sich heute das Landratsamt und das Finanzamt. Das Fabriktor im Hintergrund wurde im Rahmen der Umgestaltung des Areals 2008 wieder aufgestellt.

Aus: Werbebroschüre Fichtel & Sachs 1911.

genüber, Streiks und Aussperrungen prägten das Bild.¹¹⁾ Die Arbeitgeber reagierten auf Konjunkturschwankungen nach dem Motto „hire and fire“, so daß die Beschäftigtenzahlen starken Schwankungen unterlagen. Im Krisenjahr 1926 wurden über 3.300 Arbeiter entlassen, 1927 4.300 neu eingestellt.¹²⁾

Krise und Boom (II): Die Fusion von 1929 und ihre Folgen

Die deutschen Wälzlagerfirmen hatten vor dem 1. Weltkrieg den Weltmarkt dominiert. 40% der Schweinfurter Produktion ging ins Ausland. Als wäre die Umstellung auf Friedensproduktion nicht schon Problem genug, behinderten nun die Bestimmungen des Versailler Vertrags die Exporte. Die Inflation vernichtete 1924 die Guthaben der Kleinsparer und das Eigenkapital der Unternehmen. Mit Mühe behaupteten die Firmen ihre Stellung am Markt, wobei das Wälzlager-Kartell, mit dem man den freien („ruinösen“) Wettbewerb außer Kraft setzte, den Unternehmen ausreichenden Absatz und Einkünfte sichern sollte.¹³⁾ Doch einer der Wettbewerber, die 1907 in Göteborg gegründete SKF, mit überlegener Technik und scheinbar unerschöpflichem Kapital ausgestattet, verlor zunehmend das Interesse am Fortbestand des Kartells, das schwächere Firmen am Leben hielt. Um Überkapazitäten abzubauen, schienen Fusionen unvermeidlich. Ein Übernahmekandidat war Mitte der 1920er Jahre Fries & Höpflinger geworden. 1928 standen bei Kugelfischer (1.902) erstmals mehr Arbeiter in Lohn und Brot.¹⁴⁾ Zur Überraschung der Öffentlichkeit war es Ernst Sachs, der, nachdem verschiedene Konstellationen durchgespielt worden waren und ein „Schweinfurter Block“ nicht zustande kam, mit SKF gemeinsame Sache machte. Am 16. Mai 1929 verkaufte er die Wälzlagerabteilung seines Unternehmens an die Schweden. Fries & Höpflinger und drei weitere Berliner und Krefelder Wälzlagerproduzenten schlossen sich der Vereinbarung an und so entstanden am Vorabend der Weltwirtschaftskrise im September 1929 unter Führung von SKF die Vereinigten Kugellagerfabriken A. G. (VKF). Die fusionierten Fir-

men hatten zu dem Zeitpunkt einen Marktanteil von über 80%.

Als einziger größerer Wälzlagerhersteller wollte Georg Schäfer (II) mit FAG Kugelfischer dem übermächtigen Konkurrenten die Stirn bieten. Setzt man die Qualität der Produkte als selbstverständlich voraus, so waren es drei Faktoren, die den nun einsetzenden, rasanten Aufstieg von Kugelfischer begünstigten: 1. Die Wälzlager-Kunden hatten kein Interesse daran, sich in die Abhängigkeit eines Monopolisten (VKF) zu begeben. 2. Während die westliche Welt 1930–33 in wirtschaftlicher Depression versank, ermöglichten russische Großaufträge bei Kugelfischer eine Ausweitung der Produktion. 3. Bei der Auftragsvergabe für die ab 1933 einsetzenden massiven staatlichen Investitionen in Motorisierung und Rüstung wurde das „nationale Argument“ zu einem wichtigen Kriterium.¹⁵⁾ In diesen Jahren nahm Kugelfischer den entscheidenden Aufstieg, den auch die zwischen den beiden Eigentümern Georg Schäfer (II) und Hermann Barthel erbittert geführten Auseinandersetzungen nicht bremsen konnten.¹⁶⁾ Die Zahl der Arbeiter vervierfachte sich fast von 1.900 (1928) auf 7.000 (1939).

Die von ausländischem Kapital finanzierte VKF sah sich vielfach benachteiligt, doch profitierte auch sie ab 1933 von den gigantischen Staatsausgaben und war dem Umsatz nach bis 1944 größer als Kugelfischer.¹⁷⁾ Die unmittelbar nach der Fusion 1929 hereinbrechende Weltwirtschaftskrise hatte bei VKF zunächst den fusionsbedingten Personalabbau verschärft. Von ehemals fast 5.000 bei Fries & Höpflinger und Fichtel & Sachs in der Kugel- und Wälzlagerproduktion Beschäftigten standen Ende 1932 nur noch etwa 1.500 in Lohn und Brot. Doch stärkten die Stilllegung der Berliner und Krefelder Produktionsstätten und die Verlagerung der Konzernspitze (1932) den Standort Schweinfurt erheblich. Bei Beginn des 2. Weltkrieges waren in Schweinfurt ca. 6.000 Menschen bei VKF beschäftigt. Innerhalb des weltweiten SKF-Konzerns entfielen mehr als 50% des Umsatzes auf die deutschen VKF-Standorte in Schweinfurt, Cannstatt und (ab 1938) Berlin-Erkner.¹⁸⁾

Ernst Sachs sah sich wegen des Verkaufs der Hälfte seines Unternehmens an die ausländische SKF öffentlicher Kritik ausgesetzt. Man warf Sachs, ähnlich wie der ihm verwandtschaftlich verbundenen Familie Opel, die wenige Wochen zuvor ihre Firma an General Motors verkauft hatte, neben finanziellen Interessen vor allem mangelnden Patriotismus vor. Doch Sachs hatte keineswegs die Absicht, sich mit 62 Jahren zur Ruhe zu setzen. Mit dem Verkaufserlös zahlte er die Erben seines Kompagnons Karl Fichtel aus und investierte in neue Produkte: Kleinmotoren, Stoßdämpfer und Kupplungen. Damit waren die Weichen für den Wiederaufstieg des Werkes gestellt (1939: 6.700 Beschäftigte). Ernst Sachs hatte das Unternehmen im Stil eines Patriarchen geführt. 1932 nahm Schweinfurt mit einem „Staatsbegräbnis“ von seinem bedeutendsten Industriellen Abschied.

Stadtentwicklung in der Zwischenkriegszeit

Trotz aller wirtschaftlichen Probleme und Unwägbarkeiten war die Zwischenkriegszeit für die Stadt eine Phase ungebremsten Wachstums; die Einwohnerzahl stieg bis 1939 um weitere 20.000 auf knapp 50.000. Damit erlebte Schweinfurt zwischen 1840 und 1940 nach Nürnberg prozentual das größte Bevölkerungswachstum aller Städte Frankens (635%).¹⁹⁾ Die Wohnungsnot wurde zum zentralen Problem. Arbeiter aus weiter entfernten Orten konnten sich unter der Woche vielfach nur ein Bett mieten. Bis heute in Erinnerung geblieben sind die „Logisherrn“ aus Suhl und Zella-Mehlis, die als Feinmechaniker in den dortigen Waffenfabriken nach 1918 arbeitslos wurden und mit der Bahn nach Schweinfurt pendelten.²⁰⁾ Der sozialdemokratische Oberbürgermeister Benno Merkle stieß den genossenschaftlichen Wohnungsbau an, das neue „Städtische Krankenhaus“ (1930) und das von den katholischen Erlöser-Schwestern unterhaltene Krankenhaus „St. Josef“ (1931) entstanden.²¹⁾ Letzteres dokumentiert auch den konfessionellen Wandel in der ehemals evangelischen Reichsstadt: durch Zuzug aus dem weithin katholischen Umland waren die Katholiken nun in

der Mehrheit.²²⁾ Die Errichtung einer Garnison an der Niederwerner Straße gab der Stadtentwicklung einen weiteren Schub. Aus dem Kreis der Industriellen verbesserten mäzenatische Stiftungen, u.a. das Ernst-Sachs-Bad und das Willy-Sachs-Stadion, die Infrastruktur.

Im Nationalsozialismus

Die Hitler-Partei hatte es in der Arbeiterstadt anfänglich schwer gehabt. Erst unter dem Eindruck der „Machtergreifung“ wurde die NSDAP bei den März-Wahlen 1933 stärkste Partei.²³⁾ SPD-Oberbürgermeister Dr. Benno Merkle wurde abgesetzt, führende Sozialdemokraten und Kommunisten eingesperrt und mißhandelt. Die Genossen Fritz Soldmann und Georg Groha ließen ihr Leben. Angesicht der wirtschafts- und außenpolitischen Erfolge wollten viele die Verbrechen des Regimes nicht sehen. Hitler, so schien es, hatte das deutsche Volk aus tiefster Depression zu neuer Blüte geführt. Mag es aus dem persönlichen Umfeld auch einzelne Zeugnisse für abweichendes Verhalten geben, in der Öffentlichkeit stützten die Firmeninhaber Georg Schäfer (II) und Willy Sachs das NS-Regime. Aus der Perspektive der Nachgeborenen wurde in den letzten Jahren vornehmlich der von Himmler verliehene (Ehren-)Titel „SS-Obersturmbannführer“ zum Anlaß für Kritik an Willy Sachs, während die systemtragende Rolle von Georg Schäfer (II) als NSDAP-Stadtrat und Leiter des „Sonderrings Wälzlager“ in der breiten Öffentlichkeit bisher kaum thematisiert wurde.²⁴⁾ Doch muß das Handeln der Verantwortlichen vor dem Hintergrund des totalitären Staates betrachtet werden. Die staatlich gelenkte Rüstungswirtschaft ließ kaum Spielraum für abweichende unternehmerische Entscheidungen. Die SKF-Führung in Göteborg sah sich – bei vollen Auftragsbüchern – von den deutschen Behörden bei VKF zunehmend übergangen.²⁵⁾

Der 2. Weltkrieg 1939–45

Ohne Wälzlager fährt kein Panzer und fliegt kein Flugzeug. Als Zentrum dieses Industriezweiges wurde das von 23 schweren

Flak-Batterien verteidigte Schweinfurt zum Ziel alliierter Angriffe.²⁶⁾ In Erinnerung blieb vor allem der als „black Thursday“ in die Geschichte eingegangene Angriff vom 14. Oktober 1943, als die US Air Force 80 Bomber verlor und amerikanische Zeitungen auf den Titelseiten den größten Verlust an Maschinen und Menschen bei einem Luftangriff während des gesamten Krieges vermelden mußten.²⁷⁾ Insgesamt 22 Angriffe zerstörten die Stadt und die Industrieanlagen. Doch die alliierten Strategen erreichten ihr Ziel nicht. Nach jedem Angriff begann ein Wettlauf um die Instandsetzung der Fabriken. Teilweise wurde die Produktion verlagert. Letztendlich fehlte es den deutschen Streitkräften zu keiner Zeit an Wälzlagern.²⁸⁾ Rund 10.500 Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene schufteten unter z.T. unmenschlichen Bedingungen in den Schweinfurter Fabriken.²⁹⁾ Von den mindestens 1.079 Opfern der Luftangriffe waren etwa ein Drittel Ausländer.

Krise und Boom (III): Kriegsende und Wirtschaftswunder

Die Niederlage war in militärischer, wirtschaftlicher und moralischer Hinsicht vernichtend. Der 8. Mai 1945 markiert in der deutschen Geschichte eine tiefe Zäsur. Die allgemeine Verunsicherung wurde in Schweinfurt noch gesteigert durch die von den Alliierten verfügte Stillelegung von Kugelfischer, die nach Monaten der Ungewißheit schließlich abgewendet werden konnte; doch wurden große Teile der Produktionsanlagen demontiert und v.a. nach Rußland und in die Tschechoslowakei verschickt.³⁰⁾ Den Brüdern Georg (II) und Otto Schäfer wurde ebenso wie Willy Sachs von den Amerikanern das Betreten der Fabrikgelände untersagt, die unternehmerische Verantwortung lag bis 1948 bei Treuhändern.

So tief der Einschnitt von den Zeitgenossen auch empfunden wurde, der ab 1948 ein-

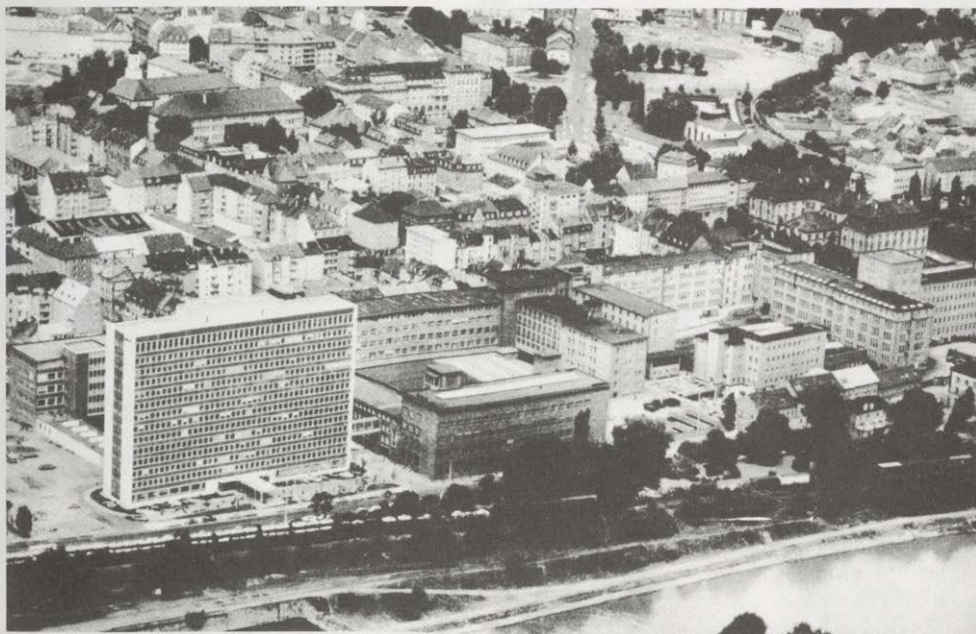


Abb. 2: Das 1962/63 errichtete Verwaltungshochhaus und das Werk I von SKF.

Aus: *Der Innenring* 1963.

setzende Wirtschaftsaufschwung fußte wesentlich auf Strukturen, die in den dreißiger Jahren und während des Krieges entstanden waren. Wer den Krieg überlebt hatte, brachte das vorhandene Wissen nun in den Wiederaufbau ein. Das „know-how“ war erhalten geblieben.³¹⁾ Die Schweinfurter Industrie war „kriegswichtig“ gewesen. Die Entwicklung der Nachkriegsjahre zeigte dann aber, daß der Bedarf an Wälzlagern, Motoren, Kupplungen und Stoßdämpfern in Friedenszeiten keineswegs geringer war. Zehn Jahre nach Kriegsende überschritt die Zahl der Industriebeschäftigten 1955 mit 22.000 den Stand des Jahres 1939.³²⁾ In den 1960er Jahren zählte die Belegschaft der drei Großbetriebe FAG Kugelfischer, Fichtel & Sachs und SKF (VKF war 1953 umbenannt worden) jeweils um oder über 10.000 Personen. Schweinfurt war damit wieder wie schon Mitte der dreißiger Jahre der nach Nürnberg, Augsburg und München viertgrößte Industriestandort in Bayern.³³⁾

Auf Wachstumskurs befand sich insbesondere FAG Kugelfischer, das Mitte der siebziger Jahre weltweit knapp 30.000 Mitarbeiter beschäftigte und ebenso wie Fichtel & Sachs und SKF zu den hundert größten Industrieunternehmen in Deutschland zählte.³⁴⁾ Das 1963 bezogene 14-stöckige Verwaltungshochhaus von SKF mit seiner weithin sichtbaren Leuchtreklame kann als Symbol des Schweinfurter Wirtschaftswunders gelten. Eine Dokumentation der bayerischen Wirtschaft hält bereits 1954 fest, daß die Stadt „mit weitem Vorsprung der beste Devisenbringer von ganz Unterfranken“ sei. „Die Schweinfurter Betriebe exportieren mehr als das gesamte andere Unterfranken, einschließlich der Städte Würzburg und Aschaffenburg zusammen.“³⁵⁾ Nach der VW-Stadt Wolfsburg war das Gewerbesteueraufkommen pro Einwohner das zweithöchste in der Bundesrepublik.³⁶⁾ Schweinfurt galt als „reiche Stadt“.

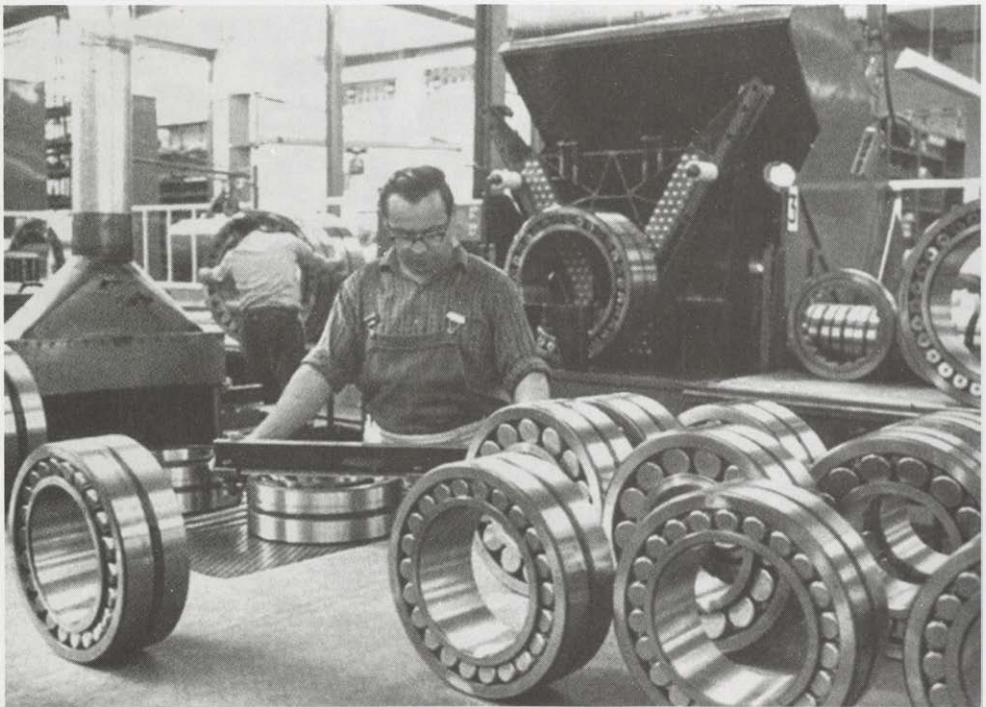


Abb. 3: Großlagermontage bei FAG Kugelfischer um 1960.

Aus: 1883–1983. 100 Jahre industrielle Kugelfertigung, 1983.

Ausbau der Infrastruktur (1950–1980)

Nun konnten die bestehenden Defizite in der Infrastruktur ausglich werden. Als erster neuer Stadtteil war bereits Anfang der fünfziger Jahre das „Bergl“ entstanden; es folgten „Hochfeld Steinberg“, die „Haardt“ und schließlich nach 1970 der „Deutschhof“.³⁷⁾ Gemeinnützige Wohnungsbauunternehmen, auch im Auftrag der Großbetriebe und der Stadt, trugen diese Projekte wesentlich. Als Höhepunkt modernen Bauens in Schweinfurt entstand 1964 im Auftrag von SKF auf der Höhe des Steinbergs ein 25-stöckiges Wohnhochhaus. Der Schulbau wurde von großzügigen, lichtdurchfluteten Gebäuden geprägt; zum Celtis-Gymnasium kamen drei weitere Gymnasien hinzu. Am Balthasar-Neumann-Polytechnikum, das 1971 zur Fachhochschule erhoben wurde, begann die Ausbildung qualifizierter Ingenieure. Auch das religiöse

Leben nahm am Aufschwung teil, wie der Bau von acht katholischen und vier evangelischen Kirchen zeigt. Auf kulturellem Gebiet setzten die Errichtung des Stadttheaters und des Friedrich-Rückert-Baus als Heimstatt für Volkshochschule und Stadtarchiv Maßstäbe. Das Freizeitangebot wurde mit dem „Sommerbad“ und dem Wildpark „An den Eichen“ aufgewertet. Im Einzelhandel siedelten sich C & A und Horten an, das IDUNA-Hochhaus entstand. Den Abschluß des Wachstums der Wirtschaftswunderzeit markieren das dem Stil der Zeit entsprechend als Betonbau hochgezogene „Centrum“ am Marienbach (1975) und das „Lepoldina“-Krankenhaus (1981).

Stadt und Land

Die Stadtplaner der 1960er Jahre rechneten mit einem Anstieg der Einwohnerzahl auf über 80.000.³⁸⁾ Dazu ist es nicht gekommen. Die Bevölkerungszahl von Schweinfurt er-



Abb. 4: Das „Centrum“ am Marienbach, im Volksmund „Cementrum“ genannt, markiert den Abschluß der Wachstumsphase Schweinfurts Mitte der 1970er Jahre.
Photo: Horling

reichte 1969/70 mit ca. 60.000 ihren Höchststand.³⁹⁾ Zum einen wuchs der Arbeitskräftebedarf der Industrie nicht weiter an, sank im Gegenteil sogar, weshalb die Stadt bereits 1980 eine der höchsten Arbeitslosenquoten in Westdeutschland hatte.⁴⁰⁾ Zum anderen zogen viele Industriebeschäftigte in die angrenzenden Vororte nach Dittelbrunn, Hambach, Niederwerrn, Geldersheim, Berg- und Grafenrheinfeld, Schwebheim, Sennfeld, Gochsheim sowie Schonungen. So entstand ein „Speckgürtel“ um die Stadt, der fast ebenso viele Einwohner hat wie diese selbst. Der seit Beginn der Industrialisierung hohe Pendleranteil besteht bis heute (2008: 33.000 von ca. 55.000 Beschäftigten, z.T. aus bis zu 70 km Entfernung). In der Stadt blieben vor allem Geringverdiener, die freigeordneten Wohnungen bezogen viele der zu Zeiten des Arbeitskräftemangels angeworbenen Gastarbeiter (zunächst Italiener, Yugoslawen und Griechen, dann Türken als größte Gruppe). Anders als die um 1950 aus den deutschen Ostgebieten nach Schweinfurt gekommenen 7.000 Heimatvertriebenen haben viele Türken bis heute ihre kulturelle Eigenständigkeit bewahrt. Bereits seit 1945 eine wichtige Rolle im Leben der Stadt, auch wenn sie in keiner offiziellen Statistik genannt wird, spielt die amerikanische Militärgemeinde, die 2006 11.500 Personen zählte.⁴¹⁾

Sport und Kultur

An den Autobahnen um Schweinfurt wirbt die Stadt seit einigen Jahren mit Hinweisschildern für „Industrie und Kunst“. Das im Jahr 2000 eröffnete „Museum Georg Schäfer“, das die bedeutendste Privatsammlung deutscher Malerei des 19. Jahrhunderts beherbergt, stellt auf kulturellem Gebiet eine Attraktion dar, der national Aufmerksamkeit geschenkt wird. Eine weitere, auf Wälzlager gegründete, mäzenatische Großtat ist die Sammlung des Bibliophilen Otto Schäfer im gleichnamigen Museum, dem als kommunale Einrichtung das Stadttheater, in dem regelmäßig renommierte deutsche und internationale Ensembles gastieren, sowie ab Mai 2009 die „Kunsthalle“ im Ernst-Sachs-Bad zur Seite

stehen. Doch ist dies vornehmlich eine Entwicklung der jüngsten Zeit.

Wenn Schweinfurt heute danach strebt, auf dem Gebiet der Kunst bundesweit Beachtung zu finden, so hat es diese im Bereich des Sports, wo sie ihm über Jahrzehnte wie selbstverständlich zustand, gänzlich verloren. Das sportliche Aushängeschild der Stadt war seit dem Beginn der dreißiger Jahre der 1. FC Schweinfurt 05, der bis 1963 im Konzert der ganz Großen mitspielte und auch 1966 und 1975 noch einmal ans Tor zur Bundesliga klopfte. Die beiden 44-fachen Nationalspieler Albin Kitzinger und Ander Kupfer, Kapitän der Nationalelf 1950 beim ersten Nachkriegsländerspiel, bildeten ein legendäres Läufer-Paar, dem der Krieg noch größere Erfolge verwehrte. Das Willy-Sachs-Stadion bot optimale Rahmenbedingungen. Gute Spieler wurden mit der Aussicht auf einen sicheren Arbeitsplatz nach Schweinfurt geholt oder konnten hier gehalten werden, denn in der Vereinsführung saßen Direktoren von Sachs, später auch von Kugelfischer.

Im Firmeninteresse von Fichtel & Sachs lag insbesondere die Förderung des Radsports. Unter etlichen deutschen Meistern, Olympia-, Welt- und Europameisterschaftsteilnehmern ragen Ludwig „Lubber“ Geyer als Sieger der „Tour de Suisse“ 1934 und die Bronzemedailengewinner Edi Ziegler (1952) und Reinhold Pommer (1956) heraus. Die 1911 erstmals ausgetragene Radrundfahrt „Rund um Spessart und Rhön“ war über Jahrzehnte nach Ernst Sachs benannt und firmiert heute unter der Bezeichnung „Mainfranken-Tour“. Der Ruderer Willy Kaidel gewann 1936 bei der Berliner Olympiade die Silbermedaille im Doppel-Zweier. Heini Dittmar wurde 1937 Segelflug-Weltmeister und stellte einen Weltrekord auf. Befriedigt notierte die lokale Zeitung am Jahresende 1937: „*Mit Recht spricht man heute von Schweinfurt als der beispiellos aufstrebenden Sportstadt, die mit ihren rund 45.000 Einwohnern vielen deutschen Großstädten bereits den Rang abgelaufen hat.*“⁴²⁾ Die fünfziger und sechziger Jahre sahen neben der Mannschaft des RV 1889 auch Günther Ziegler (Rad), Hans Schömmig (Boxen), Robert Wiener (Dreisprung) und

Günter Traub (Eisschnellauf) als deutsche Meister. In rund 60 Vereinen spielt der Breitensport bis in die Gegenwart eine wichtige Rolle im Leben der Schweinfurter.

Krise und Boom (IV): Seit 1990

Der in den zwanziger Jahren entstandene Begriff der „Werksfamilie“ bildete über Jahrzehnte ein Leitmotiv der FAG-Führung. „Kufi – das war wie öffentlicher Dienst.“⁽⁴³⁾ Doch die Übernahme der ostdeutschen Kugellagerwerke brachte FAG Kugelfischer 1993 an den Rand des Ruins. Der zuerst bei SKF bereits zu Beginn der 1970er Jahre einsetzende Rückgang der Beschäftigung in den drei Großbetrieben erreichte nun mit dem Verlust von 10.000 Arbeitsplätzen seinen dramatischen Höhepunkt. Mit einem Schlag wurde Schweinfurt zur „westdeutschen Krisenregion Nr. 1“. In der Stadtpolitik verlor die SPD ihre jahrzehntelange Vormachtstellung an die CSU. In den neunziger Jahren gewannen die bereits seit 1909 hier ansässige Deutsche Star (ab 1987 Mannesmann, seit 2001 Bosch Rexroth, mit 2.200 Beschäftigten im Jahr 2008) und Fresenius Medical Care (2008: 1.100 Mitarbeiter) größere Bedeutung für den Industriestandort Schweinfurt. Mit der feindlichen Übernahme von FAG Kugelfischer durch INA-Schaeffler (2001) ging schließlich auch das letzte der drei Traditionsunternehmen in einem noch größeren Konzern auf. Die Sachs-Erben hatten 1976 begonnen, die Firmenanteile zu verkaufen, die Familie Schäfer wurde 1993 bei FAG entmachtet und schied aus der Geschäftsführung aus. In der dritten Generation verkauften beide Familien 1988 (Sachs) bzw. 2001 (Schäfer) die verbliebenen Anteile.

Die in der Wirtschaftswunderzeit als „Die großen Drei aus Schweinfurt“ bezeichneten Unternehmen werden heute von Friedrichshafen (ZF Sachs), Herzogenaurach (Schaeffler FAG) und Göteborg (SKF) aus geführt, gleichwohl hängt die Entwicklung der Stadt nach wie vor entscheidend von ihnen ab. Nach einem Tiefststand im Jahr 1997 mit nur noch 17.000 Arbeitnehmern waren Ende 2008 wieder ca. 21.000 Personen in der Schweinfurter Industrie beschäftigt. Diese positive

Entwicklung spiegelt sich auch in Gewerbesteuererinnahmen auf Rekordhöhe wider, die es der Stadt ermöglichten, den in den neunziger Jahren entstandenen Investitionsstau abzubauen. Die Auswirkungen der ab Herbst 2008 spürbaren Wirtschaftskrise mit dramatischen Auftragseinbrüchen sind momentan noch nicht absehbar. Nach guten Jahren gehen ZF Sachs und SKF mit finanziellen Reserven in die Krise, während der Schaffler-Konzern als FAG-Eigentümer durch die Continental-Übernahme schon jetzt in Bedrängnis geraten ist.

Resümee

Die vielbeschworene „Globalisierung“ wird heute von manchem als Bedrohung empfunden. Daß die weltweite Vernetzung auch eine gewaltige Chance bedeuten kann, wenn technologische Spitzenprodukte kostengünstig in großen Mengen produziert werden, dafür geben die Schweinfurter Firmen seit Friedrich Fischer, Wilhelm Höpflinger, Ernst Sachs und Georg Schäfer (I) ein Beispiel. Das Kugellager, korrekt müßte man vom Wälzlager sprechen, denn neben Kugeln werden auch Rollen in das Lager eingebaut, ist bis heute ein für alle Arten der Fortbewegung unentbehrliches Bauteil. Dieses hochspezialisierte Produkt hat die Entwicklung der Stadt entscheidend geprägt. Vielfach spricht man deshalb von Schweinfurt als der „Kugellagerstadt“. Mit dem Kugellager begann vor gut hundert Jahren die bisher erfolgreichste Epoche in der 1200-jährigen Stadtgeschichte. Es ist sicher kein Zufall, wenn etwa die beiden größten Baufirmen der Stadt (Riedel und Glöckle) um 1900 gegründet wurden und das Schweinfurter Volksfest 2009 ebenso wie der Historische Verein seinen 100. Geburtstag feiern kann. Während Würzburg und Bamberg schon im Mittelalter Residenzfunktion besaßen und aus diesem Grund bis heute staatliche und kirchliche Zentralbehörden beherbergen, ist Schweinfurt ein Aufsteiger des 20. Jahrhunderts. Wesentlich stärker als die Nachbarstädte ist es im Positiven wie im Negativen von konjunkturellen Schwankungen abhängig. Daß dies auch am Beginn des 21. Jahrhunderts kein Nachteil sein muß, zeigt

die Entwicklung der letzten Jahre. Mit innovativen Produkten bestehen die Schweinfurter Firmen auf dem Weltmarkt. Im Bereich „Wirtschaftliche Dynamik“ setzte ein Forschungsinstitut die Stadt im März 2007 auf Platz 1 in Deutschland. Die „Süddeutsche Zeitung“ sprach von der „Neuen Macht am Main“. ⁴⁴⁾ In der „Kugellagerstadt“ weiß man, daß dies im Auf und Ab der Weltkonjunktur nur eine Momentaufnahme ist.

Anmerkungen:

- 1) Stein, Friedrich: Chronik der Stadt Schweinfurt im neunzehnten Jahrhundert, mit angehängten Tabellen über Bevölkerung, Rathspersonen und Stadtpfarrer. Schweinfurt 1901 (Nachdruck Schweinfurt 1992), Anhang: Bevölkerungsstatistik S. 221.
- 2) Vgl. dazu Brandl, Andrea (Bearb.): Repertorium zur Wirtschaftsgeschichte von Schweinfurt im 19. Jahrhundert (= Schweinfurter Museumsschriften 149). Schweinfurt 2007.
- 3) Soweit ich sehe, fehlt auf lokaler Ebene bisher eine Auseinandersetzung mit Hans-Erhard Lessing: Around Michaux. Myths and Realities, in: Proceedings of the 2nd International Cycling History Conference. St. Etienne 1991, S. 25–29.
- 4) Schwarzer, Oskar/Schwarzer, Doris: Schweinfurt – von der „fruchtbaren markung“ zur Chancenregion. Eine Sozial-, Wirtschafts- und Sparkassengeschichte. Schweinfurt 2001, S. 48, S. 140f., S. 145f. (auch für das Folgende).
- 5) Lingl, Christian: Nationale und internationale Konkurrenz auf dem Kugellagermarkt, unter besonderer Berücksichtigung der Schweinfurter Verhältnisse. Bochum 1935, hier S. 41.
- 6) Lingl: Kugellagermarkt (wie Anm. 5), S. 41.
- 7) Kleinschmidt, Christian: Technik und Wirtschaft im 19. und 20. Jahrhundert (= Enzyklopädie Deutscher Geschichte 79). München 2007, S. 16.
- 8) Vgl. Lessing, Hans-Erhard: Patente Kugeln und Kugelpatente. Schweinfurter Kugellager und der Firmengründer Ernst Sachs, in: Kultur & Technik 2 (1996), S. 27–33.
- 9) Lingl: Kugellagermarkt (wie Anm. 5), S. 41.
- 10) Petersen, Kathi (Bearb.): Benno Merkle. Oberbürgermeister von Schweinfurt 1920–1933 (=

Veröffentlichungen des Historischen Vereins Schweinfurt N.F. 18). Schweinfurt 2003, S. 37–42.

- 11) Petersen: Benno Merkle (wie Anm. 10), S. 43.
- 12) Lingl: Kugellagermarkt (wie Anm. 5), S. 41.
- 13) Vgl. Horling, Thomas: Kartell und ausländisches Kapital. Die deutsche Wälzlagerindustrie in den Jahren 1925–32, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 66 (2006), S. 521–562; ders.: 1929 – Ein Jahr der Weichenstellungen in der Schweinfurter Industrie, in: Schöner Heimat 2007/2, S. 81–87.
- 14) Lingl: Kugellagermarkt (wie Anm. 5), S. 41.
- 15) Ebd., S. 162f.
- 16) StAWü Landgericht Schweinfurt n. O. Zivilsachen 1425: Barthel./Schäfer.
- 17) Golücke, Friedhelm: Schweinfurt und der strategische Luftkrieg 1943. Der Angriff der US Air Force vom 14. Oktober 1943 gegen die Schweinfurter Kugellagerindustrie (= Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart). Paderborn 1980, S. 91.
- 18) Fritz, Martin/Karlsson, Birgit: SKF – A global story 1907–2007. Göteborg 2007, S. 102.
- 19) Bätzing, Werner: Die Bevölkerungsentwicklung in den Regierungsbezirken Ober-, Mittel- und Unterfranken im Zeitraum 1840–1999, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 61 (2001), S. 196.
- 20) Frdl. Auskunft von Herrn Heinz Bach am 27. Febr. 2009.
- 21) Petersen: Merkle (wie Anm. 10), S. 52–54.
- 22) Schwarz, Katrin: Volksnah und standhaft. Stadtpfarrer Anton Niedermeier (1928–1951), in: Schneider, Erich/Müller, Uwe (Hg.): Spurensuche. 1806–2006. 200 Jahre Pfarrei Heilig Geist. 200 Jahre Katholiken in Schweinfurt. Schweinfurt 2007, S. 163–179, hier S. 178.
- 23) Ramming, Wolfgang/Bonengel, Werner/Wiener, Herbert: 100 Jahre Sozialdemokratische Partei in Schweinfurt. Schweinfurt 1989, S. 114.
- 24) Ausnahme ist hier „Nach dem Krieg war keiner Nazi gewesen ...“. Arbeiterbewegung in Schweinfurt zwischen 1928 und 1945, hg. vom DGB-Bildungswerk e. V. Kreis Schweinfurt. Schweinfurt 1984 (3. Aufl. 2001), S. 100–113. Vgl. Golücke: Schweinfurt und der strategische Luftkrieg (wie Anm. 17), S. 92f.
- 25) Vgl. Fritz/Karlsson: SKF – A global story (wie Anm. 18), S. 105–110.

- 26) Golücke: Schweinfurt und der strategische Luftkrieg (wie Anm. 17), S. 171f.: Die Flakgruppe Schweinfurt verfügte „am 14. Oktober 1943 wahrscheinlich über 23 schwere Batterien“.
- 27) Ausführlich Golücke: Schweinfurt und der strategische Luftkrieg (wie Anm. 17); Böhm, Wilhelm/Klement, Ekkehard: Zwischen Schulbank und Kanonen. Die Luftwaffenhelfer der Oberschule Schweinfurt in den Jahren 1943 bis 1945 (= Vermischte Schriften des Alexander-von-Humboldt-Gymnasiums Schweinfurt Bd. III). Schweinfurt 1989, S. 73ff.
- 28) Golücke: Schweinfurt und der strategische Luftkrieg (wie Anm. 17), S. 400f.
- 29) Müller, Uwe: Der Arbeitseinsatz ausländischer Zivilarbeiter und Kriegsgefangener im Zweiten Weltkrieg in Schweinfurt. Zahlen aus dem Stadtarchiv Schweinfurt, in: Petersen, Ernst (Hg.): Dem Menschen zugewandt. Ökumenisches und Geschichtliches nicht nur aus Schweinfurt. Zum 70. Geburtstag von Dekan i.R. Johannes Strauß. Schweinfurt 2001, S. 111–122; vgl. Calossi, Leonardo: Anmerkungen zu einer Internierung in Deutschland 1943–45. Zwangsarbeit am Beispiel eines italienischen Militärinternierten bei Kugelfischer, hg. vom DGB – Region Main-Rhön, Schweinfurt, und dem Verein zur Förderung von Bildung und Kultur e.V. Schweinfurt. Ebertshausen 2003.
- 30) Schäfer, Georg: „Reparationsbetrieb Nr. I“. Die Demontage der Firma FAG Kugelfischer nach dem 2. Weltkrieg. Ein Kapitel Schweinfurter Industriegeschichte, in: Müller, Uwe/Petersen, Ernst (Hg.): Politik – Religion – Kunst. Beiträge zur Geschichte Schweinfurts. Festschrift für Horst Ritzmann (= Veröffentlichungen des Historischen Vereins Schweinfurt N.F. Bd. 4). Schweinfurt 1998, S. 171–196; Peterson, Birgit: Die amerikanische Reparationspolitik in Deutschland 1945–1949 im Spannungsfeld der deutschlandpolitischen Zielsetzungen der vier Mächte. Diss. phil. Würzburg 1993.
- 31) 1960 waren bei Kugelfischer über 10% der Beschäftigten mehr als 25 Jahre, d.h., mindestens seit 1935, im Betrieb. Strache, Wolfram (Hg.): Schweinfurt. Mit einem Geleitwort von Oberbürgermeister Wichtermann und einem geschichtlichen Überblick von Stadtarchivar Dr. E. Saffert (= Die schönen Bücher, Reihe D „Deutsche Städte“ Bd. 26), S. 11f.
- 32) Schwarzer/Schwarzer: Schweinfurt (wie Anm. 4), S. 264, S. 277.
- 33) Frey, Alfons: Die industrielle Entwicklung Bayerns von 1925 bis 1975. Eine vergleichende Untersuchung über die Rolle städtischer Agglomeration im Industrialisierungsprozeß (= Schriften für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 76). Berlin 2003, S. 208f., S. 218f., S. 228, S. 234.
- 34) Schweinfurter Tagblatt vom 01.09.1978; eine andere Berechnungsgrundlage verwenden Schwarzer/Schwarzer: Schweinfurt (wie Anm. 4), S. 265.
- 35) Österle, Josef (Hg.): Bayern. Wirtschaft in Wort und Bild. München 1954, Bd. I, S. 222.
- 36) www.dhm.de/ausstellungen/aufbau_west_ost/katlg12.htm (16. März 2009).
- 37) Später entstandene Neubaugebiete wie „Eselshöhe“ und „Höllental“ oder „Am Zeilbaum“ werden nicht mehr zur Expansionsphase gerechnet. Diese verbessern das Wohnungsangebot qualitativ, ohne die Stagnation bei der Bevölkerungsentwicklung zu überwinden.
- 38) Müller, Uwe/Handfest-Müller, Irene: Schweinfurt. Bewegte Zeiten – Die 50er Jahre. Gudensberg-Gleichen 2002, S. 33.
- 39) Schwarzer/Schwarzer: Schweinfurt (wie Anm. 4), S. 268ff.
- 40) Schneider, Erich/Müller, Uwe/Brandl, Andrea: 200 Jahre Schweinfurt in Bayern. Ausstellung der Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt und des Stadtarchivs Schweinfurt im Konferenzzentrum Maininsel vom 7.9.–31.10.2006 (= Schweinfurter Museumsschriften 144; Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt 21). Schweinfurt 2006, S. 38.
- 41) 200 Jahre Schweinfurt in Bayern (wie Anm. 40), S. 44.
- 42) Artikel „Das Schweinfurter Sportjahr 1937“, in: Schweinfurter Tagblatt vom 31. Dez. 1937.
- 43) So die Aussage eines Mitarbeiters in der Bayern 2-Nahaufnahme „Von der Krisenregion zur Boomtown“ von Nobert Steiche (26. März 2007).
- 44) Süddeutsche Zeitung vom 15./16. September 2007.

Der Bericht des Johann Laurentius Bausch über die schwedische Belagerung der Reichsstadt Schweinfurt im Jahre 1647

von

Uwe Müller

Während die im 15. und 16. Jahrhundert entstandene ältere Chronistik der Reichsstadt Schweinfurt von Friedrich Stein bereits 1875 in seinem Schweinfurter Urkundenbuch ediert wurde,¹⁾ steht eine entsprechende Edition für die Werke des 17. und 18. Jahrhunderts noch aus. Das wichtigste Werk aus dem 17. Jahrhundert stellt zweifelsohne die dreibändige Stadtchronik des Stadtphysikus und Gründers der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina Johann Laurentius Bausch (1605–1665)²⁾ dar: „*Joh. Laurentii Bauschii, Suinfurtensis Franconis, Medic. Doct. et Physici patriae ordinarii Collectanea chronologica Suinfurtensia, quibus continentur non ea*

solum, quae Suinfurti, tum in ecclesiasticis, tum civilibus et militaribus acta sunt, sed etiam /: obiter tamen /: quae alibi in Franconia notatu digna [...].“³⁾

Diese Chronik, die Johann Laurentius Bausch unter Einarbeitung auswärtiger Gegebenheiten, zeitgenössischer Relationen, Druckgraphiken, Flugblätter und Zeitungen verfaßt hat, gehört für die Zeit des 30jährigen Krieges und die folgenden eineinhalb Jahrzehnte zu den bedeutendsten stadtgeschichtlichen Quellen. Bausch, der über seine Zeitzeugenschaft hinaus als Angehöriger der reichsstädtischen Elite, als Gelehrter und öffentlicher Amtsträger offensichtlich Zugang zu den Unterlagen von Archiv und Registratur hatte, bietet nicht nur politische Ereignisgeschichte, sondern auch eine Fülle von demographischen, sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen sowie prosopographischen Daten.

Durch die Kombination von Primärquellen, Sekundärliteratur und eigenem Erleben gelang Bausch mit seinen 3.500 Seiten umfassenden „*Collectaneen*“ der erste anspruchsvolle Versuch der Schweinfurter Geschichtsschreibung. Auf die Bedeutung dieses Werkes – nicht nur für die Stadt-, sondern auch für die Landesgeschichte – wurde und wird in der Literatur seit über hundert Jahren hingewiesen.⁴⁾

Das Stadtarchiv Schweinfurt und der Historische Verein Schweinfurt e.V., der im Jahr 2009 sein 100jähriges Gründungsjubiläum feiern kann,⁵⁾ haben sich daher entschlossen, eine kommentierte Edition der Bausch-Chronik in Angriff zu nehmen, die im Laufe der nächsten Jahre in der von der *Gesellschaft für fränkische Geschichte* herausgegebenen Reihe *Fränkische Chroniken* erscheinen soll. Mit



Abb. 1: Johann Laurentius Bausch (1605 – 1665), Schweinfurter Stadtphysikus und Gründer der Leopoldina (AvS, Bildsammlung, P-Ba-5).

Ausschnitten aus dem Bericht über die Belagerung der Reichsstadt Schweinfurt durch schwedische Truppen im April 1647 wird im folgenden ein charakteristisches Beispiel für die Arbeitsweise des Chronisten Johann Laurentius Bausch vorgestellt.

Seit Kaiser Ferdinand II. Schweinfurt 1625 zum Sammel- und Musterplatz für seine Armee unter dem Kommando Wallensteins bestimmt hatte, sollte sich bis zum Vollzug des Friedensexekutionshauptprozesses 1650 an den schweren Belastungen der Stadt durch Truppeneinzüge und Einquartierungen nichts mehr ändern.⁶⁾ Während die protestantische Reichsstadt den schwedischen Glaubensverwandten unter Gustav Adolf 1631 kampflos die Tore öffnete, erzwangen die kaiserlichen Truppen nach der Niederlage der Schweden bei Nördlingen 1634 die Übergabe der Stadt und den Abzug der Schweden erst nach mehr-

tägiger Belagerung und Beschießung. Der Vorgang wiederholte sich unter umgekehrten Vorzeichen im Frühjahr 1647. Der schwedischen Belagerung und Beschießung unter Generalfeldmarschall Wrangel widersetzen sich die kaiserlichen Besatzungstruppen vom 7./17. bis 14./24. April. Am Morgen des 15./25. April besetzten die Schweden Schweinfurt zum zweiten Male.

Bauschs ausführlicher Bericht über die schwedische Belagerung Schweinfurts 1647 bezieht sich mehrmals korrigierend auf die im fünften Band von Matthäus Merians „*Theatrum Europaeum*“ erschienene Beschreibung aus der Feder des Schweinfurter Ratsherren Kaspar Schamroth.⁷⁾ Bausch hat seiner Darstellung die nach einer Zeichnung des schwedischen Generalquartiermeisters C. W. Kleinsträl angefertigte Radierung „*Verzeichnus der Statt Schweinfurt wie die selbe von Ihr*

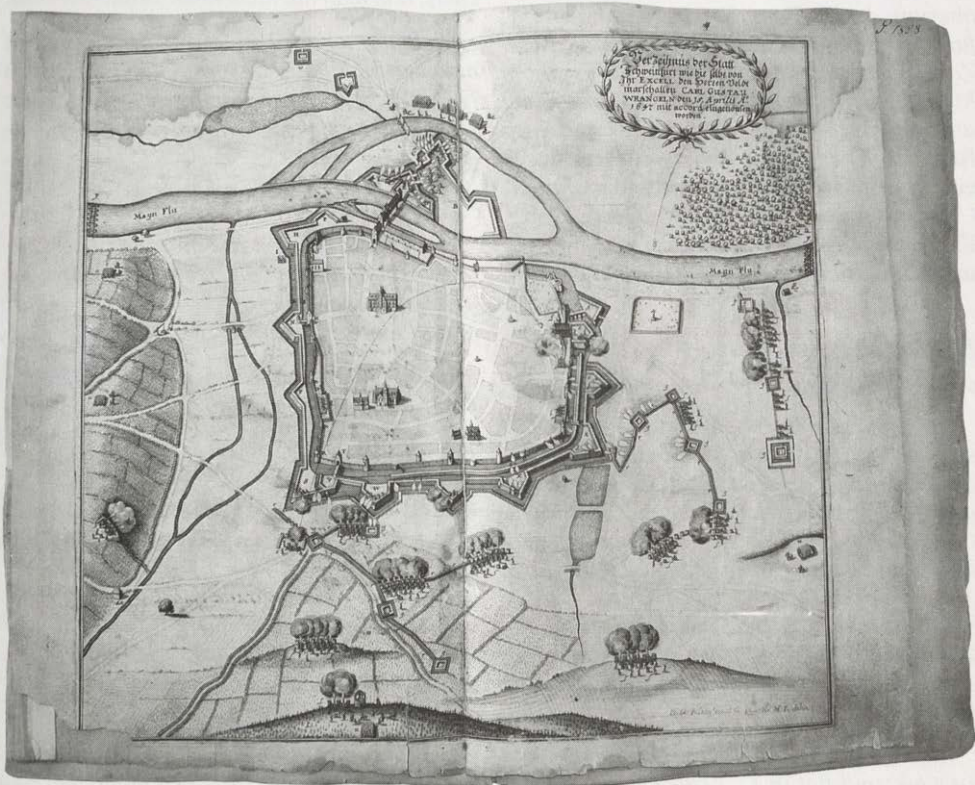


Abb. 2: Schwedische Belagerung der Reichsstadt Schweinfurt 1647: Radierung nach C. W. Kleinsträl aus dem *Theatrum Europaeum* (AvS, Ha 103, p. 1825).

EXCELL: den Herren Veldtmarschallen CARL GUSTAV WRANGELN den 15. Aprilis A° 1647 mit accord eingenommen worden.“ aus dem „Theatrum“ beigefügt, die aus der Vogelperspektive eine exakte Vorstellung der militärischen Aktionen vermittelt.⁸⁾

Die im Text des „Theatrum“ dazu abgedruckte Legende hat er – ebenfalls in korrigierter Form – dem Stich handschriftlich hinzugefügt. Nicht ins „Theatrum“ aufgenommen ist die andere Radierung aus Bauschs Chronik „WAHRHaFTE ABCONTRAFAC-TVH DES H. RÖM: REICHSTAT SCHWEINFVRT SAMPT DER BELAGERVNG. A°. 1647.“⁹⁾ von Lukas Schnitzer, die ihrerseits auf einem dritten zeitgenössischen Stich eines unbekanntenen Künstlers beruht,¹⁰⁾ der Jacob Franks halbjährlich erschienener „Historischer Beschreibung“¹¹⁾ für den Zeitraum zwischen der Frankfurter Fasten- und Herbstmesse 1647 beigegeben ist: „Belag: vnd Eroberung des H: Röm: Reichs Stadt Schweinfurt, wie selbige von des Herrn Gener: Feldt Zeugmeister Carl Gustav Wrangels Exell: im Monat Aprill: dießes Jahrs vorgenommen vnd auß geführet worden. 1647.“ Illustriert wird Bauschs Darstellung des weiteren durch einen Portraitstich des Generalfeldmarschalls Carl Gustaf von Wrangel (bezeichnet: Wolfg. Kilian excudit), der in Bauschs Haus am Roßmarkt Quartier genommen hatte.

Beginn der Belagerung am 7./17. April 1647:

„[...]frühe umb 7. fiengen sie draußen das schießen recht an, auß der batterie bei der dreieckichten ruhe mitt 8. stücken, und auß der batterie an der küheruhe mit 3. stücken. Gieng ein kugel durch den chor in der pfarrkirch, und schlug dem geschnitzten bild S. Mauritti, oben uff dem altar die hand mitt der sehne weg: die andere Kugeln giengen in die kirch und oben durch die häuser umb die kirch herumb: waren meistens 25. pfündige kugeln.

Eine gieng an den kirchthurn, prallet wider zu rück, und fiel in D. Fridrich Fabers, gewesenen Schwedischen cantzlers, hauß in der obern gaßen, lieff die kellertreppen hinunder,

und warff gedachten D. Fabers älteste dochter, Amaliam-Margaretam, 1: die hernach einen schwedischen capitän, Anders Kaln, einen schweden, vom Lindischen regiment, geheirathet, und mitt ihm den 12. Jul. dieses jahrs allhier hochzeit gehabt :/ mitt hinunder, daß sie einen arm entzwei, und sonsten übel fiel.

Einem burger, Haß Holtzapfeln, wurd uffm sammetthurn mitt einem stück der lincke schenckel abgeschossen, deß er wenig stund hernach gestorben.

Und weiln die hiesige auß dem thurn hinter des henckers hauß mitt doppelhacken feuer hinauß gaben, wurd mitt stücken gewaltig uff denselben geschossen, und giengen die kugel, so abfuhren, mehrertheils in die häuser in der spitalgaßen und durchlöcherten sie.

Der thurn aber wurd auch also durchlöchert, daß man ihn nicht mehr brauchen kont.

Viel burgersweiber mitt ihren kindern machten sich unter das rhathauß und in den rhatskeller, andere in andere burgerskeller, für dem schießen sicher zu sein.

Unter dem rhathauß wurden auch die bethstunden gehalten und gepredigt.

Gegen abend fielen etliche reutter zum spitalthor hinauß; musten sich aber bald wider herein machen, und blieb 1. reutter und 1. pferd tod.

In der mitternacht wurden hinder D. Höfels hauß beim weißen thurn 2. mitt ein stückschuß erschossen: und 1. corporal verwundet, daß er wenig tag hernach starb.

Die schwedische verfertigten diese nacht ein batterie in den spercken weingarten, gleich gegen die kalte herberg: item eine beim siechhauß: item eine uffm sand, gleich uff Balthasar Laudenbachs, büttners und achterherrn, weinberg, von der sie hernach durch die weinberg einen lauffgraben biß herunter an den bach machten.

In der statt fingen die reutter auch an, an der stattmauern, wo sie ihnen nicht zum besten gefiel, sich zu verbauen, und abschnitt zu machen: nahmen darzu, was und wo sie es

antraffen, bauholtz, scheid, weln, briter, thür und thor, auß den häusern und scheuern an der mauer, deren ettliche gar eingerissen wurden.

Diesen tag geschahen 205. schuß, davon aber 3. nicht herein, sondern uff die aufffallende reutter, und in der nacht 4.“ [p. 1830f.]

Bilanz der achttägigen Belagerung:

„Wurden sonsten diesen tag [14./24. April] 379. stückschüß herein gethan; 24. granaten und feuerballen herein geworffen: In allem aber die gantze belagerung über 1703. stückschüß. 40. granaten. 11. feuerballen. 68 steinwürff. Was von soldaten vor der statt geblieben, konnte mann eigentlich nicht wissen. Mann meint aber, daß beim außfallen und sonsten, bei 400. geblieben und beschädigt. Wie dann bei 70. gequetschte, darunter ein ingenieur, nach Kitzingen geführt worden, von welchen auch 11. gestorben. So hatten sie auch viel gräber umb die Hilperrsdorffer kirch, darein sonder zweiffel auch nicht wenig gelegt worden sein.“ [p. 1844f.]

Der Westfälische Friede brachte so für Schweinfurt zunächst weder das Ende der Besatzung noch der finanziellen Belastungen. Zwar sind die bis zum endgültigen Abzug der Schweden im August 1650 angefallenen Kosten für die Garnison von 874 Mann und die auf Schweinfurt entfallenden Satisfaktionsgelder – 133,5 Römermonate à 148 fl. = 19.758 fl. –, die einen geordneten Prozeß der Demobilisierung gewährleisten sollten, gering im Vergleich zu der seit Beginn der kaiserlichen Besatzung 1634 bis 1645 aufgewendeten Gesamtsumme von 949.162 fl., aber ihre Bereitstellung machte der ausgebluteten Stadt, die zudem den Festungsbau auf eigene Kosten weiterführte, erhebliche Mühe. Am 28. Juli/7. August 1650 um 5 Uhr nachmittags erfolgte der Abzug der letzten Schwedischen Truppen aus Schweinfurt. Zur Feier des Friedens ordnete der Rat ein „Friedens-, Denk- und Dankfest“ an, das am Samstag den 17./27. August mit einem Vesperläuten eingeleitet wurde; der folgende Sonntag wurde als strenger Buß-, Fast- und Betttag begangen, der eigentliche Festtag – Montag 19./29. Au-

gust – mit einem feierlichen Gottesdienst, Salveschießen und Turmblasen. Zur Erinnerung an den Friedensschluß wurde zukünftig alljährlich am 10. Sonntag nach Trinitatis ein „Buß-, Denk- und Danktag“ gefeiert. Johann Laurentius Bausch ließ an seinem Haus am Roßmarkt eine Gedenktafel an das Schweinfurter Friedensfest anbringen:

D. T. O. M. [= DEO TER OPTIMO MAXIMO]
LAVS ET GLORIA
PACE POPVLO CHRIS
TIANO PARTA
QVIETE IMPERIOROM [!]
RESTITVTA
IVBILÆO OB ID SVIN
FVRTI ACTO
AO. S. MD.C.L. AVG. XIX
MEMOR. ET. GRAT. ERGO
IOH. LAVR. BAVSCH. MD
M. P. C. [= MONUMENTUM PONERE CURAVIT]

(Dem dreieinigen gnädigsten höchsten Gott Lob und Preis, nachdem für das christliche Volk der Friede errungen ist, nachdem die Ruhe der Länder wiederhergestellt ist, nachdem deswegen in Schweinfurt eine Jubelfeier im Jahre des Heils 1650 am 19. August veranstaltet worden war, hat also zur Erinnerung und aus Dankbarkeit Johann Laurentius Bausch, der Medizin Doktor, den Gedenkstein setzen lassen).¹²⁾

Anmerkungen:

- 1) Stein, Friedrich: Monumenta Suinfurtensia historica inde ab anno DCCXCI usque ad annum MDC. Denkmäler der Schweinfurter Geschichte bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Schweinfurt 1875.
- 2) Knapper biographischer Abriß: Müller, Uwe: Zum 400. Geburtstag des Gründers der Academia Naturae Curiosorum Johann Laurentius Bausch (1605–1665), in: Frankenland. Heft 6, 2005, S. 442–446; zur Leopoldina: Parthier, Benno/Engelhardt, Dietrich v. (Hg.): 350 Jahre Leopoldina – Anspruch und Wirklichkeit. Festschrift der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina 1652–2002. Halle/Saale 2002.

- 3) Stadtarchiv Schweinfurt (künftig: AvS), Ha 102 – Ha 104.
- 4) Nur einige Hinweise: Stein, Friedrich: Geschichte der Reichsstadt Schweinfurt. 2 Bde. Schweinfurt 1900; Gartenhof, Kaspar: Die Politik der Reichsstadt Schweinfurt im Dreißigjährigen Kriege. Mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zum Hochstifte Würzburg. Würzburg 1908; Saffert, Erich: Zur Schweinfurter Historiographie und zur Geschichte des Historischen Vereins Schweinfurt, in: Gedenkjahr der Stadt Schweinfurt 1954. Zerstörung und Wiederaufbau in sieben Jahrhunderten. Schweinfurt 1954, S. 7-26; Stöcker Christoph: Konrad Celtis – leider kein „Schweinfurter Stattkind“. Zu Konrad Celtis in der Bausch-Chronik, in: Schweinfurter Mainleite 2008/I, S. 11-18; Pleiss, Detlev Viiding, Kristi: Wie kommt ein estnisches Gedicht in die Schweinfurt Bausch-Chronik?, in: Schweinfurter Mainleite 2008/III, S. 4-19.
- 5) Ultsch, Paul: Geschichte des Historischen Vereins Schweinfurt. Teil I: Die Zeit von der Gründung bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges (1909–1945). Schweinfurt 1990 (mehr nicht erschienen).
- 6) Darstellung nach: Müller, Uwe: Schweinfurt in der Epoche des Konfessionalismus, in: Kolb, Peter/Krenig, Ernst-Günter (Hg.): Unterfränkische Geschichte. Bd. 3. Würzburg 1995, S. 483-516; ders.: „die Natur zu erforschen zum Wohle der Menschen“ – Idee und Gestalt der Leopoldina im 17. Jahrhundert. Festschrift und Ausstellung der Stadt Schweinfurt anlässlich des 350. Jahrestages der Gründung der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina in Schweinfurt am 1. Januar 1652. Schweinfurt 2002 (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt, Nr. 16), S. 27–30.
- 7) Theatri Europaei fünffter Theil: Das ist außführliche Beschreibung aller denckwürdigen Geschichten, die sich in Europa, [...] In der Türckey und Barbarey: Im weltlichen Regiment und Kriegswesen [...] vom Jahr 1643. biß in gegenwärtiges 1647. Jahr, allerseits begeben und verlaufen: Auß glaubhafften Documentis [...] beschrieben durch J. P. Lotichium [...] und verlegt durch Mattheum Merian, Buchhändlern zu Franckfurt am Mayn. Frankfurt/Main: Wolfgang Hoffmann 1647, S. 1336f. (AvS, Reichsstädtische Bibliothek, 6808). Korrekturen Bauschs: AvS, 103, p. 1837, 1844, 1845. Abdruck des Berichts aus dem Theatrum Europaeum: Beyschlag, Friedrich: „Vollständige Relation wegen Beläg- und Eroberung der Stadt Schweinfurt“ (1647), in: Archiv für Stadt und Bezirksamt Schweinfurt. Beilage zum Schweinfurter Tagblatt. 6. Jg. 1908, Nr. 3, S. 25–28.
- 8) Schneider, Erich/Brandl, Andrea (Bearb.): Schweinfurt – Bilder einer Stadt in der Druckgraphik vom 16. bis 19. Jahrhundert. Schweinfurt 1991 (= Schweinfurter Museumsschriften 39/1991), Nr. 16.
- 9) Schneider/Brandl (wie Anm. 8), Nr. 18.
- 10) Ebd., Nr. 17.
- 11) Francus, Jacobus [Pseud.]: Relationis historicae semestrialis continuatio, Jacobi Franci Historische Beschreibung aller denckwürdigen Geschichten [...] vor vnd hierzwischen nechstverschiener Franckfurter Fastenmessz 1647. biß auff die Herbstmessz desselbigens Jahrs [...] Durch Sigismundi Latomi, aliàs Mäurers/ Seel. (Erben) continuiert [...]. Frankfurt/Main: Sigismundus Latomus (Erben) 1648, S. 8-11 (AvS, Bausch-Bibliothek, B 525).
- 12) Übersetzung nach: Saffert, Erich: Schweinfurt – Stadtführer, Schweinfurt 1963.

Das Ernst-Sachs-Bad in Schweinfurt

von

Andrea Brandl

Das einstige Hallenbad will als neue Kunst-halle wieder das Interesse einer breiten Öffentlichkeit wecken. Noch heute ist das prominente Gebäude im Gedächtnis der Schwein-

furter Bürger tief mit Erinnerungen und Emotionen verwurzelt, denn es gibt kaum jemanden in der Stadt, der nicht in diesem Hallenbad Schwimmen gelernt hat. Jeder Schwein-

furter Bürger tief mit Erinnerungen und Emotionen verwurzelt, denn es gibt kaum jemanden in der Stadt, der nicht in diesem Hallenbad Schwimmen gelernt hat. Jeder Schweinfurter hat ein paar Anekdotchen zu erzählen, was er während des Badebetriebes als Schüler so alles erlebt hat. Die anfängliche Skepsis der neuen Nutzung gegenüber ist jedoch rasch durch Kommunikation verschiedenster Art – sei es durch regelmäßige Veröffentlichungen etwa in der Stadtkulturzeitung und durch Führungen auf der Baustelle – der Begeisterung für die zukünftige Kunsthalle gewichen. Bereits im November 1930 hat der Architekt es ausdrücklich nicht als Kritik aufgefaßt, als man seinen Plänen vorwarf, „...die Sache sähe halt eigentlich nicht wie ein Hallenschwimmbad aus, sondern mehr wie eine Festhalle, in der auch Kunstausstellungen stattfinden.“

Der Industrielle Ernst Sachs – Auftraggeber und Mäzen

In der Weimarer Republik litt Schweinfurt unter den Kriegsfolgen, der Inflation und

Weltwirtschaftskrise. In der Amtszeit des Bürgermeisters Dr. Benno Merkle wurden Akzente in der städtischen Schul- und Sozialpolitik gesetzt, ergänzt durch kirchliches Engagement und private Initiativen von Seiten der Großindustrie. So stiftete der Geheime Kommerzienrat Dr. Ing. h.c. Ernst Sachs (1867–1932) anlässlich seines 60. Geburtstages das Volks- und Hallenschwimmbad. Der Mechaniker und Radrennfahrer hatte 1895 gemeinsam mit Karl Fichtel (1863–1911) die „Schweinfurter Präzisions-Kugellagerwerke Fichtel & Sachs“ gegründet. 1903 gelang ihm die Entwicklung der Torpedofreilaufnabe, die den Fahrradbau revolutionieren sollte. Wegen der schlechten wirtschaftlichen Lage verzögerte sich der Baubeginn. Deshalb entschloß sich Ernst Sachs, die Baukosten ganz zu übernehmen und stiftete 450.000,- RM. Der Baubeginn erfolgte am 2. Januar 1931, die feierliche Grundsteinlegung fand am 10. Juni desselben Jahres statt. Die Inschrift über dem Eingang verwies explizit auf den Zweck des Gebäudes: „Zur Förderung der Gesundheit, zum Wohle und Segen der



Abb. 1: Historische Aufnahme des Ernst-Sachs-Bades zur Erbauungszeit. Ansicht von Süden.

Bevölkerung. Erbaut in schwerer Zeit des Vaterlands in den Jahren 1931/32.“

Die Lage des Hallenbades

Die Vorgaben des Auftragsgebers Ernst Sachs an den Stadtrat bzw. den Oberbürgermeister Merkle vom Juni 1930 waren klar formuliert: „Als Bauplatz bitte ich mir den Platz auf der Schanze südlich der Pfründeanstalt zu überlassen. Dieser Platz ist denkbar zentral gelegen und sowohl von der Altstadt als auch von der neuen Stadt gleich gut erreichbar. Eine gute Lage des Bades ist aber meines Erachtens für den Besuch und die Rentierlichkeit von allergrösster Bedeutung ...“ Der repräsentative Vorplatz und die Anordnung des Solitärbaus unterstreichen die zur Bauzeit gewollte Ausrichtung zur Industrie und den neuen Baugebieten im Westen der Stadt. Der an eine Klosteranlage erinnernde Gebäudekomplex als Metapher für Kirchenschiff, Kreuzgang mit Innenhof und Refektorium umfaßte die zentrale Halle, den Innenhof und eine einseitige Verlängerung mit einer Arkadenhalle. Die Anlage diente neben dem Schwimmen auch als Reinigungs- und Hygienebad. Das Programm wurde ergänzt mit Dampf-, Medizin- und Heilbädern sowie Gymnastikräumen. Eine Galerie mit Restaurant und Klubraum im Obergeschoß um die zentrale Halle sollte zusätzlich die ganzheitliche Bedeutung der Einrichtung auch als Ort der Kommunikation betonen. Der Stifter erlebte die Eröffnung am 7. Februar 1933 nicht mehr. Sein Sohn Konsul Willy Sachs (1896–1958) stiftete zur künstlerischen Bereicherung der Außenlage einen Brunnen des Münchener Bildhauers Josef Wackerle.

Der Architekt Roderich Fick (1886–1955)

Roderich Fick wurde 1886 in Würzburg geboren. Seine familiären Wurzeln gehen mütterlicherseits auch nach Schweinfurt zurück; hier hatte er 1928 eine Villa für den Kgl. Hofrat Dr. Hans Graetz gebaut, die heute noch steht. Seine Arbeiten sind den Zielsetzungen des „Deutschen Werkbunds“ verbunden, des

sen Mitglied er war. Sie äußern sich bei architektonischen Aufgabenstellungen durch ein sensibles Einfügen in die Landschaft. Er lehnte eklektizistische Anwendungen von Stilen und Formen im Sinne des Historismus ab und entwarf dabei selbst individuell bis ins kleinste Detail. Seine Bauten stehen in der süddeutschen Architekturtradition und hier vor allem unter dem Einfluß seines Mentors Theodor Fischer (1862–1938). Der Bau des Hauses der Deutschen Ärzte in München 1935 brachte Roderich Fick die Beauftragung zu Planungen der Siedlung in Pullach und einzelner Bauten auf dem Obersalzberg. 1939 wird Roderich Fick, zu diesem Zeitpunkt bereits Professor an der Technischen Hochschule München, von Adolf Hitler im Rahmen einer neu geschaffenen Planungsstelle als „Reichsbaurat für die Stadt Linz“ berufen. Unter ihm nimmt das stadtplanerische Konzept in Form eines Generalbebauungsplanes bald seine endgültige Form an. Er mußte jedoch viele seiner Vollmachten im Laufe der Jahre an den Gauleiter abgeben. Von den Planungen wurden nur die stadtseitige Brückenkopfbebauung und das Wasserstraßenamt ausgeführt. 1946 wurde Fick von der Spruchkammer München als Minderbelasteter verurteilt und 1948 nach einem Revisionsverfahren von der Spruchkammer Starnberg als Mitläufer eingestuft. Der Tatbestand des Nutznießers wurde in der Spruchbegründung völlig ausgeschlossen. Neben zahlreichen privaten Villen zählen zu seinen bekanntesten Bauten das Verlagsgebäude C.H. Beck in München (1948–1950) und das Donaukraftwerk am Jochenstein (1952–1955).

Vom Schwimmbad zum Musentempel

Die Luftangriffe vom Februar und August 1944 führten zu schweren Beschädigungen und führten zur Schließung des Bades. 1948 gaben es die amerikanischen Streitkräfte teilweise an die Stadt zurück. Nach gründlicher Erneuerung wurde es im Rahmen eines Festaktes mit Schwimmvorführungen am 5. bzw. am 8. November 1949 wieder eröffnet. Auch der 20. Todestag des Stifters wurde am 2. Juli 1952 in einer Gedächtnisfeier mit Ansprache des Oberbürgermeisters Dr. Ignaz Schön ze-

lebiert. In den Nachkriegsjahren war das Bad in Teilen des Gebäudes Sitz einer Wäscherei, was zu Schäden am Beton führte, die erst im Rahmen der Sanierung 2007 auftauchten. In der ersten Hälfte der 1950er Jahre bis etwa 1956 war das Gebäude zugleich Sitz des Amerika-Hauses und beherbergte als Zweigstelle des Haupt-Amerika-Hauses in Würzburg unter der Ägide des ehemaligen Leiters des Schweinfurter Kulturamtes und Theaters Dr. Günther Fuhrmann im Erdgeschoß und 1. Stock einen Film- und Lesesaal sowie Büros.

Die endgültige Einstellung des Badebetriebes erfolgte im August 2004. Stadtrat und Verwaltung haben sich intensiv mit der zukünftigen Nutzung des Ernst-Sachs-Bades auseinandergesetzt und eine Reihe von Varianten geprüft (Stadtbücherei, Volkshochschule, Industriemuseum). Bereits 2003 entschied sich der Stadtrat für die Umnutzung als neues Domizil der städtischen Galerie. Im Juli 2004 stimmten der Schul- und Kulturausschuß sowie der Haupt- und Finanzausschuß für den Architektenwettbewerb „Umbau Ernst-Sachs-Bad zur Kunsthalle“. Es folgte im Dezember 2004 die Ausschreibung eines europaweiten Realisierungswettbewerbs. Die Preisgerichtssitzung bestimmte im Juni 2005 als ersten Preisträger Prof. Hartwig N. Schneider, Stuttgart. Der Baubeginn erfolgte im Herbst 2006, die Grundsteinlegung für die zukünftige Kunsthalle im Oktober 2007.

Die charakteristischen, schon zur Bauzeit bestimmenden Raumelemente bleiben in der Kunsthalle erhalten. Der Haupteingang mit seiner Freitreppe und dem Portal mit der Stiftungskartusche geleitet den Besucher auch heute wieder wie bei einem antiken Tempel in das etwas erhöht stehende Gebäude. Über einen Vorraum gelangt man direkt in das Foyer der Kunsthalle. Dieser Orientierungspunkt eröffnet dem Besucher erste Eindrücke und vermittelt zwischen den weiteren Gebäudeflügeln. Der Innenhof wird für den Besucher in den Sommermonaten frei zugänglich. Das Erreichen der unterirdischen Ausstellungsbereiche, die von außen nicht wahrgenommen werden können, ist über zwei große Treppen möglich. Diese zusätzliche Raum-

nutzung im Untergeschoß für Wechselausstellungen bzw. für die Dauerpräsentation der Sammlung Hierling ermöglichte erst der Entwurf des Architekten Prof. Hartwig N. Schneider. Kernstück ist jedoch die große Halle im Erdgeschoß. Helle Wände und Decken, deren Übergänge durch homogene Lichtführung fließend erscheinen, verbinden die Räume. Ein massiver Steinboden gibt den Räumen die Basis zurück und sorgt für die erforderliche horizontale Gliederung der Innenbereiche.

Entdeckung der nordöstlichen Flanke der sog. Naturheilschanze im Sommer 2007

Der Umbau führte zu einer Unterkellerung des bisher nicht unter das Laufniveau im Erdgeschoß abgetieften Innenhofs. An dieser Stelle war aufgrund zahlreicher Pläne des 19. und 20. Jahrhunderts mit Resten einer Bastion aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges zu rechnen. Es wurde tatsächlich bei den Tiefbauarbeiten durch die Handwerker eine massive Mauer freigelegt und diese im Auftrag der Stadt Schweinfurt archäologisch durch Jochen Scherbaum aus Bamberg dokumentiert. Es handelt sich dabei um die Südostflanke der sog. Naturheilschanze, die vom schwedischen General Wrangel 1648 begonnen und nach Kriegsende von der Stadt fertig gestellt wurde. Die Mauer ist Teil des Unterbaus der Schanze und wird im Untergeschoß der Kunsthalle sichtbar erhalten bleiben.

Kunstgenuß im besonderen Ambiente

Ein großer baumbestandener Vorplatz empfängt den Besucher auch gegenwärtig. Hier kann er zur Sommerzeit unter den Arkaden des seitlich vorgezogenen Flügels verweilen, der geschickt architektonisch zwischen Frei- und Innenraum vermittelt. Ein Wasserspiel von Josef Wackerle als reduziertes Zitat der berühmten Fontana die Trevi in Rom sucht den Dialog mit der eher nüchternen Außenfassade mit seiner gleichwohl harmonischen wie strengen Gliederung und wirkt in seiner neobarocken Formensprache als ein beleben-

des Stilelement. Die Figurengruppe geleitet uns optisch zum Eingang des Gebäudes, das sich in seinen kubischen Grundformen und gestaffelten Dachhöhen nicht auf den ersten Blick erschließt. Die interessante Architektur mit ihrer zurückhaltenden Formsprache öffnet sich dem Gast erst – wie einst im Badebetrieb – allmählich und lädt ein beim neugierigen Flanieren im Gebäude und zum intensiven Kunst- und Architekturgenuß.

Verwendete Literatur:

Hellerer, Friederike (Hrsg.): Roderich Fick. Baumeister in Herrsching. Herrsching 2007. Nerdinger, Winfried (Hrsg.): Architektur der Wunderkinder. Aufbruch und Verdrängung in Bayern 1945–1960. München 2005, S. 39–40. Wiedemann, Josef über Roderich Fick, in: Nerdinger, Winfried (Hrsg.): Süddeutsche Bautradition im 20. Jahrhundert. Architekten der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. München 1985, S. 225.

Die Kunsthalle Schweinfurt

von

Erich Schneider

An den Autobahnen wirbt Schweinfurt seit einigen Jahren mit dem Slogan „Industrie und Kunst“. Die Stadt demonstriert damit augenfällig, welche Bedeutung der ‚weiche‘ Standortfaktor Kunst für das Leben in der Metropole von Wälzlager und Maschinenbau hat. Industrie und Kunst verbinden sich im allgemeinen Bewußtsein auf besondere Weise jedoch vor allem mit den beiden Museen Georg und Otto Schäfer. Im Frühjahr 2009 wird mit der Kunsthalle im ehemaligen Ernst-Sachs-Bad noch ein weiteres Museum für zeitgenössisches Kunstschaffen eröffnet werden. Alle drei Museen sind mit den Namen von Schweinfurter Unternehmern verbunden: Ernst Sachs, Georg Schäfer und Otto Schäfer. Industrie und Kunst sind in der Zukunftsstadt Schweinfurt zwei Gesichter *einer* Stadt, die sich gegenseitig bedingen und fördern.

Gegenüber den ‚Giganten‘ Schäfer sind die Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt gewiß nur der ‚David‘ in der lokalen Museumslandschaft. Über lange Jahrzehnte bestanden die Städtischen Sammlungen Schweinfurt, wie sie bis 2006 genannt wurden, aus dem 1934 eröffneten stadtgeschichtlichen Museum im Alten Gymnasium nahe der Pfarrkirche St. Johannis. 1984 kam die Galerie für zeitgenössische Kunst in Franken in der alten Reichsvogtei hinzu. Später folgten die Beleuchtungssammlung Luxburg beziehungsweise die Ikonensammlung Glöckle im Gun-

nar-Wester-Haus, die Naturkundliche Sammlung im Harmonie-Gebäude und in Schweinfurt-Oberndorf das Gustl-Kirchner-Archiv im Künstlerhof. Der Umzug der Galerie von den zunehmend beengten Räumen in der Alten Reichsvogtei in die Kunsthalle im ehemaligen Ernst-Sachs-Bad trägt der bemerkenswerten Entwicklung dieser Kunstsammlung angemessene Rechnung. Er bereichert zudem die lokale Museumslandschaft und eröffnet völlig neue Perspektiven. Anknüpfend an die Bestände des Museums Georg Schäfer zur deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts wird in der neuen Kunsthalle Schweinfurt künftig ein Überblick über wesentliche Strömungen der deutschen Kunst des 20. Jahrhunderts bis zur Gegenwart möglich sein.

Ausdrücklich verlieren die Museen und Galerien die industriell geprägte Vergangenheit von Schweinfurt nicht aus den Augen. Häufig gemeinsam mit dem Arbeitskreis Handwerks- und Industriekultur wurden zum Beispiel seit dem Jahr 2002 unter dem Markenzeichen ‚Made in Schweinfurt‘ sehr erfolgreiche Ausstellungen dazu erarbeitet. Daneben arbeitet die Stadt Schweinfurt an Inhalt und Konzept eines Schweinfurter Industriemuseums. Im Herbst 2008 wurden durch einen Beschluß des Stadtrates erste Weichenstellungen zu diesem Projekt unter dem Arbeitstitel ‚ars industria‘ getroffen. Bereits 2009 wird ein eigenes Industriedepot errichtet. Pa-

rallel dazu werden die Exponate nach wissenschaftlichen Maßstäben elektronisch inventarisiert.

Während an ‚ars industria‘ somit noch intensiv gearbeitet werden muß, steht die Kunsthalle im ehemaligen Ernst-Sachs-Bad kurz vor der Eröffnung. Damit finden die seit rund 20 Jahren andauernden Bemühungen, Schweinfurt in Franken zu einem Kompetenzzentrum auch für die Kunst der klassischen Moderne bis hin zur Gegenwartskunst werden zu lassen, ihren sichtbaren Ausdruck. Das von dem Schweinfurter Industriellen Ernst Sachs gestiftete und 1931 bis 1933 nach Plänen von Roderich Fick gebaute Hallenbad stellt in seiner qualitätvollen, neusachlichen Architektur und seinem großzügigen Raumzuschnitt eine ideale Hülle für die neue Kunsthalle Schweinfurt dar. Die Lage am westlichen Rand der Altstadt, die umgebende Grünanlage mit dem Theater der Stadt und der nahe Parkplatz bilden weitere Pluspunkte für eine Nutzung als Ausstellungsgebäude für Kunst des 20. Jahrhunderts.

In diesen Tagen wird der von dem Schweinfurter Architekturbüro Dr. Ropertz & Partner betreute Umbau nach Plänen des Stuttgarter Architekten Prof. Hartwig N. Schneider beendet. Auf knapp 2.200 Quadratmetern werden in zwei Geschossen die bisher in der Reichsvogtei gezeigten Sammlungen zur deutschen Kunst nach 1945, die Exponate des Kunstvereins Schweinfurt und zusätzlich die Sammlung Hierling mit Werken des expressiven Realismus zur Kunst zwischen den beiden Weltkriegen ausgestellt. Vier bis fünf wechselnde Ausstellungen im Jahr ergänzen und bereichern diese Dauerpräsentationen. Im Eröffnungsjahr zeigen wir unter dem Titel ‚Farbe, Furcht und Engel‘ Werke des Malers Franz Hitzler aus München (ab 19. Juni), eine Ausstellung mit dem Titel ‚Deutsche Einheit‘ (ab 4. Oktober) und als Auftakt der künftig regelmäßig durchgeführten Triennale Schweinfurt unter dem Motto ‚Fokus Franken‘ eine jurierte Ausstellung mit den besten Werken von Künstlern aus Franken (ab 13. November).

Eine prägende Rolle im Konzept der Kunsthalle Schweinfurt spielt die Leihgabe der

Sammlung Joseph Hierling mit ihrem eigenständigen Blick auf die Kunst des expressiven Realismus. Die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert hat keinen eigenen, die Kunst alleine prägenden Stil hervorgebracht. Dennoch waren diese Jahre zwischen Fin de Siècle und Gründerzeit voller kreativer Spannung: Der späte Impressionismus, der Jugendstil und vor allem der Expressionismus boten ein unerschöpfliches Reservoir künstlerischer Äußerungsmöglichkeiten. Die um 1900 geborenen Maler und Bildhauer in Deutschland hatten jedoch in aller Regel nur die wenigen Jahre zwischen dem Ende des Ersten Weltkrieges und der 1933 einsetzenden Kunstdikatur des Nationalsozialismus, um eigenständige Ausdrucksformen zu erarbeiten. Viele erhielten von den Nazis Malverbot oder wurden als ‚entartet‘ ins Abseits gedrängt. Die Bomben des Zweiten Weltkrieges vernichteten nicht nur das Leben von Millionen Menschen, sondern oft genug auch das Lebenswerk vieler Künstler. Nach 1945 trafen diese auf abstrakte, aus Amerika, England oder Frankreich kommende Stilformen und gerieten erneut ins Abseits: Eine ganze Künstlergeneration ging für Jahrzehnte verschollen.

Mit der Sammlung ‚Expressiver Realismus‘ von Joseph Hierling präsentiert die Kunsthalle im Ernst-Sachs-Bad einen wichtigen Aspekt der deutschen Malerei zwischen den beiden Weltkriegen und verschafft sich damit ein besonderes Alleinstellungsmerkmal. Außerdem ist es möglich, an bisher in Schweinfurt bereits gepflegte Sammlungskomplexe anzuknüpfen: Dazu gehört etwa das Werk des 1971 in Schweinfurt verstorbenen Malers Wilhelm Kohlhoff. Gemeinsam mit seinen Malerfreunden Harry Deierling, Franz Heckendorf oder Bruno Krauskopf hatte er im Berlin der zwanziger Jahre mit expressiv-abstrakten Bildern die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Während der ab 1937 als ‚entartet‘ geächtete Kohlhoff vergeblich versucht hatte, in die Türkei auszuweichen, zog der von expressiver Sachlichkeit in seinem Werk geprägte Malerfreund Albert Birkle nach Salzburg. Sie alle haben nach 1945 auf dem nationalen oder internationalen Parkett nur noch bedingt an ihre früheren Höhepunkte anknüpfen können.

Als Einrichtung in der Trägerschaft der Stadt Schweinfurt werden in der neuen Kunsthalle Werke von herausragenden Künstlern aus Stadt und Region gesammelt oder durch Ausstellungen und begleitende Kataloge bekannt gemacht. Die Museen und Galerien sind bei einer solchen lokalen Betrachtung jedoch zu keinem Zeitpunkt stehen geblieben und haben in gleicher Weise stets die Horizonte der nationalen und internationalen Kunstentwicklung im Auge behalten. Nach unserer Auffassung ergibt beides nur zusammen einen Sinn und beides bedingt einander: Hier die lokale Erdung und dort die Justierung des Urteils an allgemein gültigen Maßstäben. In unserer weltumspannenden Informationsgesellschaft dürfte es in der Kunst ohnedies Begriffe wie lokal, überregional oder international nicht mehr geben.

Seit mehr als 50 Jahren sammelt Schweinfurt das Schaffen zeitgenössischer Künstler. Am Anfang stand das Werk regionaler Künstler im Mittelpunkt der Anstrengungen. Vielfach handelte es sich um Aufträge zur Gestaltung von öffentlichen Bauten. Karl Clobes malte im Trausaal des Rathauses eine Wand, in der er die Segnungen der neuen Friedenszeit thematisierte. Groß ist auch die Zahl an Werken, die Künstler wie Heinrich Söller oder Gustl G. Kirchner in diesen Jahren des Wiederaufbaus geschaffen haben. Daneben setzte überraschend früh ein Diskurs mit Künstlern jenseits der lokalen Horizonte ein: Der Münchner Franz Nagel war nicht nur im Würzburger Dom tätig, sondern gestaltete 1954 auch den Hochaltar und die Decke von St. Joseph in Schweinfurt-Oberndorf. Nahezu gleichzeitig schuf Georg Meistermann aus Köln sein monumentales Glasfenster mit der Darstellung des Pfingstwunders in St. Kilian. Zu erinnern wäre außerdem an die große Wand von Karl Fred Dahmen im Foyer des Theaters der Stadt Schweinfurt von 1965. Dieser hier allenfalls beispielhaft aufgezeigte aufgeschlossene Umgang von Schweinfurt mit zeitgenössischer Kunst darf in dieser frühen Zeit als bemerkenswert gelten.

Als relativ junge Sammlung ist den Verantwortlichen dennoch bewußt, daß unsere kunstgeschichtliche Karte des 20. Jahrhunderts trotzdem zahlreiche weiße Flecken aufweist,

ja aufweisen muß. Vieles, wie etwa Hauptwerke des Expressionismus von „Brücke“ oder „Blauer Reiter“ oder einzelner prägender Künstler von Baumeister bis Rauch, wird angesichts begrenzter finanzieller Ressourcen nach aller Erfahrung auch in Zukunft unerreichbar bleiben. Hier müssen, wie bereits in der Vergangenheit erfolgreich praktiziert, zeitlich befristete Wechselausstellungen beitragen, solche Lücken zu schließen.

Die Stadt Schweinfurt hat jedoch immer wieder in unterschiedlicher Intensität Kunst angekauft. Erstmals systematisch inventarisiert wurde das Sammlungsgut ab dem Jahr 1961. Leider scheint der Erwerb einer Arbeit von Paul Klee in den sechziger Jahren jenseits der Möglichkeiten gelegen zu haben. Immerhin glückte 1960 der Ankauf der Bronzeskulptur „Maja“ von Gustav Seitz, einem Hauptwerk figürlicher Plastik der Kunst nach dem Krieg in Deutschland. Diese anfangs in Schweinfurt nicht unumstrittene Skulptur zog noch Jahrzehnte später eine große Schenkung nach sich: Der Würzburger Bildhauer Reinhard Dachlauer, der Schöpfer der bekannten

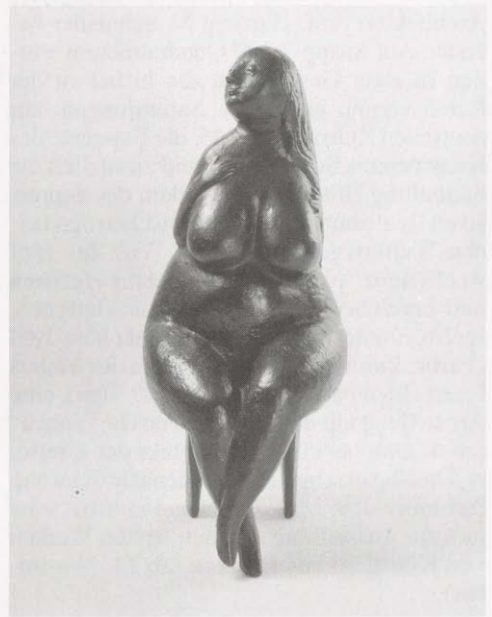


Abb. 1: Gustav Seitz, *Susanna*, 1960, Bronze-guß, Höhe 123 cm. ©VG Bildkunst, Bonn.

Skulpturen ‚Bulle und Bär‘ vor der Frankfurter Börse, fühlte sich zeitlebens vom Schaffen Seitz‘ in besonderer Weise angespornt. Aus seinem Nachlaß erhielten die Museen und Galerien ein repräsentatives Konvolut von weiteren Werken dieses Künstlers zwischen Ost und West als Schenkung. Dieser Diskurs zwischen Seitz und Dachlauer sowie die Umstände der Erwerbung von Werken dieser Künstler für die Kunsthalle Schweinfurt über die Jahrzehnte hinweg spiegeln deren Sammlungskonzept geradezu auf programmatische Weise wider.

Die Stadt Schweinfurt kann diese Arbeit nicht allein finanzieren. Die Museen und Galerien sind deshalb auf Zuschüsse und Sponsoren angewiesen! Mit großem Dank sei auf die Förderung durch den Freistaat Bayern und seiner Einrichtungen wie etwa der Landesstelle oder dem Haus der bayerischen Geschichte verwiesen sowie insbesondere auch der Bezirk Unterfranken und seine Kulturstiftung angeführt. Wichtig ist vor Ort jedoch die Unterstützung durch die Bürger selbst. Zu den besten Freunden der Museen und Galerien zählt der 1996 gegründete Kunstverein Schweinfurt mit seinen mehr als 600 Mitgliedern. Gerade in den zurückliegenden Jahren hat er bemerkenswerte Aktivitäten entwickelt und den Sammlungen beziehungsweise der Stadt Schweinfurt hochbedeutende Neuerwerbungen zugeführt. Ohne die Arbeit des Kunstvereins gäbe es die Kunsthalle in ihrer künftigen Form ebenso wenig, wie zahlreiche Wechselausstellungen nicht hätten durchgeführt werden können. Das unlängst insbesondere aus Mitteln des Kunstvereins erworbene Gemälde „Geist und Materie I“ von Rupprecht Geiger ist ein schönes Beispiel des Zusammenwirkens der verschiedenen Förderer.

Erheblichen Anteil an der frühen Nachkriegsblüte der Kunst beziehungsweise der Kunstrezeption in Schweinfurt hatten vielfach die schaffenden Künstler selbst: Isi Huber schärfte in seinem legendären Abendatelier den Blick vieler Schüler genauso, wie es Heinz Altschäffel oder Peter Vollert in ihren Kursen bis heute tun. Zu erinnern ist an die ‚Gruppe Sieben‘, die vor allem in den frühen 1970er Jahren mit Ausstellungen an die



Abb. 2: Helmut Pfeuffer, *Abaelard*, 1987, Öl und Dispersion auf Maljute, 200 x 190 cm.

© VG Bildkunst, Bonn.

Öffentlichkeit getreten ist. Ihr gehörten neben anderen Heinz Altschäffel, Norbert Kleinlein und Julian Walter an, die bereits damals das künstlerische Potential von Schweinfurt im regionalen Rahmen eindrucksvoll herausgearbeitet haben. 1969 schlossen sich mit Heinz Altschäffel, Heinrich Sölller, Julian Walter und Peter Wölfel vier freischaffende Künstler zu einer Ausstellungsgemeinschaft zusammen. Diese bildete 1973 unter Einschluß von Josef Felkl, Herbert Kießwetter, Gustl G. Kirchner, G. Hubert Neidhart und Peter Vollert den Kern der noch immer bestehenden Gruppe Schweinfurter Künstler, zu der später unter anderen noch Gustav Wölkl, Christel Burghard-Wölfel und Margarita Calvary gestoßen sind.

Jenseits solcher Gruppenbildungen läßt sich eine Reihe weiterer wichtiger Künstlerpersönlichkeiten benennen: So war bereits in den sechziger Jahren Helmut Pfeuffer aus der sich entwickelnden lokalen Kunstszenen in Richtung München aufgebrochen. Vor allem seit den späten siebziger Jahren spricht er als Maler im eigentlichen Sinn ein wichtiges Wort in der deutschen Kunst der Gegenwart mit. Den umgekehrten Weg nahm der 1976 in Schweinfurt verstorbene Conrad Westpfahl. Dieser zog sich nahezu gleichzeitig aus der

Großstadtheftik Münchens in die Abgeschiedenheit zurück, um in Birnfeld und Wetzhausen nördlich der Kugellagerstadt sein bedeutendes informelles Spätwerk zu entwickeln.

Wir glauben, mit diesem Schweinfurter Konzept einen eigenständigen Beitrag zu leisten. Weder in Würzburg, Bamberg oder Nürnberg, um nur die nächsten Nachbarstädte zu nennen, gibt es ähnlich angelegte Einrichtungen oder ist vergleichbares in greifbarer Nähe. Aber auch Museen in Kunstmetropolen wie München setzen meist auf große Pu-

blikumszahlen und Internationalität und nur selten – und wenn, dann nicht systematisch – auf die Auseinandersetzung von überregional prägenden mit vor Ort wirkenden Kunstströmungen. Wir sind der Überzeugung, daß der in Schweinfurt gepflegte, vergleichend-prüfende Blick auf wichtige Werke, egal ob aus der vermeintlichen Provinz oder welcher internationalen Observanz auch immer, dazu beiträgt, einerseits die regionale Identität zu stärken und andererseits einem überregionalen Publikum die Chance zu neuen, unverbrauchten Einsichten zu gewähren.

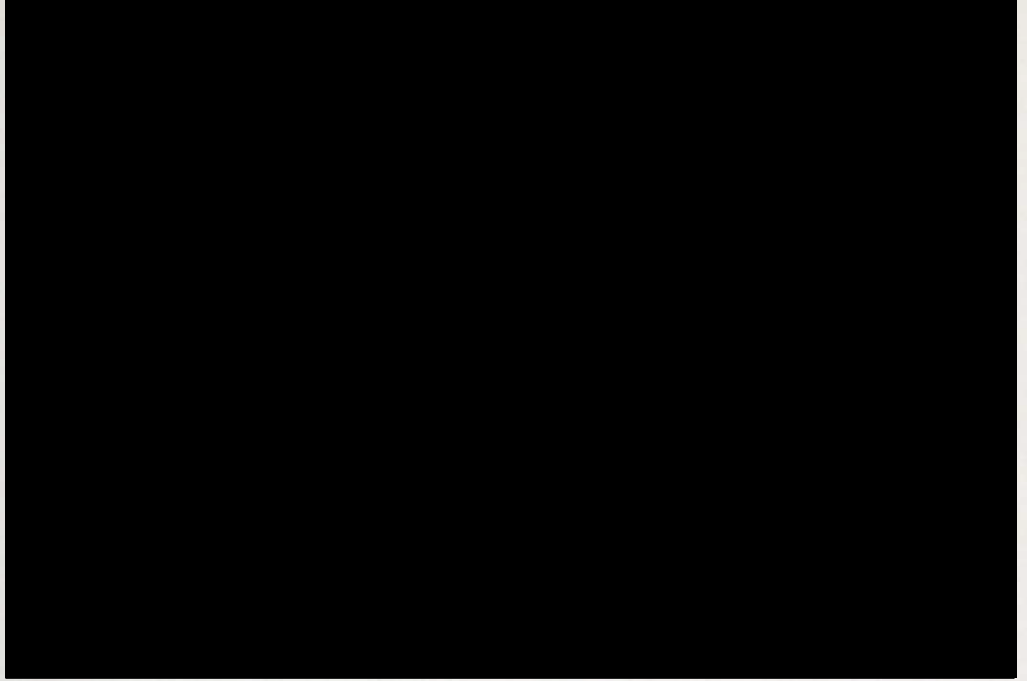
Das Museum Georg Schäfer

von

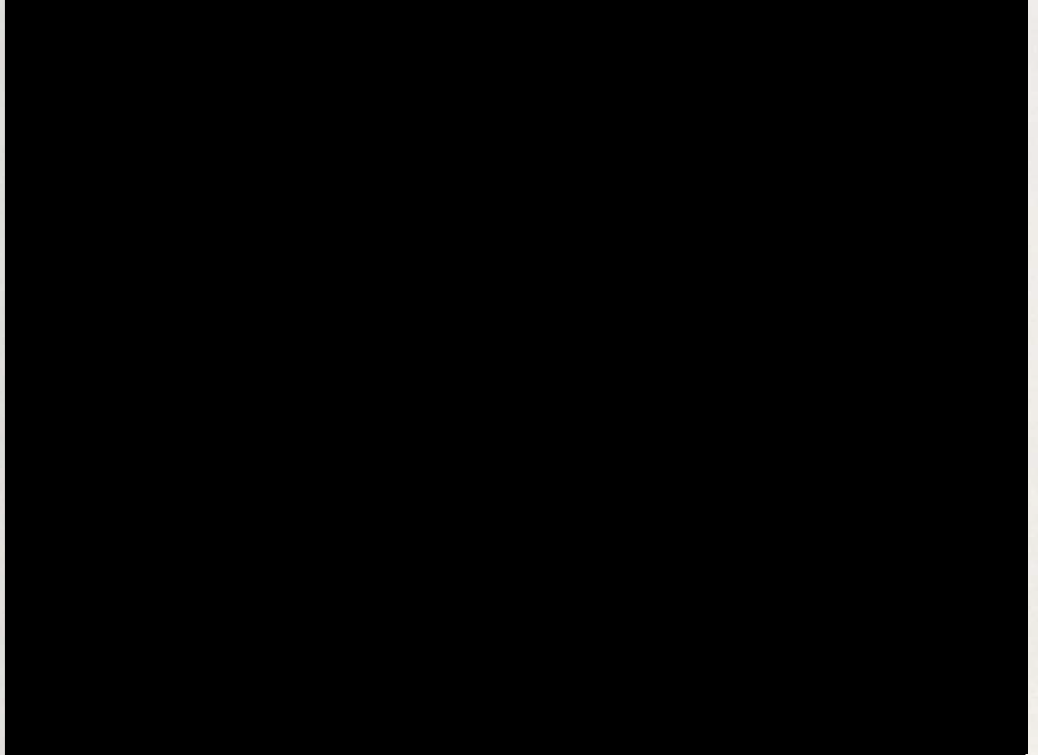
Sigrid Bertuleit

Dieser Artikel ist aus urheberrechtlichen Gründen online nicht einsehbar.

Dieser Artikel ist aus urheberrechtlichen Gründen online nicht einsehbar.



Dieser Artikel ist aus urheberrechtlichen Gründen online nicht einsehbar.



Lebendiges Museum – Ein MuSe-Kuß für alle!

von

Friederike Kotou!

„Hallo, ich bin's, darf ich vorstellen? Meine Bilder in der ‚Galerie Alte Reichsvogtei‘ am Tag des ‚Offenen Ateliers‘. Das ist der Vorteil, wenn man in der Galerie malt – man muß nicht erst sterben, um rein zu kommen. Ich kann's nicht ändern, ich freu' mich schon sehr darüber!“

(M., 51 Jahre, E-Mail vom 20. Mai 2006)

Das sind schlagende Argumente für die Teilnahme an einem Wochenendkurs des Schweinfurter Museums-Service (MuSe), aber lange nicht die einzigen. Seit dem Jahr 2001 ist der MuSe für die Museen und Galerien der Stadt Schweinfurt und für das Museum Otto Schäfer die zentrale Servicestelle, die Veranstaltungsangebote für Kinder, Ju-



Abb.: Schüler gestalten Kunstfahnen für die Eröffnung der Kunsthalle. Photo: Thomas Ruppenstein.

gendliche und Erwachsene entwickelt, vermittelt und durchführt. Kurse, Vorträge, Führungen, Workshops, Fortbildungen, Künstlergespräche, Bildbetrachtungen, Aktionen und Exkursionen werden angeboten: eine bunte Palette von Veranstaltungen, für die jeweilige Gruppe maßgeschneidert, kann bei dem MuSe gebucht werden. Kurzführungen zu ganz eng umrissenen Themen sind genauso möglich wie wissenschaftliche Führungen zu Spezialthemen oder mehrtägiges bzw. mehrwöchiges projektbezogenes Arbeiten.

Zielsetzung des MuSe ist es, Kunst und Kultur lebendig und vielseitig zu vermitteln und dabei das Original, das „Kapital“ der Museen und Galerien, in den Mittelpunkt zu stellen. Besonderes Augenmerk wird auf die spielerische, kreative und gestalterische Auseinandersetzung der Besucher, ob sie nun 3, 30 oder 70 Lenze zählen, mit den musealen

Inhalten gerichtet. Entdecken, Erkennen, Verstehen, Verknüpfen und Erinnern werden beim genauen Betrachten, durch kritisch fragende Annäherung und selbsttätige Auseinandersetzung befördert. Der Weg zur Identifikation mit der kulturellen Einrichtung wird geebnet.

Bisher waren die Kreativ-Werkstatt und das MuSe-Büro in der Galerie Alte Reichsvogtei das Herzstück dieser museumspädagogischen Vermittlungsarbeit. Hier war die Anlaufstelle für alle kreativen Kunstbegeisterten; hier fanden aber auch „Kunstmuffel“ und „-skeptiker“ ein Gegenüber, von dem sie ernst genommen wurden. Eine ganz besondere Atmosphäre entstand in dem geräumigen Fachwerk-Dachgeschoß, die konzentrierte Tätigkeit ebenso zuließ wie entspanntes Atemholen, konträre Diskussionen wie übereinstimmende Gespräche, die Ideen und Phantasie

beflügelten. So etwas im Zusammenspiel von Raum, Personen und Kommunikation Gewachsenes kann man nicht einfach in Umzugskisten packen und an einen anderen Ort verlagern. Der bevorstehende Umzug des Museums-Service von der Galerie Alte Reichsvogtei in der Oberen Straße in die Räume der Kunsthalle im ehemaligen Ernst-Sachs-Bad bedeutet also Abschied und Neubeginn!

Abschied und Neubeginn

Das Bildpatenprojekt, das von März 2008 bis März 2009 dauerte, und die daraus resultierende Wunschgalerie setzten den vorläufigen Endpunkt – aber es wird eine Fortsetzung geben! Kinder und Jugendliche haben mit der Wunschgalerie als Vorbild Einladungskarten illustriert und Kunstfahnen gestaltet, die zur Eröffnung der Kunsthalle per Luftballonpost verschickt bzw. aufgehängt werden. So weisen sie den Weg in das neue Domizil des Museums-Service im unteren Bereich des Arkadenbaus des ehemaligen Ernst-Sachs-Bades.

Voller Leben! – Kompetenz, Kommunikation und Kreativität

Hier, im Atelier unter den Arkaden, werden die Besucher weiterhin, ausgehend von der Begegnung mit den Originalen, in einem lebendigen Zusammenspiel von Informationsvermittlung, Gespräch und Eigeninitiative an künstlerische Konzepte, Techniken, Ausdrucksformen und Inhalte herangeführt. Das MuSe-Atelier mit dem angrenzenden MuSe-Büro ist überdies als ein Forum gedacht, die Verankerung der Kunst in unserer Zeit zu verdeutlichen und die Parallelen und Berührungspunkte mit anderen kulturellen Äußerungen aufzuzeigen.

In der warmen Jahreszeit bietet sich eine ganz neue, verlockende Möglichkeit, den Innenraum über „Hintertüre und Hintertreppe“ in östlicher Richtung zu verlassen und im Freien zwischen Kunsthalle und Stadtmauer zu arbeiten. Die Sommeratelier-Besucher erwartet nicht nur Sonne und Frischluft, sondern auch die kompetente Anleitung von Künstlern oder Kunstpädagogen. Das Sommeratelier ist als Pendant zur Winterakade-

mie zu sehen. In der unwirtlichen Jahreszeit findet einmal monatlich eine Veranstaltung dieser Reihe für Erwachsene in den kooperierenden Museen, Galerien und Bibliotheken statt. Im Winter 2009/2010 wird sie, anlässlich der Eröffnung der Kunsthalle und im Rahmen der Sonderausstellung zur Deutschen Einheit dem Thema „zeitgenössische Kunst“ gewidmet sein.

Sommeratelier und Atelier unter den Arkaden werden das Zentrum der museumspädagogischen Kommunikation und Kreativität sein. Auf ihrem Gang durch die Ausstellungenräume der Kunsthalle werden die Gäste außerdem auf verstreute, didaktisch aufbereitete Inseln stoßen. Aneinander gereiht werden diese interaktiven Stationen den sogenannten MuSe-Weg ergeben. In Korrespondenz zu den ausgestellten Kunstwerken wird er mit seinen Aufgaben, Rätseln, Tips und Hinweisen den Besuchern die Möglichkeit bieten, sich auf ungewohnten Wegen den Kunstwerken zu nähern. Musik, Service-Schränke mit Materialien, Magnetwand, Puzzles und Fühlplastik laden zu Aktivitäten ein. Eine Ruhepause einlegen kann der Besucher dagegen an der Station „Kunstpause – Pause für die Kunst“. Aktuelle Faltblätter, Handzettel, Kataloge und eine Auswahl fachspezifischer Literatur werden in einer zum Verweilen anregenden Sitzecke ausgelegt, um als Appetithappen oder Nachklang interessiertes Blättern, sporadisches Schmökern oder gezieltes Nachschlagen zu ermöglichen.

Diese Arbeit rund ums Atelier unter den Arkaden findet ihre Ergänzung in besonderen, einmaligen Veranstaltungen, die unter dem Begriff MuSe-Spezial zusammengefaßt werden. Geburtstagsführungen, Ferienprogramme, Feste, Ausstellungen, museumsübergreifende Angebote und Exkursionen in den städtischen Raum zählen dazu – viele gute Ideen stehen noch in den Sternen. Das Schweinfurter MuSe-Team wird sie entdecken und vielseitige, lebendige Angebote daraus entwickeln.

Schweinfurter Museums-Service MuSe
Rüfferstraße 4, 97421 Schweinfurt
Tel. Nr. 09721 / 5 12 15,
Fax Nr. 09721 / 5 13 20,
E-Mail: friederike.kotouc@schweinfurt.de.

Schweinfurt – Gründungsstadt der ,Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften‘

von

Uwe Müller

Die Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (GWK) von Bund und Ländern hat in ihrer Sitzung am 18. Februar 2008 den am 16. November 2007 in einem Rundfunkinterview von Dr. Annette Schavan, der Bundesministerin für Bildung und Forschung, publizierten Plan, der ,Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina‘ Funktion und Aufgaben einer Nationalen Akademie der Wissenschaften zu übertragen, einstimmig gebilligt und damit den Schlußpunkt unter eine seit der Wiedervereinigung geführte wissenschaftspolitische Diskussion gesetzt.¹⁾

Die offizielle Ernennung der ,Leopoldina‘ zu Deutschlands Nationaler Akademie der Wissenschaften unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten erfolgte im Rahmen eines Festaktes am 14. Juli 2008 in Halle durch die Bundesministerin, die zugleich Vorsitzende der GWK ist. Der Text der dem Leopoldina-Präsidenten Prof. Dr. Volker ter Meulen überreichten Ernennungsurkunde lautet: *„Die Gemeinsame Wissenschaftskonferenz beschloß am 18. Februar 2008, der im Jahr 1652 in Schweinfurt gegründeten, seit 1878 in Halle (Saale) ansässigen Deutschen Aka-*



Abb.: Festakt zur Ernennung der Leopoldina zur Nationalen Akademie der Wissenschaften in Halle (Saale) am 14. Juli 2008: Bundespräsident Horst Köhler beglückwünscht Präsident Prof. Dr. Volker ter Meulen. Photo: Leopoldina-Archiv.

demie der Naturforscher Leopoldina, an die 1677 begründete Tradition der Reichsakademie anknüpfend, Aufgaben und Funktion einer Nationalen Akademie der Wissenschaften zu übertragen. Mit dem heutigen Festakt tritt dieser Beschluß in Kraft. Halle (Saale), den 14. Juli 2008.“²⁾

Die Urkunde trägt die Unterschriften von Dr. Annette Schavan als Vorsitzende der GWK und des Stellvertretenden Vorsitzenden der GWK Prof. Dr. E. Jürgen Zöllner. Auf die in der Urkunde genannte historische Dimension der ‚Leopoldina‘ als Akademie des 1806 aufgelösten Heiligen Römischen Reiches bezog sich auch der Akademiepräsident in seiner Dankesrede: „Keine Frage, dies ist ein freudiger Tag und ein historisches Ereignis für unsere Akademie, nach 202 Jahren wieder den Rang einer Nationalen Akademie einzunehmen und damit die Möglichkeit zu erhalten, an eine lange Tradition anzuknüpfen.“³⁾

Aus Anlaß der Ernennung zur Nationalen Akademie der Wissenschaften hat die Stadt Schweinfurt, die die Verbindung zur ‚Leopoldina‘ – u. a. durch wissenschaftshistorische Projekte und die regelmäßige Verleihung des Carus-Preises – intensiv pflegt,⁴⁾ auf Anregung von Frau Oberbürgermeisterin Gudrun Grieser (Ehrenförderin der Leopoldina) im Juli 2008 an den Einfahrtsstraßen große Hinweistafeln auf die in ihren Mauern 1652 durch vier Ärzte erfolgte Gründung der Akademie aufstellen lassen. Die offizielle Ent-

hüllung fand am 24. Juli 2008 in Anwesenheit des Präsidenten statt.

Anmerkungen:

- 1) Zur Ernennung zur Nationalakademie s. die Berichte in: Leopoldina aktuell 05/2007, 18. Dezember 2007; Leopoldina aktuell 02/2008, 4. März 2008; Leopoldina aktuell 06/2008, 18. Juli 2008.
- 2) Leopoldina aktuell 06/2008, 18. Juli 2008, S. 3.
- 3) Ebd., S. 4.
- 4) Zur Traditionspflege s. die anläßlich des 350-jährigen Akademie-jubiläums im Jahre 2002 erschienene Festschrift der Stadt Schweinfurt: Müller, Uwe: „Die Natur zu erforschen zum Wohle der Menschen“ – Idee und Gestalt der Leopoldina im 17. Jahrhundert. Festschrift und Ausstellung der Stadt Schweinfurt anläßlich des 350. Jahrestages der Gründung der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina in Schweinfurt am 1. Januar 1652. Schweinfurt 2002 (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt, Nr. 16), S. 11–25. Der Berichtband über das Schweinfurter Symposium von 2005 konnte im Juli 2008 vorgestellt werden: Toellner, Richard/ Müller, Uwe/ Parthier, Benno/ Berg, Wieland (Hg.): Die Gründung der Leopoldina – Academia Naturae Curiosorum – im historischen Kontext. Johann Laurentius Bausch zum 400. Geburtstag. Leopoldina-Symposium vom 29. September bis 1. Oktober 2005 in Schweinfurt (Bibliothek Otto Schäfer) (= Acta Historica Leopoldina, Nr. 49). Stuttgart 2008.

50 Jahre Historischer Atlas von Bayern, Teil Unterfranken – Bemerkungen zum Abschluß der Historischen Atlasbände in der Region Mainviereck-Spessart¹⁾

von

Wilhelm Störmer

Der Historische Atlas von Bayern ist kein Kartenwerk im üblichen Sinn, sondern eine historisch-topographische Landesbeschrei-

bung Bayerns, welche die Besitz-, Herrschafts- und Verwaltungsstruktur des gesamten Landes vom Mittelalter bis zur neuesten

Zeit statistisch darstellt und kartographisch dokumentiert. Er wird in Einzelbänden bearbeitet und herausgegeben, die im altbayerischen Teil (Regierungsbezirke Oberbayern, Niederbayern und Oberpfalz) der alten (um 1800 geltenden) Landgerichtseinteilung und in den fränkischen und schwäbischen Landesteilen der neueren Landkreisorganisation (wie sie bis 1972 bestand) folgen.²⁾ Die einzelnen Hefte – eigentlich Bücher – enthalten detailliert Angaben über die Grundherrschaft und die Gerichtszugehörigkeit für die Anwesen in jedem Ort nach dem Status des 18. Jahrhunderts, die Darstellung der Organisation der politischen Gemeinden im 19. Jahrhundert und der Gerichts- und Verwaltungsorganisation seit 1800 sowie einen einführenden Text über die Entwicklung der Herrschafts- und Kirchenorganisation. Seit den 1960er Jahren wurde die „Einleitung“ zum eigentlichen Hauptteil der Atlas-Bände, die nunmehr in vielen Fällen eine umfassende Geschichte des Untersuchungsraumes bietet. Die Bezirke der älteren Hoch- und Niedergerichtsbarkeit werden auf Kartenblättern (meist im Maßstab 1:100.000) dargestellt. Der historischen Entwicklung von den Anfängen bis heute wird inzwischen ein breiter Raum eingeräumt.

Die primären Aufgaben der Reihe Historischer Atlas von Bayern sind:

1. Die statistische und beschreibende Erfassung der Zustände und politischen Kleinverhältnisse der einzelnen fränkischen Regionen, gegliedert nach den ehemaligen Landkreisen.
2. Die Darstellung der Veränderungen, die das napoleonische Zeitalter und die Einbeziehung in den bayerischen *Landesstaat* gebracht und zur Folge hatte. In diesem Zusammenhang sind ganz wichtig die Veränderungen nach 1800.

Schon in den 1950er Jahren hatte sich in Würzburg am Lehrstuhl Karl Bosls dem Doktorandenkreis gezeigt, daß solches Vieles an Systemen und Rechtsformen in den fränkischen Dörfern, Märkten und Städten nicht plötzlich entstanden sein kann, d.h., wir mußten bis weit ins Mittelalter zurückgehen, um

die vielfältige Struktur dieser Landschaft zu erfassen.

Zu unserem speziellen Raum in Nord-West-Bayern: Mainviereck und Spessart

Um es vorwegzunehmen: Wir alle und sicherlich auch der Autor Günter Christ freuen uns mächtig über ein Jubiläum, denn genau vor 50 Jahren haben wir unsere ersten Abschlußarbeiten zu diesem Unternehmen als Doktorarbeit in Würzburg vorgestellt; Herr Kollege Christ den Atlas Aschaffenburg, ich den damaligen Landkreis Marktheidenfeld. Sowohl Herr Christ als auch ich haben an diesem spannenden Unternehmen weitergearbeitet, das neue Christ'sche Opus Lohr liegt nun hier vor. Ich hatte zwischenzeitlich noch die Bereiche Miltenberg und Amorbach bearbeitet. Nun gibt es den Historischen Atlas von Bayern für alle Alt-Landkreise des Spessart-Main-Raumes, viele sind freilich schon vergriffen.³⁾

Mit der Spessart-Region, die nun acht Bände umfaßt, hat der Historische Atlas von Bayern erstmals ein großes Mittelgebirge bearbeitet, seine vielfache Erschließung von allen Seiten, nicht nur durch das Hochstift Würzburg und das Erzstift Kurmainz, sondern auch durch Grafen und Herren, wie die Rienecker, Hanauer, die Wertheimer, die Erbacher usw., daneben Edelfreie und Reichsministerialen, die im Hoch- und Spätmittelalter lange das Sagen hatten.

1962 erschien das Heft 10 „Marktheidenfeld“ von Wilhelm Störmer (mit 3 Karten und 6 Tafeln), 1963 die Hefte 2 „Karlstadt“ von Erwin Riedenauer (mit 2 Karten und 5 Tafeln), Heft 11 „Gemünden“ von Karl Richter (mit 2 Karten und 6 Tafeln), Heft 12 „Aschaffenburg. Grundzüge der Verwaltung des Mainzer Oberstifts und des Dalbergstaates“ (mit 2 Karten und 8 Tafeln). Alle diese Arbeiten waren um 1957 als Würzburger Dissertationen abgeschlossen worden.

1968 erschienen die Hefte 17 „Oberburg“ von Roland Wohner (mit 5 Karten und 5 Tafeln), 18 „Alzenau“ von Josef Fächer (mit 2

Karten und 6 Tafeln). Als vorletzter Band des Raumes Spessart-Odenwald erschien 1979 Heft 25 „Miltenberg. Die Ämter Amorbach und Miltenberg als Modelle geistlicher Territorialität und Herrschaftsintensivierung“ von Wilhelm Störmer (Teil III von Roland Vocke) mit 2 Karten und 13 Tafeln.⁴⁾

Diese ganze Region Bayerischer Untermain, die jetzt mit dem Atlasband Lohr ihren historischen Abschluß findet, liegt im äußersten Nordwesten Bayerns und grenzt im Norden und Westen an Hessen und im Süden an Baden-Württemberg. Dabei ist zu bemerken, daß der Odenwald-Bereich um Miltenberg/Amorbach seit der Errichtung des älteren Odenwaldlimes (2. Jahrhundert) bis heute Grenze,⁵⁾ seit dem beginnenden 19. Jahrhundert sogar bayerische Staatsgrenze geblieben ist. Ein erheblicher Bereich dieser Region war Jahrhunderte lang kurmainzischer Forstbereich und ist heute bayerischer Staatsforst.

Das Maingebiet – vor allem das Mainviereck – war bereits für das merowingische Königtum wichtig, zumal nach 531/32 auch das nördlich anschließende Thüringerreich integriert werden konnte. In mindestens zwölf Gemarkungen des Untermaingebiets um Aschaffenburg sind auch Reihengräber des 6./7. Jahrhunderts bezeugt. Das thüringisch-fränkische Herzogtum reichte um 700 bis Aschaffenburg. 711/716 gehörte Nilkheim direkt bei Aschaffenburg zum Mainzer Bistumsprengel, während Amorbach am Südwestende des Mainvierecks spätestens um 750 als königsnahes Kloster gegründet wurde. Ihm folgte noch im 8. Jahrhundert das Kloster Neustadt/Main, das ebenfalls bald in der Fürsorge des Königtums lag, für das beide Klöster im 9. Jahrhundert drei Äbte als Bischöfe im neuen sächsischen Verden an der Aller stellten.⁶⁾

Der Spessart scheint bereits damals schon durch Burganlagen gesichert zu sein. Dazu gehörten Aschaffenburg, wohl auch die Anlagen um Miltenberg, die Wettenburg bei Urphar/Kreuzwertheim und wohl auch der Michelsberg oberhalb des Klosters Neustadt/Main. Gleichzeitig war der Main offenbar schon zur Karolingerzeit ein wichtiger Wasserweg – sowohl für das Königshaus als

auch für Warentransport. Daneben ist die spätere Poststraße, d.h. die *via publica*, bedeutsam, die schon 939 bezeugt ist und von Frankfurt/Main über Aschaffenburg-Rohrbrunn, Lengfurt nach Würzburg führte, vom Frühmittelalter bis heute sehr wichtig. Ein weiterer Fernweg für Salztransporte verlief seit unbestimmter Zeit von Bad Orb im Norden nach Miltenberg, noch heute als Eselsweg bekannt.

In der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts wurde Liutgard, die Gemahlin König Ludwigs des Jüngeren, in Aschaffenburg bestattet. Auch ihre Tochter, die Äbtissin Hildegard ist offensichtlich in der Aschaffener Stiftskirche begraben, die im 10. Jahrhundert ein ottonisches „Hauskloster“ wurde.⁷⁾ Festzustellen bleibt, daß mit der Gründung des Bistums Würzburg 741/742, seit Bonifatius aber auch mit dem (Erz-)Bistum Mainz der königliche Einfluß sehr stark über diese Bischofssitze, aber auch die damaligen Klöster lief.

Während Kurmainz im späten 10. Jahrhundert – über das Stift St. Peter und Alexander in Aschaffenburg – stärkeren Einfluß auf den Spessart nehmen konnte, war Würzburg bislang noch kaum in den Spessart vorgedrungen. 993 aber hatte der jugendliche Kaiser Otto III. die Klöster und Orte Neustadt/Main, Homburg/Main, Schlüchtern und Murrhardt/Württemberg dem Bistum Würzburg zugesprochen, weil diese angeblich dem Hochstift entfremdet worden seien.⁸⁾ Damit gelang es dem Würzburger Bischof erstmals, im Westen feste Diözesangrenzen zu schaffen und seinen Diözesaneinfluß in den Ostspessart, in das sog. Bauland ja bis in den sog. Hinteren Odenwald vorzuverlegen.

Würzburg erhielt dann im 11. Jahrhundert Grafschaften und Wildbannschenkungen von Seiten des Kaisers.⁹⁾ Ebenso wie Mainz benötigte auch der mainfränkische Bischof mächtige Vögte und weltliche Schützer seiner Interessenzonen, so daß sich allmählich eine differenzierte Adels Herrschaft zwischen Königtum und Kirche herausbildete. Der wohl aus Franken stammende Adam von Bremen bescheinigt jedenfalls bereits um 1075 dem Würzburger Bischof, daß er keinen Eben-

bürtigen neben sich habe, da er alle Graf-schaften in seinem Sprengel innehabe. Er leite den Dukatus (= Herzogsgewalt) in seiner Provinz.¹⁰ Inwieweit damals schon Vorformen der Gerichtsorganisation der Zenten eine Rolle spielten, muß zunächst mangels Detailforschungen dahingestellt bleiben.

Der Nordwesten kam in der Stauferzeit früh unter den Einfluß königlicher „Territorialpolitik“, vor allem seit um 1170 die nahe Kaiserpfalz Gelnhausen aufgebaut wurde. Der Gelnhäuser Reichsbezirk reichte schließlich bis zu den Freigerichten des Nordspessarts, von denen Wilmudsheim (= Alzenau) das wichtigste war. Diese Freigerichtsleute waren zu bestimmten Leistungen nach Gelnhausen verpflichtet.¹¹ In diesen Zusammenhang gehört das Vordringen der späteren Grafen von Hanau, die gegen Mitte des 13. Jahrhunderts die Kompetenzen der Mainzer Erzbischöfe fast völlig aus dem unteren Kinzigraum und Nordspessart verdrängten.

Festzuhalten bleibt, daß im 12. Jahrhundert das staufische Königtum wieder stark im und um den Spessart präsent blieb, auch eine Reichsministerialenherrschaft um Klingenberg und Prozelten aufbauen konnte. Noch viel stärker machen sich einflußreiche Grafen und Herren in diesem Raum breit, die Grafen von Wertheim, die von Dürn um Amorbach, die Grafen von Rieneck, von Hanau und kurzfristig auch der staufertreue Markwart von Grumbach.¹² Auch wenn Kurmainz und Würzburg im 13. Jahrhundert ihre „abtrünnigen“ Vasallen zunächst erheblich zurückdrängen konnten, blieb diese ambivalente Struktur unseres Raumes doch praktisch das ganze Mittelalter hindurch erhalten.

Nach dem Aussterben der Reichsministerialen von (Klingenberg-)Prozelten konnten wenige Jahrzehnte später dank schwieriger Erbteilungen der Grafen von Wertheim und Hanau der Deutsche Ritterorden von etwa 1329 bis 1484 diesen „Herrschaftsverband“ übernehmen; erst dann konnte sich Kurmainz bis um 1800 festsetzen.¹³ Nach dem Aussterben der Grafen von Rieneck (1559) setzte sich auch rasch Kurmainz im Raume Lohr fest. Um die Jahrhundertmitte starben die Grafen von Wertheim aus (1556). Die Erben,

die Grafen von Löwenstein-Wertheim, konnten aber nach langem Ringen mit dem Würzburger Bischof (vor allem Julius Echter) nur noch Kernbereiche ihrer Herrschaft retten.¹⁴

War so nach der Reformationszeit und der sog. Gegenreformation in unserem Raum erneut das Gewicht der beiden geistlichen Territorien gewachsen, war es dann zumal der 30jährige Krieg, der den Spessart gefährlich bedrohte; Reformen, die die mittelalterliche „Staatlichkeit“ durch innere Behördenreformen wenigstens einigermaßen ablösten, waren daher letztlich erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts möglich. Besonders die Atlasarbeiten Günter Christs zu Aschaffenburg und Lohr machen die kurmainzischen Reformen deutlich.

Im Rahmen des Ringens um Stützpunkte und „Territorien“ darf die dichte Städtebildung seit dem 13. Jahrhundert nicht vergessen werden. Möglichst jeder der Fürsten, Grafen und „Kleinstpotentaten“ wollte seine Schwerpunkte weithin sichtbar machen, zunächst mit Hilfe einer Burg, der rasch danach Städte und vor allem Städtchen folgten. Sie wurden gleichzeitig die Behördensitze der geistlichen und weltlichen Herren. In diesen Kleinststädten spielte bis weit in das 19. Jahrhundert die agrarische Nebentätigkeit, besonders Weinbau, eine beachtliche Rolle. Trotzdem ginge es zu weit, sie als „Ackerbürgerstädte“ zu bezeichnen.¹⁵ Im Wirtschaftsbereich waren natürlich die Städte Aschaffenburg, Miltenberg, Wertheim, Lohr besondere Ausnahmen. Sie können bis heute eine wirtschaftliche Vorreiterrolle spielen.

Die Säkularisation 1803 rüttelte besonders in Franken an den Grundfesten des Alten Reiches, noch bevor dieses 1806 aufgelöst wurde. Da das napoleonische Frankreich 1801 das ganze linke Rheinufer an sich riß, mußte es die in der Pfalz usw. begüterten Territorien und Herrschaften mit benachbarten rechtsrheinischen geistlichen Besitzungen, Bistümern, Hochstiften und aufgelösten Klöster entschädigen.

Der letzte Erzbischof von Mainz, Karl Theodor von Dalberg, dessen Kurstaat 1803 ebenfalls aufgelöst worden war, erhielt das

Fürstentum Aschaffenburg – nachmals ab 1810–13 das Großherzogtum Frankfurt, wo er zügig Reformen im napoleonischen Sinne durchführen ließ. Im Dalberg'schen Staatsgebilde und kurzmainzischen Spessart, Gebieten des Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim sowie seit 1807 der neuen Grafschaft Rieneck, Amt Eschau usw. wurde 1810 auch der Spessart-Raum als Department Frankfurts eine eigene Präfektur. Ein weiteres Novum war die Trennung von Justiz und Verwaltung; der „Code Napoléon“ wurde verbindlich.

Doch schon 1814 kam das Fürstentum Aschaffenburg an Bayern. Dies bedeutete aber keinen Stillstand, sondern eher eine Neuorientierung. Das bayerische 19. Jahrhundert brachte eine Reihe von nicht immer bevölkerungsfreundlichen politischen Änderungen. Dazu möchte ich nur auf ein Beispiel aus den für damalige Verhältnisse weit voneinander entfernten Gerichten¹⁶⁾ Klingenberg und Stadtprozelten hinweisen.

Diesen Spessart, der durch alte Fernstraßen geprägt ist, charakterisiert eine tiefgreifende Grenzzone zwischen West und Ost. Vom Westen drängt nicht nur Mainzische Herrschaft, sondern seit uralten Zeiten die rheinfränkische Sprache vor, deren Grenze noch heute hörbar ist, vom Osten her das Mainfränkische mit den Herrschaften um das Hochstift Würzburg.¹⁷⁾ Frühe Karten des 19. Jahrhunderts betonen gerne die Einheit des Spessarts, meinen aber nur das Forst- und Jagdrecht: erst in der Hand des Aschaffener St. Peter und Alexander, bald der Kurfürsten von Mainz, die es aber bis ins 16. Jahrhundert von ihren früheren Vögen, den Rieneckern, in harten Auseinandersetzungen zurückgewinnen mußten.

Die jüngeren Rodungen stießen schließlich ins z.T. noch unerschlossene Innere vor, und es wurden Waldhufendörfer, ganze Glashütensiedlungen und Kohlenmeiler angelegt. In der Regel konnte sich in diesem Waldraum wegen des freien Erbrechts nur ein armes Klein-, ja Kleinstbauerntum entwickeln (Realtteilungsprinzip). Starke Parzellierung der Grundstücke war – bis heute – die Folge. Manche Dörfer wie Frammersbach wurden

zu international bedeutenden Holzfuhrlaute-Zentren, die als solche bis Amsterdam seit dem 15./16. Jahrhundert ganz moderne Wirtschaftsunternehmen mit bargeldlosem Zahlungsverkehr betrieben.

Die Wirtschaftskräfte dieses Waldraumes¹⁸⁾ brachten trotz der wichtigen Fernstraßen keinen Reichtum, die Bevölkerung blieb oft erbärmlich arm. Nur an den Rändern konnten Städte wie Lohr (Residenzstadt), Wertheim, Miltenberg und Aschaffenburg z.T. beachtliche Gewinne erzielen. Freilich muß betont werden, eine Wirtschaftsgeschichte ist der Historische Atlas von Bayern nicht. Er ist primär eine Behördengeschichte. Dazu gehören aber Land und Leute, d.h., er ist für die Gemeinden und die Bevölkerungsgeschichte eminent wichtig.¹⁹⁾

Abschließend dürfen wir noch nachdrücklich auf die vielfältigen Auswertungsmöglichkeiten von Atlasstatistiken hinweisen. Die Reihe ließe sich durchaus fortsetzen. Nur kurz sei erwähnt, daß die Ortstatistik eine eminent wichtige „Momentaufnahme“ der ländlichen und urbanen Siedlungen bietet, deren Hofgrößenangaben wiederum die Dorfstruktur illustrativ aufschlüsselt. So wichtig der Abschluß der Atlasreihe ist, der uns in vieler Hinsicht dann exakte Gesamtstatistiken und deren Auswertung ermöglicht, so ist doch schon jetzt nicht zu übersehen, daß sich aus diesem wertvollen Material wiederum eine Fülle von Fragen ergeben. Dabei sollte man freilich nicht nur auf die Gesamtstatistiken Wert legen, sondern in gleichem Maße an einer Reihe von Modellfällen das Kaleidoskop altbayerischer Staatlichkeit und fränkisch-neubayerischer Siedlungen und Institutionen exemplarisch herausstellen und vergleichen. Auch für diesen Arbeits- und Forschungsweg sollte man auf die Verwendung von Kartenskizzen und thematischen Karten nicht verzichten. Sie illustrieren nicht nur, sondern regen zu neuen Fragen und Ergebnissen an. Die wertvollen Anregungen, die das statistische Material für weitere wissenschaftliche Forschungen bietet, sind wohl noch höher einzuschätzen als das hervorragende statistische Gesamtbild Bayerns um

1750 bzw. 1800, das nach Erscheinen der letzten Atlasbände erreicht sein wird.

Noch einmal zum Organisationsrahmen des Historischen Atlas von Bayern

Der Historische Atlas von Bayern wird von der Kommission für bayerische Landesgeschichte, eine der 39 Kommissionen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, herausgegeben. Diese Kommission beschäftigt sich ausschließlich mit der Geschichte des Freistaates Bayern. Sie wurde 1927 gegründet; ihr gehören gegenwärtig rund fünfzig Mitglieder an. Das sind im wesentlichen die Professoren der Landesgeschichte an den bayerischen Universitäten sowie die Generaldirektoren der Staatlichen Archive, der Staatsbibliothek, der großen Museen und Sammlungen und ähnlicher wissenschaftlicher Einrichtungen. Dazu kommen besonders verdiente Spezialisten auf einzelnen Teilgebieten. Aus Franken gehören der Kommission u. a. – um nur einige Namen zu nennen – der emeritierte Erlanger Ordinarius Prof. Dr. Alfred Wendehorst, Prof. Dr. Werner K. Blessing aus Erlangen, Prof. Dr. Helmut Flachencker aus Würzburg, Prof. Dr. Dieter J. Weiß aus Bayreuth und der Wissenschaftliche Leiter der Gesellschaft für fränkische Geschichte Dr. Erich Schneider aus Schweinfurt an. Der gewählte Vorsitzende ist immer einer der Inhaber eines der Lehrstühle für bayerische Geschichte an der Universität München, gegenwärtig Herr Prof. Dr. Alois Schmid.

Die vornehmste Aufgabe dieser Kommission ist es, die landesgeschichtlichen Forschungsaktivitäten in Bayern zu koordinieren und durch geeignete Initiativen zu lenken. Dazu verfügt die Kommission über einen Etat, der ihr wesentlich größere Wirkungsmöglichkeiten verschafft als den einzelnen Lehrstühlen an den Universitäten, mit denen die Kommission gleichwohl eng zusammenarbeitet. Hauptaufgabe der Kommission für bayerische Landesgeschichte ist die Veröffentlichung der neuesten Ergebnisse der landesgeschichtlichen Forschung. Dazu gibt sie wichtige Publikationsreihen für das Teilfach Landesgeschichte heraus: deren wichtigste sind – vor allem im Rahmen der engeren Region: 1. der Historische Atlas von Bayern,

2. das Historische Ortsnamenbuch von Bayern.²⁰⁾

Diese Voraussetzungen sind so gut, daß man ohne Übertreibung sagen kann, der Historische Atlas wird die hiesige regional- und lokalgeschichtliche Forschung auf modernste Grundlagen stellen. Der überwiegende Teil Bayerns ist bereits bearbeitet worden; die noch ausstehenden Gebiete sind in Arbeit. Zusammen mit dem Historischen Ortsnamenbuch von Bayern hat der Atlas eine umfassende Landesbeschreibung unter dem modernen Blickwinkel eines herrschafts- und sozialgeschichtlichen Mikroaspekts weiterentwickelnd fortgeführt.

Eine zweite Hauptaufgabe der Kommission ist die systematische Quellenerschließung. Nennen darf ich hier als Beispiel die Reihe „Dokumente zur Geschichte von Staat und Gesellschaft in Bayern“. Was den Teil Franken betrifft, fehlt leider noch der Band „14. bis Ende 18. Jahrhundert“, den ersten Teil „Franken von der Völkerwanderung bis 1268“ habe ich selbst bearbeitet.

Nicht zu vergessen sind die „Quellen zur neueren Geschichte“, die bayerischen Gelehrtenkorrespondenzen sowie die Ministerratsprotokolle ab 1919. Eine besondere Herzensangelegenheit der Kommission²¹⁾ ist die Information der Öffentlichkeit über den wissenschaftlichen Diskurs auf dem Gebiet der Landesgeschichte. Dazu unterhält sie drei Fachzeitschriften. Deren wichtigste ist sicherlich die Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte. Dieses zentrale Forum der landesgeschichtlichen Diskussion mit Aufsätzen und Buchbesprechungen erscheint seit 1928 und ist derzeit bei Jahrgang Nr. 71 angelangt. Die „ZBLG“ füllt inzwischen fünf laufende Regalmeter. Außerdem bringt die Kommission die „Bayerischen Vorgesichtsblätter“ für das Fachgebiet Vor- und Frühgeschichte sowie das „Bayerische Jahrbuch für Volkskunde“ heraus.

Neben den Zeitschriften tritt die Kommission, deren Arbeit sich im Alltagsgeschäft eher in der Zurückgezogenheit vollzieht, in gewissen Abständen auch durch Tagungen an die Öffentlichkeit. So hat sie beispielsweise

2003 als Vorbereitung zur Landesausstellung „Franken im Mittelalter“ ein dreitägiges Symposium in Forchheim veranstaltet. Dessen Referate sind als Begleitband zur Ausstellung erschienen. Die Reihe ließe sich fortsetzen.

Der Autor des Bandes Lohr *Prof. Dr. Günter Christ*

Abschließend dürfen wir den Autor des Bandes Lohr selbst vorstellen: Prof. Dr. Günter Christ wurde 1929 in Aschaffenburg geboren, wo er auch weitgehend die Schulen bis zum Abitur 1948 besuchte. An der Universität Würzburg studierte er von 1948 bis 1953 die Fächer Geschichte, Anglistik und Germanistik, 1953 war er Student an der Universität Wien. Das 1. und 2. Staatsexamen für das höhere Lehramt legte Herr Christ in Würzburg ab, war Lehramts-Assessor in Aschaffenburg und Miltenberg und anschließend 1958-1970 am Deutschen Gymnasium in Aschaffenburg tätig. 1957/58 erhielt er ein Forschungsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) in Wien für Forschungen am dortigen Haus-, Hof- und Staatsarchiv, 1970-1973 auch ein Habilitationsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG).

An der Ludwig-Maximilians-Universität München habilitierte sich Günter Christ 1973 mit einer Arbeit über Kaiserliche Diplomatie und Reichskirchenpolitik besonders am Beispiel der Entwicklung des Zeremoniells für den kaiserlichen Wahlgesandten in Würzburg und Bamberg, worauf er die ‚venia legendi‘ für mittelalterliche und neuere Geschichte erhielt. Wenige Jahre später, 1975, wurde unser Autor auf den Lehrstuhl für rheinische Landesgeschichte und Didaktik der Geschichte der Pädagogischen Hochschule Köln berufen, die 1980 in die Universität Köln eingegliedert wurde. 1994 wurde er emeritiert.

Günter Christs Forschungsarbeit konzentrierte sich seit seiner Dissertation über den Historischen Atlas Aschaffenburg, der 1963 im Druck erschienen ist, ganz besonders auf die Strukturgeschichte des Untermain- und Main-Spessart-Raumes, wobei er immer wieder die historischen Leistungen des Erzstifts Mainz, aber auch des Hochstifts Würzburg,

im Blick hatte. Im Handbuch der Mainzer Kirchengeschichte 1997 schuf Christ ein Standardwerk über das Erzstift und Territorium Kurmainz.²²⁾

Speziell für den Spessart- und Untermain-Raum hat unser Autor immer wieder grundlegende Untersuchungen in vielen Fachzeitschriften, aber auch in dem berühmten Werk „Unterfränkische Geschichte“ (herausgegeben von P. Kolb und E.-G. Krenig) geschrieben. Besonderer Schwerpunkt waren die Behördenreformen des 18. Jahrhunderts, aber auch der Werdegang des letzten Mainzer Kurfürsten Karl Theodor von Dalberg. Hier ist Günter Christ einer der besten Kenner dieses für die gesamte Reichsgeschichte so wichtigen Mannes.

Anmerkungen:

- 1) Überarbeiteter Vortrag zur Präsentation des Historischen Atlases von Lohr am 6.12.2007 im Festsaal des Lohrer Rathauses: Christ, Günter: Lohr am Main. Der ehemalige Landkreis (= Historischer Atlas von Bayern, Franken I/34). München 2007, XL+482 S., 2 Karten, 47,- , ISBN 978-3-7696-6854-4.
- 2) Ziegler, Walter: Der Historische Atlas von Bayern – Teil Franken – und sein Ertrag für die Geschichtsforschung, in: Kraus, Andreas (Hg.): Land und Reich, Stamm und Nation. Festgabe für Max Spindler zum 90. Geburtstag. Bd. 1. München 1984, S. 69-88.
- 3) Im Rahmen der „Bayerischen Landesbibliothek Online“ (www.bayerische-landesbibliothek-online.de) sind die vergriffenen Bände im Internet mit Recherchefunktion verfügbar. Über eine eigens entwickelte Ortsdatenbank kann für die bereits bearbeiteten Städte, Dörfer und Weiler der einschlägige Atlas-Band und ein Verweis auf die Fundstelle in der Statistik am Ende des Alten Reiches ermittelt werden (Mitteilung Dr. Thomas Horling, Kommission für bayerische Landesgeschichte bei Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München).
- 4) Die Atlasbände 9-13 wurden bei der Kommission für bayerische Landesgeschichte von mir redigiert, die Bände 17, 18 von mir vorbereitet und meinem Nachfolger Erwin Riedenaier zur Abschlußredaktion übergeben.

- 5) Steidl, Bernd: Welterbe Limes. Roms Grenze am Main (= Ausstellungskatalog der Archäologischen Staatssammlung 36). Oberburg-München 2008, S. 15ff., S. 33–45; ebenda, bearb. Ludwig Wamser: S. 204–209, 236–258, 197–251.
- 6) Störmer, Wilhelm: Zur kulturellen und politischen Bedeutung der Abtei Amorbach vom 8. bis zum frühen 12. Jahrhundert, in: Oswald, Friedrich Störmer, Wilhelm (Hg.): Die Abtei Amorbach im Odenwald. Sigmaringen 1984, S. 11–32; dort auch: Last, Martin: Die Bedeutung des Klosters Amorbach für Mission und Kirchenorganisation im sächsischen Stammesgebiet, S. 33–54.
- 7) Fischer, Roman: Das Untermaingebiet und Aschaffenburg im frühen und hohen Mittelalter, in: Kolb, Peter/Krenig, Ernst-Günter (Hg.): Unterfränkische Geschichte I. Würzburg 1989, S. 255–293, bes. 259ff.
- 8) Störmer, Wilhelm: Franken von der Völkerwanderungszeit bis 1268 (= Dokumente zur Geschichte von Staat und Gesellschaft in Bayern, Abt. II: Franken und Schwaben vom Frühmittelalter bis 1800, Bd. 1). München 1999, Nr. 104.
- 9) Störmer: Dokumente (wie Anm. 8), Nrn. 109–112, 125, 134; Dasler, Clemens: Forst und Wildbann im frühen deutschen Reich (= Diss. z. mittelalterlichen Geschichte 10). Köln u.a. 2001.
- 10) Störmer, Dokumente (wie Anm. 8), Nr. 158; Lubich, Gerhard: Auf dem Wege zur „Guldenen Freiheit“ (= Historische Studien 449). Husum 1996, S. 78ff., 98ff., 113ff.; Merz, Johannes/Schuh, Robert (Hg.): Franken im Mittelalter (= Hefte zur bayerischen Landesgeschichte 3). München 2004, bes. S. 47ff.
- 11) Neben Fächer, HAB Alzenau s. Schwind, Fred: Die Landvogtei in der Wetterau (= Schriftenreihe des Hess. Landesamts für geschichtliche Landeskunde 35). Marburg 1972, S. 21ff., 27f., 139ff.
- 12) Störmer, Wilhelm: Staufische Reichslandpolitik und hochadelige Herrschaftsbildung im Mainviereck, in: Festschrift Friedrich Hausmann. Graz 1977, S. 505–529.
- 13) HAB Markttheidenfeld, S. 46–55, 94–96, 113–115.
- 14) Ehmer, Hermann: Geschichte der Grafschaft Wertheim. Wertheim 1989, S. 115–163.
- 15) Zuletzt: Störmer, Wilhelm: Eine besondere Städtelandschaft in Franken. Die Kleinstädte am Mainviereck, in: Burkhardt, Johannes/Sailey, Th. Max/Ullmann, Sabine (Hg.): Geschichte in Räumen. Festschrift für Rolf Kießling. Konstanz 2006, S. 155–175.
- 16) Zum Polizeibezirk Klingenberg zählten 1826 neben den alt-klingenbergschen Amtsorten noch Breitenbrunn, Dorfprozelten, Faulbach, Fechenbach, Neuenbuch, Ober- und Unteraltenbuch, Reistenhausen, Stadtprozelten, d.h. also alle Orte des bisherigen Landgerichts Stadtprozelten. Die Polizeikontrolle, aber auch Botengänge der Bevölkerung dieses beträchtlichen Gebietes, vor allem vom Raum Stadtprozelten aus, wären heute zwar per Auto zu bewältigen, im 19. Jahrhundert aber per Fuß nicht. Die Gemeinden des ehemaligen Landgerichts Stadtprozelten waren verständlicherweise mit dieser Regelung nicht einverstanden. Die 1831 bis 1846 gemachten Vorstellungen der Gemeinden bei der Ständeversammlung blieben bis 1848 erfolglos. Ob der König, über dessen Schreibtisch in der Regel alle Vorgänge gelaufen sind, davon keine Kenntnis hatte, muß füglich bezweifelt werden. Diese leidige Angelegenheit im Süden seines Aschaffenburg-Raumes scheint er bewußt übergangen zu haben. Zum Problem der Ludovizianischen Gebietsreform s. Riedenaier, Erwin: Gebietsreform in Franken im frühen 19. Jahrhundert, in: Ackermann, Konrad/Schmid, Alois (Hg.): Staat und Verwaltung in Bayern. Festschrift Wilhelm Volkert (= Schriftenreihe zur bayer. Landesgeschichte 139). München 2003, S. 505–526.
- 17) Vgl. Hirsch, Anton: Mundarten im Spessart (= Veröffentlichungen des Geschichts- und Kunstvereins Aschaffenburg 13). Aschaffenburg 1971, bes. S. 19ff., 65–76.
- 18) Grebner, Christian: Der Spessart 1905–2005, in: Spessart 1000 (2006), S. 11–19 (Vergleiche mit den Ergebnissen des Staatswissenschaftlers Helmut Wolff: Der Spessart – sein Wirtschaftsleben. 1905 (Neudruck Bad Orb 1989).
- 19) Wir haben uns bei diesem Kurzüberblick auf die allerwichtigste Forschungsliteratur beschränkt. Festzuhalten bleibt aber, daß neben unseren erwähnten fränkischen Atlasbänden folgende Handbücher Grundsätzliches über den historischen Spessarraum festgehalten haben: a) Kolb, Peter/Krenig, Ernst-Günter (Hg.): Unterfränkische Geschichte 1–5/2. Würzburg 1989–2002, b) Kraus, Andreas (Hg.): Handbuch der Bayerischen Geschichte III 1: Geschichte Frankens bis zum Ausgang des 18.

Jahrhunderts. München 1997; Schmid, Alois (Hg.): ebenda IV/2: Die innere und kulturelle Entwicklung. München 2007.

20) Insgesamt unterhält die Kommission 16 derartige Buchreihen. Ich darf kurz die wichtigsten, neben dem Historischen Atlas von Bayern und dem Historischen Ortsnamenbuch von Bayern, nennen: 1. Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte – inzwischen eine gewaltige Reihe, derzeit vor allem Arbeiten der neuen und neuesten Geschichte, 2. Studien zur baye-

rischen Verfassungs- und Sozialgeschichte, 3. Materialien zur bayerischen Landesgeschichte.

21) Schmid, Alois: Landesgeschichte in Bayern. Versuch einer Bilanz (= Hefte zur bayerischen Landesgeschichte 4). München 2005.

22) Christ, Günter: Erzstift und Territorium Mainz, in: Jürgensmeier, Friedhelm (Hg.): Handbuch der Mainzer Kirchengeschichte. 6/2: Erzstifte und Erzbistum Mainz. Würzburg 1997, S. 17–444.

Der ehemalige Landkreis Lohr am Main – sein Weg vom Schnittpunkt zweier geistlicher Territorien zum Objekt administrativer Um- und Neuordnung im bayerischen Staatsverband

von

Günter Christ

Der Band „Lohr am Main“ des Historischen Atlas von Bayern (Teil Franken, Reihe I, Heft 34) orientiert sich an der Landkreiseinteilung, wie sie bis zur Gebietsreform von 1972-78 bestand und folgt damit dem Schema, wie es sich für den fränkischen Raum eingebürgert hat. Das 1862 aus den damaligen Landgerichten älterer Ordnung Lohr und Rothenfels gebildete, 1938 in „Landkreis“ umbenannte Bezirksamt griff bereits bei seiner Entstehung über den Bereich des vormals kurmainzischen Amts Lohr hinaus und spiegelte die Doppelstruktur ehemals mainzischer bzw. würzburgischer Territorialelemente wider. Seine spätere Gestalt erhielt der Sprengel im wesentlichen durch die seit dem 1. Oktober 1879 bzw. 1. Januar 1880 geltende Gerichtsverfassung, die umfangreichere Zugänge von den Bezirksamtern Aschaffenburg und Marktheidenfeld zur Folge hatte. Korrekturen erfolgten lediglich 1889 und 1905 durch die Zuweisung von Steinbach bzw. Halsbach, ferner 1902 infolge der Wiedererrichtung des Bezirksamts Gemünden. Erst die Gebietsreform von 1972 ff. führte zu einer grundsätzlichen Umgestaltung der Sprengelbildung unter

weitgehender Ignorierung historisch gewachsener Verhältnisse.

Zunächst soll auf typische Merkmale des untersuchten Raumes eingegangen werden. Dieser ist im Mainviereck durch große zusammenhängende Waldgebiete gekennzeichnet. Zwischen den einzelnen Orten liegen oft größere Entfernungen; die namensgebende Amtsstadt weist eine ausgesprochene Randlage auf – sie wird nicht ohne Grund als „Tor zum Spessart“ bezeichnet. Von der Einwohnerzahl her ist lediglich Frammersbach (als Marktort und Sitz eines weit ausgreifenden Fuhrgewerbes) als bedeutenderer Ort anzusprechen. Die zum Untersuchungsbereich gehörigen Orte des Landgerichts ä.O. Rothenbuch gehen großteils auf Glasmachersiedlungen zurück. Das Dorf Rothenbuch zeichnete sich nie durch besonderen Umfang aus und wurde aufgrund seiner abgelegenen Lage als Amtssitz für problematisch angesehen. Die räumliche Ausdehnung des Sprengels ließ zudem die Verwaltung als schwierig gelten. Im Bereich des früheren würzburgischen Amts Rothenfels hoben sich bedeu-

tungsmäßig nur die Abtei Neustadt am Main (mit Relikten untergeordneter Herrschaftsrechte) und die für das Amt namensgebende Kleinstadt Rothenfels (zugleich Cent- und Kellersitz) heraus. Von nennenswerter Größe waren lediglich mit Steinfeld und Karbach zwei Orte auf dem linken Mainufer. Wesentliche Teile des ehemaligen Amtes Rothenfels liegen ohnehin außerhalb des Untersuchungsbereichs und sind im Kontext der Atlasbände „Marktheidenfeld“ und „Karlstadt“ behandelt. Auffallend erscheint, im Vergleich mit dem westlichen und südwestlichen Teil des Mainvierecks, auch die Armut an Adelsitzen. Sieht man von Rodenbach ab, das keine herrschaftsbildende Funktion ausbildete, bleibt allein Steinbach, das bis 1848 ein Patrimonialgericht bildete. So bietet sich bis zur Säkularisation von 1803, teilweise sogar noch darüber hinaus, ein territorial weitgehend homogenes Bild, dominiert von Kurmainz (endgültig seit dem Territoriausgleich mit Hanau 1684/85) und Würzburg.

Nun zum Inhalt des Bandes „Lohr am Main“. Maßgeblich war das Schema, wie es sich für die Bände des „Historischen Atlas“ eingebürgert hat. Die Darstellung ruht grundsätzlich auf zwei Säulen: einem narrativen sowie einem statistischen Teil. Chronologisch setzt die Säkularisation von 1803 mit dem Ende der geistlichen Staatlichkeit eine Zäsur. Teil I gliedert sich in die Blöcke „Grundlagen der Entwicklung“, „Organisation des Kirchenwesens“, „Herrschaftskräfte“ und „Herrschaftsformen“.

Unter „Grundlagen der Entwicklung“ werden naturräumliche Gegebenheiten, Verkehrswege, Besiedlung und frühe Formen herrschaftlicher Organisation (Gau, Grafschaften, Wildbann- und Königsgutsbezirke) behandelt. Der umfangreiche Abschnitt über die „Organisation des Kirchenwesens“ geht der Ausfaltung des Pfarreisystems bis zum Ende des Alten Reiches nach, getrennt in einen mainzischen und einen würzburgischen Bereich. Eine eigene Würdigung finden die geistlichen Niederlassungen des Untersuchungsbereichs: vor allem die Benediktinerabtei Neustadt a.M. und das Benediktinerpriorat Schönrain, in zweiter Linie auch

Maria Buchen und das Kapuzinerkloster in Lohr. Verhältnismäßig viel Raum wurde der Reformation in der Grafschaft Rieneck und der seit Anfang des 17. Jahrhunderts im Gange befindlichen Rekatholisierung eingeräumt. Hier bot sich die Möglichkeit, den Übergang eines Kleinterritoriums zur Reformation Luthers und dessen spätere Rückführung zum Katholizismus detailliert darzustellen. Vor allem die sich über ein Jahrzehnt erstreckende Sammeltätigkeit von Pfarrer Josef Schott, die, in „Heimatland“, der heimatkundlichen Beilage der „Lohrer Zeitung“, erschienen, in Form zahlreicher, allerdings einer mühsamen systematischen Ordnung bedürftiger Mosaiksteinchen reiches Material zur Verfügung gestellt hat, dazu die evangelischen Pfarrerbücher von Kuhr und Kohlenbusch ergaben, zusammen mit einschlägiger, vor allem auch neuerer Literatur ein einprägsames Bild der konfessionellen Entwicklung.

Ein eigener Abschnitt gilt der Rolle der Juden im Untersuchungsbereich vor dem Hintergrund der jeweiligen landesherrlichen Politik. Diese trug bis in den Beginn der bayerischen Ära hinein restriktiven Charakter, unterstützt durch die, vor allem in Lohr bezeugte, Abneigung der Bevölkerung gegen jüdische Mitbewohner. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam es infolge der Abwanderung aus kleineren Gemeinden zu einer stärkeren Konzentration jüdischer Bürger in Lohr (Höhepunkt 1900: 91 Bürger israelitischen Glaubens). Seit 1933, vor allem nach 1938 kam es zu verstärkter Abwanderung von Juden. Der letzte Jude verließ Lohr am 31. Januar 1941. Eine Ausnahme bildeten die Verhältnisse in dem unter Hutten'scher Herrschaft stehenden Steinbach am Main, wo sich (zusammen mit Schutzjuden im benachbarten Wiesenfeld) noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ein beträchtlicher Anteil jüdischer Einwohner fand, der jedoch bis zum Ende des Jahrhunderts stetig zurückging und 1896 zur Auflösung der jüdischen Gemeinde führte.

Der den „Herrschaftskräften“ gewidmete Block weicht insofern von der Chronologie ab, als er um einer besseren Übersicht willen deren einzelne Träger jeweils getrennt be-

handelt. Der zeitliche Schwerpunkt liegt auf der Entwicklung bis in das 16. Jahrhundert. Hier stehen an erster Stelle die Grafen von Rieneck (mit den Herrschaftsmitteln Orts-herrschaft, Verfügung über Personalverbände und Klostervogteien, Lehensbindungen, sonstige Herrschaftsrechte wie Geleit oder Cent-herrschaft), weiter vor allem die Herren (Gra-fen) von Hanau, die Herren von Grumbach, die Wittelsbacher, die Herren von Hohenlohe und die Grafen von Wertheim. Das Mainzer Erzstift und das Hochstift Würzburg hatten zu dieser Zeit ihre Position noch nicht gefestigt. Aufschlußreiche Einblicke in die Ausbildung begrenzter Hoheitsrechte bieten die Abtei Neustadt und das Priorat Schönrain.

Die bisher vorgestellten Partien fußen gro- ßenteils auf einschlägiger Literatur und ge- druckten Quellensammlungen. Anders der folgende Textblock über die „Herrschaftsfor- men“. Hier bildet ungedrucktes Quellenma- terial, vor allem aus den Staatsarchiven Würzburg und Wertheim (Sitz Bronnbach), die Grundlage der Darstellung. Für den main- zischen Herrschaftsbereich stellt 1559 das Stichjahr dar – der Antritt des rieneckischen Erbes; für das Hochstift Würzburg darf die Regierungszeit des Fürstbischofs Rudolf von Scherenberg (1466–95) als wesentlicher Mark- stein gelten; von dieser Zeit an – mit dem zwischen 1470 und 1474 begonnenen ersten Würzburger Salbuch – setzt die systematische Erfassung von Herrschaftsrechten ein. Die Tatsache, daß der Untersuchungsbereich zu etwa gleichen Teilen unter mainzischer bzw. würzburgischer Souveränität stand, bietet Ge- legenheit zu mannigfachen Vergleichen, han- delt es sich doch jeweils um Fälle geistlicher Territorialität. Dennoch bestanden Unter- schiede. Der Bereich des (Ober-)Amtes Lohr war zunächst kein einheitliches Gebilde. Während ein Teil des Amtes allein unter mainzischer Jurisdiktion stand, waren im Amt Partenstein die Herrschaftsbefugnisse zwi- schen Kurmainz und der Grafschaft Hanau geteilt. Erst 1684/85 kam es zu einem Terri- torialausgleich mit klar gezogenen Grenzen. Der Umfang des würzburgischen Amtes Ro- thenfels blieb dagegen, von kleineren Kor- rekturen an den Rändern abgesehen, bis zur Säkularisation von 1803 konstant. Auch der

Grad der Modernisierung der Amtsstrukturen wies Unterschiede auf. Der mainzische Amts- organismus wurde durch die Reformen von 1772/82 gründlich umgestaltet und konnte sogar bis weit in die bayerische Zeit hinein das Muster abgeben. In Würzburg dagegen kam man über zaghafte Reformversuche nicht hinaus. Eigene Abschnitte wurden der Centorganisation gewidmet, die gegenüber der Amtsverfassung zeitweise eine gewisse Eigenständigkeit erlangte – so bestand zeit- weise neben Lohr eine eigene Cent Fram- mersbach. Der Centbegriff als solcher ist komplex. Er beschränkt sich nicht allein, wie die Bezeichnung „Hochgerichtsbezirke“ der Kartenbeilage 1 suggerieren mag, auf die peinliche Gerichtsbarkeit. Auch geringere Kriminalfälle, Schuldsachen, im weitesten Sinne die Wahrung des Landfriedens, die auch die Folgepflicht der bäuerlichen Cent- genossen im Kriegsfall einschloß, fielen in die Kompetenz der Centen. Ebenso wurden Amt und Kellerei Rothenbuch in ihrer engen Verflechtung mit dem Forstwesen in die Be- trachtung einbezogen.

Für beide Territorien wurden die Amtsträ- ger (Amtmänner, Keller, Centgrafen, Ober- schultheißen, verschiedene Kategorien von Schreibern) ermittelt und, mit ihren Amtspe- rioden, weitgehend lückenlos aufgelistet – in dieser Ausführlichkeit ein Novum gegen- über älteren Atlasbänden. Mit diesen, in der Hauptsache aus den einschlägigen Kellerei- rechnungen (für Mainz im Staatsarchiv Würzburg, für Würzburg im Staatsarchiv Wertheim, Sitz Bronnbach) eruierten Anga- ben soll nicht zuletzt der Lokalforschung ein tragfähiges Gerüst zur Verfügung gestellt werden.

Teil II ist ausschließlich der Statistik ge- widmet. Die statistische Aufnahme der Ver- hältnisse am Ende des Alten Reiches – in den ersten altbayerischen Atlasbänden hatte diese den Kern der Darstellung gebildet – gliedert sich in eine Ämter- und eine Ortsstatistik. Zu- grunde gelegt wurden – je nach der Quellen- lage – Angaben aus den letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts; Daten aus dem Jahr 1802, wie sie in den Würzburger Hof- und Staatskalendern oder in der Landesbeschrei-

bung von Gregor Schöpf vorliegen, stellen eher eine Ausnahme dar.

Die Ämterstatistik erfaßt die Bereiche von Landeshoheit, Hochgerichtsbarkeit, Niedergerichtsbarkeit-Verwaltung, Kameralaufbau, Grundherrschaft, kirchlicher Organisation, Forstwesen und Zollverwaltung und soll, über die Landkreisgrenzen hinausgreifend, einen Gesamteindruck der zeitgenössischen Herrschaftsstruktur vermitteln. In die Ortsstatistik wurden nur die im ehemaligen Landkreis Lohr gelegenen Orte aufgenommen. Die Angaben beziehen sich auf Landeshoheit, Hoch- und Niedergerichtsbarkeit, Dorf- und Gemeindeherrschaft (nur im Hochstift Würzburg), kamerale Zugehörigkeit, zuständige Pfarrei (mit Kirchenpatronat) und Grundherrschaft (im Erzstift Mainz wegen der starken Besitzersplitterung nur gefreite Grundherrschaft und Gemeindebesitz), ergänzt durch die Zahl der Häuser bzw. Einwohner. Als Quelle diente überwiegend archivalisches Material. Sowohl die hier gebotenen Fakten und Daten als auch die einschlägigen Quellenverweise dürften der ortsgeschichtlichen Forschung willkommene Hilfestellung leisten. Angeschlossen sind demographische Daten vom 16. bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert; diese lassen das Auf und Ab der Bevölkerungsentwicklung, in einigen Fällen auch Berufs- und Altersstrukturen erkennen.

Teil III hat den Zeitraum von der Säkularisation von 1803 bis zur Gebietsreform von 1972ff. zum Gegenstand. Auch hier schließt sich an einen der Chronologie folgenden darstellenden Teil eine ausführliche statistische Übersicht an. Das Bindeglied zur Übernahme durch das Königreich Bayern bildet die Übergangsphase von 1803 bis 1814. Diese wird zunächst vom Fürstentum Aschaffenburg (als Relikt des Mainzer Kurstaats) und dem Fürstentum Löwenstein-Wertheim-Rochefort bzw. Rosenberg (als Erbe der würzburgischen Position in Rothenfels) dominiert. Bereits 1806 führte die Mediatisierung zu einer Bereinigung der Herrschaftsverhältnisse. Die löwensteinischen Gebiete wurden teils der Souveränität des Fürstprimas Dalberg, teils dem Großherzogtum Baden unterstellt, wobei der Main die Trennungslinie bildete. 1814 folgte

der Anfall des Dalberg'schen Herrschaftsgebiets (seit 1810 Departement Aschaffenburg des Großherzogtums Frankfurt) an Bayern, 1819 mit dem Amt Steinfeld auch der an Baden gekommene Rest des früheren Amtes Rothenfels. Dies bedeutete zugleich den Abschied von weitergehenden Expansionsabsichten des Königreichs.

Das System der bayerischen Landgerichte ä.O. orientierte sich zunächst an den herkömmlichen Amtssprengeln. So wurden auf der Grundlage der früheren kurmainzischen Amtsvogteien die Landgerichte Lohr, Frammersbach und Rothenbuch gebildet; Rothenfels war bis 1848 ein löwensteinisches Herrschaftsgericht und wurde erst 1852 definitiv in das Landgerichtssystem eingegliedert. Im Laufe der weiteren Entwicklung kam es zu einer Reihe von (oft von der örtlichen Einwohnerschaft gewünschten, manchmal auch abgelehnten) Korrekturen. 1879 erfolgte, mit der Umwandlung der Landgerichte ä.O. in Amtsgerichte, ein durchgreifendes Revirement. Bereits 1856 war mit den Bezirksgerichten eine übergeordnete Ebene des Justizwesens geschaffen worden (Lohr erhielt erst 1862 ein eigenes Bezirksgericht). Die Bezirksgerichte gingen 1879 in den Landgerichten n.O. auf. Das Jahr 1862 brachte infolge der Trennung von Verwaltung und Justiz die Einrichtung von Bezirksämtern (seit 1938 Landkreisen). Die Rentamts- (seit 1919 Finanzamts-)organisation wurde 1816 geschaffen und konnte zunächst auf älteren Kameraldistrikten aufbauen, unterlag in der Folge aber auch einer Reihe von Veränderungen. Die ganz große Zäsur bedeutete dann die Gebietsreform von 1972ff.; sie verwischte endgültig den Rest historisch gewachsener Strukturen und verlangte den betroffenen Bürgern mannigfache Anpassungsleistungen ab.

Ergänzt werden die Textausführungen durch eine Ämter- und eine Ortsstatistik, wo auch die Veränderungen seit 1972 berücksichtigt sind. Die Ortsstatistik enthält vergleichende Häuser- und Einwohnerzahlen von 1815/16 bzw. 1823/24 und 1961, ferner Angaben über die Gemeindebildung und die administrative Zugehörigkeit der einzelnen Orte. Eigens festgehalten sind die Neugliederung der Ge-

meinden infolge der Gebietsreform (nach dem Stand von 1987) und die neugebildeten Verwaltungsgemeinschaften. Abgeschlossen wird der statistische Teil mit einer Übersicht über die kirchliche Organisation seit 1803, unter Einschluß der evangelisch-lutherischen Kirche.

Die Bearbeitung der Entwicklung seit 1814 basiert großenteils auf den einschlägigen Ministerialakten des Bayerischen Hauptstaatsarchivs. Deren Studium läßt die Sorgfalt des Verwaltungshandelns im ehemaligen Königreich Bayern in beeindruckender Weise erkennen. Daneben wird auch ein Licht auf lokale Mentalitäten, auf Zusammengehörigkeitsgefühl aber auch auf Aversionen zwischen einzelnen Orten geworfen. Vor allem wo es um die Zuteilung von Behördensitzen geht, wird nicht selten eine heftige Rivalität deutlich, so etwa zwischen Lohr und Gemünden (dergleichen ist nicht erst eine „Errungenschaft“ der letzten Gebietsreform).

Nach seinem Selbstverständnis ist der Historische Atlas von Bayern *„eine historisch-topographische Landesbeschreibung Bayerns, welche die Besitz-, Herrschafts- und Verwaltungsstruktur des gesamten Landes vom Mittelalter bis zur neuesten Zeit statistisch darstellt und kartographisch dokumentiert“* – so die einschlägige Internetseite zum „Historischen Atlas“. Dies wirft die Frage auf, was der „Historische Atlas“ nicht leisten will. Er ist keine wirtschafts- und sozialgeschichtliche Untersuchung, wenn auch der eine oder andere diesbezügliche Aspekt zur Sprache kommt. Auch der genealogisch-protopographische Gesichtspunkt steht nicht im Vordergrund. Dessen ungeachtet dürften vor allem die zahlreichen Personennamen in den Aufstellungen der Amtsträger dem Familienforscher manchen wertvollen Anknüpfungspunkt bieten. Trotz der ausführlichen Behandlung von Reformation und Rekatholisierung steht der kirchengeschichtliche Aspekt nicht im

Vordergrund; hier geht es primär um Organisationsformen, nicht um die Kirchendoktrin. Schließlich hat sich der Atlas nicht zur Aufgabe gesetzt, Stadt- bzw. Ortsgeschichten zu ersetzen; für diese möchte er lediglich ein brauchbares Raster bereitstellen. Auch die Herrschaftsstrukturen der rieneckischen Epoche bedürfen noch gründlicherer Durchleuchtung; in diesem Zusammenhang darf auf in Arbeit befindliche Untersuchungen von Dr. Theodor Ruf verwiesen werden.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen zu den Kartenbeilagen und Textillustrationen. Kartenbeilage 1 stellt die Hochgerichtsbezirke am Ende des Alten Reiches dar. Hier sind auch die Grenzen der einzelnen Orts-gemarkungen und der Forstbezirke eingezeichnet. Kartenbeilage 2 hat die Ämter und Niedergerichtsbezirke am Ende des Alten Reiches zum Gegenstand. Die unterschiedliche Flächenfärbung macht die kurmainzischen (Lohr, Rothenbuch) bzw. würzburgischen Amtsdistrikte (Rothenfels, Gemünden) in vollem Umfang kenntlich. An Binnengrenzen sind lediglich die Forstbezirks-, nicht jedoch die Gemarkungsgrenzen eingezeichnet. Die Gestaltung der Kartenbeilagen weicht erheblich von jener der benachbarten älteren Atlasbände (Aschaffenburg, Alzenau, Obernburg, Miltenberg, Marktheidenfeld, Gemünden und Karlstadt) ab. Während diese auf der Grundlage der Karten des Deutschen Reiches im Maßstab 1:100000 erstellt wurden, sind für die beiden Kartenbeilagen des Atlas „Lohr am Main“, trotz vorgebrachter Bedenken, stark vereinfachte kartographische Darstellungen zugrunde gelegt worden, was die Vergleichbarkeit zweifellos erschwert. In den Text eingestreute Kartenskizzen (kirchliche Organisation, Centsystem, Kondominat Partenstein, mittelalterliches Straßensystem) und historische Darstellungen für den Untersuchungsraum bedeutsamer Örtlichkeiten sollen der Veranschaulichung des im Text Gesagten dienen.

Grußwort der Oberbürgermeisterin der Stadt Schweinfurt zum Bundestag am 9. Mai 2009

Der Historische Verein Schweinfurt e.V. begeht 2009 sein 100-jähriges Jubiläum. Ich freue mich, daß der Frankenbund, dem der Verein seit 1936 angehört, dieses Ereignis zum Anlaß nimmt, seinen Bundestag in Schweinfurt durchzuführen.

Mit 700 Mitgliedern zählt der Historische Verein Schweinfurt zu den größten fränkischen Geschichtsvereinen. Er verfolgt die Absicht, die Menschen für die Geschichte unserer Stadt zu interessieren und ihnen diese näher zu bringen. Diese Zielsetzung verbindet den Historischen Verein Schweinfurt mit dem Frankenbund, der sich ebenfalls dem Erhalt und der Pflege unseres geschichtlichen und kulturellen Erbes widmet und damit nicht nur eine verantwortungsvolle Aufgabe erfüllt, sondern auch einen unverzichtbaren gesellschaftlichen Beitrag leistet.

Schweinfurt ist als moderner und dynamischer Wirtschaftsstandort stolz auf seine reichsstädtische Vergangenheit. Hiervon zeugen beispielsweise die neu gestaltete Wallanlage oder der Ebracher Hof. Diese authentischen Zeitzeugnisse bilden einen interessanten Spannungsbogen zur modernen, sachlichen Architektur des neuen Schweinfurt und versinnbildlichen den Ausspruch Wilhelm von



Humboldts „Nur wer die Vergangenheit kennt, hat eine Zukunft.“

Ich hoffe, daß der Bundestag vor dieser Kulisse anregend und erfolgreich verläuft und heiße alle Teilnehmer herzlich willkommen.

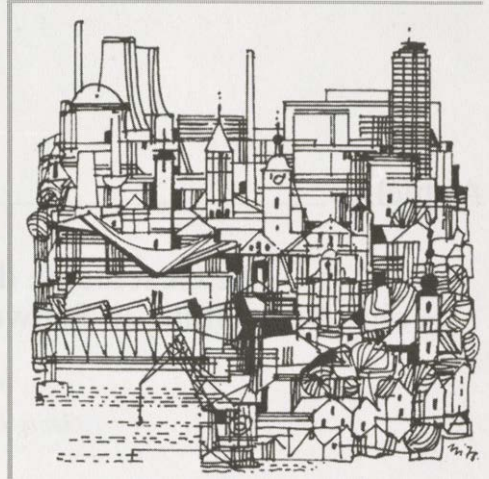
A handwritten signature in black ink, which reads "Grieser". The signature is written in a cursive, flowing style.

Gudrun Grieser
Oberbürgermeisterin

Einladung an alle Mitglieder des *FRANKENBUNDES* zum 80. Bundestag in Schweinfurt

Wie schon im letzten Heft angekündigt, findet unser 80. Bundestag am 9. Mai 2009 in Schweinfurt statt. Tagungsort ist das Alte Rathaus direkt am Marktplatz. Ausgerichtet wird dieser Tag vom Historischen Verein Schweinfurt, der mit uns zugleich sein 100-jähriges Bestehen feiern will.

Die Veranstaltung beginnt in der Eingangshalle des Alten Rathauses mit einem Begrüßungskaffee, der ab 10.00 Uhr eingeschenkt wird. Um 10.30 Uhr fängt zwei Stockwerke höher in der Oberen Diele der Festakt an, mit dem wir den 80. Bundestag eröffnen und das Jubiläum des Historischen Vereins feiern wollen. Den Festvortrag hält Herr Prof. Dr. Helmut Flachenecker zum Thema: „*Durch Bestechung zur Reichsfreiheit? – Die Bischöfe von Würzburg und die Reichsstadt Schweinfurt in den Augen des politischen Archivars Lorenz Fries.*“ Nach dem Festakt lädt uns die Stadt Schweinfurt zu einem fränkischen Imbiß ein, der ein Stockwerk tiefer gereicht wird. Anschließend wird für alle Teilnehmer eine Stadtführung angeboten; wer teilnehmen möchte, versammelt sich gegen 14.00 Uhr an der Freitrepppe im Hof des Alten Rathauses.



An dieser Stelle möchte sich der *FRANKENBUND* bei der Stadt Schweinfurt für die freundliche Aufnahme und die Bewirtung bedanken!

Hinweis an alle Teilnehmer: Das Alte Rathaus verfügt über keinen Aufzug, es gibt keinen behindertengerechten Zugang zu den Räumlichkeiten!

Auf Ihr Kommen freut sich die Bundesleitung des *FRANKENBUNDES*!

Wechsel an der Spitze der Frankenbund Gruppe Würzburg

Am 4. März 2009 wurde auf der Jahresversammlung der Gruppe Würzburg des Frankenbundes ein neuer Vorstand gewählt. Nach vier Jahren an der Spitze der Würzburger Sektion, die die größte Einzelgruppe unseres *FRANKENBUNDES* ist, stellte sich der bisherige erste Vorsitzende, Herr Dr. Peter A. Süß M.A., aus beruflichen Gründen nicht mehr zur Wiederwahl. Die anwesenden Bundesfreunde wählten daraufhin auf seinen Vorschlag einstimmig Frau Dr. Verena Friedrich M.A. aus Fürth zu seiner Nachfolgerin im Amt. Frau Dr. Friedrich lehrt am Kunsthistorischen Institut der Universität Würzburg.

Die Positionen des zweiten und dritten Vorsitzenden bleiben weiterhin mit Herrn Theobald Stangl sowie Herrn Alois Hornung besetzt, und auch Frau Anne Kaschke wurde als Schriftführerin im Amt bestätigt. Ein neuer Schatzmeister wurde ebenfalls gewählt: Herr Gottfried Berger wird diese Aufgabe übernehmen und die wiedergewählte stellvertretende Schatzmeisterin Frau Gertrud Endres nach Kräften unterstützen. In den erweiterten Vorstand berief die Mitgliederversammlung das Ehepaar Ilse und Wolfgang Versl, Herrn Dieter Maunz und Dr. Peter A. Süß M.A.

Nach diesen Neuwahlen wird die Würzburger Frankenbundgruppe unter der Leitung dieses tatkräftigen Gremiums sicher zum

Wohle unseres Vereins weiterarbeiten. Dazu wünschen wir dem neuen Vorstandsteam viel Erfolg und gute Einfälle. PAS

Aktuelles

Die Geschichte des Kinderbuchs – eine Ausstellung in Schweinfurt und Bad Kissingen

von

Georg Drescher

„*Neuer Korb voll Allerlei*“, diesen Titel wählte im Jahr 1882 der Münchner Künstler Lothar Meggendorfer (1847–1925) für eines seiner zahlreichen Bilderbücher. Diesen Titel wählt sich nun eine Ausstellung in Schweinfurt und Bad Kissingen zum Motto. Sie präsentiert mit rund dreihundert Exponaten einen Gang durch die Geschichte des Kinderbuchs in Deutschland von der Erfindung des Buchdrucks bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts. Das Museum Otto Schäfer (MOS) und das Stadtarchiv Schweinfurt haben dafür eine Auswahl aus ihren Beständen getroffen. Frau Hilla Schütze aus Bad Kissingen hat mit ihrer international ausgerichteten Kinderbuchsammlung diese Auswahl entscheidend um Ausgaben des späten 19. und 20. Jahrhunderts bereichert. Der in Schweinfurt geborene Kinderbuchautor Paul Maar unterstützt die Ausstellung mit exquisiten Sammlerstücken vom ausgehenden 18. Jahrhundert an.

Andreas Bode, bis Ende 2007 Direktor der Internationalen Jugendbibliothek auf Schloß Blumenburg in München, hat aus diesen vielen Kinderbüchern einen Gang durch sechs Jahrhunderte geformt. Alle Lücken, die bis dahin noch klafften, hat seine Institution geschlossen. Erich Kästner gehörte zu den ersten Mitgliedern des Fördervereins dieser

nach dem Zweiten Weltkrieg gegründeten Einrichtung, für deren Unterstützung er 1947 „*Die Konferenz der Tiere*“ schrieb.

Da die Ausstellung einen Überblick über die Geschichte des Kinderbuchs geben will, fokussiert sie nicht allein das Bilderbuch. Dieses entwickelte sich erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts, als kostengünstige Drucktechniken für farbige Bilder aufkamen. Im 15. und 16. Jahrhundert bestand die Literatur für Kinder und Jugendliche dagegen in erster Linie aus religiösen Unterweisungen und in der Einübung richtigen Verhaltens in der Gesellschaft. Gebete, Sittenspiegel und Tischzuchten bestimmen ihr Bild. Der „*Cato in disticha*“, ein durch das ganze Mittelalter hindurch als Schullektüre eingesetztes spätantikes Regelwerk, findet seinen Nachhall noch auf Albrecht Dürers Flugblatt vom Schulmeister (1510), auch wenn der Nürnberger Künstler in seinem Holzschnitt den Lehrer als Plagegeist der Kinder karikiert. Genannt sei aber auch Martin Luthers „*Kleiner Katechismus*“, der 1529 zuerst auf Tafeln gedruckt wurde, die in Schule und Stube aufgehängt werden konnten.

Fénelons „*Télémaque*“, der 1699 gegen den Willen des Autors gedruckte Fürstenspiegel für den französischen Thronfolger,

verpackte seine Lehren für den Prinzen Louis in die abenteuerliche Suche des Telemach nach seinem Vater Odysseus und wurde ein Klassiker der europäischen Kinderliteratur des 18. Jahrhunderts. Dieser Roman verweist bereits auf die zahlreichen Bemühungen der Aufklärung um eine Neuausrichtung der Pädagogik, die im Kind nicht mehr einen ‚kleinen Erwachsenen‘ sah. Für Rousseau war es vielmehr ein unverbildetes Naturwesen, das nur durch die behutsame Entwicklung seiner natürlichen Anlagen zu einem vollwertigen Menschen herangebildet werden konnte. Im deutschsprachigen Kulturraum wurden diese Bestrebungen vor allem von protestantischen Theologen aufgegriffen, die ihre Lehren durch Gründung von Erziehungsanstalten auch in die Praxis umzusetzen suchten. Christian Felix Weiße, Joachim Heinrich Campe, Johann Bernhard Basedow, Johann Gotthilf Salzmann, Johann Caspar Lavater oder Johann Heinrich Pestalozzi sind hier zu nennen. Zu den Elementarwerken von Basedow und Salzmann gehören zahlreiche Kupferstichtafeln, die den Kindern die ganze Welt vor Augen führen. Im Dialog mit dem Vater oder dem Erzieher sollten sie beschrieben und damit die Vorstellung der Kinder geleitet werden. In seiner „*Kleinen Seelenlehre für Kinder*“ erspart Campe ihnen dabei nicht einmal die Konfrontation mit dem Tod. Im Gegensatz zum späteren Bilderbuch wurde bei diesen Stichen keine besondere Darstellungsart für Kinder gefordert, sondern sie präsentieren sich in derselben Manier wie Illustrationen für Erwachsene.

Bereits über ein Jahrhundert zuvor war eines der wirkungsmächtigsten ‚Bilderbücher‘ erschienen, nämlich Johann Amos Comenius‘ „*Orbis sensualium pictus*“ (Nürnberg 1658). Der bedeutende Schulreformer und letzte Bischof der Böhmisches Brüder ordnete alle sinnlich erfahrbaren Dinge der Welt von der Schöpfung bis zum letzten Gericht. Kleine Holzschnitte stellen zu Beginn jedes Kapitels die zu klärenden Begriffe dar. Sie sind durchnummeriert und im deutschen wie lateinischen Text stehen diese Nummern hinter dem entsprechenden Wort. Comenius‘ „*Orbis pictus*“ kann so in drei von vier Stufen eingesetzt werden, in die er die Erziehung des

Kindes einteilt. Bereits in der ‚Mutterschule‘ können die kleinen Kinder die Welt im Bild erfahren, in der Deutschschule, der ‚Muttersprachschule‘, ihre eigene Sprache erlernen, in der Lateinschule aber die europaweit gültige Umgangssprache meistern. Allein in der letzten Phase der Ausbildung, der Universität, spielte der „*Orbis pictus*“ keine Rolle mehr. Den weitgespanntesten Versuch, Kindern eine Enzyklopädie in Bildern zu bieten, unternahm dann der Weimarer Verleger Friedrich Justin Bertuch mit seinem „*Bilderbuch für Kinder*“. Die mehr als tausend gestochenen Tafeln des zwölfbändigen Werkes würden noch heute jedem Lexikon zur Ehre gereichen. Das Stadtarchiv Schweinfurt besitzt nicht nur ein vollständiges Exemplar dieses von 1790 bis 1830 erschienenen ‚Bilderbuches‘, sondern auch zahlreiche Probedrucke der Tafeln. Daher dürfte es sich um das Bertuch'sche Verlagsexemplar handeln, das wohl mit dem Nachlaß Rückerts nach Schweinfurt gekommen ist.

Der – vergnüglichen? – Belehrung und Erbauung dienten aber nicht nur diese Schriften,

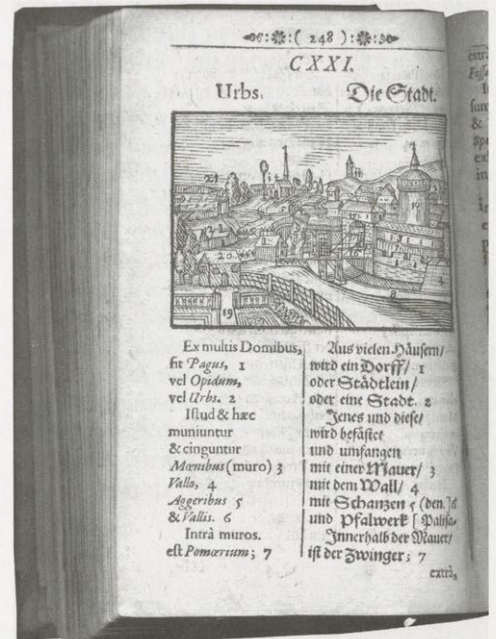


Abb.: Johann Amos Comenius: *Orbis sensualium pictus*. Die sichtbare Welt. Nürnberg 1658: Die Stadt (Museum Otto Schäfer).

sondern auch Fabel, Tierepos, Volksbuch und Sage. Bereits Albrecht Pfister druckte in Bamberg um 1460 Boners „Edelstein“, eine Auswahl aus den Fabeln des Aesop, die sich an Alt und Jung zugleich wandte. Um 1476 folgte Steinhöwels vollständigere Ausgabe, deren meisterliche Holzschnitte auch Kinder begeistert haben dürften. Sie werden dieses Buch kaum selbst in die Hand genommen haben, vorgelesen wurde ihnen aber daraus bestimmt. Bereits im frühen 18. Jahrhundert kommen allein für Jugendliche bestimmte Ausgaben auf den Markt. Mit den „Fünfzig Fabeln für Kinder“ des Pastors Wilhelm Hey (1833), des Autors von „Weißt du wieviel Sternlein stehen“, wurde diese Gattung, der Gleim und Lessing eine Vorbildfunktion eingeräumt hatten, zu harmlosen Versen umgewandelt, die den Umgang von Kindern mit Tieren ihrer eigenen Umgebung thematisieren.

Das Volksbuch – diesen Begriff hat Görres 1807 als romantisches Ideal geschaffen – umfaßt alle prosaischen Bearbeitungen mittelalterlicher Epen aus dem 15. und 16. Jahrhundert, aber auch Schwanksammlungen wie den „Till Eulenspiegel“. Sie waren in der Regel keine Kinderliteratur, aber ihre abenteuerlichen Episoden – meist im vermeintlichen Umfeld Karls des Großen und des Zerfalls seines Fränkischen Reiches angesiedelt – konnten auch Kinder faszinieren. Goethe hat dies in seiner Autobiographie beschrieben: „Der Verlag oder vielmehr die Fabrik jener Bücher, welche in der folgenden Zeit unter dem Titel ‚Volksschriften‘, ‚Volksbücher‘ bekannt und sogar berühmt geworden, war in Frankfurt selbst, und sie wurden, wegen des großen Abgangs, mit stehenden Lettern auf das schrecklichste Löschpapier fast unleserlich gedruckt. Wir Kinder hatten also das Glück, diese schätzbaren Überreste der Mittelzeit auf einem Tischchen vor der Haustüre eines Büchertrödlers täglich zu finden, und

sie uns für ein paar Kreuzer zuzueignen. Der ‚Eulenspiegel‘, ‚Die vier Haimonskinder‘, ‚Die schöne Melusine‘, ‚Der Kaiser Oktavian‘, ‚Die schöne Magelone‘, ‚Fortunatus‘, ‚mit der ganzen Sippschaft bis auf den ‚Ewigen Juden‘, alles stand uns zu Diensten, sobald uns gelüstete, nach diesen Werken anstatt nach irgend einer Näscherei zu greifen. Der größte Vorteil dabei war, daß, wenn wir ein solches Heft zerlesen oder sonst beschädigt hatten, es bald wieder angeschafft und aufs neue verschlungen werden konnte.“¹⁾ Eine solche Ausgabe des „Kaiser Octavianus“, die im späten 17. oder frühen 18. Jahrhundert gedruckt wurde, kann die Ausstellung bieten. „Till Eulenspiegel“, „Reineke Fuchs“, „Die Nibelungen“, „Rübezahl“ oder „Münchhausen“ gehören zu den Stoffen, die seit Ende des 19. Jahrhunderts auch als Bilderbücher aufgelegt wurden. Gerlachs Jugendbücherei in Wien bemühte sich dabei um eine besonders sorgfältige künstlerische Gestaltung. Dafür stehen Carl Otto Czeschkas „Nibelungen“ genauso wie Albert Weisgerbers „Eulenspiegel“.

In einem Exkurs werden in Schweinfurt Bilderbücher und Leporellos zu Rückerts „Fünf Märlein“ vorgestellt. Sie waren nicht nur das meist gedruckte Werk des Dichters, sondern auch als Schullektüre genauso weit verbreitet wie als Bilderbuch. Sie leiten über zu den Themen, die in Bad Kissingen im Alten Rathaus ausgestellt werden: Märchen, Lied, Abenteuer, Bilderbuch, politische Propaganda und Illustratoren aus Bad Kissingen.

Anmerkung:

- ¹⁾ Goethe, Johann Wolfgang von: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in vierzehn Bänden. Herausgegeben von Erich Trunz. Sonderausgabe zum 250. Geburtstag Goethes am 28.8. 1999, München 1998, Bd. 9, S. 35–36.

„Wiederaufbau und Wirtschaftswunder“

Bayerische Landesausstellung vom 9. Mai bis 4. Oktober 2009 in Würzburg

Schlagworte wie ‚Trümmerfrauen‘, ‚Nierentisch‘ und ‚Petticoat‘ wecken bei den Zeitgenossen vielfältige Erinnerungen an die Zeit des Wiederaufbaus nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und an das beginnende Wirtschaftswunder in den frühen 1950er Jahren. Diese Aufbruchszeit möchte die Bayerische Landesausstellung 2009 wieder lebendig werden lassen. In der großen Schau, die in der Würzburger Residenz vom 9. Mai bis 4. Oktober 2009 stattfindet, soll der geschichtliche Bogen von den Entbehrungen der unmittelbaren Nachkriegszeit bis hin zum neuen Wohlstand der fünfziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts gespannt werden. Die Politik und die Kultur jener Jahre – auch die Jugendkultur des Rock’n Roll – wird dabei thematisiert. Nach Aussage des veranstaltenden Hauses der Bayerischen Geschichte können sich zum ersten Mal die Besucher einer Landesausstellung dabei auch mit ihrer eigenen Lebensgeschichte einbringen.

Bis in die Gegenwart wird der Freistaat Bayern von den Entwicklungen und Entscheidungen jener Jahre deutlich geprägt. Nicht nur die heutigen Stadtgrundrisse und Wirtschaftsstandorte wurden damals vielfach neu festgelegt. Auch die Architektur von Kaufhäusern, Kinos und Kirchen aus den Nachkriegsjahren beeinflusst das Stadtbild unserer Gemeinden vielerorts immer noch entscheidend, denn in den ersten Jahren nach dem Krieg entstanden zahlreiche Wohnhäuser und staatliche Gebäude durch das Engagement von Privatleuten, Kommunen und Oberster Baubehörde neu. Ganz bewußt wollte sich das neue Bauen durch einen leichten, transparenten und schwingenden Stil von der monumentalen und kantigen NS-Architektur abheben. Auch gerade in der Inneneinrichtung dominierten geschwungene Formen: Weite elliptische Treppenhäuser und segmentbogige Türen wurden entworfen und der Nierentisch, das Side-Board, die Tütenslampe und die Wohnzimmercouch hielten auch in bayerischen Wohnungen Einzug.

Mit die besten Beispiele für den sog. „Wiederaufbau“ der zerbombten Städte und zahl-

reicher Monumente mögen dabei Würzburg und die Residenz selbst sein. So dient das Würzburger ‚Schloß über den Schlössem‘ der Landesausstellung 2009 quasi selbst als begehbares Ausstellungsobjekt, denn aus einer ausgebrannten Ruine entstand das barocke Kleinod nach 1945 neu. Damals war es heftig umstritten, ob man das Schloß überhaupt originalgetreu wieder aufbauen sollte. Aber nicht nur in der Baukunst, auch in vielen politischen und gesellschaftlichen Fragen schwankte die Stimmung in den 1950er Jahren zwischen Tradition und Moderne. Doch das aufblühende Wirtschaftswunder der frühen sechziger Jahre, das den Menschen beruflichen Erfolg, finanzielle Absicherung und eine gehörige Portion optimistischen Fortschrittsglaubens bescherte, ließ dann schließlich das Pendel zugunsten der Moderne ausschlagen.

Dies konnte man auch am Alltag der Menschen ablesen, und so liegen wahre Welten zwischen den Jahren 1952 und 1962. War 1952 die allergrößte Not überstanden, die Wohnungen und Straßen wieder instandgesetzt und somit wieder eine Art von Normalität in den Alltag der Menschen eingekehrt, ging es den Bundesbürgern zehn Jahre später bedeutend besser. Auch die Hausfrauen mußten nicht mehr improvisieren, denn mittlerweile hatten sie hilfreiche Elektrogeräte wie Waschmaschinen, Rührgeräte und Staubsauger zur Hand. Exotische Gerichte wie der damals populäre Hawaii-Toast wurden serviert, während in der guten Stube bereits ein Fernsehgerät lief, womöglich sogar ein eigenes Auto vor der Haustür parkte und der erste Auslandsurlaub in Planung war.

Daher ist es die Zielsetzung der Bayerischen Landesausstellung 2009 in der Würzburger Residenz, die vielfältigen Entwicklungen in ihren Widersprüchen zu behandeln und den – hoffentlich zahlreichen – Besuchern einen Eindruck von dem Ausmaß der Leistungen zu vermitteln, die der Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg bedeutete. Dabei stammen zahlreiche Exponate aus Würzburger Privatbesitz, da viele Bürgerin-

nen und Bürger unter dem Motto „Von Trümmernot zum Petticoat“ ihre Erinnerungstücke und Familienschätze für die Ausstellung zur Verfügung gestellt haben. Auf diese Weise können sich die Besucher einer Landesausstellung zum ersten Mal selbst mit ihren eigenen biographischen Zeugnissen in die Schau einbringen. Aber auch über die Homepage des Hauses der Bayerischen Geschichte ist es möglich, die in den Ausstellungsräumen der Residenz real präsentierten privaten Erinnerungstücke mit ihrer jeweiligen individuellen Geschichte auf den eigenen Rechner hochzuladen und so am Schicksal Vieler nach dem Kriege Anteil zu nehmen – damit wird es sozusagen auch eine virtuelle Landesausstellung für ganz Bayern geben.

Diese Erinnerungen, zeitgenössischen Schläger und Filme, aber auch ein leibhaftiger ‚Milchpilz‘ (ein originaler Verkaufsstand für

Milchprodukte) lassen den Geist der fünfziger Jahre wieder lebendig werden. Mithin soll in der Landesausstellung 2009 Geschichte zum Erlebnis werden – zum einen für die Zeitzeugen, die noch einmal in ihren Jugenderinnerungen schwelgen möchten, und zum anderen für die jungen Besucher von heute, die die faszinierende Zeit von Wiederaufbau und Wirtschaftswunder kennenlernen können.

PAS

„Wiederaufbau und Wirtschaftswunder“
Bayerische Landesausstellung in Würzburg
9. Mai bis 4. Oktober 2009
Residenz Würzburg,
Residenzplatz 2, 97070 Würzburg,
Öffnungszeiten: täglich von 9 bis 18 Uhr,
Eintritt: 7,- für Einzelbesucher bzw. 6,- für
Gruppen und Ermäßigungsberechtigte.

Aufsätze

Helmut Flachenecker

Durch Bestechung zur Reichsfreiheit? – Die Bischöfe von Würzburg und die Reichsstadt Schweinfurt in den Augen des politischen Archivars Lorenz Fries 151

Heiko Braungardt

„... mithin höchst dieselbe als Kayserin zu achten seye“.
Der Besuch Maria Theresias in Würzburg im September 1745 anhand der Quellen.... 160

Stephan Diller

Gottfried Hart (1902–1987) – ein Christ und Kommunalpolitiker,
der „lediglich seine Pflicht erfüllte, die ihm vielleicht gottgewollt zugefallen war.“ 174

Helmut Schatz

Vor 250 Jahren in Ippesheim geboren: Johann Ferdinand Schlez (1759-1839) 186

Frankenbund intern

Verena Friedrich

Bericht über den 80. Bundestag am 9. Mai 2009 in Schweinfurt..... 194

Kunst und Kultur

Paul Beinhofer

Zum 550. Geburtstag des Wipfelder „poeta laureatus“ Conrad Celtis..... 199

Bernhard Wickl

Wilhelm Heinrich Wackenroder in Nürnberg 201

Rudolf Kreutner

Friedrich Rückert (1788-1866) und Schweinfurt 208

Dieter Lauer

Eine Reise in die Kreisstadt 218

Hartmut Schötz

Manfred Nielaus – Zum 5. Todestag des Nürnberger Graphikers am 12. Mai 2009.... 220

Aktuelles

Jochen Heinke

Die Initiative Rompilgerweg Abt Albert von Stade (Via Romea) 222

Sonderausstellung zur Geschichte des Handarbeitsunterrichts in Lohr a.M. 223

Neue Übersichtskarte und neue Broschüre für Radfreunde zum Spessart-Mainland ... 224

Umzug der Bundesgeschäftsstelle 224

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

- Dr. Paul Beinhofer Regierungspräsident von Unterfranken
Peterplatz 9, 97070 Würzburg
- Heiko Braungardt M.A. Promovend am Institut für Kunstgeschichte
der Universität Würzburg
Frankfurterstraße 27, 97082 Würzburg
- Dr. Stephan Diller Historiker, 1. Vorsitzender des Historischen Vereins
Landkreis Haßberge e.V.
Wässernachstraße 46, 97437 Haßfurt
- Prof. Dr. Helmut Flachenecker Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte,
Institut für Geschichte der Universität Würzburg,
Am Hubland, 97074 Würzburg
- Dr. Verena Friedrich M.A. Kunsthistorikerin;
Dozentin am Institut für Kunstgeschichte
der Universität Würzburg
Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth
- Jochen Heinke An der Lehmgrube 15, 97647 Sondheim-Stetten/Rhön
- Dr. Rudolf Kreutner Kulturamt der Stadt Schweinfurt
Obere Straße 11-13, 97421 Schweinfurt
- Dieter Lauer Gärten hinter der Veste,
Schweppermannstraße 22, 90408 Nürnberg
- Helmut Schatz Nußbaumweg 14, 91522 Ansbach
- Hartmut Schötz Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach
- Dr. Bernhard Wickl Gymnasiallehrer
Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Durch Bestechung zur Reichsfreiheit? – Die Bischöfe von Würzburg und die Reichsstadt Schweinfurt in den Augen des politischen Archivars Lorenz Fries

von

Helmut Flachenecker

„... der name gelt vnd gabe inen ain brieffe.“¹⁾ Auf diese kurze Formel brachte der Würzburger Archivar und Chronist Lorenz Fries den politischen Handel zwischen Bischof Johann II. von Brunn (1411–1440) und der Reichsstadt Schweinfurt aus dem Jahre 1431. Letztere wollte sich von den Zugriffen des bischöflich dominierten Landgerichts zu Franken endgültig befreien, ersterer benötigte für seine Auseinandersetzungen mit Domkapitel und Stiftsadel sowie für seine außenpolitischen Aktivitäten finanzielle Unterfütterung. Die Reichsstadt zahlte, der Bischof nahm es an und die Urkunde wurde am Sonntag Quasimodogeniti (8. April) ausgestellt. Fries vermutete, daß die Schweinfurter den Text selbst geschrieben hätten, was allerdings nicht beweisbar ist. Die Urkunde selbst ist nur noch kopiaal aus dem 16. Jahrhundert überliefert: Schweinfurt sei eine Stadt, die „am reich gefreiet vnd privilegirt“ sei. Deshalb dürften ihre Bewohner vor keinem anderen Gericht als dem ihrigen abgeurteilt werden. Der Bischof versprach für sich und seine Nachfolger, daß er sie „bei solchen iren freihaiten vnd priuilegien bleiben“ lasse.²⁾ Mit diesem Akt hatte der Bischof die Stadt endgültig aus seinem Anspruch, mit seinem Landgericht als Herzog von Franken ihr oberster Gerichtsherr zu sein, entlassen. Der Bischof handelte nicht nur aus finanziellen Gründen, sondern er reagierte dabei auf eine entsprechende Anordnung von König Sigmund vom 15. März 1431, derzufolge die Bewohner der Stadt vor dem Zugriff auswärtiger Gerichte befreit seien.³⁾ Diese Urkunde erwähnte Fries aber nicht, ebenso wenig die wirtschaftliche Potenz der Stadt in diesen Jahren, mit deren Hilfe es ihr auch gelang,

1437 den Besitz des Deutschen Ordens in ihrer Umgebung aufzukaufen!⁴⁾

Damit scheint eine lange Auseinandersetzung zwischen beiden Kontrahenten beendet worden zu sein, aber in Würzburg hielt Lorenz Fries die Erinnerung an die alten Abhängigkeiten noch im beginnenden 16. Jahrhundert wach, da ‚endgültige‘ Entscheidungen im 15. Jahrhundert selten vorkommen. Das Beharren auf alten Rechtsvorstellungen überwog. So sammelte Fries in der von ihm konzipierten ‚Hohen Registratur‘ aus tagespolitischen Interessen heraus politisch-juristische Informationen. Scheinbar allein von der Sache geleitet, ist seine ‚Registratur‘ alles andere als objektiv: Dies zeigt sich auch an seinem langen Eintrag zu Schweinfurt. Bezeichnenderweise beginnt dieser mit der Frage eben dieses Landgerichts. Die Schweinfurter Bürger hätten von König Albrecht in unbegründeter Weise sich eine Freiheit erschlichen, „das si fur sich selbst ein aigen halsgericht haben vnd nit mer an dem landgericht des herzogenthumbs zu Francken, daran si gehoren zu recht, stehen sollten.“⁵⁾ Die Befreiung von 1431 führte Fries auf den Geldmangel Bischof Johanns zurück, der einen Kriegszug gegen die Hussiten zu finanzieren hatte und deshalb „vileicht nit gelt hette.“ Diese Notsituation nutzten die Schweinfurter aus – so [sie] „datzumal ire gute gelegenheit ersehen hetten“ – und kauften sich vom Landgericht los.⁶⁾ Diese Schlitzohrigkeit der Reichsstadt sollte, so Fries, nicht vergessen werden und der Nachwelt im Gedächtnis bleiben. Für die Urkunden und Briefe, die zwischen Bischof und Reichsstadt

hin und her liefen, besaß das bischöfliche Archiv in der Burg auf dem Marienberg sogar eine eigene Ablage, so daß es meist in der Registratur heißt: „*originale in der Schweinfurter laden.*“⁷⁾

Doch wer war nun jener umtriebige und politisch agierende Archivar, der eben nicht mit seinen Materialien ‚verstaubte‘? Die Lebensdaten des Lorenz Fries umfassen den Zeitraum 1489 bis 1550.⁸⁾ Von seinem Geburtsort Mergentheim aus zog er zum Studium an die Universitäten in Wien, Wittenberg und Leipzig. Ab 1520 stand er in bischöflichen Diensten, zuerst bei Konrad von Thüngen, dann bei Konrad von Bibra und schließlich bei Melchior von Zobel. Neben den Verwaltungsaufgaben übernahm er für seine Herren auch diplomatische Aufträge, die ihn nach Prag, Wien, Augsburg und Worms führten. Beispielsweise war er im Auftrag des Bischofs 1530 und 1532 auf den Reichstagen, 1547 wurde er von seinem selbst auf dem Reichstag weilenden Herrn mit Recherchen zuhause beauftragt. Fries läßt sich somit als ein politisch agierender Archivar und Sekretär kennzeichnen, der in seinen historiographischen Schriften trotz allen Bestrebens nach Quellengenauigkeit seine Loyalität gegenüber den Dienstherrn deutlich signalisierte. Seine Chronik der Würzburger Bischöfe, die bis 1495 reicht, sowie seine aus unmittelbarer eigener Erfahrung heraus konzipierte Beschreibung der Bauernkriegsereignisse machten Fries zum zentralen Geschichtsschreiber von Bistum und Hochstift im 16. Jahrhundert. Jede Forschung zur Geschichte von Bistum und Hochstift muß sich bis heute mit seinen Werken auseinandersetzen. Den Bauernkrieg hat er als Zeitzeuge miterlebt und darüber eine bis heute unverzichtbare Darstellung geliefert.⁹⁾ Er ist schließlich der Erschaffer der erwähnten ‚Hohen Registratur‘, allein auf seine Leistung gehen deren Gliederung und Themenerfassung zurück. Sie ermöglichte erstmals einen konzentrierten Zugriff auf den außerordentlich komplexen Bestand an Besitzungen und Rechten des Hochstiftes Würzburg, geordnet nach Orten in alphabetischer Reihenfolge und ergänzt durch sachthematische Einschübe zu rechts- und verfassungsgeschichtlichen Fragestellun-

gen. Damit gestattet sie tiefe Einblicke in das Funktionieren von Archiv und fürstbischöflicher Kanzlei im Wandel vom Mittelalter zur frühen Neuzeit und stellt eine vorzügliche Quelle zur Entstehung des modernen Territorialstaates dar. Die ‚Hohe Registratur‘ setzte Archivwissen in aktive Politik um; sie bestimmte dadurch den Grad der politischen Aktionsmöglichkeiten mit. Zugleich gestattet sie, die Konsequenzen der Verdichtung administrativer Schriftlichkeit für die Entstehungsbedingungen frühmoderner Staatlichkeit nachzuzeichnen.

Was in Würzburg eine große Nachricht war, wurde in Schweinfurt gar nicht erwähnt. In den Annalen von Schweinfurt für die Jahre 1383–1478, die der Schweinfurter Ratsherr Nikolaus Sprenger († 1544) nahezu gleichzeitig mit der Fries’schen Bischofschronik anfertigte, wird diese Urkunde von 1431 überhaupt nicht erwähnt.¹⁰⁾ Dieser Befund ist augenfällig und harrt einer Erklärung. Für die Schweinfurter Geschichtsforschung wurden andere Daten herausgehoben, so das Jahr 1282,¹¹⁾ als König Rudolf im Zuge seiner Revindikationspolitik den Schweinfurter Reichsbesitz und damit die Stadt wieder aus einer ‚ehemaligen‘ zu einer immerwährenden Reichsstadt machte, oder die Privilegien Karls IV. 1361/62, die die Bürgerschaft nach der erfolgreichen Selbstbefreiung aus den Verpfändungen bekam,¹²⁾ die Verleihung der Blutgerichtsbarkeit an die Stadt durch Friedrich III. im April 1443, bis hin zu den Privilegien Maximilians II. 1568/70,¹³⁾ die als letztendliche Bestätigung des Reichsstandes angesehen wurden, wollte man nicht gar bis zu den Friedensbestimmungen des Dreißigjährigen Krieges gehen. Dieses Datum führte zumindest Erich Saffert an, der als erster die schweinfurtisch-würzburgischen Beziehungen analysierte.¹⁴⁾ Für die besonderen Beziehungen zwischen der Reichsstadt und dem Würzburger Hochstift scheinen jedoch die 1430er Jahre von besonderer Bedeutung gewesen zu sein.

Allerdings sollte man sich hüten, zwischen beiden Parteien nur die permanente Auseinandersetzung in den Mittelpunkt stellen zu wollen, auch das Miteinander, zumindest die wohlwollende Neutralität muß berücksichtigt

werden. Gerade Nikolaus Sprenger berichtet in seinen Annalen immer wieder von Geschenken, die die Stadt dem Bischof überreichte. So berichten die Schweinfurter Annalen, daß anläßlich des Antrittsbesuches des neuen Bischofs Johann II. von Brunn 1411 diesem neben Bargeld auch Wein, Fisch und Hafer ‚verehrt‘ wurden. Derartige Sachleistungen erhielt er für sich und sein Gefolge, als er 1432 für drei Tage in der Stadt war. Als er 1415 im nahe gelegenen Haßfurt weilte, schickte ihm der Rat 30 fl. als Geldgeschenk, ebenso 1423 [richtig 1424],¹⁵⁾ als Johann bei seiner Rückkehr aus Ungarn in Schweinfurt empfangen wurde. Der neue Bischof Sigmund von Sachsen (1440–1443) bekam einen Becher, der selbst vom Material und der Verarbeitung her 46 fl. wert war, mit einem Geldgeschenk von 50 fl. überreicht; 1445 erhielt dessen Nachfolger im Bischofsamt Gottfried IV. Schenk von Limpurg (1443–1455) einen Becher als Begrüßungsgeschenk mit ‚nur‘ 43 fl. Inhalt, allerdings erst zwei Jahre nach seiner Wahl.¹⁶⁾ Bischof Johann von Grumbach (1455–1466) schließlich übernachtete 1465 in Schweinfurt bei seiner Rückreise aus Coburg, wobei auch er wiederum eine „Verehrung“ erhielt. Bei der im kommenden Jahr stattfindenden Bischofswahl Rudolfs II. von Scherenberg (1466–1495) war eine Abordnung des Schweinfurter Rates in Würzburg.¹⁷⁾

Außerdem war es üblich, zumindest in ruhigen Zeiten, daß der Bischof die Reichsstadt über wichtige Angelegenheiten im Reich informierte,¹⁸⁾ wie man auch in Schweinfurt bestens über die würzburgischen Entwicklungen informiert war. Nur wenige Beispiele: Sprenger ist neben Fries die bisher einzige mir bekannte Quelle, die von der Absicht des Bischofs von Würzburg berichtet, wegen der enormen Schuldenlast das Hochstift an den Deutschen Orden verkaufen zu wollen.¹⁹⁾ Außerdem vermerkte Sprenger, wer in Würzburg das Schultheißenamt inne hatte, wer neuer Dompropst geworden war.²⁰⁾

Dies alles sind wenige Hinweise, daß Bischof wie Reichsstadt die diplomatischen Gepflogenheiten einhielten. Nicht von ungefähr erhielt die Stadt im selben Jahr 1411, als sich Johann von Brunn in Schweinfurt aufhielt,

auch die Zustimmung des Bischofs zum Abriß und Neubau von St. Johannis, worüber später noch einiges zu sagen sein wird. Im gleichen Jahr trafen sich Bischof und Graf Wilhelm von Henneberg in Schweinfurt. Sprenger berichtete ferner von großen Zusammentreffen fränkischer Bischöfe, Grafen und Herren sowie Reichsstädten in den Jahren 1405 und 1439 – und gibt damit ein Bild von der Stadt als Verhandlungsort wieder, das auch Lorenz Fries aufzeigt. Gerade in der langen Auseinandersetzung zwischen Bischof Johann und seinem Domkapitel wich man öfters auf die Reichsstadt als Verhandlungsort aus, an dem sich auch die bischöfliche Opposition sicher fühlte. Der für die Hochstiftsgeschichte bedeutsame sog. ‚Runde Vertrag‘ von 1435²¹⁾ wurde nach Fries in Schweinfurt abgeschlossen.²²⁾ Schweinfurt diente ferner als Ort für Zusammenkünfte der Mitglieder der Fränkischen Landfriedenseinung oder als Ort für Schlichtungsgespräche bei Fehden, so etwa zwischen den Herren von Thüngen und dem Bischof oder zwischen Würzburg und Fulda.²³⁾ Jedoch war die Anreise dorthin nicht immer gefahrlos, der ein oder andere wurde auf dem Weg dorthin von den Gegnern gefangen genommen.²⁴⁾

Umgekehrt trat der Bischof als Vermittler anläßlich der „Großen Ratsverstörung“ 1446–1450 auf. Bischof Gottfried IV. nutzte diese Gelegenheit, um, wie die Schweinfurter dies bereits bei seinem Vorgänger Johann von Brunn umgekehrt getan hatten, Einfluß auf die politischen Entscheidungsabläufe zu nehmen. Lorenz Fries hat wohl deswegen solche Hinweise in seiner Registratur mit aufgenommen, um die Erinnerung daran wach zu halten und damit zugleich seiner Gegenwart und Zukunft das Auffinden entsprechender Dokumente im Archiv zu erleichtern.²⁵⁾

Die oft jahrhundertelange und konsequente Aufrechterhaltung von politisch-rechtlichen Ansprüchen gehörte zu den Charakteristika mittelalterlicher Beziehungen zwischen konkurrierenden Nachbarn, die in einer ‚vielherrlichen‘ Geschichtslandschaft wie Franken mit seinen fehlenden festen Grenzen besonders deutlich zu Tage treten. Für Fries ist die Frage nach der Wirksamkeit des Landgerichts des

„herzogenthumbs zu Francken“ die entscheidende im Verhältnis zwischen beiden Zentren im Maindreieck. Zugleich sind wir wieder am Ausgangspunkt der Überlegungen. Würzburg wollte im 14. Jahrhundert unter allen Umständen versuchen, die Stadt Schweinfurt in seinen weltlichen Herrschaftsbereich einzubinden. Der Weg über Verpfändungen, obwohl der Bischof bereits die Hälfte der Stadt in den 1380er Jahren auf diesem Weg in seinen Händen hatte, scheiterte, da sich die Bürger selbst wieder auslösten. Allerdings schilderte Fries die Verpfändungen an Würzburg,²⁶⁾ aber nicht die wahren Gründe über die Auslösung von 1386. Weder die Genehmigung durch König Wenzel, sich aus der Pfandschaft zu lösen, noch die Aufnahme der Stadt in den Schwäbischen Städtebund werden angeführt, sondern allein die Geldnot Bischof Gerhards von Schwarzburg (1372–1400) wird thematisiert: Er sei „dieser zeit gelts hoch notturftig“ gewesen.²⁷⁾ Das Reichsoberhaupt wird erneut übergangen.

„Anno 1389 waigerten sich die von Schweinfurt den gebotten des landgerichts herzogthumbs zu Francken gehorsam zu sein vnd also zu recht zustehen, wolten auch den ban vber das blut von Bischof Gerharten nit empfangen.“²⁸⁾ Mit diesem Vorwurf an Schweinfurt rechtfertigte Lorenz Fries in der ‚Hohen Registratur‘ die Fehde des Würzburger Bischofs gegen die Reichsstadt, die für diese mit einer Niederlage ausging. Der aus Schweinfurter Sicht „Böse Schiedsspruch“, der unter Vermittlung der Bischöfe von Mainz und Bamberg am 9. Mai 1389 abgeschlossen wurde, war für die Stadt unannehmbar, weil dadurch die Blutgerichtsbarkeit des Bischofs über Schweinfurt festgeschrieben worden wäre. Fries beharrt auf dem Würzburger Standpunkt, als er von einer neuerlichen Vereinbarung unter Vermittlung des Bamberger Bischofs vom August 1390 berichtet: „Von des landgerichts wegen zu Wirtzburg, das sol pleiben in aller der maß, als das von alter herkommen vnd verschriben ist.“²⁹⁾ Sodann weist er auf die Bemühungen des Bischofs hin, einen Landrichter, einen Würzburger Domherrn, gegen Schweinfurt mit Rücken- deckung vieler anderer Fürsten einsetzen zu wollen; dann schildert Fries die Episode von

1419, als der Bischof die Reichsstadt wegen der Verletzung des Landgerichtes bannte. Es folgte für 1420 der Hinweis, daß der von Würzburg eingesetzte Zentrichter (Blutrichter) stets am Schweinfurter Gericht mit sitzen sollte, wogegen die Schweinfurter königliche Privilegien ins Feld führten, daß sie allein einen solchen Blutrichter einsetzen dürften. Zu diesem Rechtsstandpunkt führte Fries lapidar an, er habe weder ein solches Privileg aus Schweinfurt gesehen noch gelesen.³⁰⁾

Während er alle Informationen aus den kopia- len Archivbeständen zusammensammelt und damit für die Politik seiner Gegenwart aktiviert, verschweigt Fries meist diejenigen Hinweise, die den Würzburger Ansprüchen entgegenstehen, etwa die Kassierung des ‚Bösen Schiedsspruchs‘ durch König Wenzel im November 1397.³¹⁾ Damit wird der Eindruck gepflegt, die Würzburger Ansprüche würden weiter bestehen bzw. würden nur dann aufgegeben, wenn sich die Bischöfe in einer ausdrücklichen Notlage befänden, also meist bei Finanzschwierigkeiten. Solche Zwangssituationen würden dann von Würzburgs Gegnern schamlos ausgenutzt. Letztlich aber sammelte der emsige Archivar primär die Hinweise zu Würzburgs Gunsten.

Wie sehr die Würzburger Seite an ihren Gerichtsansprüchen auch nach 1431 festhielt, zeigt ein weiterer Eintrag in der ‚Hohen Registratur‘: Der Reichsvogt Graf Wilhelm von Henneberg vermittelte am 1. August 1478 einen Kompromiss zwischen Bischof Rudolf von Scherenberg und der Reichsstadt wegen der Zentgerichtsbarkeit über Schweinfurt, weswegen der Bischof sie vor seinem Landgericht angeklagt hatte. Der Reichsvogt erlangte die Zusage von beiden Parteien, sich innerhalb der nächsten zehn Jahre außerge- richtlich zu einigen³²⁾ – der Konflikt schwelte also, allen urkundlichen Vereinbarungen zum Trotz, weiter,³³⁾ da der Bischof sein Landgericht als übergeordnetes Appellationsgericht durchsetzen wollte. Die Schweinfurter Annalen haben die erneute Ladung vor das Landgericht des Herzogtums zu Franken zwar thematisiert, aber nicht den vertraglichen Abschluß. Statt dessen verwiesen sie auf die städtischen Versuche, mit dem kaiserlichen

Fiskal in Heidelberg Kontakt aufzunehmen, allerdings ergebnislos. Daraufhin hätten sich die Städte Rothenburg und Schwäbisch Hall solidarisch mit Schweinfurt gezeigt, weil sie ebenfalls vom bischöflichen Landgericht bedrängt würden.³⁴⁾ In dieser Darstellung liegt der Akzent eindeutig auf den diplomatischen Bemühungen der Stadt, nicht auf dem von ihr eingegangenen Kompromiss, der von Würzburger Seite zumindest als ein Teilerfolg bewertet wurde.

Analysiert man das intensive Bestreben der Würzburger Bischöfe zur Wahrung ihrer Rechte am Landgericht „ze Franken“, dann erscheint auch die Reaktion beider Seiten beim Abriß einer Kirche in einem anderen Licht. Eine mehr als symbolische Zerstörung dürfte im Falle der alten Würzburger Eigenkirche St. Kilian vorliegen. Wie alt sie tatsächlich war, bleibt im Dunkeln, allein das Patrozinium deutet auf eine Kirche unter dem Patronatsrecht des Bischofs hin. Diese stand in der sog. Altstadt, jener alten „villula“, die aus ehemals schweinfurtischem, dann eichstädtischem Besitz kommend in Konkurrenz zur königlichen Neustadt stand.³⁵⁾ Die Pfarrrechte dürften zunächst an St. Kilian gehangen haben, allerdings bleibt ihr Alter unklar, der Pfarrsprengel könnte mit jenem des Gerichtssprengels (Zent) gleich gewesen sein.³⁶⁾ Die Schweinfurter Annalen berichten ohne Angabe von Hintergründen vom Abriß der alten Kirche 1387 und der Überführung der liturgischen Geräte in (!) die Stadt. Auf die Klage des Bischofs gegen diese Vorgehensweise antwortete die Stadt mit dem Erwerb einer das Vorgehen billigende Urkunde aus den Händen eines Kardinals. Die Kirche mußte jedoch wieder errichtet werden, was 1412 mit der Weihe der nunmehrigen Kapelle St. Kilian geschah. Die Pfarrrechte hingen jetzt eindeutig an der St. Johannis-Kirche, die just zur gleichen Zeit (1411) neu gebaut wurde; der bisherige Kirchenbau reicht in die 1230er Jahre zurück, seit 1325 ist sie – anstelle von St. Kilian – als Pfarrkirche Schweinfurts belegt.³⁷⁾ Allerdings war die neue Pfarrkirche nicht im vollständigen Besitz der Bürgerschaft, denn die Patronatsrechte lagen in den Händen des Chorherrenstifts St. Johannis in Haug vor den Mauern Würzburgs. Die Inkor-

poration könnte, so Achim Fuchs, um 1234 erfolgt sein, wobei das Stift seinen Leitheiligen auch der neuen Pfarrkirche übertragen hätte.³⁸⁾

Lorenz Fries berichtete über die von der Stadt freilich niemals anerkannten Vereinbarung von 1389 und der darin enthaltenen Verpflichtung, die ehemals „vor der stat“ gelegene Kilianskirche „in der stat“ wieder aufzubauen.³⁹⁾ Die Schweinfurter hatten sie während des Städtekrieges im Jahre 1387 abgerissen. Für Fries war dies ein Vergehen, da die Bürger es ohne Zustimmung des Bischofs getan hätten.⁴⁰⁾ Diese Zustimmung wäre freilich in der Kriegssituation auch nicht zu erhalten gewesen. Deshalb war es für Nikolaus Sprenger ein notwendiger Akt, um die Stadt besser verteidigen zu können. Was er nicht sagt, aber schon das Patrozinium nahe legt: die Zerstörung der Kirche war auch ein Affront gegen den Bischof und seine kirchlichen Ansprüche.⁴¹⁾ Reliquien und anderes wichtiges heiliges Gerät hatte man ja zuvor aus der Kirche geholt, ein Jahr später holte man sich noch die nachträgliche Erlaubnis durch einen (namentlich unbekannt) römischen Kardinal.⁴²⁾ Die Bürgerschaft war sich durchaus der Brisanz ihres Handelns bewußt. Erst 1412 hat man dann wieder eine neue Kapelle – keine Pfarrkirche mit entsprechenden Rechten – zu Ehren des Würzburger Diözesanpatrons errichtet.⁴³⁾

Ein weiterer Zentralpunkt im Spätmittelalter ist für Würzburg der freie Schiffsverkehr auf dem Main. Dies dürfte umgekehrt auch für Schweinfurt gelten, jedoch gehen hier die Schwerpunkte in Sichtweise und Argumentation auseinander. Die Stadt hatte mit ihren Mühlen weite Teile des Flusses durch Wehre abgesperrt, so daß die Schifffahrt nur noch durch ein schmales Wehrloch passieren konnte. Letzteres zu befahren, war jedoch riskant, entwickelte der Fluß doch auf kurzer Strecke ein starkes Gefälle, das bei umgekehrten Bergfahrten nur durch einen großen Einsatz von Tieren und Menschen zu bewältigen war. Obendrein waren hier Abgaben fällig. Die Stärke des Gefälles wurde durch den in das Wehr eingesenkten Grundbaum geregelt. Sie durfte nicht eigenmächtig geregelt werden,

weil damit der Wasserspiegel generell verändert werden konnte. Obendrein verfügten einige Herrschaften am Fluß, die ebenfalls durch den Handel am Wasser verdienen wollten, über Geleitrechte. In der Fries'schen Denkweise ging es um die Verteidigung der bischöflichen Geleitrechte auf dieser bedeutenden Wasserstraße, zumal sich das Hochstift westlich wie östlich der Stadt am Fluß hinzog.⁴⁴⁾ Nicht zufällig erwähnt Fries diese bereits zu Beginn seiner Registratur, die Schweinfurter hätten bei der Schifffahrt nicht weiter ausgeführte „*newerunge*“ gemacht.⁴⁵⁾ Für die Zeit Gerhard von Schwarzburgs werden die Quellen deutlicher: Die Registratur berichtet: „*Item [die Schweinfurter] verbauten die mainstrassen das man si nit so freifarn vnd gebrauchen mocht wie vor.*“⁴⁶⁾ Sie hätten, so die Bischofschronik, „*die strasse des wassers mit gefengnus gemacht,*“ so daß der Handel blockiert wurde. Bischof Gerhard setzte dabei den Fluß mit einer „*reichs strase*“ gleich, die allen ungehindert offen stehen müsse.⁴⁷⁾ So ließ ihn Fries als Bewahrer von Reichsrechten gegen die Reichsstadt auftreten!

Schweinfurt selbst bewertete dies natürlich ganz anders und sah in der Nutzung des Wassergefälles für den Antrieb von Mühlen keinen Rechtsbruch, sondern eine wirtschaftliche Notwendigkeit zur Aufrechterhaltung der eigenen ökonomischen Grundlagen. Entsprechend lange und zäh wurden hier die Rechtspositionen ausgetauscht. Nikolaus Sprenger berichtete dann ausführlich in seinen Schweinfurter Annalen für die Jahre 1457 und 1458 über die Festlegung des Wasserstandes mit Hilfe der Grundbäume bzw. wie hoch jener bei den Wehrlöchern – u.a. bei der Spitalmühle – sein sollte. Der Würzburger Bischof hatte wohl nicht zufällig in Haßfurt eine Protestversammlung der Schiffer zusammen gebracht, die Druck auf die Reichsstadt ausübten. In einer vom Bamberger Bischof herbeigeführten Einigung mit dem Würzburger Bischof Johann von Grumbach wurde festgelegt, daß eine Kommission das Wehr in Augenschein nehmen und eine für beide Parteien bindende Entscheidung treffen sollte.⁴⁸⁾ Auf diese Vereinbarung wurde, wie auch auf eine frühere durch den Mainzer Erzbischof, in der

„Hohen Registratur“ hingewiesen.⁴⁹⁾ Die Wehrbegehung war im übrigen auch nicht die erste. Bereits 1421, so wiederum in der Registratur, sei eine Kommission „*uber den Flus zu Schweinfurt gangen und gefunden und erkent das die von Schweinfurt, das selbe loch, Flus und Staine geraumbt und gefertigt haben das der kaufman mit Schiffen wol auf und ab faren*“ könnte. Das zweite Wehr bei der Spitalmühle wurde ebenfalls besichtigt. Um nachträgliche Veränderungen zu verhindern, wurde der Grundbaum mit einem eisernen Nagel markiert, damit die Wasserhöhen nicht verändert werden konnten.⁵⁰⁾

Die Mainschifffahrt blieb aber auch nach den geschilderten Ereignissen ein Thema, ständig gab es „*etlich Mängel des Loch halber*“ zu beheben.⁵¹⁾ Dies galt im übrigen auch für das bereits erörterte Thema Landgericht. Trotz aller Festlegungen, Fehden, Schiedsgerichte etc. gab es keine endgültige Regelung, die im Laufe der jeweils folgenden Jahrzehnte eingehalten worden wäre. Die Schweinfurter Annalen berichten für 1477 und 1478 erneut von Versuchen des Bischofs Rudolf, die Stadt wegen des Amts des Zentgrafen in Schweinfurt vor sein Landgericht zu zitieren.⁵²⁾ Deshalb wird einsichtig, weshalb Lorenz Fries die Nachrichten über dieses Feld so akribisch aufzeichnete und kommentierte.

In einem nicht von Fries geschriebenen Nachtrag zur Reichsstadt wird mehr oder weniger lapidar vermerkt: „*Schweinfurth hatt sich vermoeg des Reichs abschiedt Inn 1555. und 1559. Jarenn zu Augspurgk gehalten,*“ dennoch, so möchte man ergänzen, sei es kein grundsätzliches Problem gewesen, sich mit Bischof Friedrich von Wirsberg (1558–1617) und dem Domkapitel auf die Abgrenzung von Waldgerechtigkeiten zu einigen. Überhaupt hat die Stadt mit diesem Bischof eine Vielzahl von Verträgen abgeschlossen, Realpolitik konnte also Glaubensgrundsätze in den Hintergrund drängen.⁵³⁾

Die Beziehungen zwischen der Reichsstadt Schweinfurt und dem Hochstift Würzburg mit den Augen eines bischöflichen Archivars zu sehen, hat seinen besonderen Reiz. Er berichtet uns scheinbar emotionslos die Fakten, in ihrer Auswahl und Anordnung geben sie

aber die aktuelle Politiksticht der hochstiftischen Regierung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wieder. Fries' besondere Kunst liegt dabei im Verschweigen des Entgegenstehenden, die immerwährende Betonung der Würzburger Rechte, in schwierigen Fällen verbunden mit subtilen Hinweisen auf die moralische Schlechtigkeit der Gegner, die Zwangssituationen widerrechtlich ausnützten. Dabei übergang er in den geschilderten Fällen stets die königlichen Anordnungen, weil diese Würzburgs Politik eigentlich hätten binden müssen.

Scheinbar distanzierter geht die reichsstädtische Geschichtsschreibung mit den Beziehungen um. Häufig würden wir aus dem annalenhaften Stil gar nicht vermuten, welches Ereignis wichtig oder weniger bedeutsam sei. Hier gibt die Würzburger Sicht klarere Takte vor: Landgericht und Kilianskirche – Verpfändungen – Main als Wasserstraße – Schweinfurt als Verhandlungsort für die Zeit um 1400, das waren die zentralen Themen.

Letztlich sind die Fries'schen Angaben sowohl in der darstellenden Bischofschronik wie in der aufzählenden ‚Hohen Registratur‘ eigentlich nicht falsch, die zitierten Quellen tatsächlich im Archiv nachweisbar, die Abschriften bzw. Übersetzungen in der Regel vollständig und korrekt. Auch die Urkunde von 1431 wird von ihm korrekt zitiert. Es fehlt aber meist die Gegenüberlieferung und -darstellung. Wo diese vorhanden ist, kann sie Fries korrigieren und unsere Erkenntnis weiter führen, überflüssig machen kann sie aber Lorenz Fries nicht. Dazu ist er zu sehr Archivar und damit Sammler von Überlieferungen aus der Vergangenheit, auch wenn er nicht frei von Polemik bleibt, indem er den Schweinfurtern ihre Reichsunmittelbarkeit letztlich als Produkt der Bestechung vorhält, indem sie die bischöfliche Zwangssituation ‚schamlos‘ mit Geld ausnützten. Aus dem Urkundentext von 1431, mit dem diese kleine Untersuchung begann, zitiert er in der ‚Hohen Registratur‘ nicht die Mahnung des Reichsoberhauptes an den Bischof, vor ihm in Nürnberg wegen einiger Klagepunkte zu erscheinen.⁵⁴⁾ Fries übergeht die sich dort entwickelnde Debatte („nach viel

reden vnnnd widerreden“), an deren Ende dann das bischöfliche Zugeständnis stand. Aber anders als die Schweinfurter Stadtchronistik hat diese ‚Hohe Registratur‘ eine lange politische Strahlkraft, was sowohl ihre Fortsetzung nach Fries' Tod wie auch die Festschreibung ihrer Benutzung in der Kanzleiordnung Fürstbischof Julius Echters von 1574 aufzeigt.⁵⁵⁾ Damit hat sie die würzburgische Hochstiftspolitik bis zum Ende des Alten Reiches mitbestimmt – und damit auch das Verhältnis zur Reichsstadt Schweinfurt.

Anmerkungen:

- 1) Wagner, Ulrich/Ziegler, Walter (Hrsg.): Lorenz Fries. Die Chronik der Bischöfe von Würzburg. Bd. 3 [künftig: Fries 3] (= Fontes Heribopolenses 3). Würzburg 1999, S. 167.
- 2) Staatsarchiv Würzburg WU 4/69 c (Kopie 16. Jh.); Abschrift bei Fries 3, S. 167. Hinweis bei Stein, Friedrich: Monumenta Suinfurtensia historica [künftig: MSh]. Schweinfurt 1875, Nr. 248c, S. 222.
- 3) MSh, Nr. 247, S. 221.
- 4) MSh, Nr. 276 S. 237f.; Meyer, Otto: Schweinfurt. Von der Markgrafenstadt zur Industriestadt, wiederabgedruckt in: Weber, Dieter/Zimmermann, Gerd: Varia Franconiae Historica Bd. 3 [künftig: VFH 3] (= Mainfränkische Studien 24/III). Würzburg 1986, S. 972–993, hier S. 978.
- 5) Staatsarchiv Würzburg [StA Wü] Standbuch 1012, fol. 508r. – Zur Registratur siehe Flachenecker, Helmut: Die Hohe Registratur des Lorenz Fries († 1550), in: Thumser, Mathias/Tandecki, Janusz (Hrsg.): Editionswissenschaftliche Kolloquien 2005/2007. Methodik – Amtsbücher. Digitale Edition – Projekte. Thorn 2008, S. 129–144.
- 6) StA Wü Standbuch 1012, fol. 511v: Fries verweist als Quelle seines Eintrages auf seine Chronik: „... in Historia in liber B. Johansen von Brun“.
- 7) StA Wü Standbuch 1012, fol. 510r u. v, 511v.
- 8) Zu seiner Person Wegele, Franz Xaver von: in: ADB 8, S. 83f.; Engel, Wilhelm: in: NDB 5, S. 610f., ferner NDB Bd. 17, S. 422 s.v. Michael de Leone; Meyer, Otto: Der Magister Lorenz Fries, wiederabgedruckt in: VFH 3, S. 1128–1147; Wagner, Ulrich (Hrsg.): Lorenz

- Fries (1489–1550). Fürstbischöflicher Rat und Sekretär. Studien zu einem fränkischen Geschichtsschreiber (= Schriften des Stadtarchivs Würzburg Heft 7). Würzburg 1989; darin befindet sich u. a. Weidisch, Peter: Lorenz Fries – eine biographische Skizze, S. 23–43; zuletzt Heiler, Thomas: Die Würzburger Bischofschronik des Lorenz Fries (gest. 1550). Studien zum historiographischen Werk eines fürstbischöflichen Sekretärs und Archivars (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs Würzburg 9). Würzburg 2001.
- 9) Schäffler, August/Henner, Theodor (Hrsg.): Die Geschichte des Bauern-Krieges in Ostfranken von Magister Lorenz Fries. 2 Bde. Würzburg 1883 (Neudruck 1978).
- 10) Abgedruckt bei MSh, S. 319–370, hier S. 345. – Zur städtischen Geschichtsschreibung im Überblick siehe Saffert, Erich: Zur Schweinfurter Historiographie und zur Geschichte des Historischen Vereins Schweinfurt, in: 700 Jahre Stadt Schweinfurt 1254–1954. Beiträge zu Kultur und Geschichte einer fränkischen Reichsstadt. Schweinfurt 1954, hier S. 7–15.
- 11) MSh, Nr. 26, S. 40–45 (1282 April 29). – Müller, Uwe: Reichsstadt Schweinfurt, in: Kolb, Peter/Krenig, Ernst-Günter (Hrsg.): Unterfränkische Geschichte. Bd. 2: Vom hohen Mittelalter bis zum Beginn des konfessionellen Zeitalters. Würzburg 1992, S. 169–194, hier S. 169; Meyer, Otto: Wie Schweinfurt Reichsstadt wurde, in: Müller Rainer A. (Hrsg.): Reichsstädte in Franken. 2 Bde. München 1987, hier Bd. 1, S. 262–269. Das Zitat spielt darauf an, daß Schweinfurt 1254 als „*civitas olim imperii*“, 1282 dann „*unser und des richs statt*“ bezeichnet wurde. Vgl. dazu auch Müller, Uwe: Der Reichsstadtgedanke in Mainfranken, in: Frankenland 40. Jg. (1988), S. 226–243, hier S. 228f.
- 12) Müller: Schweinfurt (wie Anm. 11), S. 178.
- 13) Ebd., S. 179.
- 14) Saffert, Erich: Schweinfurt – Würzburg. Die gegenseitigen historischen Beziehungen (= Veröffentlichungen des Historischen Vereins und des Stadtarchivs Schweinfurt Sonderreihe – Heft 2). Schweinfurt 1957, hier S. 35–37. – Die Darstellung basiert auf einem Vortrag den Saffert am 1. Dezember 1956 bei den „Freunden Mainfränkischer Kunst und Geschichte“ gehalten hat. Er dürfte die „Antwort“ auf eine Schweinfurter Vortragsreihe zum Thema „Würzburg“ im November 1955 – Mai 1956 gewesen sein. Vortragende waren Wilhelm Engel, Franz Seberich, Hanswernfried Muth, Max H. von Freeden, Walter M. Brod. Es handelte sich in allen Fällen um rein würzburgische Themen, Beziehungen zu Schweinfurt wurden nicht in den Mittelpunkt gestellt.
- 15) Wendehorst, Alfred (Bearb.): Das Bistum Würzburg 2. Die Bischofsreihe von 1254 bis 1455 (= Germania Sacra NF 4). Berlin 1969, S. 145: Der Bischof war an Ostern 1424 in Ofen bei König Sigmund.
- 16) MSh, S. 327, 331, 333, 337, 343, 345, 350.
- 17) Ebd., S. 362.
- 18) Ebd., S. 331 (Nachricht über den Tod König Wenzels), S. 332 (Wahl Jobsts von Mähren zum König).
- 19) Ebd., S. 333: In d.J. [1419] „*ist der Bischoff zu Wurtzburgk in Preussen gezogen mit den Deutschen Herrn einen Vertrag zumachen, das sie des Stieffts Schulden sollen bezahlen, vnd volgens den zuverwalten ahnnemen.*“ – Auffällig ist, daß Fries über einen ähnlichen Vorstoß für das Jahr 1441 berichtet. Das bisher bekannte Itinerar Bischof Johanns II. für das Jahr 1419 sieht ihn im Juni in Nürnberg (Wendehorst: Bischofsreihe 2 [wie Anm. 15], S. 144), mindestens einmal war er in Bamberg (Fries 3, S. 139). In beiden Fällen sind die Quellen für diese brisanten Informationen bisher unbekannt; erste Recherchen im Quellenbestand des Deutschen Ordens waren ergebnislos: Flachenecker, Helmut: Kann ein Hochstift pleite gehen? Überlegungen zur wirtschaftlichen Situation des Hochstifts Würzburg im 15. Jahrhundert, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 60 (2008), S. 77–98, hier S. 84f.
- 20) MSh, S. 357f. für 1460 (Schultheiß Konrad von der Thann) und 1461 (Dompropst war Graf Albrecht von Wertheim).
- 21) StA Wü Urkundenlibell 367 (K. 66 Nr. 201); Fries: Bischofschronik 3 (wie Anm. 1), S. 238–245 (1435 Jan. 15): „*Vertragk Bischoffe Johannnis des Capittels Ebte Prelaten Graven Hern Ritter vnd knecht des Stiffts zw Wirtzburgk*“ war ein umfangreiches Vertragswerk, das heute in vier Abschriften überliefert ist. Im einzelnen wurden Fragen der Rechnungsführung, der Besetzung des Landgerichts und die Kompetenzen des Brückengerichts gegenüber den Zentgerichten geregelt.
- 22) Fries 3, S. 244f.: „*... an welchem ort ist im brief nit bestimbt, ich halte aber on zweiuell, es sey zu Schweinfurt bescheen, dan eben solcher vertrag neben andern brifen in der ritterschaft*“

- des lands zu Francken gewelbe in der pfarkir-
chen doselbst noch erhalten wurt vnd wie
man sagt etliche lange zeit verlegt gewesen,
das man nit wissen mochte, wahn der komen
were, aber in kurtzen jaren wider gefunden
worden.“
- 23) Fries 3, S. 88, 90, 162, 232, 345. – MSh S. 367:
Fulda und Würzburg beraten 1477 in Schwein-
furt wegen „der Gebrechen zwischen beeden
Stiefften.“
- 24) Fries 3, S. 162 (1430 werden anreisende Dom-
herren vom Bischof gefangengenommen),
S. 232 (1434 Hans von Wertheim).
- 25) StA Wü Standbuch 1012, fol. 512r.
- 26) Dazu gehören der Kauf der halben Stadt am
20. Dezember 1354 von Graf Eberhard von
Württemberg, der mit Elisabeth von Henne-
berg, der Tochter Juttas von Brandenburg und
Erbin des hennebergischen Anteils vermählt
war, sowie die Übertragung der anderen, dem
Reich gehörenden Hälfte der Stadt durch
König Wenzel an den Bischof am 19. Februar
1380: StA Wü Standbuch 1012, fol. 509r; Mo-
numenta Boica [künftig MB] 42, Nr. 158,
S. 113ff.; MB 45, Nr. 253, S. 363f.; MSh,
Nr. 135, S. 130f.; Vgl. Fries 3, S. 22; Wende-
horst, Bischofsreihe 2 (wie Anm. 15), S. 86,
176: zum Zusammenhang siehe Müller:
Schweinfurt (wie Anm. 11), S. 175f.
- 27) Fries 3, S. 22. – StA Wü Standbuch 1012, fol.
509r berichtet ebenfalls nur von der Verpfän-
dung, nicht von der Pfandlösung: „Anno 1380
am sonntag Reminiscere hat konig Wenzel sei-
nen vnd des reichs teil bischof Gerhartent zu
verwaltung eingeben vnd die burgere aldo an
ine gewissen nur bis vf sein widerrufen gehor-
sam zu sein. Recepta Privilegium fo. 96.“
- 28) StA Wü Standbuch 1012, fol. 509v. – MB 44,
Nr. 54, S. 105ff.; MSh Nr. 168, S. 157–160
(1389 Mai 9); Text auch bei Fries 3, S. 26–30.
- 29) StA Wü Standbuch 1012, fol. 510r. – MSh,
Nr. 177, S. 165–167.
- 30) StA Wü Standbuch 1012, fol. 510r u. v, hier
510v: „... wiewol sich die von Schweinfurt be-
rumbten, das sie einen zentgrafen setzten vnd
mogen setzen, hetten des gut brif vnd sigel von
kaisern vnd konigen, so hetten sie doch der
noch keinen gesehen oder gelesen“; Fries 3, S.
140–143.
- 31) MSh, Nr. 194, S. 181f.; Müller: Schweinfurt
(wie Anm. 11), S. 179.
- 32) StA Wü Standbuch 1012, fol. 509r: „Anno
1478 am sonabent Vincula Petri hat graf Wil-
helm von Hennenberg als des reichs amtman
zu Schweinfurt zwischen B Rudolff vnd der stat
Schweinfurt vm des zentgrafen vnd des zentge-
richts halben doselbst, von des wegen B Ru-
dolf sie am landgericht seines herzogthumbs
zu Francken mit recht furgenommen, einen ver-
trag gemacht, das er B Rudolf das angefangt
landgericht auf dismal hat abgethan vnd das
er fur sich, sein nachkomen vnd stift die obge-
melten spruch vnd vorderung gegen den von
Schweinfurt, iren erben vnd nachkomen die
nechst folgenden zehen iare sol gutlich rich-
ten vnd ansehen lassen, vnd nach ausgang der
zeit iglicher parthei gegen der andern nicht
furzug noch schaden pringen sol. Recepta
Omissorum fo. 29; Originale in der Schwein-
furthner Laden.“ – MSh, Nr. 358, S. 296f. – Bi-
schof Rudolf taufte Wilhelms III. Sohn
Wilhelm IV. am 29. Januar 1478: Wendehorst,
Alfred (Bearb.): Das Bistum Würzburg 3. Die
Bischofsreihe von 1455 bis 1617 (= Germania
Sacra NF 13). Berlin–New York 1978, S. 33.
- 33) Auch 1441, 1442 und 1444 versuchte der Bi-
schof, die Reichsstadt vor sein Gericht zu zie-
hen, besonders als Markgraf Albrecht Achilles
als Schutzvogt der Reichsstadt agierte: Stein,
Friedrich: Geschichte der Reichsstadt Schwein-
furt. Bd. 2. Schweinfurt 1900, S. 9, 12.
- 34) MSh, S. 367.
- 35) Grundsätzlich zur Entwicklung Fuchs, Achim:
Schweinfurt. Die Entwicklung einer fränki-
schen Villula zur Reichsstadt (= Mainfränki-
sche Studien 2). Würzburg 1972; Köpf, Ulrich:
Reichsstadt und Kirche, in: Müller: Reichs-
städte. Bd. 2, S. 244–260, hier S. 246.
- 36) Fuchs: Schweinfurt (wie Anm. 35), S. 16. Die
Meinung von Schöffel, Simon: Die Kirchen-
hoheit der Reichsstadt Schweinfurt (= Quellen
und Forschungen zur bayerischen Kirchenges-
chichte 3). Leipzig 1918, S. 20–26, St. Kilian
sei für die dem Reich unterstehende Bevölke-
rung, die Kirche auf der Peterstirn für die
markgräfllich-schweinfurtischen Leute verant-
wortlich gewesen sein, entbehrt jeder histori-
schen Grundlage.
- 37) Meyer: Wie Schweinfurt (wie Anm. 11),
S. 267. Der Turm von St. Johannis wurde 1237
vollendet; allerdings stammt die Nachricht erst
aus dem 16. Jahrhundert, nämlich von Adam
Albert und ist eingestreut in der Darstellung
der geschichtlichen Ereignisse 1559–1589,
hier bei der Zerstörung des Turmes 1554. Al-
bert gibt auch keinen Hinweis auf seine Quelle
(MSh, S. 480). Der Hinweis auf 1325 Jan. 6
entstammt einer Kaufurkunde: ebd., Nr. 49,
S. 57.

- 38) Fuchs: Schweinfurt (wie Anm. 35), S. 40–42: Allerdings widerspricht er sich ein wenig, da er zunächst den Zeitraum 1258 und 1265 (ebd., S. 41) angibt; Köpf: Reichsstadt und Kirche (wie Anm. 35), S. 248.
- 39) Fries 3, S. 29f.
- 40) StA Wü Standbuch 1012, fol. 509v: „Item brachen die kirchen zu sant kilian an sein wisse vnd erlaubens ab.“
- 41) MSh, S. 323: Im selben Jahr hat man die „res sacrae“ aus der vor der Stadt gelegenen Kilianskirche feierlich eingeholt, hernach wurde die Kirche abgerissen. Bischof Gerhard belagert die Stadt, die von mehreren Adelligen und einem Nürnberger Kontingent mit verteidigt wird.
- 42) MSh, S. 323.
- 43) Ebd., S. 334, 434. Die Chronikhinweise sind natürlich erst aus dem 16. Jahrhundert. Die Kirche stand auf dem Anger: Fries 3, S. 30, Anm. 230; Schöffel: Kirchenhoheit (wie Anm. 36), S. 90.
- 44) Eltmann sowie das Gebiet zwischen dem bambergschen Zeil und Gochsheim bzw. Schweinfurt mit Haßfurt gehörten zum Würzburger Hochstift.
- 45) StA Wü Standbuch 1012, fol. 508r: um 1300 „... an der schiffart vf dem Main newerung.“
- 46) StA Wü Standbuch 1012, fol. 509v. – Nachtrag am linken Rand von späterer Hand: „Main Loch“.
- 47) Fries 3, S. 29.
- 48) MSh, S. 354f.
- 49) StA Wü Standbuch 1012, fol. 509r (1458 Jan. 8): „... Loch bei der mulen ...“, versehen mit einem Nachtrag am linken Rand von späterer Hand: „Mainstrom“. – Zur früheren, vermutlich durch Erzbischof Konrad von Dhaun (1419–1434) getroffenen Vereinbarung ebd., fol. 510v: „Bischof Conrads von Maintz spruch zwischen Wirtzburg vnd Schweinfurt des Mainstroms halben, glait vf dem Main für Schweinfurt.“
- 50) StA Wü Standbuch 1012, fol. 511r u. v.
- 51) MSh, S. 367.
- 52) Ebd.
- 53) StA Wü Standbuch 1012, fol. 562r (1564 Mai 26). – Wendehorst: Bischofsreihe 3 (wie Anm. 32), S. 144.
- 54) StA Wü WU 4/69 c: „Wir Johans vonn Gottes gnaden bischoff zu Wirzburg thun kundt allermenniglichen, als vnser allergnedigster herr, herr Sigmund, Römischer könig ietzundt von Vngern gein Nurmbergk kommen ist vnd sein gnad vns für sich dahin geheischen, vnd vmb ettwaviel trefflicher sachenn gar schwerlichenn zu rede gesatz hat, nemblicher, als vonn clage wegen, die vnser Thumbherrn zu Wirtzburg für sein gnade prachten, auch vonn Haidingsfeldt vnd Bernheim wegen, vnd auch sunderlichen von der von Schweinfurth wegen.“
- 55) Specker, Hans Eugen: Die Kanzleiordnung Fürstbischof Julius Eichters von 1574. Ein Beitrag zur Verwaltungsgeschichte des Hochstifts Würzburg, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 35/36 (1974), S. 275–317 (Edition S. 282–317), hier S. 295.

„... mithin höchst dieselbe als Kayserin zu achten seye.“

Der Besuch Maria Theresias in Würzburg im September 1745 anhand der Quellen.

von

Heiko Braungardt

Kurz nach Bauvollendung der Würzburger Residenz im Dezember 1744 markierte der Tod des Wittelsbacher Kaisers Karl VII. im

Januar 1745 eine, für die Innenausstattung des Gebäudes nachhaltige Zäsur. So mußten für die bevorstehende Neuwahl und die damit



Abb.: Kaiser Franz I. Stephan u. seine Gemahlin Maria Theresia.

verbundene Durchreise zahlreicher hochrangiger Gäste schnellstmöglich genügend Zimmer bewohnbar gemacht werden. Während Treppenhaus und Kaisersaal noch weitgehend ohne Dekoration auskommen mußten, und die ersten vier Zimmer des Nordflügels „zunächst mehr behelfsmäßig und in vereinfachter Form“¹⁾ eingerichtet worden waren, standen mit dem Weißen Saal und den Zimmern im Südflügel fertig ausgestattete Räumlichkeiten zur Verfügung.²⁾ Diese dienten sowohl beim Besuch des Großherzogs der Toskana Franz Stephan von Lothringen im Juli 1745, als auch bei der Ankunft der Königin von Ungarn und Böhmen Maria Theresia im September d.J. als allerhöchste Repräsentationsräume.

Im Staatsarchiv Würzburg finden sich zwei Quellen, die diese beiden Visiten ausführlich beschreiben³⁾ und diesem Aufsatz zu Grunde liegen. In seiner „Wirtzburgischen Chronik“ aus dem Jahr 1750 widmete sich P. Ignaz Gropp ebenfalls dem Geschehen. Auch diese Quelle soll Berücksichtigung finden.

Anlaß der Besuche war die bevorstehende Wahl Franz Stephans von Lothringen zum neuen Römischen Kaiser am 13. September 1745 in Frankfurt sowie dessen Krönung am 10. Oktober d.J.⁴⁾ Da sich Friedrich Karl von Schönborn in den gerade zu Ende gehenden Schlesischen Kriegen neutral verhalten und sich nicht auf die Seite Österreichs geschlagen hatte, „wollte man bei der Reiseplanung eigentlich Würzburg meiden“.⁵⁾ Wie der Quelle MS f. 821 im Würzburger Staatsarchiv zu entnehmen ist, kam aber dennoch am Abend des 1. Juli 1745 ein Kurier des Großherzogs Franz Stephan von Lothringen in Würzburg an.

Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn weilte zu dieser Zeit in Bamberg, weshalb der Kurier dem Domdechanten als Statthalter mitteilte, daß der Großherzog am nächsten Tag nach Würzburg kommen und hier übernachten wolle. Da wegen dieser Sache „keine Verhaltungsbefehl Von Ihro Hochfürstlichen Gnaden Vorhanden wahren,“ hatte der Domdechant „nicht gleich gewust, waß in dieser Sach zu Thuen sein Möchden.“⁶⁾ Zu allem

Unglück hielt sich nicht nur Friedrich Karl von Schönborn in Bamberg auf, sondern auch der Obermarschall von Greifenklau war außerhalb Würzburgs, und zwar in Werneck. Daher ließ der Statthalter den Hofmarschall von Hutten zu sich rufen, um das weitere Vorgehen zu beraten. Beide waren sich einig, man hätte auf „*deß Courier sein bloßß reden nicht Viel zu Recartiren*“ und man solle „*daß Werck biß auf genauere Nachricht so passieren lassen und wieder noch keine preparatorien Machen.*“⁷⁾

Sicherheitshalber schickte man einen Husar mit einem Schreiben zum Obermarschall nach Werneck, der daraufhin postwendend am nächsten Morgen in Würzburg erschien. Zusammen mit dem Statthalter, dem Hofkanzler, dem Hofmarschall und dem General von Bastheim wurde beschlossen, daß der Obermarschall dem Großherzog bis Kitzingen entgegen fahren und ihn „*complimentiren*“ solle, in der hochfürstlichen Residenz Quartier zu nehmen.⁸⁾ Gleichzeitig wurde ein Kurier nach Bamberg geschickt, um Friedrich Karl von Schönborn zu informieren.

Am Nachmittag des 2. Juli hielten sich das gesamte Domkapitel, die Herren Minister und Kavalier bei Hof parat, um den Großherzog zu empfangen. Aus Bamberg kam indes ein Schreiben, daß dieser am gedachten Tag nicht in Würzburg ankommen werde. Kaum daß dies bekannt war und sich folglich der versammelte Hofstaat samt den Regimentern aufzulösen begann, eilte ein vom Obermarschall abgeschickter Husar in die Stadt, um mitzuteilen, daß der Großherzog doch ankomme und „*auch schon sehr nahe seye*“. Schnellstens wurden Hofstaat und Regiment wieder zusammengerufen und unter dreimaligem Abfeuern der 50 auf der Festung postierten Kanonen fuhr Franz Stephan kurz nach 8 Uhr abends in die Residenz ein.⁹⁾ Dort wurde er beim Aussteigen aus der Kutsche vom Statthalter, dem Domkapitel, den Ministern und Kavalieren empfangen und in seine Zimmer begleitet.¹⁰⁾ Der Einsatz von Pauken und Trompeten mußte entfallen, da „*dieselbe Eben auf der Reys von Bamberg nacher Würzburg zu gehen begrieffen, und demnach nicht alle beysamen*“¹¹⁾ waren.

Während der Großherzog in seinem Zimmer die Kavalier empfang, wurde eine Tafel für 18 Personen eingedeckt, zu der man „*auf Mangel der Trompeter und pauken nicht hatt können schlagen lassen*“.¹²⁾ Das als besonderes Zeichen der Ehrerbietung angebotene Handwaschen schlug Franz Stephan ebenso aus wie den ihm bereitgestellten Armlehnsessel. Er bestand darauf, diesen „*hinweeg tuhen und Ein ordinary stuhel sich geben [zu] lassen*“.

Da noch keine Kammerherren aus Bamberg eingetroffen waren, mußte Geheimrat von Zobel die Tafel allein bedienen, während das Vorschneiden durch den Vorschneidpagen verrichtet wurde. Insgesamt wurde die Tafel zweimal mit Speisen und einmal mit Konfekt gedeckt. Franz Stephan verzichtete auf Wein; vielmehr trank er „*nichts alß wasser, welcheß sie selbsten mitgebracht haben*“ und welches ihm von seinem eigenen Tafeldecker gereicht wurde. Nach dem Essen zog sich der Großherzog um 11 Uhr zurück, „*wornach Eß für Heünd auch balt Feüerabend worden*“.

Am nächsten Morgen hörte Franz Stephan um 9 Uhr im fürstbischöflichen Oratorium die Messe, bevor er sich durch Balthasar Neumann in der Residenz herumführen ließ. Er bestand darauf, „*in alle zimmer auch Kuchen und Keller zu gehen*“,¹³⁾ was ihm bis auf wenige Ausnahmen gewährt wurde. Nach dem Mittagessen, welches erneut für 18 Personen vorbereitet worden war,¹⁴⁾ wollte der Großherzog auf das Schloß (d.h. die Festung Marienberg) fahren. Er unterließ dies jedoch, als er erfuhr, daß Fürstbischof von Schönborn am Abend eintreffen sollte. Dieser hatte am Morgen Bamberg verlassen und war über Wiesentheid, wo er bei seinem Bruder zu Mittag aß, nach Würzburg gereist und abends um 9 Uhr angekommen. Friedrich Karl bezog sein „*alteß Apartamang alwo [er] Eh-dessen gewohnð*“,¹⁵⁾ d.h., er nutzte die erste Bischofswohnung (die heute sog. „Ingelheim-Zimmer“) im Nordblock.

Fürstbischof Schönborn schickte den Obermarschall zu Franz Stephan, der demnach in der zweiten Bischofswohnung im Südflügel weilte,¹⁶⁾ „*umb demselben nebst Einem Compliment ihro ahnkunfft dahier wiesen*“ zu las-

sen. Gleichzeitig bat Friedrich Karl um die Erlaubnis, „ihro Königliche Hoheid aufwarten zu dürffen.“¹⁷⁾ Da diese Bitte gewährt wurde, ging von Schönborn „hinüber zu dem Groß Herzog“ und als er dort ankam, „so ist derselbe [d.h. der Großherzog] auß dem Cabinett bis in das Audiens zimmer Ihro Hochfürstlichen Gnaden Endgegen gang.“ Nach einer fast zweistündigen Unterredung gab es erneut eine Tafel für 18 Personen, an der Friedrich Karl von Schönborn jedoch nicht teilnahm.¹⁸⁾

Am nächsten Tag las Friedrich Karl um 9 Uhr die Messe, zu der Franz Stephan wegen dringender Geschäfte erst gegen Ende erscheinen konnte, so daß noch eine weitere Messe gelesen werden mußte. Nach einer anschließenden Unterredung mit dem Fürstbischof wurden beide zur Tafel gerufen. Das angebotene Händewaschen wurde von den Herren abgeschlagen. Für den Großherzog wurde in der Mitte der Tafel eingedeckt, für den Fürstbischof zu dessen Rechten. Da Franz Stephan erneut darauf bestand, den angebotenen Armlehnsessel durch einen gewöhnlichen Stuhl ersetzen zu lassen, mußte auch Friedrich Karl diesem Beispiel folgen, so daß „bederseits nuer ordinary stühel gleich andere genommen“¹⁹⁾ wurden. Die Bedienung des Großherzogs geschah durch den Geheimrat von Zobel und den General von Hutten, die des Fürstbischofs durch den Geheimrat von Münster und Kammerherrn von Ottkolett. Zwar wurde auch diesmal nicht zur Tafel geschlagen, aber die Trompeter und Waldhornisten hatten „under der Tafelzeit geblasen“. Nach einer kurzen abschließenden Unterredung mit dem Fürstbischof hatte sich Franz Stephan „bey Ihro Hochfürstlichen Gnaden beurlaubet, und [sind] darauff die Neüe stiegen hinunder und Eingesessen.“²⁰⁾ Friedrich Karl begleitete Franz Stephan bis an dessen Kutsche; beim Abfahren wurden die 50 Kanonen auf dem Schloß erneut dreimal abgefeuert. Der Großherzog verließ kurz vor 16 Uhr Würzburg und fuhr über Karlstadt nach Hammelburg, wo er über Nacht blieb.

Der Quelle sind noch zwei Anhänge eingeschlossen. Der erste enthält die „Liste der Hohen svite seiner Königlichen Hoheid deß Großhertzog[s] von Toscana,“²¹⁾ die eine un-

gefährte Auskunft über die Größenordnung des Besuchs gibt. Demnach waren mehr als 66 Personen unterwegs. Eine genaue Zahl läßt sich leider nicht ermitteln, denn die Aufstellung endet mit „4 Leiblageyen von Groß Hertzog und 26 Cavaliers und andre bedienten.“ Leider erwähnt die Liste auch nicht, mit wie vielen Kutschen und Wagen die Reisegesellschaft unterwegs war. Der zweite Anhang verzeichnet die „Bresenden [d.h. Präsente] so seine Königliche Hoheid der Groß Hertzog ahn die Hochfürstliche Hoffstath hatt Verehren lassen“. Neben goldenen Uhren, Tabaksdosen und Bestecken wurden „Ein Goldstück von 12 Ducaten dem Cornet von Husaren, 900 fl Rey: annoch für die Hoffstath [und] 200 Ducaten für die garde Husaren Dragoner und Granadier Wachd“²²⁾ übergeben – insgesamt also ein wahrlich fürstliches Trinkgeld.

Nachdem der Besuch Franz Stephans beendet war, wurde bereits angekündigt, daß auch seine Gemahlin, die Königin von Ungarn, nach Frankfurt reisen werde und daß sie beabsichtige eine Nacht in Würzburg zu bleiben, „obwohlen Nuen noch sehr Viele daran haben zweyfeljn wollen, so haben Jedannoch Ihro hochfürstliche Gnaden mit Verferdigung der Neüen Zimmer so Viel nuer möglich wahre arbeiten laßen.“²³⁾ Mehrere Schreiben kündigten an, daß Maria Theresia „mid einer sehr großen svitte, den 20ten September dießeß Jahres ohnfehlbahd dahier Eintreffen würde.“ Daraufhin versuchte man, „auch nur das geringste zimmer so zuzurichten, daß man Jemanden dahin hatt logiren können.“ Da der alte Kammerbau²⁴⁾ leer stand, wurden „die Mobilien von Werneck und Veitzhöchheim herein genommen“ und in den Kammerbau gebracht, so daß „sehr Viele personen darinn haben können logirt werden.“ Weiterhin wurden die Pagen und der Hofkaplan aus der Residenz in den Kammerbau umquartiert, wodurch in dem Hauptgebäude mehr Platz gewonnen werden konnte.

Der Besuch Maria Theresias erforderte nicht nur nach ihrer Ankunft – wie noch zu zeigen sein wird – großen logistischen Aufwand in der Residenz, sondern bereits im Vorfeld. So geben Auszüge aus dem Hofkammerprotokoll vom 10. September 1745

darüber Auskunft, daß alle diejenigen Wege, welche die Königin von Ungarn nehmen wollte, „durch die zur frohn aufbiethende Landsgehudigte unterthanen nicht allein schleüinig ausgebesseret, sondern auch, So Viel solches thunlich seyn mag, Bequämlich gemacht werden“²⁵⁾ sollten. Weiterhin wurde darauf verwiesen, daß zur Reise der Königin nebst Gefolge eine große Anzahl an Pferden bereitgestellt werden müßte. Man wollte die Untertanen gegen Bezahlung anhalten, Pferde abzugeben und notfalls auch benachbarte Herrscher dazu gewinnen, sich an der Bereitstellung zu beteiligen, wie dies bei früheren kaiserlichen und anderen Durchreisen üblich gewesen war. Solches wurde damit gerechtfertigt, daß „ihro Majestät der Königin in Einig wenigen Tagen zukommende Kayserl. Würde der Sache Eine gantz andere gestalt gebe, als wenn Ihro Majestät nur als Königin Von Ungarn reiseten.“

Es wurde beschlossen, daß sich der Hofkammerrat Apfelbach nach eingegangener Marschroute zu den genannten Stationen begeben und alle notwendigen Vorkehrungen treffen sollte. Das An- und Vorspannen mußte nach den, bei kaiserlichen Reisen und Zügen reichsüblichen Verordnungen unentgeltlich geschehen. Auf Maria Theresia traf dies deshalb zu, da zur Zeit ihrer Durchreise die Kaiserwahl schon vollzogen war, und selbige daher „als Kayserin zu achten seye“. Dieses kostenlose Vorspannen sollte sich allerdings nur auf die „königliche Suite“ beschränken, nicht jedoch auf die „dem Hof folgende Herrn Ministros oder sonstige Personen.“

Im Auszug des Hofkammerprotokolls folgt ein Entwurf über die „anspann und Reitpferdt ... auf die 4. Stationen im Hochstift.“ Dieser orientierte sich an der letzten, 1712 stattgefundenen kaiserlichen Durchreise. Demnach stellte die erste Station Markt Bibart 600 Zug- und 20 Reitpferde, die zweite Station Kitzingen 634 Zug- und 62 Reitpferde, die dritte Station Würzburg 622 Zug- und 60 Reitpferde und schließlich die vierte Station Triefenstein 580 Zug- und 66 Reitpferde.

Als Friedrich Karl von Schönborn „verläßliche Nachricht Erhalten gehabt,“²⁶⁾ daß Maria Theresia am 20. September in Würz-

burg ankommen wolle, sandte er den Generalmajor und Kammerherrn von Hutten nach Nürnberg, um Maria Theresia offiziell einzuladen, in der Würzburger Residenz ihr Quartier zu nehmen. Inzwischen kam am 19. September mittags jedoch ein Kurier der Obersthofmeisterin Maria Theresias mit einem Schreiben in Würzburg an. Diesem nach beabsichtigte man nicht in Würzburg, sondern in Kitzingen zu übernachten. Friedrich Karl ordnete sofort an, daß der Hoffourier und der Tapezierer schnellstens nach Kitzingen abreisen sollten, um dort die Zimmer in der Stadtvogtei und in anderen Quartieren herzurichten. Gleichzeitig wurden ein Küchenschreiber und ein Mundkoch „mid so Viel provision womid man die Königliche Tafel hätte Versehen können“ nach Kitzingen geschickt. Für den Empfang Maria Theresias in Kitzingen waren Graf von Schönborn,²⁷⁾ Domkustos zu Mainz, und Oberhofmarschall von Greiffenklau zuständig.

Am Morgen des 20. Septembers kam ein königlicher Mundkoch in Kitzingen an, welcher die Order hatte, daß er dort „für die Hohe Kayserliche svitte ... kochen, und die Erforderliche victualien, sofern nicht bey Handen von Würtzburg hohlen oder hohlen lassen“²⁸⁾ sollte. Während dies noch besprochen wurde, kam der nach Nürnberg geschickte General von Hutten in Kitzingen an und meldete, daß er am Vorabend bei Maria Theresia eine Audienz gehabt hätte. Die Königin habe ihm versichert, „daß Sie mid der Hülfe Gottes heüß den 20ten September nachmittag umb 3. Uhr ohnfehlbar gedächden zu Würtzburg zu sein, und Ihro Hochfürstlichen Gnaden zu sehen“. Die Folge war, daß „daßjenige so nacher Kitzingen gang gewesen, alles wieder nacher Hauß gang.“ Lediglich Domkustos von Schönborn und der Oberhofmarschall verblieben in Kitzingen, um Maria Theresia zu empfangen. Die beiden hatten noch in Kitzingen „gleich wehrendem ahnspannen Ein gnädigste audiens gehabt [und sind] darauff wiederumb so balt Möglicht Vorrus gefahren, mid Hihn noch Ein gude Halbe stund Vor der Hohen ahnkunfft Ihrer Mayiestät der Kayserin dahier ahnkommen.“²⁹⁾

Da sich die Reisegesellschaft wegen des „ünder und ford Kommenß halber, in drey

Theil getheilet“ hatte, bedeutete dies, daß die Gäste „*nicht auf Ein sondern auf drey mahl hier durch passieren würden*“.³⁰⁾ Den ersten Teil dieses Zuges mit insgesamt 23 Kutschen und 148 Personen bildete Maria Theresia mit ihrem engsten Gefolge. Den vorausreitenden Postillonen folgte die „*Oberistpost Meisters chaise*“ mit dem Obriststallmeister Fürst von Auersperg, dem Obristpostmeister Graf von Bahr, dem Obristku[ü]chenmeister Graf von Künigel und dem Kammerherrn von Login. Dieser Chaise schloß sich der Leibwagen Maria Theresias an, in dem die Königin, Obristhofmeisterin Gräfin von Fuchs, die Gräfin Login und das Fräulein Kokorsava reisten.

Danach reihten sich u.a. „*der Herr pater Beichtvatter von Ihro Mayiestät, dessen socius, der leib Barbier nebst seinem Barbier gesellen, 4 Cammer Menscher von denen Cammerfrauen und Cammerdienerinnen, der Cammerfourier nebst einem Schreiber, 4 Officianden von dem Oberstpoststambt nebst 3 bedienten, der Reyß-poststallmeister nebst zwey bedienten, ein Mund Koch, ein Meister Koch, ein Bradkoch, ein Kuchel Jung, ein Zuckerbaker, ein Kellerdiener, ein Tafeldecker und ein Tafeldecker Jung*“ an. Eine zweite gleich große Küchenmannschaft war auf zwei weitere Wagen verteilt, „*damit allezeit Eine partie Einen Tag Vorraus hatt gehen können*“. Ein „*Rüstwagen*“ war für „*der Dames Bagage*“ vorgesehen, zwei Gepäckwagen enthielten „*Ihro Mayiestät Cammer gütter*“, und auf zwei großen Wagen fuhren „*der Cammer Haitzer, Cammertrabant, und Ein Heyduck*“ welche „*daß Bett und Cammer Bagages für Ihro Mayiestät*“ bei sich hatten.³¹⁾

Am Nachmittag des 20. Septembers kam die Reisegesellschaft in Würzburg an. Balthasar Neumann und der Hofwagenmeister ritten ihr bis zum Faulenberg entgegen, um sie dort über das „*Neue Tor*“ durch die Semmelgasse herein zu führen. Sobald Maria Theresia auf Höhe des Faulenbergs gesichtet wurde, ließ man hundert Kanonen auf der Festung dreimal abfeuern und sämtliche Glocken der Stadt läuten. Am Neutor wartete „*eine ahnsehnliche Compagnie von denen Kaufleüthen, zu Pferde alle in rothen Röcken und schwartzen sammeten Westen mid ihrer*

stantart und trompeter.“³²⁾ Diese schlossen sich der Gesellschaft an; in der Semmelgasse und am Bürgerspital standen vier Kompanien Bürger, während am Roten Bau „*die Hern Religiösen von sambtlichen Klöstern*“ ihre Aufwartung machten.

Friedrich Karl ging, gekleidet in Talar und langem Mantel, in Begleitung des Dompropstes von Stadion, des Domdechanten, des ganzen Domkapitels sowie fremder wie einheimischer Minister und Kavaliere, unter denen sich auch die „*Herrn Bamberger*“³³⁾ befanden, „*die Haubdstiegen hinünder*“, um dort die Ankunft Maria Theresias abzuwarten. Als diese um 16 Uhr „*zu dem großen Haubd Thor Eingefahren*“ war, hatten sich unter „*wehrendem stuckspiß und leüthen aller Klocken, auch die zwei ChorTrompeten und paucken auf denen beeden, großen Altanen in dem großen Hoeff hören lassen*“.³⁴⁾ Was sich danach anschloß, liest sich wie folgt:

„*und alß Ihro Mayiestät in das Vestibül Eingefahren und still halden lassen, so seind Ihro Hochfürstlichen Gnaden ahn den Wangengang, und Ihro Mayiestät alden Empfang Complimentiret und die stiegen ahn der Hand hinauff gefühd, wo oben in dem Saal De Gardes, Erstlich alle Dicasteria, wie auch die gantze garde im gewöhr gestanden, und soford durch diesen in den großen zwar ohn-ausgemalden Saal in welchem daß gantze hiesige gnädige Frauenzimmer gestanden und ihre Reverens gemachd alßwelche auch alle sogleich Ehe dan Ihre Mayiestät in Ihr Zimmer Komme, die Gnad gehabt und Ihro mayiestät die Hand zu Küssen, wohrauf Ihro Hochfürstliche Gnaden Ihro Mayiestät folgends in Ihr zimmer gefühd, und Ein klein Weil darin Geblieben und sich alß dan wiederum Reteriret.*“

Als einzig würdige Räumlichkeiten für Maria Theresia erwiesen sich „*die Neüe zimmer neben dem Spigel Cabinet*“³⁵⁾ d.h., die gerade vollendeten südlichen Paradezimmer. Das sog. „*Venezianische Zimmer*“, korrekterweise „*Kaiserzimmer*“, diente dabei als Schlafzimmer. Das dort bereitgestellte Bett sollte jedoch weggeschafft werden, „*dan Ihro Mayiestät schlaffeden in ihrem Eigenen Feltbett*.“ Weiterhin sollte auch ein „*Hoher*

schierm mid Einen Hohen Creutz von rothen Damest oder Tafet für die Thüher des Audienszimmerß inwendig gestellt werden, da mid man nichd bey Eröffnung der Thüher hineinschauen könde.“

Noch bevor Maria Theresia zu Abend speiste, gewährte sie Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn eine lange Audienz. Geplant war, daß die Königin von Ungarn an der Hochfürstlichen Tafel teilnehmen würde, doch *„Ihro Mayiestät die Kayserin haben in Ihrem schlaffzimmer gantz allein gespeist, und sich durch Niemand, alß durch ihre eigene leüth bedienen lasse[n].“* Auch dies wird in der Quelle ausführlich beschrieben:

„Unser silber diener zwar hat daß kleine Tischel ahn welchem IHro Hochfürstliche Gnad affleg allein zu speisen aussen Vor der Thüher deß schlaffzimmers mid ganz goldenen Mundgesteck gedeckt, nach dem haben die leib lageyen von der Kayserin die speisen aus der Kuchen gehohlt und darauf gesetzt, nach dem ist der Tisch durch IHro Mayiestät Cammerdienerinnen in daß schlaffzimmer getragen worden, alwoh IHro Mayiestät gespeist, aber nichd lang, dan Eß hatt alles kein halbe stund gedauert, dan Sie haben sich kein Confect geben lassen, alß nuer Eiliche pischoten, den Trunck betreffent so hatt Sie nichts alß Wasser gedruncken, welcheß Ihr auch von Ihren Cammerdienerinnen ist gegeben worden, alßo daß kein Mundschenck dessentweg Edwas dabey zu thuen gehabd, alß Sie abgespeist gehabt so haben die Cammerdienerinnen den Tisch wiederumb auß dem schlaffzimmer heraus gehoben.“³⁶⁾

Die Tafel, an der Maria Theresia teilnehmen sollte, wurde für 24 Personen im Weißen Saal aufgebaut. An ihr wurden neben Friedrich Karl von Schönborn die Obristhofmeisterin Gräfin von Fuchs, Fräulein Kokorsava, die Gräfin Login, der Obriststallmeister, der Obristpostmeister, Graf von Login, *„Edliche Dames von hier und die Herrn Dombprelathen alß Herr Dombpropst und Herr Domdechant nebst dem ahnwesenden Herrn Capitular, und främnden“* von „14. Pages mid beyhülff 6. Hoflageyen und 6. Heyducken“ bedient. Es gab keine Bedienung durch Kavaliere, denn es wurde an der Tafel *„kein*

Rang observiret, Massen IHro Hochfürstliche Gnaden sich keinen armlehnen stuehl haben geben lassen, sich auch weder extra bedienen lassen, weder mid Einem noch andern, dan Sie haben Ein ordinary Covert und stuhl genommen.“³⁷⁾

Von den weiteren Tafeln können hier nur einige wiedergegeben werden. Bei deren Einrichtungen wurde darauf geachtet, daß *„Ein Jeder zu seiner Gesellschaft da Er hihn gehöre, möchde zuem Essen gebracht werden.“³⁸⁾* Eine Ministertafel à 20 Personen wurde in der Großen Antecamera angerichtet. Dabei wurden Konfekt und Speisen gleichzeitig von den Hoflakaien mit Beihilfe von zehn Husaren bereitgestellt. Im Kavaliersspeisesaal wurden drei Tafeln à 14 Personen vorbereitet. Da *„von der Kayserlichen svitto keiner daran kommen,“* wurden die Teilnehmer *„durch 20 Man Husaren, und speisen wie alle ordinair zu geschen pfleret, bedient.“³⁹⁾* Die *„Cammer Jungfern Tafel“* wurde im *„ordinary pages speiszimmer“* abgehalten und ist durch *„den alten Zihwarth Johan Adam Siegler mit zuziung 4 Man Husaren bedind worden.“* Einige Reisende speisten in ihren Zimmern, während die Postmeister, Postoffiziere und alle, die zu dem Hofpostamt gehörten *„in der alten Cammer alwoh auch ist gekocht worden gespeiset“* und dort durch den *„Reys-salldiener“⁴⁰⁾* bedient wurden.

Maria Theresia wollte am nächsten Tag 3 Uhr morgens die Messe hören, weshalb der ganze Hof beisammen blieb und sich die Zeit bis dahin mit Spielen vertrieb. Als es zeitig war, *„seind IHro Hochfürstlichen Gnaden nebst all ahnwesenden in die Kayserliche Ante Cammera gang und alda gewarth, bis IHro Mayiestät aus dem zimmer haben gehen wollen.“⁴¹⁾* Friedrich Karl führte seinen Gast an der Hand in die Hofkirche, wo sie im Oratorium der Messe, die ihr Beichtvater las, bewohnte. Friedrich Karl hatte sich derweil in *„ein nebzimmer Referiret.“* Nachdem die Messe beendet war, empfing Friedrich Karl Maria Theresia erneut und wollte sie zu deren Kutsche geleiten. Der Weg führte über die große Antecammer, vorbei an den fürstbischöflichen Zimmern. Nachdem deren Türen alle offen standen, begehrte Maria Theresia, hinein geführt zu werden *„und seind auch*

noch Ein kleine Weil darin geblieben, und sich umbgesehen.“

Danach wurde sie von ihrem Gastgeber in Begleitung vieler Damen und Herren an den Wagen geführt. Sie verließ unter „*Trompeten und pauckenschall, wie auch leüthung aller Klocken, und 30 Canonschuß auf dem schloß*“ die Stadt, „*weilen Eß aber so frühe wahre, so seind die Regimenter wie auch andre sowohl geistliche alß weltliche nicht ausgerückt.*“⁴²⁾ Die Reise ging nach Bettingen, von wo aus Maria Theresia zu Wasser weiterfuhr.

Ausgespart wurde bisher das Problem der Unterbringung der Gäste. Wie bereits erwähnt, versuchte man mit den Möbeln der anderen Schlösser Veitshöchheim und Werneck jedes nur denkbare Zimmer so herzurichten, daß es sich für den Aufenthalt als nutzbar erwies; man hatte sich „*bey Hoff besorget, damid die quartir in Einen Vollkommenen stand seind gestellet worden.*“⁴³⁾ Räumlichkeiten boten sich auf der Beletage, dem unteren und oberen Mezzanin und im alten Kammerbau an. Anfangs konnten keine konkreten „*Belegungspläne*“ erarbeitet werden, „*Auß ursachen weilen Keine förmliche Fourierliste hatt kömmen wollen.*“⁴⁴⁾ So begann man am Hof Überlegungen bezüglich der Raumaufteilung, glaubte allerdings, daß der Oberquartiermeister oder der Kammerfourier Maria Theresias „*in Ein und andern Eine ahnweisung oder Enderung zu Tuhen suchen*“ werde.⁴⁵⁾ Dies geschah jedoch nicht, da der „*Oberquartier alß Welcher den 17ten dahier ahnkommen, nach dem Er bey der Cavalier-tafel gespeist gehabd, Wiederumb abgereyst*“ ist. Der Kammerfourier Maria Theresias ist sogar erst „*kaum 2. Stünd für Ihrer Mayiestät ahnkunft dahier ahnkommen.*“ Er war „*Ein wenig herumb gang*“ und hatte „*die Vornembten quartier ahngesehen, allein sie wahren ihm alle rechd*“, so daß man „*dahier mid der gemachden Logirung ford gefahren*“ ist.⁴⁶⁾

Auf der Beletage wurden im Südflügel folgende Personen untergebracht: Maria Theresia in den „*Neüe[n] Zimmer[n] neben dem Spiegel Cabinet*“. In unmittelbare Nähe wurden „*deren zwey Cammerfrauen in daß zimmer neben der gallery, deren zwey Cammer-*

dienerinnen in die kleine quardrob, die 4. Jungfern alß der Cammerfrauen und der Cammerdienerin ihre Dienerinnen, in 2. Better in dem gang neben der quardrob“ einlogiert.⁴⁷⁾ Eventuell wohnte auch Obristpostmeister Graf von Bahr im Südflügel, auch wenn mit „*dem so genanden Cardinalßquartier*“ keine genauen Räumlichkeiten in Verbindung gebracht werden können.⁴⁸⁾ Im Nordflügel hingegen wohnten: 1. die Obristhofmeisterin Gräfin von Fuchs „*in dem Ersteren zimmer neben dem großen Saal linkerhand, deren zwey CammerJungfern gleich neben dem rothen Cabinet in der kleinen quardrob*“; 2. Graf und Gräfin Login „*in dem 2^{ten} Neüen quartier neben dem weißen Cabinet in zwey better, auß ursach, weilen daß bitt zu klein wahre, deren Cammer Jung in seinem zimmer gleich dabey*“; 3. das Kammerfräulein Kokorsava „*in dem 3^{ten} Neüen quartier*“; 4. der Obriststallmeister Fürst von Auersperg „*in dem alten fürstlichen Apartamang in andern flügel der Residens, deren bedienden gleich darneben.*“⁴⁹⁾

Da über die Nutzung der beiden Mezzaningeschosse relativ wenig bekannt und die Belegung der Zimmer mehrmals verändert worden ist, gestaltet sich die Zuordnung der Räumlichkeiten schwieriger. So ist nicht verifizierbar, wo der „*Cammer Haitzer und zwey Cammer Trabanden*“ untergebracht waren, da lediglich vermerkt wurde, daß diese „*in der undern Mezana in dem Einen lagaeyen zimmer*“ einlogiert waren. Die Lakaien der Gräfin von Fuchs, des Ehepaares Login und der Kammerjunge der Kokorsava schliefen „*in der undern Mezzanen under denen Neüen zimmern.*“ Diese Zimmer lagen im Nordflügel an der Gartenfront. Nicht näher bestimmbar sind das „*blaue Bettzimmer mit dem rothen Cabinet*“, in dem der „*Bater Beichtvatter nebste seinem Socius*“ schliefen, und die „*dunckle Cammer*“, in der dessen Bedienstete untergebracht waren.⁵⁰⁾ Der Zuckerbäcker, Tafeldecker und Kellardiener wohnten in dem „*Heyduckenzimmer.*“⁵¹⁾ Eng wurde es für die 46 Postillons, denn diese „*haben logirt in der undern Mezanen in dem Eckzimmer gegen daß Rennweg Thor, alß welchen Man Eine streü gemachd und madratzen darauff geworffen.*“ In dem oberen Mezzanin waren die sechs

Leiblakaien Maria Theresias „in dem großen Kuchen Jungzimmer“ einquartiert worden, während die vier Edelknaben „in dem unserigen pages quartier [logierten] weilien die unserige außgezogen wahren, deren bediender [übernachtete] gleich darneben im pages diener zimmer“. Ein Mund-, Meister- und Bratenkoch „haben logirt in der Oberrn mezzanen in dem trompeter zimmer“, ein Küchen- und ein Tafeldeckerdjunge schließlich „haben logirt in dem Neuen großen zimmer in der oberen Mezzanen neben dem Cammerdiener Jung.“⁵²⁾ Als letztes Quartier bot sich der Alte Kammerbau an. Hier waren der Reisepoststallmeister, neun Postoffiziere und vier Hofpostamts-offizianten untergebracht. Vier Hartschiere, zwei Wagenmeister, ein Schmied und ein Sattler hatten ebenfalls dort, genauer gesagt in der „Zahlambsstuben“, übernachtet.

Am 25. September traf die zweite Abteilung der Reisegruppe in Würzburg ein. Diesmal beehrten die Prinzessin Charlotte von Lothringen und ihr Gefolge Friedrich Karl von Schönborn.⁵³⁾ Wie bei Maria Theresia, so wurde auch hier ein Gesandter bereits nach Nürnberg entgegengeschickt. Allerdings nicht, damit „Er dieselbe alda Complimentiren solle, sondern nuer in der still zusehen, wie Eß zu gedachdem Nürnberg wegen ihrer dahin Kunft gehalten werden.“⁵⁴⁾ Am 25. September kam Kammerherr Graf von Blatz wieder in Würzburg an und hatte „Ein und andre nachricht midgebracht.“⁵⁵⁾ General von Hutten wurde der Prinzessin nach Kitzingen entgegengesandt. Diesmal waren mehr als hundert Personen mit 43 Kutschen und Wagen unterwegs.⁵⁶⁾ Die Auflistung erwähnt u.a. Marques Spada, Ober Hofmeister der Prinzessin, Graf Küngel, Obrist Küchenmeister der Kaiserin, die Fürstinnen von Auersperg, Esterhazy, Colloredo, von Lobkowitz und von Armberg nebst Tochter.

Weitere Wagen waren u.a. besetzt mit „Ihro Mayiestät Hebam quardrober und dessen bedienden“, „Ihro Mayiestät der Königin zwey Cammerdiener, dan princessin beichtvatter und Barbier“, „den Cabinets Secretary von Koch“, „Einen Cammerfourier“, „drey wagen Vor dero Dames bedienden“, „der princessin Cammerdienerin bedienden“ und „der princessin Cammer Haitzer und dessen gehül-

fen“. Es wurden aber nicht nur Personen befördert: So gab es jeweils eigens einen Packwagen „Vor Ihro Durchl: der Princessin Bagage“, „Vor des Oberstallmeisters und Oberpostmeisters Bagage“, „Vor der Cavalier Bagage“ und „drey packweg Vor deren Dames Bagage“. Jeweils zwei schwere Wagen waren mit „Kuchelgeschier“, „Silber und Zihen [Zinn]“ und „Wäsch und übrige provision“ beladen.⁵⁷⁾

Als deren Ankunft am Abend unmittelbar bevorstand, standen von jedem Regiment 400 Mann Parade. Auf Wunsch der Prinzessin wurden keine Kanonen auf dem Schloß abgefeuert, obwohl 24 Stück davon dreimal gelöst werden sollten. Beim Einfahren in die Residenz erschallten Trompeten und Pauken und es „seind Höchst dieselbe [Friedrich Karl] in Bekleydung des gantzen Hochwürdigten Dombcapitelß und Vieler Herrn Ministry und Cavalier in Ihrem kurtzen Mandel hindunder gang, die princessin beym wag Empfang und ahn der Hand die stiegen hinauff in ihr Zimmer geführet, woh außen auf der stiegen und in dem Saal de gardes die Husaren, außen mid die garde under gewähr gestanden.“⁵⁸⁾ Friedrich Karl begleitete seinen Gast in ihre Zimmer im Südflügel und verabschiedete sich.

Als das Essen aufgetragen worden war, „so seind Ihro Hochfürstlichen Gnaden wiederumb hinüber gang und die princessin ahn die Tafel geführet, aber nicht bey der Tafel geblieben, weilien Höchst dieselbe schon zu Mittag gespeist gehabd.“⁵⁹⁾ Für Anna Charlotte wurde die Mitte der Tafel fürstlich mit einem Armlehnsessel eingedeckt und „ist auch mit gantzem Confect besetzt worden.“ Das Handwaschen ist der Prinzessin „durch den Herrn Ober Marschall auf Einer Credens presentiret worden, und denen übrigen Fürstinnen durch die pages.“⁶⁰⁾ Die Bedienung erfolgte nicht durch Kavaliere, sondern allein durch Pagen. Weiterhin ist zur Tafel nicht mit Trompeten und Pauken geschlagen worden, sondern „Ein par Trompeter und Walthornisten haben bey der Tafel wie alle ordinair geblasen.“ Da es „nachd wahre alß die princessin kommen, so haben zwey Cammer Herrn Jeder mid zwey lichder den 6 page mid Flambois Vorleüchden müssen“.

Am nächsten Tag wollte die Prinzessin die Messe hören. Daher führte Friedrich Karl seinen Gast um halb 12 Uhr an der Hand in das Oratorium; sich selbst jedoch entschuldigte er. Nach dem Ende des Gottesdienstes begleitete der Fürstbischof Charlotte von Lothringen wieder zurück in ihre Zimmer, wo er mit ihr bis zum Auftragen des Mittagessens verblieb. Die Tafel war für den Gast wie am Vortag eingedeckt. Friedrich Karl hingegen hatte sich „gantz unden ahn auf einen ordinaire stuhl gesetzt“. Der Kaffee nach der Tafel wurde in den Privatzimmern Friedrich Karls eingenommen, danach „haben Ihre Hochfürstlichen Gnaden die princessin in das Spiegel Cabinet geführt und darin gespielt bis halb 9. Uhr.“⁶¹ Zur abendlichen Tafel für 24 Personen begleitete der Gastgeber Charlotte von Lothringen in das Speisezimmer, um sich sodann wieder zu entschuldigen.

Am Morgen des 27. Septembers fuhr die Prinzessin mit „Ihrem Reyßwagen ahn die toten Capell [gemeint ist die Schönbornkapelle] und [hat] Meß darinnen gehört, alß ist Ein Kniehe Deckzeüg mit dem Sessel dahinn gerichd worden.“⁶² Der Hofmarschall und etliche Kavaliere gingen ebenfalls dorthin, „umb Ihre aufwarthung alda noch zu machen.“ Friedrich Karl hingegen hatte, mit kurzem Mantel bekleidet, seinen Gast nur bis zu deren Wagen in der Residenz geleitet und „alda sich beurlaubet.“

Für die Gäste hatte man „gesuchd die zimmer und quartier wiederumb Neüerlich Einzurichten,“ und so ist „Ihre Durchlauchd die princessin wiederumb in die Kayserliche zimmer logiret worden, alß welche dan auch gleich wie Ihre Mayiestät Ihr aigen bett und bettstath bey sich gehabd.“⁶³ Die Kammerdienerin der Prinzessin war in der „kleinen quardrob“, die Dienerinnen der Kammerdienerin „in den gang neben der kleinen quardrob“ einquartiert, „Ihre Mayiestät Hebam hatt logirt in dem zimmer neben der gallery“. Ebenfalls auf der Beletage muß das nicht näher bestimmbar „Sommerzimmer“ gewesen sein, in dem die Oberhofmeisterin übernachtete.⁶⁴ In den „Kölnischen Zimmer[n]“ weilte die Fürstin Esterhazy. Auch die „Cardinalßzimmer“ wurden wieder benutzt, dies-

mal von der Fürstin von Auersperg, deren „bedienung gleich darneben“ untergebracht war.

Im Nordflügel schliefen: 1. die Fürstin von Armberg nebst Tochter „in dem Ersteren Neüen Quartier neben dem großen Saal lincker Hant, deren Cammer Jungfern in der kleinen quardrob neben dem rothen Cabinet“; 2. der Marques Spada „in dem letzten Neüen Eckzimmer gegen daß Renweger Thor, dessen bediende gleich darneben“; 3. die Fürstin von Lobkowitz „In Ihre Hochfürstlichen Gnaden alten zimmern in dem andern Flügel, deren bedienung gleich darneben“ und 4. „die Eine Cammerfraülein in daß zweyde neüe quartier, die zweyde Cammerfraülein in daß große Neüe zimmer, deren beden Fraülein Cammerjungfern in das letztere Neü Verferdigde zimmer“ und „die Fraülein Duchartee in das grose weiße Cabinet“.⁶⁵ Im unteren Mezzanin waren „under denen Neüen zimmern“ die Lakaien der Kammerfrauen sowie „under denen Neüen zimmern gegen daß Renweger Thor zu aufstrohe und Madratzen“ 46 Postillons untergebracht. Die Gräfin Colloredo schlieff „in der ndern Mezzanen in dem blauen bettzimmer, deren Cammer Jungfern gleich darneben in dem rothen bettzimmer.“ Nachdem der Zusatz „under den neüen zimmern“ fehlt, könnten diese beiden Zimmer im Südflügel gelegen haben. Des „Herrn Hofrath von Borier[s] zimmer“ nutzte Graf und Gräfin Palffi, „deß Herrn Degen alteß kleines zimmer“ stand für deren Lakaien zur Verfügung, weitere Zimmer des Hofrates Degen für den Obrist Küchenmeister Graf Künigel bzw. für den Kammerzahlmeister lagen ebenfalls im südlichen Mezzanin.⁶⁶

Im oberen Mezzanin verbrachten die Kammerheizer und Leiblakaien der Prinzessin (insges. acht Personen) im großen Küchenjungenzimmer, die Lakaien der Oberhofmeisterin und die der Fürstin Esterhazy in „lageyen zimmern“ die Nacht. Auch „Deß Herrn pages Hofmeisters zimmer“ für einen kaiserlichen Kammerdiener lag wie „deß Correpitior Leyß sein zimmer“ für den zweiten kaiserlichen Kammerdiener, „deß preceptor Hausß sein zimmer“ für den Leibbarbier und „deß Kalbheimß zimmer“ für den „quar-

drober“ im oberen Mezzanin.⁶⁷⁾ Für den alten Kammerbau waren lediglich fünf Postoffiziere und ein Wagenmeister vorgesehen.

Nachdem Charlotte von Lothringen morgens abgereist war, kam noch am Abend des gleichen Tages der dritte Teil der Reisegesellschaft bei Hof an. In zwanzig Wagen kamen u. a. der Obrist Silberkammerer, zwölf Hofdamen und zwei Stadtdamen, zwei Kammerdiener, ein Kaplan, ein Hofmedicus, ein Zeremonienmeister, drei Hofkapläne, ein Hoffourier, eine Leibwäscherin und etliche Bedienstete an. Auf vier Packwagen wurde „*der Dames Bagage*“, auf den beiden letzten Wagen „*vor Küchelpartie und dergleich Bagages*“ transportiert.⁶⁸⁾ Bei der Ankunft der Hofdamen ist der Hofmarschall nebst einigen Kavaliern hinunter an den Wagen gegangen, hatte diese dort empfangen und in ihre Zimmer hinaufgeführt.⁶⁹⁾

Die Haupttafel wurde u. a. für die Hofdamen und die anderen adeligen Begleitpersonen auf 24 Personen ausgerichtet, wobei die freien „*blätz* [es waren nur 17 adelige Gäste] *von unsern Cavalieren besetzt worden*“ sind.⁷⁰⁾ Weitere Tafeln wurden im Kavalierspesszimmer, in einem Durchgangszimmer,⁷¹⁾ im Pagenspesszimmer,⁷²⁾ in der Fourierstube⁷³⁾ und in der Ritterstube⁷⁴⁾ aufgebaut.

Der Aufenthalt war nur von kurzer Dauer, denn bereits am nächsten Morgen um 5 Uhr reiste die Gesellschaft wieder weiter, „*Ehe und Bevor aber fast alle chocolate Caffee gedruncken, wie auch Supp gegessen*“. In jeden Wagen hat man ihnen „*Edwaß kalt gebrade neß, 4 kleine brod und 2 Boutellien Wein geben müssen, welcheß die bedienden ordentlich beghrd, Vorgebent sie hätten Eß andrer Orthen auch bekommen*.“⁷⁵⁾ Bei der Abreise waren der Hofmarschall und der Truchseß von Mudersbach anwesend, welche die Damen bis an deren Wagen begleiteten. „*Ihro Hochfürstlichen Gnaden wahren nicht hiher, sondern gestern nachmittag nacher Guttenberg gang*“.⁷⁶⁾

Bezüglich der Unterbringung dieser Gäste war geplant, daß sechs der Hofdamen in dem oberen, die anderen sechs Hofdamen in dem unteren Mezzaningeschoß „*Commod haben*

logiren sollen“. Die Hofmeisterin der Hofdamen, Gräfin von Künigel, war jedoch der Ansicht, daß sie durch diese Art der Unterbringung zu weit voneinander getrennt wären. Daher „*seind sie alle 12 beysammen in den obern Neüen Zimern geblieben, und haben sich fast alle zuem zweyden in Ein bett gelegd, wo aber daß bett zu schmahl wahre haben sie Eine Madratze beghrd und solche auf die Erde geworffen und sich darauff gelegd*.“⁷⁷⁾

Die Gräfin von Künigel selbst logierte in den Kölnischen Zimmern, deren „*Camer Jungfer*“ gleich daneben. Zwei kaiserliche Kammerdiener schliefen ebenfalls auf der Beletage und zwar „*in dem Zimmer neben der Gallery*“. Für einen Teil der anderen Übernachtungsgäste mußten wiederum Bedienstete ihre Zimmer räumen. Erneut wurden die Zimmer des Hofrats Degen (für Graf von Althan, Obrist Silberkammerer), des Herrn von Borrié (für „*Graf von Schaffgatsch*“), des Pagenhofmeisters (für den „*Hofmedicus*“), des Correpititors Ley (für den Herrn „*Ceremoniarius*“) und der Herren Bücholts, Hillenbrandt, Hauß und Kalbheim (für die vier Hofkapläne) für eine Nacht zur Verfügung gestellt.

Während die Rückreise des kaiserlichen Paares nach Wien nicht mehr durch Würzburg führte, bereitete man sich am 19. Oktober 1745 in der Residenzstadt darauf vor, daß „*Ihro Königliche Hoheid die princessin von Lothringen [...] wiederumb dahier hatt Eintreffen und übernacht bleiben wollen*.“⁷⁸⁾ Bei ihrer Ankunft abends um 7 Uhr „*ist wieder niemand alß ein Compagnie Dragoner außen vor dem gatter gestanden und paratiret*.“⁷⁹⁾ Unter Pauken und Trompeten fuhr sie mit ihrem Postwagen in die Residenz ein, „*allwoh sie in abwesenheid Ihrer Hochfürstlichen Gnaden von dem Herrn Dombdechanden nebst allen inheimischen Herrn Domb Capitularen Ministern und Cavalieren bey dem außstieg auß dem wagen Empfangen und durch den Herrn Dombdechanden die stiegen hinauff, wo oben der Cornet nebst 30 Man Husaren durch den Saal de gardes in welchem der Herr von Bubenhofen alß Cornet von der garde auch mid 30 Man von der Garde im gewähr gestanden, und aufnehmen lassen, in ihr zimmer geführt worden*.“⁸⁰⁾

Bald darauf wurde eine Tafel für 24 Personen im Weißen Saal ausgerichtet. An der Tafel selbst „*ist sie nuer, wie all ordinair durch die pages bedienet worden, [...] doch ist für die princessin mid einem armlehnen sessel in die Mitte gedeckt worden.*“⁸¹⁾ Bezüglich der Unterbringung kam man zu dem Schluß, „*fast alle wiederumb in ihr altes quartier [...] wo sie daß vorigenmal darinnen gewesen*“⁸²⁾ zu verteilen. Nachdem Anna Charlotte am nächsten Morgen „*mid dero Gesellschaft gefrühstuckd und meß gehöhrd gehabd,*“ ist sie von dem Domdechanten aus der Kirche bis an den Wagen geführt worden. Danach ist sie „*dan wieder under trompeten und pauken schall mid Ihrem postwagen abgefahren.*“⁸³⁾

Damit endete eine bemerkenswerte Durchreise allerhöchster Gäste. Wie aus der Quelle ersichtlich ist, stellte diese Gesellschaft den Gastgeber Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn vor große Herausforderungen. Dank eines „großen Hauses“ und eines Stabes von fähigen Mitarbeitern konnten diese Aufgaben allerdings angemessen bewältigt werden.

Anmerkungen:

- 1) Bachmann, Erich/Roda, Burkard von/Helmberger, Werner: Amtlicher Führer Residenz und Hofgarten Würzburg. München 2001, S. 99. Zur Ausstattung der nördlichen Zimmer vgl.: Sedlmaier, Richard/Pfister, Rudolf: Die fürstbischöfliche Residenz zu Würzburg. München 1923, S. 251.
- 2) Nach Vollendung der Stuckarbeiten im Weißen Saal wurde dort im Frühjahr 1745 mit der Verlegung des Bodens begonnen. Die Paradezimmer des Südflügels waren bis auf wenige Arbeiten (noch ausstehende Vergoldung der Türen des Spiegelkabinetts Ende Oktober 1745) vollendet. Vgl. hierzu die grundlegende Arbeit von: Friedrich, Verena: Rokoko in der Residenz Würzburg (= Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, VIII. Reihe: Quellen und Darstellungen zur fränkischen Kunstgeschichte, Band 15) München 2004.
- 3) StAWü, Hist. Verein MS f. 582. Akten über die kaiserlich und königliche Durchreise durch das Hochstift Würzburg und über den dabei nötigen Vorspann 1745; StAWü, Hist. Verein MS f. 821. Hof Protocoll Von Anno 1724 den 18^{ten} August, biß den 25^{ten} February 1746, fol. 180v–204v.

- 4) AK Krönungen Könige in Aachen – Geschichte und Mythos. Mainz 2000, Bd. 2, S. 918. AK Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962 bis 1806. Bd. I Altes Reich und neue Staaten 1495 bis 1806. Dresden 2006, S. 216f.
- 5) Freeden, Max H. von: Maria Theresias Reise durch Franken 1745, in: Ders.: Erbe und Auftrag: von fränkischer Kunst und Kultur. Aufsätze aus fünfzig Jahren (= Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte Bd. 44). Würzburg 1988, S. 406.
- 6) StAWü, Hist. Verein MS f. 821, fol. 180v.
- 7) Ebd., fol. 181. Der Kurier erschien ein zweites Mal. Da der Statthalter aber „*nicht hatt glauben können, daß Ernst sein möchde*“ und noch keine weiteren Anweisungen vorgelegen hatten, ließ er diesen „*ohne fernere zusag fortreithen.*“
- 8) Ebd., fol. 181v. Gleichzeitig sollte man bei Hof alles tun, „*umb nicht allein die hohe svite bey Hoeff zu logiren, sondern auch dieselbe mit genugsamen speiß und tranck Versehen zu können.*“
- 9) Aus der Quelle geht nicht hervor, wo Franz Stephan einfuhr und welche Treppe er benutzt hatte. Bei dessen Abreise wird ausdrücklich „*die Neue stiege*“ erwähnt. Entweder nahm er die Haupttreppe ohne großes Empfangszereemoniell oder er benutzte die Treppe bei der Hofkirche, auch wenn diese direkt an den Küchen im Erdgeschoß vorbeigeführt hatte und dies einem so hohen Gast ev. nicht zuzumuten gewesen wäre (Für diesen Hinweis danke ich Frau Dr. Verena Friedrich). Nach Sedlmaier: Residenz (wie Anm. 1), Anm. 290 war diese Treppe vor Vollendung der „neuen Treppe“ die „*dermalige Hauptstiege*“. Alternativ gab es bei weniger offiziellen Anlässen die „*Schalam secretam*“ südl. des Gartensaals. Vgl. StAWü, Msc. f 30b, fol. 9.
- 10) Die Quelle erwähnt leider nicht, um welche Zimmer es sich dabei gehandelt hatte. Bachmann/von Roda/Helmberger vermuten, daß Franz Stephan in den nördlichen Zimmern logiert habe. Vgl.: Bachmann/von Roda/Helmberger: Residenz (wie Anm. 1), S. 99. Dies erscheint zweifelhaft, da die Räume nur unvollständig ausgestattet waren und somit dem Rang eines zukünftigen Kaisers nicht entsprechen hätten. Daß diese Zuordnung nicht richtig ist, wird an späterer Stelle dargelegt.
- 11) StAWü, Hist. Verein MS f. 821., fol. 182.
- 12) Ebd., fol. 182v.
- 13) Ebd., fol. 183.

- 14) Da inzwischen die Trompeter und Pauker eingetroffen waren, hätte man „zur Tafel schlagen“ können, „*allein weil Eß gestern nichd geschehen, so hatt Man Eß auch anheüd nichd Erst ahnfang wollen.*“
- 15) Daraus ergibt sich, daß diese Räume noch bewohnbar und der Saal noch nicht „mit allerhand gerümpel Vollgestellt“ waren, wie sich im Tagebuch des Hoffouriers Joh. Chr. Spielberger, Bd.6 unter dem 29. IX 1747 nachlesen läßt. Vgl. hierzu: StAWü Hist. Verein MS q. 176a., fol. 56v. Die von Burkard von Roda erwogene Schlußfolgerung, daß die alte Bischofswohnung „mit der Fertigstellung der Südflügelwohnung nicht mehr weiter benutzt worden“ sei, ist somit zu relativieren. Vgl.: Roda, Burkard von: Adam Friedrich von Seinsheim. Auftraggeber zwischen Rokoko und Klassizismus. Neustadt/Aisch 1980, S. 161. Vielmehr beabsichtigte Friedrich Karl von Schönborn 1745 sich wegen der zu erwartenden Gäste dorthin zurückzuziehen. Vgl. hierzu: Sedlmaier: Residenz (wie Anm. 1), Anm. 216 mit Angabe der Quellen.
- 16) Hätte Franz Stephan die Paradezimmer des Südflügels bewohnt, hätte Friedrich Karl in gewohnter Weise in die sog. zweite Bischofswohnung im Südblock ziehen können.
- 17) StAWü, Hist. Verein MS f. 821., fol. 183–183v.
- 18) Dies geht aus einem Brief Adam Friedrichs von Seinsheim an seinen Bruder Joseph Franz vom 4. Juli 1745 hervor. Vgl.: von Roda: Seinsheim (wie Anm. 15), S. 206, Quelle I: „und hat die erste Unterredung von 9 bis 11 Uhr gedauert; Fürst hat nit mitsouppirt, ich aber habe die Gnad gehabt, neben dem großen Herzog zu sitzen, welcher auch besonders gnädig gewesen, die andere Mal ware auch allemal bey der Tafel...“
- 19) StAWü, Hist. Verein MS f. 821., fol. 184.
- 20) Ebd., fol. 184v.
- 21) Ebd., fol. 184v–185. Die Suite bestand aus „*Ihro Königliche Hoheid, Hr. Graf Colloretto, Hr. General Grün, Hr. General Brattlach, Hr. Graff Küntzey, Hr. Graff Wiltschek, Hr. Baron von Hagen, Hr. Graff Badiany, Hr. Baron Stappel, diese haben ahn der Groß Hertzoglichen Tafel mid gespeist; Hr. Baron Toufont geheimer Cabinetß Secretarius, Hr. Hoeff Kriegßrath von Weber, Hr. Secretarius von Colloretto, Hr. Secretraius von Grün, diese haben ahn der Marschalstafel mid gespeist; 2 Edelknaben, 1 Leib Barbier, 2 Leib Cammerdiener, 1 vice Controllour, diese haben in dem innern Cammerdien-erzimmer allein gespeist; 1 Cammerdiener von Colloretto; 1 Cammerdiener von General Grün, 4 Cammerdiener von den 4 Cammerherren, 1 Cantzelist, 1 Conceptist, 1 Kucheninspector, diese haben in dem Cammerdiner Speiszimmer gespeist, 1 Tafeldecker, 1 Zuckerback, 1 Sattelknecht, 2 Meisterköch, 1 Büchsenspanner, 2 Courier, diese haben ahn dem fouriertisch gespeist, 4 Leiblageyen von Groß Hertzog und 26 Cavaliers und andre bedienten haben in der Ritterstuben gespeist.*“
- 22) Ebd., fol. 185v.
- 23) Ebd., fol. 188v. Gemeint sind die eingangs bereits erwähnten vier ersten Zimmer des Nordflügels.
- 24) Die „Alte Kammer“ war ein Verwaltungs- und Wohnbau, der an der südwestlichen Seite des Residenzplatzes stand und später durch den sog. „Gesandtenbau“ ersetzt wurde.
- 25) StAWü, Hist. Verein MS f. 582. Akten über die kaiserlich und königliche Durchreise durch das Hochstift Würzburg und über den dabei nötigen Vorspann 1745, o. fol. Zu einem späteren Zeitpunkt werden diese Anweisungen etwas konkreter: Kammerrat Apfelbach sollte in „denen gegenden, wo die land straßen allzu ohnbequemlich zum fahren seynd, und seiths werths der weeg über wiesen oder Brachfeld kann genommen werden, Er solchen für die Königl. Suite mit Einebnung deren gräben und feldfurch über die wiesen und brachfeldern solle ausstecken, hernachmahlen aber wiederum Vergraben lassen“.
- 26) StAWü, MS f. 821., fol. 195.
- 27) Dabei muß es sich um Melchior Friedrich Graf von Schönborn (1711–1754) gehandelt haben. Vgl.: AK KaiserRäume KaiserTräume. Forschungen und Restaurieren in der Bamberger Residenz. München 2007, S. 17.
- 28) StAWü, MS f. 821., fol. 195r.
- 29) Ebd.
- 30) Ebd., fol. 189.
- 31) Ebd., fol. 189–190r. enthält die genaue Auflistung der Reihenfolge der Kutschen und der darin beförderten Personen.
- 32) Ebd., fol. 196. Weiterhin standen auch die „Hern Student“ am Neutor parat.
- 33) Ebd., fol. 191. Die Liste erwähnt u. a. Herrn von Stauffenberg, den Oberjägermeister von Schamberg, den Hofmarschall von Redwitz, den Major von Aufseß, den Hauptmann von Bubenhofen, den Hauptmann von Redwitz sowie zahlreiche Hofdiener, so u. a. einen Hoffourier, einen „silber beschließer mit seinem silber“, „einen zuckerbaecker mit portzellan“, einen

- Saaldieners, einen „Weinspeiser“, „4 Büttner Knechte“ und einen „Kuchen Pfordner“. Diese blieben bis zum 27. September in Würzburg und wurden „bey Hoff logirt und Verpflegt“.
- 34) Ebd., fol. 196–196r.
- 35) Ebd., fol. 191r. Roda: Seinsheim (wie Anm. 15), S. 140, irrt mit den Nordzimmern.
- 36) Ebd., fol. 193r.
- 37) StAWü, Hist. Verein MS f. 821, fol. 193r–194. Dabei ist die Tafel „nach den zwey Ersten Trachden gantz mid Confect bestellet wie auch doppelt gedeckt worden.“
- 38) Ebd., fol. 191v.
- 39) Ebd., fol. 194. Bzgl. der dort üblichen Mengen vgl.: Nottarp, Hermann: Vom fürstbischöflichen Hof zur Rokokozeit, in: Herbiopolis Jubilans. 1200 Jahre Bistum Würzburg. Würzburg 1952, S. 630.
- 40) Alle Angaben: StAWü, MS f. 821., fol. 194r–195.
- 41) Ebd., fol. 197.
- 42) Ebd.
- 43) Ebd., fol. 191v.
- 44) Ebd., fol. 189.
- 45) Ebd., fol. 191v.
- 46) Ebd.
- 47) Ebd., fol. 192.
- 48) Das „Kardinalsquartier“ ist nicht identisch mit den „Kölnischen Zimmern“. Anlässlich des Besuchs der Prinzessin von Lothringen (s. u.) geht hervor, daß es sich um zwei getrennte Bereiche gehandelt haben muß.
- 49) StAWü, MS f. 821., fol. 192v. Nach Sedlmaier: Residenz (wie Anm. 1), S. 115f. waren die 4 nördl. Räume „ordinari“ Gastzimmer (mit 2 Schlafzimmern), die vier ersten Räume „Fortsetzung der Paradezimmer“. Dies ergäbe m.E.: Gräfin von Fuchs in den ersten 4, das Ehepaar Login in den beiden nächsten, Kammerfräulein Kokorsava in den beiden letzten Zimmern. Fürst von Auersperg schlief in den südl. „Ingeheimzimmern“.
- 50) Möglich wäre, daß diese Zimmer unter der Zweiten Bischofswohnung lagen. Auf dem Plan des Mezzaningeschosses, abgebildet bei: Dischinger, Gabriele: Die Würzburger Residenz im ausgehenden 18. Jahrhundert: dargestellt am Beispiel einer zeitgenössischen Planserie. Wiesbaden 1978, S. 37, Abb. 3, gibt es dort einen Raum ohne Fenster. Einen weiteren solchen Raum gibt es auch unter den „Neuen Zimmern“, so daß die Gäste auch dort untergebracht worden sein könnten.
- 51) Dieses Zimmer war im südlichen Mezzanin. Vgl.: Sedlmaier: Residenz (wie Anm. 1), Anm. 290.
- 52) Laut Dischinger: Residenz (wie Anm. 50), S. 25, befand sich neben dem Kirchengewölbe das Zimmer des Hofmusikers. Ob damit das in der Quelle genannte „trompeter zimmer“ gemeint ist, bleibt fraglich. Weiterhin erwähnt Dischinger, daß sich neben dem Zimmer des Hofmusikers die „Wohn- und Schlafzimmer der Edelknaben“ befunden haben. Diese Zimmer, die im 19. Jahrhundert in der Galerie des sog. Toskanaaals aufgingen, lagen ehemals über dem Kavaliersspeisesaal.
- 53) Der Name geht nicht aus der Quelle hervor, wird aber bei Gropp, Ignatius: Wirtzburgische Chronick II, Würzburg 1750, S. 588 u. S. 592 erwähnt. Gemeint ist Anna Charlotte (1714–1773), Äbtissin von Remiremont, Mons, Essen und Thorn.
- 54) StAWü, MS f. 821., fol. 201v.
- 55) Ebd.
- 56) Die genaue Anzahl läßt sich nicht ermitteln, da die Auflistung häufig nur von „deren bedienenden“ oder „deren lageyen“ spricht.
- 57) Die komplette Liste findet sich auf fol. 197–199.
- 58) Ebd.
- 59) Ebd., fol. 202.
- 60) Ebd.
- 61) Ebd., fol. 202v.
- 62) Ebd.
- 63) Ebd., fol. 199.
- 64) Vielleicht war es eines der Zimmer zwischen dem Kavaliersspeisesaal und der Galerie auf der Südseite der Residenz. Die Kammerjungfer der Oberhofmeisterin schlief „gleich darneben“.
- 65) Fürstin von Armberg schlief im heutigen „Vorzimmer“, Marques von Spada im heutigen „Grünlackierten Zimmer“. Das 1. Kammerfräulein war wohl im heutigen „Souperzimmer“, das 2. Kammerfräulein evtl. im heutigen „Schlafzimmer“ untergebracht. Die beiden Kammerjungfern nutzten demnach wahrscheinlich das heutige „Dienerzimmer“, das Fräulein Duchartee das heutige „Teezimmer“. Letzteres wird auf dem Plan bei Dischinger: Residenz (wie Anm. 50), S. 22, „weißes Zimmer“ genannt.
- 66) Diese Zuschreibung ergibt sich aus der Auflistung bei Sedlmaier: Residenz (wie Anm. 1), Anm. 290.

- 67) Ebd.
- 68) Die Abfolge dieses Zuges findet sich unter StAWü, MS f. 821., fol. 203.
- 69) Es ist zu vermuten, daß zu diesem Zwecke nicht das Haupttreppenhaus genutzt worden ist, sondern eines der kleinen.
- 70) StAWü, Hist. Verein MS. f. 821, fol. 204. Als Gäste waren die zwölf Hofdamen, Gräfin Künigell, Gräfin Trautmansdorff, Graf Althan, Graf Schaffgotsch und Graf Trautmansdorff geladen.
- 71) Hier speisten die zwei Kaiserlichen Kammerdiener, der Hofmedicus, der Zeremonienmeister und ein Hofkaplan. Welches Zimmer mit dem „Durchgangszimmer“ gemeint ist, ist nicht verifizierbar.
- 72) An dieser Tafel nahmen die „14 Cammerjungfern von denen Dames“ und „3 Cammer diener von denen Cavalieren“ teil.
- 73) Hier wurde für den Hoffourier, einen „Commissarius“, zwei Tafeldecker, vier Köche und zwei Post Offiziere eingedeckt.
- 74) In der Ritterstube speisten „26 personen als layegen und fraüleins schneider mehr 20 postillion“.
- 75) StAWü, Hist. Verein MS. f. 821, fol. 204v.
- 76) Ebd.
- 77) Ebd., fol. 203v.
- 78) Ebd., fol. 204v.
- 79) Ebd., fol. 205.
- 80) Ebd.
- 81) Ebd. Es folgt eine Auflistung, welche Personen an welcher Tafel bzw. in welcher Stube gespeist hatten, die an dieser Stelle allerdings nicht wiedergegeben werden kann.
- 82) Ebd., fol. 206.
- 83) Ebd., fol. 206v.

Gottfried Hart (1902–1987)
 – ein Christ und Kommunalpolitiker, der
*„lediglich seine Pflicht erfüllte, die ihm vielleicht
 gottgewollt zugefallen war.“*

von

Stephan Diller

1. Herkunft und Ausbildung

Gottfried Hart¹⁾ wurde am 12. Februar 1902 als achttes Kind der Bauerseheleute Kaspar und Sabina Hart, geb. Zänglein, in Garstadt/Landkreis Schweinfurt geboren und wuchs im elterlichen Anwesen auf. Er besuchte ab 1. Mai 1908 für sieben Jahre die Werktagsschule (Volksschule) und für weitere drei Jahre die Volksfortbildungsschule in Garstadt. Im katholischen Glauben seiner Eltern erzogen, feierte er mit ihnen am 31. März 1913 das Fest der ersten heiligen Kommunion.

Da mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges Arbeitskräftemangel herrschte, mußte Gott-

fried Hart schon früh im landwirtschaftlichen Betrieb seiner Eltern mitarbeiten. Im Winter 1917/18 besuchte er den I. Kurs der landwirtschaftlichen Winterschule in Würzburg und den II. Kurs in der Klosterschule St. Ottilien, dem sich bis September 1920 ein landwirtschaftliches Praktikum auf dem Gutshof der Benediktinerabtei Münsterschwarzach anschloß. Da eine seiner Schwestern das elterliche Anwesen in Garstadt übernahm, mußte Gottfried Hart anderweitig für sein Fort- und Auskommen sorgen. Daher trat er im September 1920 in die Dienste der Landwirtschaftlichen Zentralgenossenschaft Regensburg (LZR), Niederlassung Schweinfurt. Seine Tätigkeiten während seiner Ausbildung

lagen im Warengeschäft und in der Buchhaltung des gesamten Lagerhauses. Ab 1922 war er schließlich festangestellter Mitarbeiter.

Am 5. Mai 1925 schloß er die Ehe mit der Bauertochter Maria Barbara Friedrich aus Hergolshausen. Aus der Ehe gingen vier Jungen und ein Mädchen hervor.²⁾

Im Jahr 1925 wechselte er in das Wareninstitut der Zentralgenossenschaft – diese wurde am 1. Januar 1927 von der Genossenschaftlichen Warenzentrale des Bayerischen Bauernvereins e.G.m.b.H. Regensburg (GeWa) übernommen –, wo er bis 1934 blieb: Nach abgeschlossener Ausbildung war Gottfried Hart in diesen Jahren als Lagerhausverwalter in den verschiedensten Sparten in Bergheimfeld, Oberwern, Unterpleichfeld, Stadtlauringen, Lendershausen und Haßfurt tätig, wohin er am 1. Oktober 1930 übersiedelte.

2. Tätigkeiten in der Zeit des Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieges (1933–1945)

Wie Gottfried Hart in seinem als Beilage für sein Spruchkammerverfahren verfaßten Lebenslauf ausführte, mußte er als Folge der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten und der damit einhergehenden Gleichschaltungsmaßnahmen, seine Stelle bei der Zentralgenossenschaft aufgeben: *„Die Vereinheitlichung des landw[irtschaftlichen] Genossenschaftswesens in Bayern 1934 zwang mich nach dem Ausscheiden aus meiner Stellung wegen verschiedener Umstände, hauptsächlich auch wegen politischer Einstellung, anderweitig Existenz zu schaffen.“*

Die GeWa war am 1. Februar 1934 von der Bayerischen Warenvermittlung (BayWa) übernommen worden mit der Konsequenz, daß Gottfried Hart der NSDAP beitreten sollte. Auf Grund seines christlichen Glaubens und seiner Lebenseinstellung lehnte er den Parteibeitritt jedoch ab, weshalb er von seinem neuen Arbeitgeber als politisch unzuverlässiger Mitarbeiter eingestuft und am 30. Mai 1934 entlassen wurde. Seine Dienstwohnung im Lagerhaus (heute: Stadthalle Haßfurt) mußte er unverzüglich räumen, obwohl er damals schon Vater von drei kleinen Kin-

der war. Mit der Entlassung stand er existentiell *„auf der Straße“*. Er wagte daher den Schritt, einen eigenständigen Gewerbebetrieb zu gründen. Dies gelang ihm trotz seiner öffentlich bekannten politischen Haltung und trotz der ihm von Verwaltung und Justiz in den Weg gelegten bürokratischen Hürden innerhalb kürzester Zeit. Nach der gewerberechtlichen Genehmigung durch das Bezirksamt Haßfurt eröffnete er in Zeil am Main einen Landhandel und stellte Johann Dietlein, den späteren Landtagsabgeordneten (1946–1950), als Angestellten ein. Am 15. Juni 1934 erwarb er in der Promenade in Haßfurt eine Scheune mit Garten, die als Keimzelle des von ihm begründeten mittelständischen Betriebes gilt. Gleichzeitig mietete er für sich und seine fünfköpfige Familie eine kleine Wohnung an. Während der Zeit des „Dritten Reiches“ war Gottfried Hart zur politischen, aber nicht zur mitmenschlichen Untätigkeit verurteilt. Zusammen mit dem als Touristen verkleideten damaligen Präfekten des bischöflichen Philosophenheims in Würzburg Pfarrer Valentin Schober³⁾ verteilte er die Hirtenbriefe in den Dekanaten Ebern, Eltmann, Haßfurt und Hofheim:⁴⁾

„Eidesstattliche Erklärung.“

Im Jahre 1937 oder 1938 erhielt ich als damaliger Präfekt des bischöflichen Philosophenheims in Würzburg den Auftrag, an vier Dekanate Hirtenbriefe persönlich zu überbringen. Bei der Post und Bahn und an den Ausfallstraßen waren Polizeikontrollen eingesetzt, um eine Verteilung des Hirtenbriefes zu verhindern. Die Nazibehörden hatten sowohl die Vervielfältigung als auch die Veröffentlichung des Hirtenbriefes verboten. Bis Hassfurt brachte ich in der Eisenbahn vier Pakete Hirtenbriefe. In Hassfurt angekommen bat ich Herrn Hart, mich in seinem Auto nach Hofheim, Ebern und Eltmann zu bringen, um dort durch die Herren Dekane die Hirtenbriefe an die einzelnen Pfarrer austeilten zu lassen. Der Hirtenbrief wurde am drauffolgenden Sonntag auch tatsächlich in der ganzen Diözese verlesen. Durch die selbstlose und opferbereite Mitarbeit des Herrn Hart war es wieder einmal möglich geworden, in den Dekanaten Hofheim, Ebern,

Eltmann, einen den Nazis sehr verhassten Hirtenbrief zur Verlesung zu bringen. So hat Herr Hart mitgeholfen, das Volk in echt antinazistischer Weise aufzuklären. Weiterhin hat er durch obenbeschriebenen Einsatz klar gezeigt, wie er selbst in den Jahren 1937/38 zum Naziregime stand. Eine bessere Illustration seiner tapferen antinazistischen Haltung kann ich mir nicht denken.

Ich selbst war nie Mitglied der Partei und bin auch mit Herrn Hart oder seiner Familie in keiner Weise verwandt. Mein Fragebogen liegt der Militärregierung in Würzburg vor.

Schober P[farre]r.“⁵⁾

Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde Gottfried Hart 1939 zum Militärdienst in die Kraftfahrzeugbeschaffungs-Kommission in Haßfurt einberufen, doch wenige Tage später vom Haßfurter Landrat in das Ernährungsamt, Abteilung B, in Haßfurt als Sachbearbeiter (Gehalt: 60 Mk., später 150 Mk.) überstellt, wo er bis zum Einmarsch der Amerikaner täglich von 8 bis 12 Uhr dienstverpflichtet war. In dieser Funktion war Gottfried Hart zuständig für die Verteilung der Lebensmittelmarken, die Pflege des Markensystems, die Ausfüllung der Bezugsscheine der Bauern und die Überwachung der Kaufleute.

3. Erster Nachkriegsbürgermeister der Stadt Haßfurt (1945–1948)

Die amerikanische Militärregierung ernannte Gottfried Hart auf Vorschlag von Stadtpfarrer Johannes Kötznner am 17. April 1945 zum ersten Nachkriegsbürgermeister der Stadt Haßfurt. In dieser Funktion befaßte sich Gottfried Hart vor allem und mit vollem Engagement mit der Wiederherstellung der am 11. April 1945 zerstörten Mainbrücke, der Unterbringung der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen, der Umwandlung des Kriegslazarets in ein Kreiskrankenhaus der Grundversorgung (Chirurgie, Innere Medizin und Geburtshilfe), der Ernährung und Grundversorgung der Bevölkerung, der Aufrechterhaltung der Wasser- und Stromversorgung und dem wirtschaftlichen Wiederaufbau.

Bei der Unterbringung der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen – in Haßfurt lebten am

2. Juni 1948 bei einer Gesamtbevölkerung von 6.075 Einwohnern 1.154 Flüchtlinge und 729 Evakuierte aus zerbombten Nachbarstädten – gingen Gottfried Hart und seine Familie mit bestem Beispiel voraus: 35 Personen lebten zeitweise in seinem Haus entsprechend dem damals geltenden Wohnraumbewirtschaftungsgesetz, wonach jeder Rechtsanspruch auf drei Quadratmeter Wohnraum hatte.

Aus der Jahresabschlußrede, die Gottfried Hart 1947 vor dem Haßfurter Stadtrat hielt, geht deutlich die ethisch-christliche und patriotische Überzeugung Gottfried Harts für Frieden und eine bessere Zukunft hervor:

„Vom Jahre 1948 erwarten wir aber vor allem den Völkerfrieden. Die Zusammenführung der vielen zerrissenen Familien, die Heimkehr der Kriegsgefangenen, die Beendigung der Entnazifizierung einer großen Zahl von Landsleuten und damit ihre Wiedereingliederung in das Wirtschafts- und Geistesleben unseres Volkes. Möge sich das Jahr 1948 als der Wendepunkt ergeben auf dem Leidensweg des deutschen Volkes! Möge sich nach den vielen Irrfahrten unseres Volkes, nach den vielen Leiden und Sorgen der letzten Jahre wieder eine Besserung und die ersten Anzeichen des Aufstieges zeigen. Daran wollen wir alle mit ganzer Kraft mitwirken und der Welt zeigen, daß wir wohl würdig sind, als demokratisches Volk in den Reihen der Nationen eingegliedert zu werden. Wir wollen unsere ganze Kraft dafür einsetzen und Gott möge seinen Segen geben.“

4. Mitglied der Verfassungsgebenden Versammlung (1946)

Im Februar 1946 delegierte der bayerische Ministerpräsident Dr. Wilhelm Högner Gottfried Hart in das Vorparlament. Am 30. Juni 1946 wurde Hart zum Mitglied der Verfassungsgebenden Versammlung in Bayern gewählt. Er hat mit dazu beigetragen, daß der künftige Freistaat Bayern als erster Staat der späteren Bundesrepublik eine freiheitlich-demokratische Grundordnung erhalten konnte. Am 26. Oktober 1946 zählte Gottfried Hart zu den 136 Männern und Frauen, die sich in der Schlußabstimmung für die neue Verfassung entschieden.⁶⁾

Die ihm von der CSU angetragene Kandidatur zum ersten Bayerischen Landtag, der nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes in gleicher, allgemeiner Volkswahl gewählt wurde, lehnte er ab. Aus einem Brief an einen Freund geht hervor, daß Gottfried Hart sich aus Verantwortungsgefühl für seine Familie, sein mittelständisches Unternehmen und seine Haßfurter Mitbürger gegen eine Kandidatur ausgesprochen hat:

„Die Kandidatur für den Landtag habe ich abgelehnt, weil ich der Auffassung bin, daß wirtschaftliche Tätigkeit für die Allgemeinheit nützlicher ist als politische.“



Abb.: Gottfried Hart.

5. Gründungsmitglied der CSU auf Kreis-, Orts-, Bezirks- und Landesebene (1945/46)

Gottfried Hart war bis zum Verbot der Partei im Jahre 1933 Mitglied der Bayerischen Volkspartei gewesen. Nach dem Zweiten Weltkrieg bereitete er mit der Wiederzulassung politischer Parteien durch die amerikanische Militärregierung im September 1945 die Gründung der CSU auf Orts-, Kreis- und Bezirks- und Landesebene vor.

5.1. Gründung der CSU auf Kreisebene (1945)

Am 20. Oktober 1945 beantragte Gottfried Hart bei der Militärregierung in Haßfurt zu-

sammen mit Georg Eber und Georg Scheuring die Genehmigung zur Gründung der CSU für den Landkreis Haßfurt.⁷⁾ Die Gründung wurde mit gewissen Auflagen erlaubt: Anmeldung und Genehmigung jeder Versammlung, monatlicher Bericht über die Tätigkeit, Kassenstand und Mitgliederzahl. Vorgelegt werden mußte auch eine Liste mit 25 Personen, die für eine Gründung der CSU im Landkreis Haßfurt waren. Die am 4. November 1945 eingereichte Liste trug folgende Namen:

- Gottfried Hart, Haßfurt;
- Wilhelm Wendenburg, Haßfurt;
- Dr. Gerhard Potrykus, Haßfurt;
- Wilhelm Schleicher, Augsfeld;
- Georg Scheuring, Haßfurt;
- Georg Mantel, Knetzgau;
- Baptist Gerber, Unterhohenried;
- Johann Krämer, Hainert;
- Wendelin Endres, Zell;
- Friedrich Brendel, Haßfurt;
- Georg Schwemmlin, Eltmann;
- Richard Werb, Haßfurt;
- Ludwig Kitzinger, Haßfurt
- Jobst von Zanthier, Schmachtenberg;
- Karl Mahr, Haßfurt;
- Georg Eber, Haßfurt;
- Ludwig Brückner, Augsfeld;
- Franz Welz, Haßfurt;
- Gregor Burkart, Wülflingen;
- Peter Fleischmann, Prappach;
- Lorenz Betz, Westheim;
- Franz Schramm, Trossenfurt;
- Johann Kötzner, Dekan, Haßfurt;
- Josef Trapp, Haßfurt;
- Michael Klein, Haßfurt;

Die erste Versammlung und offizielle Parteigründung auf Kreisebene fand am 20. November 1945 im Gasthaus „Zum Hirschen“ in Haßfurt statt:⁸⁾ „Am 20. Nov[ember] 1945 rief Landrat v. Zanthier und B[ür]g[er]m[ei]st[er] Hart eine Versammlung ein. Es waren ca. 150 Personen anwesend. Aus Haßfurt und verschiedenen Gemeinden des Kreises waren Vertreter erschienen. B[ür]g[er]m[ei]st[er] Hart hielt die Begrüßungsansprache und erteilte dann Herrn Landrat Schineller (Schweinfurt) das Wort. Dieser sprach über den Zusammenschluß der beiden Konfessio-

nen zu einer neuen Partei,⁹⁾ der Christlich-Sozialen-Union, in der beide gleichberechtigt an dem großem Ziele [mitwirken sollten]: Aufbau eines neuen Deutschland auf Demokratischer Grundlage. Es wurden 25 politische Fragebogen eingereicht und der Militärregierung übergeben. Es wurde in jedem Ort des Kreises ein Vertrauensmann bestimmt.“¹⁰⁾

Bei einer Sitzung im Gasthaus „Zum Hirschen“ wurden am 10. März 1946 Wilhelm Wendenburg zum 1. Kreisvorsitzenden, Josef Elsen zum 2. Kreisvorsitzenden, Georg Scheuring zum Kassier und Johannes Höfer zum Schriftführer gewählt. Zudem wurden acht Beiräte, die zugleich als Untergruppenleiter fungierten, gewählt:

1. Gruppe: Karl Mahr (Leitung). Ortsgruppen: 1. Haßfurt, 2. Wüflingen, 3. Sailershäuser, 4. Holzhausen, 5. Steinsfeld, 6. Wonfurt, 7. Prappach, 8. Augsfeld, 9. Unterhohenried, 10. Oberhohenried, 11. Sylbach.

2. Gruppe: Georg Schwemmlin (Leitung). Ortsgruppen: 1. Eltmann, 2. Ebelsbach, 3. Schönbach, 4. Schönbrunn, 5. Gleisenau, 6. Stettfeld, 7. Roßstadt, 8. Limbach, 9. Eschenbach, 10. Dippach, 11. Weisbrunn.

3. Gruppe: Heinrich Schleyer (Leitung). Ortsgruppen: Holzhausen, 2. Mechenried, 3. Römershofen, 4. Kleinsteinach, 5. Kleinmünster, 6. Uchenhofen, 7. Humprechtshäuser.

4. Gruppe: Bürgermeister Pickel (Leitung). Ortsgruppen: 1. Prölsdorf, 2. Untersteinbach, 3. Obersteinbach, 4. Karbach, 5. Theinheim, 6. Fürnbach, 7. Falsbrunn, 8. Fabrikschleichach.

5. Gruppe: Herr Nastvogel (Leitung). Ortsgruppen: 1. Trossenfurt, 2. Tretzdorf, 3. Dankenfeld, 4. Kirchaich, 5. Lembach, 6. Oberschleichach, 7. Unterschleichach, 8. Neuschleichach, 9. Fatschenbrunn.

6. Gruppe: Heinrich Hußlein (Leitung). Ortsgruppen: 1. Untertheres, 2. Obertheres, 3. Gädheim, 4. Buch, 5. Greßhausen, 6. Ottendorf.

7. Gruppe: Bürgermeister Lorenz Betz (Leitung). Ortsgruppen. 1. Westheim, 2. Hainert, 3. Knetzgau, 4. Oberschwappach, 5. Unterschwappach, 6. Eschenau.

8. Gruppe: Hans Dietlein (Leitung). Ortsgruppen: 1. Zeil, 2. Sand, 3. Krum, 4. Zell a. Ebersberg, 5. Ziegelanger, 6. Schmachtenberg, 7. Steinbach, 8. Sechstal, 9. Bischofsheim.

Den von ihm mitbegründeten CSU-Kreisverband Haßberge führte Gottfried Hart als Vorsitzender vom 13. Oktober 1946 bis zum Jahre 1965. Sein Nachfolger wurde der Erste Bürgermeister von Knetzgau und Freund von Franz-Josef Strauß, Franz Hofmann, der seit 1958 sein Stellvertreter war. Franz Hofmann übergab den Vorsitz vorübergehend vom 18. Oktober 1968 bis zum 19. Februar 1972 an den Stimmkreisabgeordneten Dr. h.c. Albert Meyer¹¹⁾ und übernahm dann wieder die Verantwortung bis zu seinem Tod im Jahre 1986. Seit 1986 steht Landrat Rudolf Handwerker an der Spitze des Kreisverbandes der CSU.

Dem CSU-Kreisverband Haßfurt gehörten am 14. Oktober 1946 an:¹²⁾

Gemeinde	Mitgliederzahl	Ortsverbandsvorsitzender
Haßfurt	68	Karl Mahr (Schlossermeister)
Eltmann	34	Georg Schwemmlin (Landwirt)
Zeil	41	Hans Dietlein (Landwirt)
Prappach	11	Peter Fleischmann (Bauer)
Westheim	8	Franz Rether (Bauer)
Sand a. Main	14	Franz Oswald (Korbmacher)
Untertheres	33	Franz Husslein (Bauer)
Wonfurt	15	Fritz Firsching (Metzgermeister)
Knetzgau	15	Josef Mantel (Landwirt)
Summe	239	

5.2. Erste Gemeinde- und Kreistagswahl (1946)

Die CSU war nach der ersten Gemeinde- und Kreistagswahl die in Stadt und Landkreis Haßfurt führende politische Kraft. Sie stellte nicht nur den Landrat, sondern auch fast alle Bürgermeister.¹³⁾ Der Erfolg der CSU beruhte hier wie überall im Wesentlichen auf der Zustimmung des Klerus, „*der ihr mit den in den Nöten und Erschütterungen der ‚Trümmerzeit‘ gewachsenen Einfluß der Kirchen ein Echo über das katholische Milieu hinaus gab.*“

Der erste Kreistag im Landkreis Haßfurt wurde am 28. April 1946 gewählt. Um die Sitze bewarben sich Kandidaten folgender Parteien (in Klammern gewonnene Sitze):

- Soziale Union (CSU) (25),
- Sozialdemokratische Partei Deutschland (SPD) (5),
- Kommunistische Partei (KPD) (0),
- Eltmann Stadt- und Landpartei (3).

In der ersten Kreistagssitzung am 5. Juni 1946 gab Gottfried Hart für die CSU-Fraktion folgende Erklärung ab: „*Ich fühle mich ermächtigt, für meine Fraktion zu der heutigen Sitzung des Kreistages im neuen Deutschland nachstehende Erklärung abzugeben:*

Seit 13 Jahren konnte in Deutschland in der Verwaltung nicht die Volksmeinung zum Durchbruch gelangen, sondern das Gewaltregime des Nationalsozialismus herrschte und brachte als Frucht einen verlorenen Krieg und zwar den größten der Weltgeschichte, eine fatale Zerstörung und totale Niederlage, entsprechend der propagandierten totalen Kriegsführung. Durch die unbeeinflusste Volksmeinung sind wir als gewählte Vertreter des Kreises Haßfurt heute zu unserer 1. Sitzung hier versammelt und in unsere Hand ist das Geschick unseres Kreises für die nächsten 2 Jahre gelegt. Wir kommen mit dem ehrlichen Willen zur Aufbauarbeit und setzen in die uns vorgesetzten Behörden das Vertrauen, daß sie uns dabei nach Kräften unterstützen.

Als vordringliche Aufgaben sind zu betrachten:

1. Das Volksschulwesen im Kreise in Ordnung zu bringen. Die bisherigen Zustände bedürfen dringend ungehinderter Neuordnung. Soweit noch wegen Mangel an Lehrkräften ein geordneter Schulbetrieb behindert ist, wollen alle Kräfte dafür eingesetzt werden, daß bei den noch zweifelhaften Personen die Entnazifizierung bald durchgeführt wird. Die Mehrzahl unserer Lehrkräfte bürgt für eine demokratische Erziehung.

2. Die landwirtschaftliche Winterschule bedarf dringend der Eröffnung wenigstens des 1. Kurses im kommenden Winter. Gebäude bzw. Räume sind hierfür vorhanden, wenn wir seitens der Militärregierung die Schulgebäude zur zivilen Nutzung freibekommen.

3. Die Berufsschule zu eröffnen, wenn auch auf anderer Basis, ist dringend notwendig. Auch hier wäre unter den gleichen Voraussetzungen wie im vorgehenden Fall die Raumfrage gelöst.

4. Haßfurt, die Kreisstadt, hat eine Oberschule mit höherer Schülerfrequenz. Der Schulbetrieb ist zur Zeit stark behindert durch die Gebäudefrage. Es wäre also die Regelung der Gebäudefrage in Verbindung mit dem Krankenhaus notwendig.

5. Die Besetzung der Ämter mit fachkundigem und fähigem Personal wäre ungehend zu prüfen und hier auch auf Volksverbundenheit Rücksicht zu nehmen. Der Schlosser soll in die Werkstatt und die Dame aus der Stadt kann nicht für die Behandlung der Schlachtangelegenheiten der Bauern in Frage kommen. Dadurch entstehen unnötige Differenzen, die leicht verhindert werden können. Es ist dem Personal zum Bewußtsein zu bringen, daß das Volk nicht für sie da ist, sondern sie sind für das Volk da. Danach haben sie ihre Handlungen und ihr Benehmen zu richten.

6. In der Flüchtlingsfrage ist entsprechend der Aufnahmefähigkeit und der Gleichstellung mit den übrigen Kreisen abzustoppen. Es stehen Zahlen zur Verfügung, die durchaus diese Forderung rechtfertigen, 45% mehr gegenüber 1939 werden wenige Gemeinden und Städte aufzuweisen haben. In dieser Frage haben wir und die Bevölkerung voll ihre Schuldigkeit getan. Weitere Zuweisungen würden nicht nur der Aufnahmebevölkerung, son-

dern auch den Flüchtlingen nicht dienlich sein.

7. Die Brennstoffversorgung im Kreise gibt zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß. Es ist Aufgabe und Verpflichtung aller in Frage kommender Stellen, hier einzugreifen. Sollte irgendeine Schuld einer Stelle nachgewiesen werden, so wäre diese zur Rechenschaft zu ziehen. Es besteht die Gefahr, daß nicht nur das Heizmaterial für den Winter nicht hinreichend ist, sondern die Flüchtlinge haben selbst nicht das notwendige Brennmaterial zur Bereitung der Mahlzeiten.

8. Der Aufbau der kriegsbeschädigten Anwesen, speziell der landwirtschaftlichen Gebäude, muß vorwärts getrieben werden. Alle nicht unbedingt notwendigen Verbesserungen haben vor diesen fundamentalen Anforderungen zurückzutreten.

9. Die Staatsgewalt ist gerecht und durchgreifend anzuwenden. Es muß der Schutz des Ehrlichen gewährleistet werden. Von der Regierung erwarten wir den Schutz des Bauern und seiner wenigen Reservatsrechte, die er sich noch durch das 3. Reich hindurchgerettet hat. Ich denke dabei an die Selbstversorgergenerationen, ausreichend, wie es der schweren Anforderung an die bäuerliche Arbeitskraft entspricht. An die verbilligten Hausbrausätze, an bevorzugte Versorgung mit Schuhen und Arbeitskleidung. Dringend notwendig ist die hinreichende Zurverfügungstellung an Betriebsmitteln, hauptsächlich auch an Dünger für die intensiven Gemüseanbaubetriebe. Es ist nach unserem Dafürhalten hier nicht alles geschehen, was notwendig wäre. Die Sicherstellung der notwendigen Arbeitskräfte ist zur Zeit dringendstes Gebot. Hier haben die Vermittlungsstellen nicht den gewünschten Erfolg zu verzeichnen.

10. Der Kreis Haßfurt ist dafür, daß für den Kreis auch das EA Abt. A [= Ernährungsamt Abteilung A] sich eingliedert. Entsprechender Antrag wäre dem Landwirtschaftsministerium zuzuleiten.

11. Schärfster Kampf gegen Schwarzhandel und Preiswucher. Die Schwarzhändler haben keinen Platz zur Zeit bei uns. Warum sollen sich auch in unserem Kreise hunderte

von Personen mit diesen unsauberen Geschäften mästen?

12. Die Finanzpolitik muß auf die heutige Zeit eingestellt werden. Die hohen Lasten der Fürsorge und des Flüchtlingswesens dem öffentlichen Haushalt auferlegen, müssen uns immer vor Augen schweben. Durch stetiges Anziehen der Steuerschrauben geht es nicht weiter. Baldige Währungsreform wäre zu begrüßen.

13. Der Überschuß in Holz und landwirtschaftliche Erzeugung geht von uns weg, ohne daß dafür entsprechende Gegenleistung erfolgt. Es ist auch bei den Regierungsstellen dem Umstand Rechnung zu tragen, daß wir ein Kreis ohne die hauptsächlich notwendige Industrie sind und demzufolge auch seitens der Regierungswirtschaftsstellen der notwendigen Unterstützung bedürfen.

14. [Das] Straßenwesen ist in solchem Zustand, daß hieran gearbeitet werden muß. Bevor Unterstützung gezahlt wird, ist die Möglichkeit der Ausschöpfung jeder Arbeitsmöglichkeit zu erwägen.

15. Denunzierung ist durch geeignete Maßnahmen entgegenzuwirken. Gerüchte sind bei der Wurzel zu fassen. Dadurch würde viel Unruhe im Landkreis vermieden.

16. Die Kreiskrankenhausfrage ist einer befriedigenden Regelung zuzuführen. Von der Notwendigkeit sind wir zur Zeit überzeugt.“¹⁴⁾

5.3. Gründung des CSU-Ortsverbandes Haßfurt (1946)

Auf Initiative von Gottfried Hart wurde auch der CSU-Ortsverband Haßfurt begründet. Die Gründungsversammlung fand am 20. Januar 1946 im Gasthaus „Zum Hirschen“ in Haßfurt statt: „Am 20. Jan[uar 19]46 berief B[ür]g[er]m[ei]st[er] Hart Freunde und Gönner der CSU zu einer Besprechung zusammen. Er gab einen Rechenschaftsbericht über seine 9 monatige Tätigkeit als Bürgermeister. Gab dann nochmals die Ziele der CSU bekannt. Darauf wurde der Ortsverband Haßfurt gegründet. Es wurden gewählt: I. Vorsitzender Karl Mahr; II. Vorsitzender Wilhelm Wendenburg; Schriftführer Johannes Höfer; Kassier Georg Scheuring. Es traten der CSU noch 32 Mitglieder bei.“¹⁵⁾

Als Beiräte wurden in dieser Versammlung gewählt: Leonhard Ankenbrand, Josef Elsen, Ottmar Schweinfest, Albin Müller und Michael Mantel.

Als Vorsitzende des CSU-Ortsverbandes Haßfurt, des mitgliederstärksten Verbandes im Landkreis Haßberge, fungierten:¹⁶⁾

1. Karl Mahr (1946–1960),
2. Herbert Cibis (1960–1962),
3. Roman von Grafenstein (1962–1968),
4. Wilhelm Finkernagel (1968–1972),
5. Dr. Hans Leicht (1972–1973),
6. Hans Stierlen (1973–1977),
7. Horst Voll (1977–1999),
8. Wolfgang Hömer (1999–2003),
9. Burkhard Finkernagel (2003–2007),
10. Wolfgang Hömer (seit 2007).

5.4. Gründung der CSU auf Bezirks- und Landesebene (1945/46)

Gottfried Hart wirkte auch bei der Gründung der CSU auf Bezirks- und Landesebene mit. Führende Kräfte in dieser Anfangsphase waren der bedeutende deutsche Politiker Adam Stegerwald (1874–1945)¹⁷⁾ in Würzburg – Adam Stegerwald gründete am 13. Oktober 1945 die CSU in Unterfranken. Zwei Monate später, am 3. Dezember 1945, starb er in Würzburg an einer Grippe¹⁸⁾ – und Josef Müller in München.

Obwohl die Wahlbeteiligung bei der Landtagswahl mit knapp 75% geringer als bei der ersten Kommunalwahl ausgefallen war, konnte auch hier die CSU ihre führende Rolle behaupten:¹⁹⁾ „Die CSU blieb nur in Schweinfurt unter 40%, in Würzburg und Kitzingen unter 50%, in den Städten Aschaffenburg und Bad Kissingen sowie in vier Landkreisen erreichte sie über 50%; in den übrigen 18 [Landkreisen] über 60%, in einem von der Landwirtschaft geprägten Bogen von Karlstadt über Hammelburg, Bad Kissingen, Neustadt a.d. Saale nach Königshofen i.Gr. sogar um 80%, was einen unterfränkischen Durchschnitt von 64,5% ergab. 12 Punkte über dem bayerischen. Spiegelbildlich dazu blieb die SPD mit 23,7% 5 Punkte unter ihm, da sie

zwar in Schweinfurt 45% erreichte und in den Städten Aschaffenburg und Kitzingen sowie im Landkreis Aschaffenburg noch über 30%, in Würzburg und in den Landkreisen Alzenau, Miltenberg, Lohr a. Main, Würzburg, wo Industrie und Handwerk mit einem Drittel oder der Hälfte der Beschäftigten relativ stark waren, meist gut 25%, sonst aber nur etwas über 20%, in acht Kreisen noch weniger. Die KPD kam lediglich in den Stadtkreisen Würzburg, Schweinfurt und Kitzingen auf etwas über 10%, die spät zugelassene FDP nicht zuletzt dank der politisch heimatlos gewordenen protestantischen Rechten in Bad Kissingen und im Landkreis Hofheim i.Ufr. auf 10%, im Landkreis Ebern sogar auf fast 21%, schließlich die WAV [=Wirtschaftliche Aufbau-Vereinigung] in den Städten, wo Protest leichter zu mobilisieren war, auf über 5%.“²⁰⁾

Anlässlich seiner 40-jährigen Mitgliedschaft in der CSU wurden Gottfried Hart vom Vorsitzenden der CSU, Ministerpräsident Dr. Franz Josef Strauß, am 18. Oktober 1985 eine Ehrenurkunde und am 22. November 1985 eine Dankurkunde überreicht.

6. Denunziation und Spruchkammerverfahren (1946–1947)

Obwohl Gottfried Harts kommunalpolitisches Wirken geprägt war von Geradlinigkeit, Redlichkeit und vor allem Sinn und Verständnis für die wirtschaftlichen Zusammenhänge und Notwendigkeiten, dankten ihm einige seiner Mitmenschen in Haßfurt dieses große Engagement nicht. Erstmals am 2. Dezember 1946 kamen Gerichte über eine Anklage wegen nationalsozialistischer Aktivitäten bei der Spruchkammer auf, vier Tage später wurde sein gesamtes Vermögen beschlagnahmt und im Februar 1947 wurde Gottfried Hart aus dem Bürgermeisteramt entlassen. Außerdem lag die Beweispflicht beim Angeklagten, so daß er seine Unschuld belegen mußte: Gottfried Hart war „von einem unwürdigen fälschlich verleumdet worden.“²¹⁾ Aus diesem Grunde wurde ihm von der amerikanischen Militärregierung Haßfurt am 8. März 1947 wegen „neuentdeckter Tatsachen“ die Genehmigung entzogen, ein politisches

Mandat – er war 1. Bürgermeister von Haßfurt und Kreisrat – auszuüben. Diese neu entdeckte Tatsache bestand darin, daß Gottfried Hart als Kreisfachschaftsleiter der Getreide-, Dünger- und Futtermittelverteiler im Reichsnährstand tätig gewesen war. Am 10. März 1947 informierte Bürgermeister Hart den Haßfurter Stadtrat über seine Amtsenthebung als Stadtoberhaupt:

„Hassfurt, den 10. März 1947
An die Herren Stadträte!

Durch Verfügung der Militärregierung vom 8.3.47, mir durch Herrn Landrat v. Zanthier am gleichen Tage abends 5 Uhr eröffnet, bin ich als Bürgermeister der Stadt Hassfurt enthoben. [Die] Genehmigung wurde aus folgendem Grunde entzogen: „neu entdeckte Tatsachen machen die ursprüngliche Genehmigung ungültig. (...)“²²⁾

Schließlich erhob der Zeiler Druckereibesitzer und Kommunist Wilhelm Zauzich²³⁾ als öffentlicher Kläger bei der Spruchkammer Haßfurt am 10. September 1947 Klage gegen Gottfried Hart, den er auf Grund des Gesetzes zur Befreiung vom Nationalsozialismus und Militarismus vom 5. März 1946 in die Gruppe 3 der Minderbelasteten einreichte. Die in der Klageschrift angeführte Begründung lautete: „Wegen seiner Tätigkeit als Kreisfachschaftsleiter für Getreide-, Futter- und Düngemittelkaufleute ist Hart Gottfried praesumptiv [= vermutlich] Belasteter [= Klasse II] nach Anl. z. Gesetz, Teil A Buchstabe D/III/8. Die eingeholten Ermittlungen und Auskünfte ergaben jedoch, daß Hart nie Mitglied der NSDAP war und dies Amt nur wegen seiner beruflichen Fähigkeit erhielt. Lt. Rundschreiben des Generalklägers vom 8.1.47 ist darum Hart Gottfried durch den [Öffentlichen] Kläger in Gruppe III als Minderbelasteter anzuklagen. Der Betroffene hat nach Art. 34/II die Pflicht, selbst den Nachweis zu liefern, daß das Gesetz auf ihn keine Anwendung findet, wie der Betroffene es in Frage 13 des Meldebogens für sich beansprucht.“²⁴⁾

Gottfried Hart wurde von der Haßfurter Spruchkammer unter dem Vorsitz von Heinrich Schulz (CSU)²⁵⁾ – Beisitzer waren Josef Wickenheisser und Albin Müller – am 26. September 1947 „als überhaupt nicht bela-

stet“ freigesprochen und auf Betreiben des amerikanischen Militärkommandanten vom Haßfurter Stadtrat am 7. Oktober 1947 wieder als Bürgermeister eingesetzt. Als Begründung für ihr Urteil führten die Spruchkammervertreter an: „Der Betroffene gehörte weder der Partei noch einer ihrer Gliederungen an. Er war Mitglied der DAF, NSV, NSRKB, DRK, RLB, jeweils ohne Amt und Rang. Er wurde 1937 Kreisfachschaftsleiter der Getreide-, Dünger- und Futtermittelkaufleute. (...) Der Betroffene hat dem Nationalsozialismus keine Dienste geleistet, noch hat er auch nur mit ihm sympathisiert. Bezeichnend ist das Gutachten des Kreisleiters Kart [= Karl] vom 15.6.1937 an das Gaupersonalamt der NSDAP Würzburg. Dort wird Hart als politisch vollständig unzuverlässig (schwarz) bezeichnet (Anl. 15). Noch am 10. Juli 1947 bestätigt Karl in einer Vernehmung (Anl. 5), daß er in Hart den politischen Gegner und Anhänger der bayerischen Volkspartei sah.

Hart ist als Gegner des Nationalsozialismus überall bekannt (Arbeitsblatt). Einen solchen Mann zu Naziaktivisten rechnen zu wollen, wäre ein schreiendes Unrecht und würde unhaltbare Zustände schaffen. Die Frage der Nutznießerschaft ist vom öffentlichen Kläger in langdauernden Ermittlungen gründlich geprüft worden. Sie haben nicht den geringsten Beweis in der Richtung ergeben, daß der Betr[effende] die Umsatzsteigerung seines Geschäftes einem Paktieren mit den nazistischen Machthabern zu verdanken hätte. Der geschäftliche Aufschwung ist ausschließlich auf die geschäftliche Tüchtigkeit Harts zurückzuführen. Der Betr[effende] ist daher überhaupt nicht belastet. Das Verfahren wird eingestellt.

Gez. Schulz, Wickenheisser und Müller.“

Obwohl sich also die Anklage in Luft auflöste und man Gottfried Hart im September 1947 von allen erhobenen Vorwürfen freisprach, wurde er bei den Neuwahlen im Jahr 1948 nicht mehr in das Bürgermeisteramt gewählt: Auf Gottfried Hart entfielen bei der Wahl am 25. April 1948 genau 1.077 Stimmen, auf seinen Gegenkandidaten Hans Brochloß 838 Stimmen. Da kein Bewerber

die absolute Mehrheit auf sich vereinen konnte, kam es am 9. Mai 1948 zu einer Stichwahl, bei der von 2.805 abgegeben gültigen Stimmen 1.114 auf Hart und 1.691 auf Brochloß entfielen.²⁶⁾

7. Kommunalpolitisches Wirken (1945–1976)

Gottfried Hart war von Mai 1945 bis Mai 1972 Mitglied des Haßfurter Stadtrates (Fraktionsvorsitzender der CSU im Stadtrat von Mai 1948 bis April 1966) und Mitglied des Kreistages von Mai 1946 bis 30. Juni 1972 (Fraktionsvorsitzender der CSU im Kreistag von Mai 1946 bis 30. April 1966). Als Stellvertreter des Landrates fungierte er von September 1952 bis zum 30. Juni 1972 und war somit am Auf- und Ausbau des Landkreises Haßfurt in einer ehrenamtlichen Schlüssel-funktion maßgeblich beteiligt.²⁷⁾ Seine Person und Arbeit fanden in den Kommunalwahlen 1948, 1952, 1956, 1960 und 1966 eine deutliche Bestätigung: In allen Wahlen konnte er jeweils die höchste Stimmenzahl auf sich vereinigen.

Hart, der sich auch im sog. „vorpolitischen Raum“ engagierte, war von 1946 bis 1950 Aufsichtsratsvorsitzender der Baugenossenschaft Haßfurt e.G., seit 1. April 1937 aktives Mitglied beim Werkvolk, der heutigen KAB,²⁸⁾ vom 13. April 1951 bis 12. April 1969 Handelsrichter beim Landgericht Bamberg²⁹⁾ und von März 1953 bis Dezember 1976 Kirchenverwaltungsmittglied der katholischen Pfarrgemeinde Haßfurt. Der langjährige Haßfurter CSU-Stadtrat und Fraktionsvorsitzende Hubertus Widera beschrieb Gottfried Hart als überzeugten und praktizierenden Christen, der geradlinig und konsequent in Wort und Tat gewesen sei: „Er meldete sich im Stadtrat nur dann zu Wort, wenn er meinte, daß sein Beitrag zum Tagesordnungspunkt hilfreich für eine verantwortbare Entscheidung war.“

8. Ehrungen und Auszeichnungen

Für seine Verdienste und sein gesamtpolitisches Engagement beim Aufbau des Freistaat-

tes Bayern sowie der kommunalen Selbstverwaltung in Stadt und Landkreis Haßfurt wurde Gottfried Hart mehrfach ausgezeichnet: Am 12. Februar 1962 wurde ihm vom Bundespräsidenten das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen. Es folgten am 29. Januar 1968 die Medaille für besondere Verdienste um die kommunale Selbstverwaltung in Silber und am 10. September 1971 die Bayerische Staatsmedaille in Silber. 1982 wurde er als erster Bürger des Landkreises Haßberge mit der Landtagsmedaille in Silber und am 1. Dezember 1986 mit der Bayerischen Verfassungsmedaille in Silber ausgezeichnet.³⁰⁾

Die Katholische Arbeiterbewegung zeichnete Hart am 12. Juni 1976 mit der Ehrennadel in Gold aus und ernannte ihn anlässlich seines 85. Geburtstags im Februar 1987 zu ihrem ersten Ehrenmitglied.³¹⁾ Der Deutsche Imkerbund e.V. verlieh ihm für seine hervorragenden Verdienste um die Bienenzucht am 6. April 1967 die Ehrennadel in Gold, ebenso der bayerische Landesverband für Gartenbau und Landespflege e.V. am 27. März 1982 und der Verband der Bayerischen Rassegeflügelzüchter am 26. November 1983.

Nach einstimmigem Beschluß des Stadtrates Haßfurt wurde Gottfried Hart am 2. Februar 1982 mit der Ehrenbürgerwürde der Stadt Haßfurt ausgezeichnet. Der entsprechende Festakt fand auf Einladung von Bürgermeister Rudolf Handwerker am Donnerstag, 11. Februar 1982, um 19.30 Uhr im Ratsaal der Stadt Haßfurt statt.³²⁾

9. Würdigung und Tod (1987)

Gottfried Hart, der in all den schwierigen Jahren nach Selbstaussage „lediglich seine Pflicht erfüllte, die ihm vielleicht gottgewollt zugefallen war,“³³⁾ blieb bis zu seinem Tod ein stets bescheidener Mensch voller Vertrauen auf Gott. Er war eine charakterstarke Persönlichkeit, dem als Mensch, Unternehmer und Kommunalpolitiker eine Vorbildfunktion zukam. Er hat „fast drei Jahrzehnte lang in den schweren und schwierigen Jahren des Wiederaufbaus an einer zukunftsorientierten Entwicklung der Kreisstadt Haßfurt

und des vormaligen Landkreises Haßfurt in zentraler Verantwortung mitgewirkt. Was er mit den übrigen Verfassungsvätern zugunsten der kommunalen Selbstverwaltung in die neue Verfassung schrieb, das mußte er vor Ort mit Leben erfüllen und in die Tat umsetzen. Gerade ein Mann wie Gottfried Hart zeigt uns, der nachfolgenden Generation, die heute die Verantwortung in Händen hält, wie man Selbstverwaltung praktizieren und pflegen kann.“³⁴)

Gottfried Hart verstarb kurz nach Vollendung seines 85. Lebensjahres am 5. April 1987 in Haßfurt und wurde am 8. April unter großer Anteilnahme auf dem Neuen Friedhof in Haßfurt beigesetzt.

Anmerkungen:

- 1) Dem Beitrag liegen, soweit nicht anders vermerkt, zugrunde: Diller, Stephan: Die Geschichte der Stadt Haßfurt 1871–2007 (= Schriftenreihe des Historischen Vereins Landkreis Haßberge e.V., hrsg. v. Stephan Diller, Bd. 6). 2 Teilbände. Haßfurt 2008, S. 258ff.; Privatarchiv Familie Hart [künftig: PrivA Hart]: Nachlaß (NL) Gottfried Hart u. Stadt Haßfurt, Registratur 023: Ehrenbürger, Akte Gottfried Hart.
- 2) Oswald (1927), Winfried (1929), Raimund Karl (1931), Magda (1935) und Theo (1937).
- 3) Der Geistliche Valentin Schober wurde am 19. August 1904 in Steinbach bei Zeil/Main geboren. Seine weiteren Lebensdaten sind: 24. Dezember 1926 Tonsur; 15./19. März 1928 Minores; 16. März 1929 Subdiakon; 17. März 1929 Diakon; 16. März 1930 Priesterweihe; 1. April 1930 Kaplan in Schweinfurt St. Josef; 16. April 1931 Kaplan in Würzburg Neumünster; 1. April 1936 Präfekt am Philosophenheim Würzburg; 1. Mai 1938 Religionslehrer an der Städtischen Handelsschule Würzburg; Gefängnisgeistlicher im Dritten Reich; 7. Juli 1945 Pfarrer von St. Adalbero in Würzburg. Valentin Schober war seit 1. Oktober 1972 Pfarrer im Ruhestand. Er starb am 9. September 1973; Diözesanarchiv Würzburg, Klerikerdatenbank, s. v. Schober, Valentin (Schott-Kartei; Personalschematismus der Diözese Würzburg; Barth, Josef: Dorf- und Kirchengeschichte von Steinbach im Landkreis Haßberge. [ca. 1967], S. 49). Für die Zusendung der biographischen Angaben am 11. August 2008 bin ich Herrn Archivoberrat i.K. Dr. Norbert Kandler zu Dank verbunden.
- 4) PrivA Hart: NL Gottfried Hart, Kopie eines Schreibens von Gottfried Hart an Dr. Alfred Loritz, Minister für Sonderaufgaben, in München vom 3. Februar 1947. Alfred Loritz (1902–1979) war Gründungsmitglied der Partei WAV und Bayerischer Minister für Entnazifizierung 1946 bis zur seiner Entlassung im Juni 1947; http://209.85.135.104/search?q=cache:nydcM2u610YJ:www.ifz-muenchen.de/archiv/ed_0194.pdf+Minister+Dr.+Loritz&hl=de&ct=clnk&cd=2&gl=de [Zugriff: 31. Juli 2008, 17.45 Uhr].
- 5) PrivA Hart: NL Gottfried Hart, Eidesstattliche Erklärung Pfarrer Schobers zum Spruchkammerverfahren Gottfried Harts vom 1. März 1947.
- 6) Schreiben von Landrat Walter Keller, Landkreis Haßberge, an Dr. Franz Heubl, Präsident des Bayerischen Landtages, vom 26. Januar 1987; für die freundliche Überlassung einer Kopie dieses Schreibens danke ich Landrat a.D. Dr. Walter Keller.
- 7) PrivA Hart: NL Gottfried Hart, Schreiben an die Militärregierung in Haßfurt vom 20. Oktober 1945.
- 8) PrivA Hart: NL Gottfried Hart, Interview vom 12. August 1986.
- 9) Das Vortragsthema lautete „Ziele einer neuen Politik im Blickfeld des Christentums“.
- 10) PrivA Hart: NL Gottfried Hart, Von Gottfried Hart verfaßter Sitzungsberichte des Kreisverbandes der Christlich-Sozialen-Union Haßfurt, Gründungstag, 20. November 1945 (1945–1946).
- 11) Dr. h.c. Albert Meyer aus Haßfurt gehörte von 1966 bis 1998 dem Bayerischen Landtag an und war von 1974 bis 1993 Staatssekretär im Finanzministerium.
- 12) PrivA Hart: NL Gottfried Hart, Schreiben des Kreisvorsitzenden Gottfried Hart an das Bezirkssekretariat der CSU in Würzburg vom 14. Oktober 1946.
- 13) Staatsarchiv Würzburg [künftig: StAWü], Militärregierung – Office of Military Government for Bavaria (OMGBY): Nr. 10/82-3/3, Detachment Hassfurt A 336: Annual Report 1945/46 vom 28. Juni 1946, S. 2.

- 14) PrivA Hart: NL Gottfried Hart, Erklärung der CSU-Fraktion im Kreistag vom 5. Juni 1946.
- 15) PrivA Hart: NL Gottfried Hart, Von Gottfried Hart verfaßter Sitzungsbericht des Kreisverbandes der Christlich-Sozialen-Union Haßfurt, Gründungstag, 20. November 1945 (1945–1946).
- 16) Haßfurter Tagblatt vom 2. Dezember 2006 u. Bote vom Haßgau vom 10. Januar 2008.
- 17) Altenhöfer, Ludwig: Stegerwald. Ein Leben für den kleinen Mann. Die Adam-Stegerwald-Story. Bad Kissingen 1965; Stegerwald, Adam: Von deutscher Zukunft. Würzburg 1946 u. d. s.: Wo stehen wir? Würzburg 1946.
- 18) Altenhöfer: Stegerwald, S. 115–124.
- 19) Blessing, Werner K.: Unterfranken als Teil des Freistaats Bayern seit 1945, in: Unterfränkische Geschichte, Bd. 5.1: Von der Eingliederung in das Königreich Bayern bis zum beginnenden 21. Jahrhundert, hrsg. v. Peter Kolb und Ernst-Günter Krenig. Würzburg 2002, S. 467–519, hier S. 482.
- 20) Blessing: Unterfranken als Teil des Freistaats Bayern seit 1945, S. 484.
- 21) Stadtarchiv Haßfurt [künftig: StadtA Haßfurt], NL Josef Kehl 1945–1949: Einfache Fortführung der Chronik von Haßfurt, vom 1. Februar 1956, hier Jg. 1946, S. 47f.
- 22) PrivA Hart: NL Gottfried Hart: „Konflikte mit der Militärregierung“, hier Kopie eines Schreibens von Gottfried Hart an die Herren Stadträte von Haßfurt v. 10. März 1947.
- 23) 1933 war der Kommunist Zauzich in das KZ Dachau eingeliefert worden. 1940 wurde der damals 39jährige Zauzich in die Wehrmacht eingezogen. Er überlebte den Krieg und wurde am 27. Juli 1945 aus russischer Gefangenschaft entlassen. Die Russen nahmen dem einst verfolgten Kommunisten seine antifaschistische Einstellung ab. Zauzich gehörte zu den ersten Zeilern, die aus russischer Gefangenschaft zurückkehrten; freundliche Mitteilung von Herrn Ludwig Leisentritt (Zeil).
- 24) PrivA Hart: NL Gottfried Hart: „Konflikte mit der Militärregierung“, hier beglaubigte Abschrift der Klageschrift des öffentlichen Klägers der Spruchkammer Haßfurt, W. Zauzich, vom 10. September 1947 (Aktenzeichen: H 46/572).
- 25) Heinrich Schulz fungierte vom 14. April 1947 bis 1. Juni 1948 als Geschäftsführender Vorsitzender der Spruchkammer Haßfurt; StAWü, Reg. v. Unterfranken, Nr. 23498: Personalakt Heinrich Schulz, Landrat für den Altlandkreis Haßfurt 1948–1952, hier: Personalbogen des Bayerischen Staatsministeriums des Innern v. 28. August 1948.
- 26) StadtA Haßfurt, HAS, Akten, vorläufige Signatur 024/1–21.
- 27) Freundliche Mitteilung von Landrat a.D. Dr. Walter Keller vom 24. Januar 2005.
- 28) Haßfurter Tagblatt vom 25. Februar 1987.
- 29) PrivA Hart: NL Gottfried Hart, Ernennungsurkunde von Staatsminister Dr. Josef Müller vom 12. April 1951 u. Schreiben v. Staatsminister Dr. Philipp Held vom 6. Februar 1969.
- 30) PrivA Hart: Gottfried Hart, Urkunden und Medaillensammlung. Landrat Walter Keller hatte vorgeschlagen, Gottfried Hart mit der Bayerischen Verfassungsmedaille in Gold zu ehren, vor allem im Hinblick auf dessen politische Haltung im Dritten Reich und seiner Mitwirkung beim Aufbau der Kommunal- und Staatsverfassung in schwieriger Zeit.
- 31) Haßfurter Tagblatt vom 25. Februar 1987.
- 32) Haßfurter Tagblatt vom 13. Februar 1982.
- 33) Schweinfurter Volkszeitung vom 16. Februar 1987.
- 34) Schreiben von Landrat Walter Keller, Landkreis Haßberge, an Dr. Franz Heubl, Präsident des Bayerischen Landtages, vom 26. Januar 1987; für die freundliche Überlassung einer Kopie dieses Schreibens danke ich Landrat a.D. Dr. Walter Keller (Königsberg i. Bayern).

Vor 250 Jahren in Ippesheim geboren: Johann Ferdinand Schlez (1759–1839)

Ein kleiner Beitrag zur kirchlichen Aufklärung in Franken

von

Helmut Schatz

Aufklärung

Immanuel Kant (1724–1804) definierte Aufklärung in der Berliner Monatschrift 1784 folgendermaßen: „*Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines andern zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt.*“ Von Rudolf Zacharias Becker stammt der Hymnus auf die Aufklärung von 1788:

*„Herr Gott! Dich loben wir,
Herr Gott! Wir danken dir.
Verschwunden ist das Reich der Nacht!
Der Tag erscheint in aller Pracht.
Der Menschheit Fesseln fallen ab,
der Aberglaube stürzt ins Grab.
Nun wird es besser in der Welt,
Vernunft und Wissenschaft erhält
Den Sieg, vertreibt des Irrtums Nacht,
zerstört der Bosheit stolze Macht.
Mit Mund und Herzen danken wir,
o Gott, für diese Gnade hier.“*

Bildlich hat Daniel Chodowiecki (1726–1801) seine Vorstellung von Aufklärung ausgedrückt. In seiner Illustration erleuchtet die Sonne der Vernunft die Welt. In Mozarts „Zauberflöte“ erscheint die „Königin der Nacht“. Symbolisch könnte damit die katholische Kirche als Hort der Reaktion gemeint gewesen sein. Die Gegenposition vertrat wohl Matthias Claudius (1740–1815), als er „*Der Mond ist aufgegangen*“ als Anti–Aufklärungslied dichtete.

Johann Ferdinand Schlez schrieb in seiner Selbstbiographie: „*alles was Vernunft und Aufklärung hieß, schrieb ich auf meine Fahnen...*“

Eltern

Johann Ferdinand Schlez wurde am 27. Juni 1759 in Ippesheim (jetzt: Kreis Neustadt a. d. Aisch – Bad Windsheim) geboren. Sein Vater war der Pfarrer Johann Conrad Schlez, der 1713 in Geckenheim geboren wurde und 1788 in Ippesheim starb. Dieser heiratete 1758 in dritter Ehe Johanna Sophia Supf. Sie wurde 1725 geboren und ist 1796 in Euerbach bei Schweinfurt gestorben. Johanna Sophia Supf war die Tochter des Pfarrers Johann Friedrich Supf in Windsbach (1689–1764).

In der Ippesheimer Heiligkreuz Kirche setzten die Geschwister Schlez ihren Eltern ein Denkmal. Das Epitaph befindet sich an der südlichen Wand unter der Empore. Es handelt sich um ein Denkmal ganz im Sinne der Aufklärung, denn es fehlt jede christliche Symbolik. Vielmehr entspricht alles der alt-römischen Antike, so wie es Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781) forderte. Eine trauernde Frauengestalt, die, wie eine Priesterin der Vesta, der Göttin des römischen Herd- und Staatsfeuers, gekleidet ist, bekrönt das Grabmal. Diese im Trauergestus gezeigte Vestalin umfaßt den Deckel einer goldfarbenen Graburne, die sie mit einem Lorbeerkranz zum Zeichen des ehrenden Andenkens zierte. Die Graburne selbst erhebt sich auf einem weißen Sockel.

Hinter der Grabinschrift auf dem Piedestal der Urne rankt Efeu als Zeichen der Unsterblichkeit empor. Den Hintergrund bildet eine graublauem Marmorplatte. Die vergoldete Inschrift ist auf einer schwarzen Platte angebracht, die auf eben jenem Sockel montiert ist. Sie lautet: „*Joh. Conr. Schlez Pfr. zu Ippesheim † daselbst am 20. Nov. 1788 alt 75 Jahre und Joh. Soph. Schlezin geb. Supffin † Euerbach am 3.9.1796 alt 71 Jahre*“.

Darunter befindet sich unter einer profilierten und mit vergoldetem Eierstab-Ornament verzierten Plinthe auf einem rechteckigen Sockel eine weitere Inschrift, ebenfalls auf schwarzer Tafel in goldenen Buchstaben: „*Euch versagt das Geschick in einem Grabe zu schlummern. Nur im Denkmahl vereint Euch unser Kindlicher Dank. Seyd Ihr uns nahe, so hört: wir schwören Euch heilige Schatten, Unsern Kindern zu sein, was Ihr, Verklärte, uns wart. Ferdinand Schlez, Friederike Geyersbach, Lotte Muck geb. Schlezinnen.*“

Ganz unten wird das Denkmal von einer Marmorplatte abgeschlossen, auf der drei Rosetten sitzen, deren linke und rechte größer als die mittlere sind. Um die Rosetten ist ein Trauertuch geschlungen. Die ersten beiden Ehefrauen Maria Magdalena Leubin († 7.4. 1753) und Maria Euphrosine Löblein († 17.2. 1758) wurden auf dem Ippesheimer Friedhof begraben. Die Patronatsherren der Ippesheimer Kirche waren die Freiherren von Hutten auf Schloß Frankenberg. Der Senior der Hutten'schen Geistlichen war Johann Conrad Schlez.

Als 1783 mit Johann Philipp Friedrich von Hutten der letzte Freiherr dieser Linie starb, wurde er in der Marienkirche im benachbarten Reusch beigesetzt. Dessen Epitaph wurde auch ganz im Stil der Aufklärung ausgeführt. Eine portalähnliche Umrahmung aus schwarzem Marmor wird von einer Alabasterurne mit Trauertuch bekrönt. Darüber befindet sich ein Porträt des Verstorbenen im Profil, eine marmorne Ehrengirlande und eine große Inschrifttafel, ebenfalls aus Alabaster: „*Gewidmet von des seeligen Gemahlin*“ sowie ein nach unten gekehrtes Wappen, weil dieser Zweig der Familie ausstarb.

Schule und Studium

Johann Ferdinand Schlez hat eine Autobiographie über die ersten 35 Jahre seines Lebens verfaßt, die in Johann Philipp Mosers „*Deutschlands jetzt lebende Volksschriftsteller in Bildnissen und Biographien*“ 1795 in Nürnberg veröffentlicht wurde. Darin schrieb er: „*Als Erstling meiner lieben Mutter war*

ich ihr am 27. Juni 1759 wahrscheinlich willkommener als dem Vater, der schon vier Kinder aus einer früheren Ehe bei geringer Bezahlung zu erziehen hatte. Daß auch im väterlichen Hause von ‚meinen‘ und ‚Deinen‘ Kindern die Rede war, läßt sich um so mehr erwarten, da mir noch zwei Schwestern folgten.

Durch große Lebendigkeit des Geistes gab ich in der ersten Kindheit schöne Hoffnungen, die ich aber durch gleich große Zerstretheit bald wieder zu Boden schlug. Meines Vaters Hitze war auch das rechte Mittel nicht, meinen Kopf zur Sammlung zu bringen. Kurz, im Lernen machte ich nur schwache Fortschritte, desto emsiger und anstelliger bewies ich mich zu Handfertigkeiten. Ein Maurer des Dorfes, der mich mit Farben versah, und den ich für einen zweiten Apelles hielt, ein Töpfer, in dessen Werkstatt ich mein Atelier als Plastiker aufschlug und ein Schmied, der auch am Drehstuhl pfuschte, waren mir lieber als mein Vater mit seinen Grammatikalien. Ein Marionettenspieler aber, der ins Dorf kam, überbot endlich alle. Von nun schnitzte und montierte ich in den Freistunden Marionetten und während der Lehrstunden raffinierte ich auf Theaterstreiche, die ich in einem dreischläfrigen Himmelbettgestelle meiner Kameradschaft zum besten gab, bis mein Vater, meiner immer steigenden Zerstretheit müde, Meister Peters Puppen in die Pfanne hieb.“

Schlez kam auf die Schule nach Windsheim: „*Doch beklage ich noch heute die kostbare Zeit, die mir durch das Leib und Geist erschöpfende Gassensingen verloren ging.*“ „*An Leib und Seele verkrüppelt, kam ich also 1777 zu dem würdigen Freunde meiner Aeltern, dem Pfarrer Barchewitz (1739–1804) in Herrenbergtheim. Herausgegriffen aus dem Wirbel der mich verschlungen hatte, in der dörflichen Einsamkeit, unter den Augen eines jungen Mannes, der mich mit mehr als väterlicher Liebe behandelte, der unermüdet an mir arbeitete, sich zu meinen wenigen Kenntnissen herabließ, meinen Ehrgeiz anspornte und meinen Verstand zugleich mit dem Gedächtnis beschäftigte, wurde mir nun das Studiren auf einmal zur süßesten Pflicht. Ein kleines Lob, das er mir beylegte, war mein höchster Lohn, und eine trübe Miene des bra-*



sich zu seinem Unterricht, wie folgt: „Ich hospitierte und hörte zum ersten Male, daß der Vernunft auch in Glaubenssachen Sitz und Stimme gebühre...“

Im Pfarramt

Der Vater, immerhin schon 68 Jahre alt, brauchte dringend Unterstützung. „Noch vor meiner Ordination“, die nicht weiter erwähnt wird, war Schlez ab 1780 wieder in Ippenheim. „Meine ersten Predigtversuche waren voll schönen Klingklangs, und unbegreiflich schien es mir, wie meine Bauern so ganz gefühllos bey so schönen Bildern und Floskeln seyn konnten; (...) und ehe ein Jahr verging, war ich als der gefährlichste Neuerer verrufen. So war die Lage der Dinge, als mein Vater 1782 bey dem [dann 1783 verstorbenen] Freyherrn von Hutten um meine Adjunktur nachsuchte. Dessen [Schwester und] Erbin, Freifrau Voit von Salzburg, war nun die Obrigkeit und setzte mich 1783 als Pfarrer ein.“

Aber manche Gemeindeglieder nahmen es übel, daß ihnen ein Pfarrer vorgesetzt wurde, den sie schon als ABC-Schützen gekannt hatten und vor allem, daß er allerlei Reformen vornahm. Darüber Schlez selbst: „So schrieb und gebrauchte ich z.B. gleich nach meinen Amtsantritte neue liturgische Formeln die ich später auch drucken ließ.“

Bekannt wurde Schlez durch seine „Landwirthschaftspredigten“, die 1788 in Nürnberg gedruckt wurden. Ein „zweyter Teil“ folgte 1794 in Heilbronn am Neckar. Seine „Beyträge zu einer gründlichen Verbesserung der protestantischen Liturgie“, eine Agende, erschienen 1796. Ein Beispiel aus dieser Agende. Die Trauung wird beschlossen mit:

„Und trennst du sie, so löse
Das Band ein sanfter Tod
und dem Verlassnen flöße
Troost in das Herz, o Gott
Bis sie in jenen Höhen
Zum ewigen Verein
Sich fröhlich wiedersehen
Und ihrer Tugend freun. Amen“

Mit Erlaubnis der Gutsherrschaft führte er das neue Anspachische Gesangbuch von 1781

Abb. 1: „Johann Ferdinand Schlez geb. 1759“
aus: Johann Philipp Moser:
Deutschlands jetzt lebende Volksschriftsteller in
Bildnissen und Biographien. Nürnberg 1795.

ven Mannes, die empfindlichste Strafe. Ihm verdanke ich's, und so lange ich lebe, wird mir sein Andenken heilig sein.“

Barchewitz studierte 1757 in Jena. Nach seinem Tod wurde zum Entsetzen seiner Gemeinde und zum Anstoß seiner Herren Amtsbrüder bekannt, daß er ein Freimaurer gewesen war, wie Schlez später schreibt. Natürlich wird hier schon der Einfluß der Aufklärung greifbar.

Bevor Schlez nun das Studium in Jena 1778 aufnahm, hielt er noch eine Probepredigt auf der Kanzel des Vaters: „ob ich einst in stande sein würde, nicht nur Töpfen, sondern auch Köpfen zu predigen.“ Der Versuch gelingt zur Zufriedenheit der Gemeinde und des Vaters.

In Jena hörte er Dogmatik bei Ernst Jakob Danovius (1741–1782), „der Unglückliche, welcher 1782 sein Leben in der Saale selbst endete...“ Exegese studierte er bei Johann Gottfried Eichhorn (1752–1827) und Geschichte bei Johann Jakob Griesbach (1745–1812) u.a. Man vergleiche die Lebensdaten: Danovius war 1778 37 Jahre, Eichhorn 26 und Griesbach 33 Jahre alt. Schlez äußerte

ein. Herausgegeben von Johann Zacharias Leonhard Junkheim (1729–1790), enthielt es Lieder mit Gedanken der Aufklärung.¹⁾ Die Privatbeichte verwandelte er in eine öffentliche Beichte und legte sogar zum Verdruß benachbarter Amtsbrüder, die sich „überhaupt mehr um mich bekümmerten, als mir lieb war“, das in der Folge nach der Übergabe der Provinzen Ansbach und Bayreuth an Preußen 1792 verbotene Chorhemd ab. Ebenso schaffte er auch die „Vorhaltetücher“, die beim hl. Abendmahl den Kommunikanten vorgehalten wurden, ab.

Heirat

Am 22. Mai 1793 heiratete Johann Ferdinand Schlez in Euerbach bei Schweinfurt. Der Eintrag im Kirchenbuch lautet: „*Demoiselle Johanne Kunigunde Bauer [1774–1837] Tochter des Gräfl. Castellschen Hofprediger [seit 1781] zu Castell Herrn Consistorialraths Johann Bauer [1724–1806] und seiner verewigten ersten Gattin Frau Ursula Barbara geb. Pfreimter [aus Erlangen] zweyte Tochter.*“

Nach dem Tode ihres Mannes Johann Conrad Schlez (1788) lebte die Witwe bei ihren Kindern. Die erste Tochter Friederike Dorothea (1764–1838) war in Euerbach mit Georg Michael Adam Geyersbach (gest. 1813), dem Hofkammerrat des Freiherrn von Münster, verheiratet. Die Mutter starb 1796 und wurde in Euerbach bestattet (siehe die oben erwähnte Inschrift am Schlez Epitaph in Ippesheim). Die zweite Tochter Charlotte Justina (geb. 1766 in Ippesheim, gest. 1839) war seit 1788 mit dem Euerbacher Pfarrer Friedrich Albrecht Muck verheiratet. 1800 wurde Friedrich Albert Muck (gest. 1839) Nachfolger Johann Ferdinand Schlez' in Ippesheim. Die Pfarrstelle blieb mit nur einer Unterbrechung von 1662–1902 in der Familie.

Der „fränkische Rochow“

Johann Ferdinand Schlez sei der „fränkische Rochow“ gewesen, meint der Kirchenhistoriker F. W. Kantzenbach: „*Der Pfarrer von Ippesheim galt als einer der verdientesten*

Schulmänner seiner Zeit.“ Schlez selbst bekennt: „...in die Schule führte ich Rochows (in der Folge von mir für Franken abgeänderten und endlich umgearbeiteten) ‚Kinderfreund‘ [Nürnberg 1. Aufl. 1789] ein.“

Der
Kinderfreund.
Ein
Lesebuch
zum Gebrauche
in Landschulen
von
Friedrich Eberhard von Rochow
Erbherrn auf Reckahn etc. etc.

Für
einen Theil Oberdeutschlands
besonders
für Franken bearbeitet
von
Joh. Ferd. Schlez.

Zwey Theile.
Dritte, mit Schulgebeten und Bildern vermehrte
Ausgabe.

Nürnberg,
bey Ernst Christoph Grattenauer
1795.
(Zwey Theile für 18 Kreuzer.)

Abb. 2: „Der Kinderfreund“ für Franken bearbeitet von Johann Ferdinand Schlez, Nürnberg 1. Aufl. 1789, abgebildet 3. Aufl. 1795. Photo: Schulmuseum Reckahn.

Friedrich Eberhard von Rochow (1734–1805) war evangelischer Domkapitular des simultanen Domkapitels (d.h., evangelische und katholische Domherren) in Halberstadt und Erbherr auf Reckahn bei Brandenburg an der Havel. Er gilt als der „Pestalozzi (1746–1827) der Mark“. „*Während er in Leipzig zur Genesung weilte, gewann er die Freundschaft eines bedeutenden deutschen Aufklärers, Christian Fürchtegott Gellert (1715–1769).*

Sie sollte für den jungen Rochow zu einer Schicksalsbegegnung werden. Die starke Persönlichkeit Gellerts mobilisierte in ihm vielfältige geistige Kräfte auf dem Gebiet der Kunst, Literatur Naturwissenschaft und der alten und neuen Sprachen. Im Freundeskreis Gellerts lernte er schließlich Louise von Bose, seine spätere Frau, kennen und schätzen. Obwohl die Ehe kinderlos blieb, sollte sie ein Leben lang glücklich und dauerhaft sein. Die meiste Zeit lebten sie auf dem Gut Reckahn.

Je mehr Rochow mit seinem Landvolk zusammen kam, um so bewußter wurde ihm, daß die jammervollen Bildungszustände auf dem Lande die Wurzel allen Übels waren. ‚Es ist wieder‘, wie er schrieb, ‚der fromme Freund Gellert‘, der ihm in seinen Gedanken und Absichten bestärkt, grundlegenden Wandel zu schaffen. In Sonnenburg wird der junge Domherr (seit 1762) zu Halberstadt zum Johanniterritter geschlagen. Diese große Ehrung war zugleich eine dauernde Herausforderung. Sein aufgeklärter Geist und seine unermüdlige Tatkraft besiegten schließlich die Mißstände in den Gutsbezirken und schufen Wirklichkeiten, über die es sich heute noch lohnt gründlich nachzudenken.

Um es aber richtig zu verstehen, wird es notwendig sein, in seine Gedankenwelt einzutauchen. (...) Bezeichnend für sein Denken und Handeln ist eine fabelähnliche Beschreibung in seinem Werk: ‚Geschichte meiner Schulen‘. Hier lesen wir bei Fritz Jonas und Friedrich Wienecke eine Verkürzung seiner Fabel: ‚In bitterm Gram versenkt über diese schrecklichen Folgen der Dummheit und Unwissenheit, saß ich einstmals (es war am 14. Februar 1772) an meinen Schreibtische und zeichnete einen Löwen, der in einem Netze verwickelt da liegt. So, dacht ich, liegt auch die edle, kräftige Gottesgabe der Vernunft, die doch jeder Mensch hat, in ein Gewebe von Vorurteilen und Unsinn dermaßen verstrickt, daß sie ihre Kraft so wenig, wie hier der Löwe die seinige, brauchen kann. Ach wenn doch eine Maus wäre, die einige Maschen dieses Netzes zernagte, vielleicht würde dann dieser Löwe seine Kraft äußern und sich los machen können! Und nun zeichnete ich

gleichfalls, als Gedankenspiel, auch die Maus hin, die schon einige Maschen des Netzes, worin der Löwe verwickelt liegt, zernagt hat. Wie ein Blitzstrahl fuhr mir der Gedanke durch die Seele: Wie, wenn du diese Maus würdest?

Und nun enthüllte sich mir die ganze Kette von Ursachen und Wirkungen, warum der Landmann so sei, als er ist: Er wächst auf als ein Tier unter Tieren. Sein Unterricht kann nichts Gutes wirken. Der größte Mechanismus herrscht in seinen Schulen. Sein Prediger spricht hoch- und er plattdeutsch. Beide verstehen sich nicht. Die Predigt ist eine zusammenhängende Rede, die wie er zur Frone hört, weil sie ihn ermüdet, indem er, an Aufmerken und Periodenbau nicht gewöhnt, ihr nicht folgen kann, ja selbst, wenn sie gut ist, (und wie oft ist sie das?) das Bündige derselben bei ihm nicht Überzeugung wirkt.

Niemand bemüht sich, die Seelen seiner Jugend zu veredeln. Ihre Lehrer sind gewöhnlich, wie Christus es nennt, blinde Leiter, und so leidet denn der Staat bei diesem Zustande der Sachen, nach welchem sein Flor sich in einem beständigen Kriege gegen die verheerende und zerstörende Dummheit befindet, mehr Verlust als in der blutigen Schlacht. ‚Gott! Dacht ich, muß denn das so sein? Kann der Landsmann, diese eigentliche Stärke des Staats-Körpers, nicht auch verhältnismäßig gebildet und zu allen guten Werken geschickt gemacht werden? Wie viel tüchtige Menschen hätte z.B. ich in diesen Jahren nicht meinem Vaterlande gerettet, die jetzt ein Raub ihrer entsetzlichen Stupidität geworden sind! Ja! Ich will die Maus sein. Gott helfe mir!‘

Als nützliche Folge seiner Erkenntnisse entsteht ein Lesebuch. Erst für die Hand des Lehrers, später für die Schüler als ‚Kinderfreund‘ in die Geschichte der Entwicklung der Volksschule eingegangen. Dazu kamen ausgebildete Lehrer und vorbildliche Schulen.

Aber es gibt noch eine andere Seite dieses seltenen Menschenfreundes, die uns nicht so sehr bekannt ist: Sehr interessant war sein wirtschaftliches Denken und Handeln. Im

Zentrum seiner Bemühungen stand, die Produktionsleistungen mit seinen sozialen Aktivitäten in Übereinstimmung zu bringen. Mit anderen Worten: Seine Bauern sollten befähigt werden, ihre Lage durch eigene Leistungen zu verbessern. Hilfe zur Selbsthilfe wollte er leisten. Wir finden unzählige Beispiele, wie er es verstand, landwirtschaftliche Produktionsabläufe auf ein höheres Niveau zu bringen. Aber auch den neuen Wirtschaftsmethoden, trotz erheblicher Rückschläge, verhalf er erfolgreich zum Siege. Die Zeit hatte ihm bald bestätigt, daß seine Gedanken und Wege zeitgemäß waren.

Selbst der König bat ihn später, ihn bei seinen Aufklärungsarbeiten unter den Bauern der Mittelmark zu unterstützen, weil er erkennen mußte, daß seine Dekrete zur Verbesserung der wirtschaftlichen Situation nicht greifen wollen. Rochow startete einen vortrefflichen Aufklärungsfeldzug auf agrartechnischem und ökonomischem Gebiet. Er gab Flugschriften unter dem Titel: ‚Schreiben eines Landwirts an die Bauern wegen Aufhebung der Gemeinheiten‘ heraus, die eine positive Resonanz in der Öffentlichkeit bewirkten, weil Wort und Geist dieser Schriften lebendige und verständliche Praxis widerspiegeln. Womit setzte er sich in dieser Schrift auseinander?

Der Kerngedanke war die Abschaffung der Gemeinheiten (Allmende), die der landwirtschaftlichen Produktion hinderlich waren. Ferner gab er den Bauern Ratschläge zu Fragen der Viehhaltung, der Melioration und vorteilhaften Feld- und Weidwirtschaft. Er förderte die Schaf- und Pferdezucht. Von großer Sachkenntnis sind seine Empfehlungen zum Obst- und Gemüseanbau. Hier eingebunden wirbt er für die Bienenhaltung. Auch sorgte er für die Verbreitung der Robinie (Akazie) und des Spargels in unserer Gegend. Wegen seiner großen Sachkenntnis berief der König Rochow zum Direktor der Märkisch-Ökonomischen Gesellschaft.“²⁾

Friedrich Eberhard von Rochows und Johann Ferdinand Schlez' Berührungspunkte sind greifbar. Schlez hatte großes Interesse an der Landwirtschaft, was man an seinen „Landwirtschaftspredigten“ sehen kann. So erreichte

Schlez seine Bauern. Sein oft mißverstandenes Anliegen war die Verbesserung der Lebensbedingungen auf dem Lande. Heute würde man sagen, daß dazu grundlegend Bildung gehört. Diesen ganzheitlichen Ansatz Rochows hat Schlez mit der fränkischen Ausgabe des „Kinderfreundes“ weitergegeben. Der Kinderfreund enthält nützliche Anregungen (mit Abbildungen) für Verbesserungen des alltäglichen Lebens- und Broterwerbs.

Das Chorhemd

„Daß ein solches, manchen wie die helle Revolution vorkommendes reformierendes Treiben des Pfarrers von Ippesheim in der Nähe und Ferne auch hier und da Anstoß erregte, läßt sich nicht verwundern. Die Bauern schüttelten die Köpfe, als ihre großen und kleinen Schreihälse nicht mehr in der Christenlehre die ‚Psalmen herunterleiern‘ sollten, als der Pfarrer aufhörte die Liturgie zu singen, und mit dem Amtmann das ‚gefährliche‘ Gewitterläuten abstellte; und die benachbarten Confratres schickten Aufpasser in die Kirche nach Ippesheim, um sich Gewissheit zu holen, ob wirklich der kaum flügge Kollege so keck sei, das ‚Tüchlein‘ beim Abendmahle den Kommunikanten nicht mehr vorzuhalten, ob er in der That das weiße gefaltete ‚Chorhemd‘ abgelegt. So weit ging der Vorgänger und Vater nicht.“

Schlez schreibt in seinen Erinnerungen u.a.: „Das Volk bemerkte nun erst verschiedene Abweichungen von den allzu strengen Lehrmeinungen meines Vaters, mit welchem auch fast alle Tage theologische Controversen zu Hause vorfielen, in welchen er die Gerechtigkeit seiner Sache, nicht selten, mit Schmähungen auf mich und meine Gewährsmänner verfocht.“

Ein Backmodel aus der Zeit um 1760 zeigt, wie die Pfarrer in der Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach gekleidet waren. Sie trugen ein weißes Chorhemd, das zu den Gottesdiensten angelegt wurde, denn der heute weithin übliche schwarze Talar wurde erst von König Friedrich Wilhelm III. 1811 eingeführt, übrigens auch für Richter und Rabbiner, nicht als gottesdienstliche Kleidung,

sondern als Amtstracht, vergleichbar einer Uniform. Viele Pfarrerepitaphe aus Franken zeigen Pfarrer im Chorhemd. Solche findet man z.B. in Geslau, Ickelheim, Marktbreit, Mistelbach, Ohrenbach, Petersaurach, Rothenburg o.d.T. und Unternesselbach.

Gerade diese liturgische Gewandung erregte das Mißfallen vieler „Aufklärer“, so auch von Schlez, als er seine satirische Erzählung „Geschichte des Dörfleins Traubenheim“ in zwei Bänden in Nürnberg 1792 veröffentlichte. Er meint natürlich die Zustände in Ippesheim. Zwei Kapitel widmet er dem Thema Chorhemd: „Acht und dreyßigtes Kapitel: Trauer-Geschichte eines Chor-Hemdes und Neun und dreyßigtes Kapitel: Lips hat im Grabe keinen Frieden des leidigen Chor-Hemdes wegen.“

Schlez zieht alle Register. Zunächst einmal wird das „überflüssige Flügel-Gewand“ lächerlich gemacht, dann wird die Stiftung (von Leinen für ein anzufertigendes Chorhemd) des Verstorbenen Lips mit allen Mitteln der Rhetorik verhindert. Heilmann (Schlez) ist natürlich in der Argumentation den armen Bauern überlegen. Da er dies gewiß weiß, läßt er aus dem Stoff gleich Kopftücher für arme Mädchen machen – wie sein Nützlichkeitsdenken diktiert.

„Nicht minder als die Gemeine, nur aus andern Gründen erstaunte Wulfig über des Pfarrers gefaßten Entschluß, und geraden Weges von der Kirche ging er ins Pfarrhaus. Freund, Sie haben mich heute mit Ihrer Chorhemds-Geschichte blaß gemacht bis in den Hals hinein! Sagte er.

Warum? fragt Heilmann betroffen – Darum, erwidert Wulfig, weil Sie widerrechtlich gehandelt haben. Es stand zwar in ihrer Willkür, ob Sie das einfältige Vermächtniß annehmen wollten oder nicht, aber ohne Bestimmung der Familie durften Sie schlechterdings nicht mit der Leinwand, die zu einem geistlichen Flügel-Hemde gestiftet war, nach Gutdünken schalten. Sie wissen, wie das Volk an dergleichen zufälligen Dingen hängt, und bey den gegenwärtigen Unruhen über Neuerungen hätten Sie um so weniger das Wespennest aufstören sollen.

Heilmann [Schlez] der alles zu hastig angriff, und des Irrthums sich nicht erwehren konnte, daß vernünftige Vorstellungen unfehlbar siegen müßten, sah nun erst sein Vergehen im wahren Lichte. Hätten Sie mich voraus gefragt, sagte Wulfig, so hätte ich Ihnen geraten, mit der Familie wegen besserer Verwendung der Leinwand zu sprechen, und wären Sie damit nicht zufrieden gewesen, den Plunder wieder zurück zu geben.

Zu geschehnen Dingen muß man indes das Beste reden. Thun Sie das in der eigenen Sache selbst. Gehen Sie unverzüglich zum Leichtrunke und machen Sie gelegentlich besänftigende Vorstellungen; denn sicher wird allerley Unsinn geschwätzt.

Was Wulfig voraussah, traf richtig ein. Das Chor-Hemde machte Gährung im ganzen Dorf. Die Leute hatten sich auf den neuen Priester-Schmuck so herzlich gefreut, und die Familie des einfältigen Stifters war im voraus so stolz auf das heilige Vermächtniß, daß im Leichenhause von nichts anderen gesprochen wurde, als vom Chor-Hemde.

Wißt ihr, was ich dazu sage? Fragte Ludewig. „Nu, was sagst du denn dazu?“ – Ich antwortete der Schalk mit trauriger Miene, ich sage, was Sanct Paulus sagt: Verachtet man doch eines Menschen Testament nicht – Galater am Dritten –. Wenn aber der Pfarrer mit Testamenten thun darf, was er will; so macht er uns am End auch das alte und neue Testament anders, und ein andres Testament in meinem Blut, und wir werden Heyden ohne zu wissen wie. Von seinen Predigten will ich gar nichts sagen: aber christliche Predigten sind's wahrlich nicht. Der Christ soll nicht sorgen und sagen: ‚aber da sorgt man halbe Stunden lang von der heiligen Kanzel herab, wie man soll reich werden. Bald nimmt man auch den Strickstrumpf mit in die Kirche, weil doch Alles aufs Irdische zielt‘.

Heilmann [Schlez] verteidigt sich so gut er kann. Soll er der Familie das Geld für die Leinwand zurückzahlen? Das wollen die Angehörigen nicht. Schließlich ist der Stoff doch nützlich zu Kopftüchern gemacht worden, meint Heilmann [Schlez]. Und andernfalls, die Reinigung solcher unnützlichen Chor-

hemde kostet ja auch Geld. Sie müßten dann noch Sechzig Gulden aufwenden, um von diesem Kapital die Reinigungskosten bestreiten zu können. Und außerdem: ein zweites Chormhemd wäre nötig gewesen! Das wollte dann doch keiner der Hinterbliebenen auf sich nehmen.“

Damit nicht genug. Im nächsten Kapitel, dem 39., läßt er noch ein Gespenst im Chormhemd erscheinen. Dieses wird natürlich entlarvt, nachdem die Gemeinde in Angst und Schrecken versetzt worden ist.

Schlez will auf pädagogische Weise mit den Mitteln der Satire die Gemeinde belehren. Seine Schriften für die Jugend und für die Lehrer („Gregorius Schlaghart und Lorenz Richard oder die Dorfschulen von Langenhäusen und Traubenheim“. Nürnberg 1795), seine Volksschriften, Gedichte, Agenden und Gesangbücher für den kirchlichen Gebrauch sind ganz im Sinne der Aufklärung geschrieben: vor allem nützlich müssen sie sein.

Schlez kommt nach Schlitz

„Zur Eigenart Schlez' mochte es gehören, daß ihm der Wirkungskreis in Ippesheim zu eng und klein erschien. Er verlangte nach größerem und weiterem, ohne sich aber selbst klar zu werden, wo und wie er ihn finden sollte. Da hatten seine Bücher für ihn geworben. Der König von Preußen und Königin Luise wurden auf seine Schriften aufmerksam. Letztere ließ ihm am 15.9.1799 ein Kabinettschreiben zukommen, worin sie sein ‚Bestreben, gern recht viel Gutes wirken zu wollen‘, würdigt.“³⁾

Sie hatten den damals regierenden Grafen Carl Heinrich von Schlitz genannt von Görtz auf den jungen strebsamen Pfarrer aus Franken aufmerksam gemacht und veranlaßt, ihn nach Erledigung der ersten Pfarrei in Schlitz in Hessen dorthin als ersten Geistlichen, Inspektor der Kirchen und Schulen der Grafschaft und Konsistorialrat zu berufen. Mit Freuden wurde diese ehrenvolle Berufung angenommen. Ab 1800 war er dann in Schlitz, wo er bis 1831 hoch anerkannt wirkte. Er konnte noch sein 50. Amtsjubiläum feiern.

Was mag er wohl gesagt haben, als er die Meßgewänder in seiner Schlitzer Stadtkirche sah. Sie sind auch heute noch dort vorhanden. Nach H. Sippel sind diese noch bis etwa 1750 gebraucht worden.

Am 7. September 1839 starb Johann Ferdinand Schlez im 80. Lebensjahr, sanft und schnell, wie er es gewünscht hatte. Begraben wurde Schlez auf den Friedhof an der Kirche. Nur ein einfaches Grabkreuz aus Stein mit seinem Namen, ganz in seinem Sinne, markiert bis heute seine letzte Ruhestätte. Zwei Jahre vor ihm starb 1837 seine Ehefrau; sie wurde im Grab der Familie Dieffenbach beigesetzt.

Johann Ferdinand Schlez bekannte: „Ich habe ein heitres, kein trübsinniges Christentum gelehrt.“ Genau in diesem Sinne konnte wohl die Schauspielerin Elke Sommer, die zwar in Berlin geboren wurde, aber in Mittelfranken aufwuchs, von sich sagen: „Ich bin eine Schletz“.

Anmerkungen

- ¹⁾ Vgl. Ballis, Anja: Literatur in Ansbach, S. 70ff.
- ²⁾ Zit. n. Beckmann, Otto Günther/Alert, Marcus: Museumsführer Reckahn. Gedenkstätte Friedrich Eberhard von Rochow und Schulmuseum.
- ³⁾ Zit. n. Schletz, Elise: Namensträger Schletz, Schlez (Schledz). Schirnding o.J., Schreiben im Besitz der Familie Dieffenbach.

Literatur in Auswahl

- Kantzenbach, Friedrich Wilhelm: Johann Ferdinand Schlez, in: Uffenheimer Geschichte und Geschichten. 7. Bd., Uffenheim 1985, S. 145ff.
- Lampert, Irene: Johann Ferdinand Schlez 1759–1839, in: Lebensläufe aus Franken. 6. Bd. Würzburg 1960.
- Saemann, Fritz: In Erinnerung gebracht: Johann Ferdinand Schlez (ungedr. Manuskript).
- Schletz, Elise: Namensträger Schletz, Schlez (Schledz). Schirnding o.J.
- Schmitt, Hanno: Vernunft fürs Volk. Friedrich Eberhard von Rochow im Aufbruch Preußens. 2001.

Bericht über den 80. Bundestag in Schweinfurt

von

Dr. Verena Friedrich M.A.

Festakt

Der diesjährige 80. Bundestag wurde zusammen mit der 100-Jahrfeier des Historischen Vereins Schweinfurt e.V. festlich begangen. Als Mitglied im Frankenbund richtete der Historische Verein Schweinfurt diese – das sei gleich vorausgeschickt – überaus gelungene Veranstaltung aus, die unter der Schirmherrschaft von Frau Oberbürgermeisterin Gudrun Grieser stand. Sie stellte in großzügiger Weise die Räume im historischen Rathaus der Stadt Schweinfurt zur Verfügung, in dem sowohl die Festveranstaltung am Vormittag als auch die Delegiertenversammlung am Nachmittag stattfanden.

Die Gäste aus nah und fern wurden mit einem Begrüßungsfrühstück in der Eingangshalle des Alten Rathauses empfangen. Danach fand in der neu renovierten Oberen Diele des Alten Rathauses der Festakt statt. Musikalisch umrahmt wurde die Feier im vollbesetzten Saal durch das Flötenquartett der Klasse Doris Endres der Musikschule Schweinfurt.

Zum Auftakt konnte der 1. Bundesvorsitzende des Frankenbundes, Dr. Paul Beinhof, neben der Hausherrin, Oberbürgermeisterin Gudrun Grieser, zahlreiche Mandatsträger aus der Kommunal-, Bezirks- und Landespolitik begrüßen, darunter u.a. den Bundes-



Abb.1: Die Gäste und Delegierten beim Festakt des 80. Bundestages
(1. Reihe Vierte v. r. Frau OB Grieser, Sechster v.r. Bundesminister a.D. Michael Glos).

Photo: Alois Hornung.



Abb. 2: Ehrengäste, Redner und Bundesleitung (v.l.n.r.: Dr. Erich Schneider, Prof. Dr. Manfred Tremml, Dr. Uwe Müller, Dr. Paul Beinhofer, Prof. Dr. Helmut Flachenecker, Dipl.-Ing. Heribert Haas).
Photo: Alois Hornung.

wirtschaftsminister a.D. Michael Glos und den Regierungspräsidenten a.D., unseren ehem. 1. Bundesvorsitzenden des Frankenbundes, Dr. Franz Vogt.

Dr. Beinhofer wies in seiner Begrüßungsrede darauf hin, daß der Historische Verein Schweinfurt in diesem Jahr auch auf eine 75jährige Mitgliedschaft im Frankenbund zurückblicken könne. Er hob ferner die zunehmende Bedeutung der ehrenamtlichen Tätigkeit hervor und stellte besorgt eine stetig abnehmende Bereitschaft zur aktiven Mitarbeit in den Kulturvereinen fest. Dabei seien doch derzeit die kulturellen Vereine im Begriff, eine bisher nicht gekannte gesellschaftspolitische Bedeutung zu erlangen. Sie seien Partner des Staates und sicherten die geistigen Grundlagen für ein Heimatbewußtsein, das auf Wissen um kulturelle Identität beruhe.

Oberbürgermeisterin Gudrun Grieser lobte in ihren Begrüßungsworten die wertvolle Kulturarbeit des Historischen Vereins Schwein-

furt und dankte für die fortwährenden Bemühungen, die reichsstädtische Geschichte der Stadt im Bewußtsein der Bevölkerung zu verankern. Schweinfurt zeige heute nach großen Anstrengungen im Hinblick auf die Sanierung und Restaurierung historischer Bausubstanz ein von dieser Geschichte geprägtes Aussehen.

Der 1. Vorsitzende des Historischen Vereins Schweinfurt, Stadtarchivar Dr. Uwe Müller, dankte für die guten Wünsche zum Jubiläum und sprach seinen aktiven Mitgliedern den Dank für die Übernahme der Organisation der Feier aus. Ein Dank ging auch an den Schriftleiter der Zeitschrift FRANKENLAND Dr. Peter A. Süß der die letzte Nummer der Zeitschrift zu einem großen Teil Beiträgen über die Stadt Schweinfurt widmete. Dr. Müller dankte ebenso der Bundesgeschäftsführerin Dr. Christina Bergerhausen für ihre Mithilfe. Die traditionell gute und enge Kooperation des Frankenbundes mit dem Historischen Verein Schweinfurt hob Dr. Müller auch dadurch hervor, indem er daran erinnerte, daß

der 1. Bundestag nach dem Zweiten Weltkrieg im Jahre 1948 ebenfalls in Schweinfurt begangen wurde.

Das Grußwort des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine sprach dessen 1. Vorsitzender Professor Dr. Manfred Tremel (München). Er bestätigte einmal mehr, daß die Akteure im kulturellen System heute mehr als nur „Bittsteller“ seien – ja mittlerweile seien sie unverzichtbarer Bestandteil der Bürgergesellschaft. Sie seien die Bewahrer der Regionalkultur und würden auch die Weichen für deren Zukunft stellen, was letztlich ein Zusammenführen von Ehrenamt und Professionalität erfordere. Der Historische Verein Schweinfurt sei hierfür jedoch gut gerüstet und könne selbstbewußt ins 2. Saeculum gehen. Mit dem Wunsch „*Ad multos annos!*“ beendete Professor Tremel seine Ausführungen.

Der vor allem von Oberbürgermeisterin Grieser mit Spannung erwartete Festvortrag von Professor Dr. Helmut Flachenecker, der die Frage aufwarf, ob die Reichsfreiheit Schweinfurts letztlich auf einen Fall von Be-

stechung zurückzuführen sei, stieß auf großes Interesse und fand regen Beifall. Er wird in diesem Heft Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND in vollem Umfang abgedruckt.

Im Anschluß an den Festvortrag wurde Dr. Erich Schneider, der Leiter des Kulturamtes Schweinfurt, mit dem Silbernen Bundesabzeichen ausgezeichnet. Dr. Schneider ist seit 1981 Mitglied des Historischen Vereins Schweinfurt e.V., war lange Jahre 2. Vorsitzender und ist auch als Referent bei mehreren Fränkischen Seminaren für den Frankenbund tätig geworden. Er ist Mitherausgeber der „Schweinfurter Mainleite“, dem Organ des Historischen Vereins Schweinfurt.

Als „Gastgeschenk“ überreichte dann der 1. Bundesvorsitzende Dr. Beinhofer dem Historischen Verein ein Geldgeschenk in Höhe von 500,- Euro. Diese Summe soll zur Unterstützung der Jugendarbeit des Historischen Vereins, als Preisgeld für junge Geschichtsforscher der oberen Jahrgangsstufen, ausgelobt werden.

Das Schlußwort ergriff der 2. Bundesvorsitzende des Frankenbundes, Herr Dipl.-Ing.



Abb. 3: Mittagsimbiss der Teilnehmer am Bundestag in der Schweinfurter Rathausdiele.

Photo: Alois Hornung.

Heribert Haas. Er dankte dem Historischen Verein Schweinfurt e.V. als Gastgeber des Bundestages, wünschte dem Verein für die Zukunft alles Gute, und schloß mit den Worten: „*Wer die Zukunft gewinnen will, muß die Vergangenheit kennen*“. Mit einem Stehempfang und opulenten Imbiß für alle Teilnehmer in der Diele des Alten Rathauses, klang der Festakt des 80. Bundestag aus.

Nach der Mittagspause standen Mitglieder des Historischen Vereins für Stadtführungen zur Verfügung, die sich schwerpunktmäßig der Stadtsanierung und der Freilegung der Stadtmauer widmeten. Die Nichtdelegierten hatten in der Folge Gelegenheit, unter sachkundiger Leitung die neue Kunsthalle Schweinfurt im ehemaligen Ernst-Sachs-Bad, das Museum Georg Schäfer und das Museum Otto Schäfer zu besuchen.

Delegiertenversammlung

Die Delegierten und die Bundesleitung versammelten sich indessen im großen Sit-

zungssaal des Alten Rathauses zur Arbeitssitzung des Bundestages. Der 1. Bundesvorsitzende Dr. Paul Beinhofer eröffnete die Sitzung mit dem Jahresbericht und begrüßte die neuen Gruppenvorsitzenden Dr. Verena Friedrich (Würzburg), Helmut Wunder (Bayreuth), Robert Schäfer (Bamberg) und Wolfgang Merklein (Hist. Verein Karlstadt). Der Jahresbericht der Bundesleitung wurde ebenso wie der Kassenbericht bzw. der Kassenprüfungsbericht zustimmend zur Kenntnis genommen. Auf Antrag wurden daraufhin die Bundesleitung und der Kassier entlastet. Schließlich stand die Wahl der Bundesleitung und der kassenprüfenden Gruppen an. Da sich sowohl Bundesleitung als auch die kassenprüfenden Gruppen in unveränderter Zusammensetzung zur Wiederwahl stellten, konnte diese zügig durchgeführt werden. Als Wahlleiter wurde Dr. Alf Dieterle (Gruppe Miltenberg) bestimmt. Die Wahl erfolgte per Akklamation mit Handzeichen einstimmig, bei Stimmenthaltung der Bundesleitung und der kassenprüfenden Gruppen (Kitzingen; Hist. Verein Gerolzhofen).



Abb. 4: Stadtrundgang der Delegierten des 80. Bundestags.

Photo: Alois Hornung.

Der nächste Tagesordnungspunkt widmete sich Problemen der allgemeinen demographischen Entwicklung, die auch die Kulturvereine betreffen. Bundesgeschäftsführerin Dr. Christina Bergerhausen trug unterstützt durch aussagekräftige Diagramme und Statistiken, die in Zukunft zu erwartenden Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur vor, und wies auf Umfrageergebnisse hin, die – jeweils nach Altersgruppen geordnet – hinsichtlich Motivation für den Kulturbesuch, Interesse an Kultursparten, Bindungsbereitschaft des Kulturpublikums, sprich den Vereinsbeitritt, sowie Kulturinteresse der älteren Bevölkerung wertvolle Informationen und Denkanstöße lieferten. Die stellvertretende Bundesvorsitzende, Frau Annette Schäfer ergänzte diese Betrachtungen durch Anregungen, wie die Gruppen diesen neuen Herausforderungen begegnen könnten. Die Förderung der Kulturarbeit mit Kindern müsse neben der Kulturarbeit mit Senioren parallel betrieben werden und sich in einem zielgruppenorientierten Programmangebot und den Veranstaltungszeiten niederschlagen. So sei beispielsweise die Vorverlegung von Veranstaltungen wünschenswert, um den Senioren gerade im Winterhalbjahr eine nächtliche Heimfahrt zu ersparen. Auch neue Möglichkeiten der Einbindung älterer Menschen in das Kulturprogramm der Gruppen sollten in Erwägung gezogen werden, etwa auf dem Weg eines „Erzählcafés“, in dem Zeitzeugen über ihre ganz persönlichen Erlebnissen berichten. Hierzu – dies sei hier angemerkt – sollten die Moderatoren allerdings entsprechend geschult werden.

In der Folge wurde ein Ausblick auf die Veranstaltungen des Frankenbundes im Jahr 2009 gegeben. Der Tag der Franken am 05. Juli 2009 in Bad Windsheim wird in vorbildlicher Weise vom Heimatverein Herzogenaurach bestritten. Es wurde dem Frankenbund hierzu eine sehr günstig gelegene Örtlichkeit auf dem Gelände des Freilichtmuseums, die sog. Betzmannsdorfer Scheune, zugeteilt. Der 1. Vorsitzende des Heimatvereins Herzogenaurach, Klaus-Peter Gäbelein teilte mit, daß rund 25 Mitglieder seiner Gruppe in Kostümen der Dürerzeit dazu bereit seien, den Frankenbund zu repräsentieren. Hierzu stelle

der Bezirk außerdem Stellwände zur Verfügung, die für eine Dokumentation der Tätigkeit des Frankenbundes genutzt werden sollen. Dieter Amon (Gruppe Ansbach) berichtete über den Programmablauf der 62. Bundesbeiratstagung 2009 in Ansbach und Dr. Verena Friedrich gab einen kurzen Überblick über das Programm des 49. Fränkischen Seminars 2009 in Ansbach und Neuendettelsau.

Eine Einführung in die neue Homepage der Bundesleitung mit den zahlreichen Möglichkeiten für die Gruppen sich dort zu präsentieren, gab Dipl.-Ing. Heribert Haas. Die Seite steht jedoch bereits seit längerem im Netz, so daß sich jedermann von dem überaus gelungenen Layout und der leichten Zugriffsmöglichkeit überzeugen kann. Es bleibt zu wünschen, daß möglichst bald viele Gruppen dieses neue Medium nutzen.

Die mittlerweile fortgeschrittene Zeit ließ die unter dem Tagesordnungspunkt „Verschiedenes“ aufgeführten Themen zusammenschmelzen. Die Gruppe Miltenberg zog ihren Antrag auf „Erläuterung des augenblicklichen Konzepts der Zeitschrift FRANKENLAND durch die Schriftleitung“ zurück. Leider konnte zeitbedingt auch keine Vorstellung der Aktivitäten des Historischen Vereins Karlstadt mehr stattfinden. Die erfreuliche Neuigkeit, daß die Gruppe Bayreuth nun wieder aktiv ist, wurde mit dem Wunsch verbunden, daß sie bald auch wieder zu alter Mitgliederstärke zurückfinden möge. Die 90-Jahr Feier des Frankenbundes im Jahr 2010 wird in der Hauptsache von den das nämliche Jubiläum feiernden Gruppen Würzburg und Bamberg bestritten. Hierzu sind bereits weitreichende Überlegungen im Gang.

Der nächste Bundestag findet am 8. Mai 2010 auf der Heldburg in Thüringen statt, die Bundesbeiratstagung wird am 17. Oktober 2009 in Ansbach durchgeführt, in Verbindung mit dem Fränkischen Seminar am 17. und 18. Oktober 2009 in Ansbach und Neuendettelsau. Zum Schluß der Sitzung dankte der 1. Bundesvorsitzende allen Delegierten und der versammelten Bundesleitung für ihr Erscheinen und ihre Beiträge und schloß den 80. Bundestag mit guten Wünschen für die weitere Arbeit in den Gruppen des Frankenbundes.

Zum 550. Geburtstag des Wipfelder „poeta laureatus“ Conrad Celtis

von

Paul Beinhofer

„Bedenke zuerst meine Familie, die durch den Stammbaum der Ahnen einen guten Namen besitzt, wo der Main mit seinen kühlen Wassern in Windungen fließt...“ Dieses etwas verkürzte Zitat aus der Dichtung „Herbipolis“ ist die einzige unmittelbare literarische Quelle, die im umfangreichen literarischen Werk des Dichters Conrad Celtis einen direkten Bezug zu seinen heimatlichen Wurzeln in der Gemeinde Wipfeld belegt. Der Lebensweg des Conrad Celtis, der in jener schon damals als Weinort bekannten Gemeinde im Februar des Jahres 1459 begann und über viele akademische Stationen an den kaiserlichen Hof in Wien führte, gehört sicherlich zu den bemerkenswertesten unter den vielen Lebenswegen bekannter Persönlichkeiten, die Mainfranken auf dem Gebiet von Kunst und Kultur über die Jahrhunderte hervorgebracht hat. Dieser Persönlichkeit, die in der Einschätzung der Fachwelt als „Fürst des deutschen Humanismus“ tituiert wird (Brunner 1993), zu gedenken und diese Persönlichkeit in ihrem zeitlichen Kontext zu würdigen, bot der 550. Geburtstag des Conrad Celtis willkommene Gelegenheit. Eine Gelegenheit, die die Gemeinde Wipfeld folgerichtig auch am 14. März 2009 in einer Feierstunde gebührend ergriff.

Das für unser heutiges Verständnis eher kurze Leben des Conrad Celtis – seines 500. Todestages konnten wir im letzten Jahr auch mit einem Beitrag in der Zeitschrift FRANKENLAND gedenken – fiel in eine ungemein spannende und aufwühlende Epoche. Es war dies die Zeit der Ablösung des Mittelalters

durch die Neuzeit und zugleich die Epoche des Humanismus und der Renaissance.

Vor allem da die im Geist der Antike vorgenommene Erneuerung des Menschen als ein sich seiner selbst bewußtes und nach Bildung strebendes Wesen schon seit geraumer Zeit südlich der Alpen zur alles bestimmenden kulturellen Bewegung geworden war, konnte sich Deutschland diesen Einflüssen ebenfalls nicht länger entziehen: Das Mittelalter war auch in nördlicheren Breiten in seinen geistigen und politischen Herbst getreten. Anders als in Italien verband sich damit zunächst nicht der Gedanke nach politischer Erneuerung, vielmehr nach einer Neuausrichtung der geistigen Dimension des Menschen, weg von einer Bevormundung durch kirchliche und weltliche Obrigkeit, hin zu einer emanzipatorischen Selbstbestimmtheit anhand antiker Vorbilder. Dieser Ansatz macht den deutschen Humanismus zuallererst zu einer Bildungsbewegung, die von einer kleinen Schar Gelehrter getragen wurde, die durch ihre „internationale“ Ausbildung und durch regen Kontakt untereinander entsprechend der damaligen Kommunikationsmöglichkeiten einen exklusiven Zirkel – eine „Gelehrtenrepublik“ – bildeten. Conrad Bikkel, der sich im Hinblick auf diesen Anspruch antikisierend „Celtis“ nannte, stellt nun den Prototyp des weitgereisten, umfassend gebildeten Mitgliedes einer solchen „Gelehrtenrepublik“ dar; darüber hinaus kommt ihm die Ehre zu, als erster den geistigen Anspruch des sich herausbildenden Humanismus formuliert zu haben: Mit dem Schlagwort des „*docendo*

discimus – durch Lehren lernen wir“ erhebt Celtis den Anspruch auf stetige Bildung und geistige Erneuerung als Lebensauftrag des Menschen. Dabei sollte die neu belebte Beschäftigung mit der Literatur und Philosophie der klassischen Antike gerade nicht einem neuen Traditionalismus Vorschub leisten, sondern zur schöpferischen Auseinandersetzung mit den Grundfragen menschlicher Existenz anregen.

Mit seinem Anspruch auf geistige Erneuerung des ausgehenden Mittelalters wird Conrad Celtis zum Vorreiter und Vordenker einer ganzen Generation von Humanisten aus Franken, die als Dichter, Gelehrte und Naturwissenschaftler ihren Weg aus der fränkischen Heimat hin in die geistigen und politischen Zentren Mitteleuropas zurücklegten. Beginnend mit Celtis brachte Franken innerhalb nur zweier Menschengenerationen zwischen 1460 und 1550 mit Ulrich von Hutten, Petrus Lotichius Secundus, Paulus Melissus Schede sowie Johannes Cuspinian führende Gelehrte hervor, die den deutschen Humanismus entscheidend prägten und entwickelten. Nicht umsonst wird in der Fachliteratur von einer „fränkisch-thüringischen Humanistenlandschaft“ (Brunner 1992) gesprochen.

Ursächlich für diese hohe Konzentration humanistischer Gelehrsamkeit in unserer Region dürfte zum einen die für damalige Verhältnisse relativ hohe Zahl führender Schulen, sogenannter Lateinschulen, gewesen sein, deren langjährige Existenz nicht nur für die Bischofsstadt Würzburg, sondern auch z.B. für die Freie Reichsstadt Schweinfurt belegt ist. Es ist bezeichnend, daß die fast zeitgleich lebenden Celtis und Cuspinian dieselbe Lateinschule in Schweinfurt besucht haben und dort ihre erste geistige Prägung erfuhren. Franken verfügte über eine Bildungslandschaft, die bereits damals weit über das Niveau anderer Regionen herausragte.

Zum anderen muß bei den Bewohnern unserer Landschaft am Main und in den angrenzenden Gauen ein fruchtbar-offenes Klima für Bildung, ein Interesse an Neuem und Fernem lebendig gewesen sein. Nicht umsonst werden die Menschen in Mainfranken über die Jahrhunderte hin in den ver-

schiedensten Quellen als offen, aufgeschlossen und – im besten Sinne – als neugierig beschrieben. Die sanften, offenen Fluren und die Wein bestandenen Hänge am Main haben offenbar einen aufgeschlosseneren Menschen-schlag hervorgebracht als etwa dunkle und unwegsame Waldgebirge. Dazu paßt, daß der Weinbauernsohn Conrad Bickel aus Wipfeld nicht einfach in die Fußstapfen seiner Eltern trat und Winzer wurde, sondern in der nahen Lateinschule in Schweinfurt einen anderen Weg einschlug. Offensichtlich erkannten die Eltern sein geistiges Potential und fanden Mittel und Wege, ihrem Sohn eine damals nicht selbstverständliche höhere Bildung zu ermöglichen. Auch dies ist ein Indiz für den Weitblick, der bereits damals unsere Menschen hier am Main ausgezeichnet hat.

Für die Bildungs- und Geistesgeschichte unseres Landes erschließt sich die Bedeutung von Conrad Celtis letztlich erst durch seinen nach damaligen wie heutigen Maßstäben hoch bemerkenswerten Bildungs- und Lebensweg: Von der Lateinschule in Schweinfurt über die bekanntesten Universitäten seiner Zeit als Student und Doktor hin zum akademischen Lehrer und kaiserlichen Hofdichter in Wien, der wie keiner seiner Zeitgenossen andere Künstler beeinflusst – insbesondere auch Albrecht Dürer – und für das humanistische Ideal sensibilisiert hat und der als erster eine Art von Gelehrtschule geschaffen hat, so daß er über die Schar seiner Schüler eine nachhaltige Wirkung erzielen konnte. Ein Mann, der es ganz im Sinne antiker Herrschertradition auch erreichte, daß sich aufgeschlossene Fürsten seiner Zeit hin bis zum römisch-deutschen Kaiser kultureller Dinge annahmen, so daß – wie man damals sagte – eine Allianz von „*arma et litterae*“, von Macht und Kultur, zustande kam.

Auch wenn sich vieles aus dem Gedankengut von Conrad Celtis als zeitbezogen erweist, läßt sich aus seinem Lebenswerk doch folgende Botschaft entnehmen: Bildung ist nicht nur die Grundlage für beruflichen Erfolg, Bildung ist auch und vor allem Voraussetzung zur Selbstfindung des Menschen und eine Hauptsache beim Aufbau einer im echten Sinne „humanen“ Gesellschaft.

Wilhelm Heinrich Wackenroder in Nürnberg

von

Bernhard Wickl

Den am 13. Juli 1773 in Berlin als Sohn eines preußischen Justizbeamten geborenen Wilhelm Heinrich Wackenroder kennt man heute – wenn überhaupt – nur noch als einen der Gründerväter der literarischen Romantik, dessen 1797 veröffentlichte „*Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders*“ eines der ersten literarischen Dokumente sind, welche die Kunstauffassung der noch jungen Romantik darstellen. Von diesem Schriftsteller der Romantik soll hier nicht die Rede sein, sondern vielmehr von dem jungen und in literarischen Kreisen noch gänzlich unbekanntem Jurastudenten Wackenroder, der zusammen mit seinem Berliner Freund Ludwig Tieck (1773–1853) im Jahre 1793 an der damals preußischen Universität Erlangen studierte und von dort aus zahlreiche Reisen in die nähere und weitere Umgebung unternahm.

Die bis heute bekannteste dieser Exkursionen ist sicherlich die Pfingstreise, die Tieck und Wackenroder durch die Fränkische Schweiz, den Frankenwald und das Fichtelgebirge führte. Weitere Ziele, welche die beiden Studenten ansteuerten, waren Bamberg, Bayreuth, die nähere und weitere Umgebung dieser beiden Städte, Ansbach, Fürth und Nürnberg.

In die letztgenannte Stadt kam Wackenroder viermal, und zwar vom 22. bis zum 24. Juni 1793, am 12./13. August sowie am 25., 26. und 27. September auf der Hinreise nach bzw. der Rückreise von Ansbach. Über diese Aufenthalte in Nürnberg besitzen wir genaue Informationen, weil Wackenroder seine Eltern in brieflicher Form über alle seine Unternehmungen detailliert informiert hat.

Seinen ersten und längsten Besuch in Nürnberg beschreibt Wackenroder in vier Briefen, die er zwischen dem 22. und 24. Juni meistens abends verfaßte und die es auf die stattliche Länge von fast 20 Buchseiten bringen. Man sieht an diesem Beispiel den ungeheuren Fleiß und die Sorgfalt, die Wackenroder

auf die Dokumentation seiner Unternehmungen verwandte.

Seinen ersten Brief schrieb Wackenroder am Abend des 22. Juni, eines Samstags, bereits von Nürnberg aus, wo er im „Roten Roß“ logierte, das damals eines der ersten Häuser in Nürnberg war und am Weinmarkt hinter der Sebalduskirche lag. Im Laufe dieses Tages war er ohne Tieck, der in Erlangen geblieben war, von dort nach Nürnberg gelaufen. Gleich am Anfang seines Briefes nennt Wackenroder den Grund für diese Reise: „*Da ich alle mögliche Veranlassung hatte nach Nürnberg zu gehen, indem ich beinahe ein Dutzend Visiten und Bestellungen hier zu machen hatte; (denn Herr Prediger Koch hatte mir 7 Ankündigungen seines Journals für deutsche Literatur geschickt, an die Herren, welche ich Ihnen nennen werde;) so entschloß ich mich, des trüben Wetters ohngeachtet, schnell heute hierherzugehen.*“

Interessant sind die Entfernungs- und Zeitangaben Wackenroders. Die Entfernung zwischen den beiden Städten beziffert er auf eineinhalb Meilen, als Gehzeit gibt er drei Stunden an. Die Einheit, welche der Entfernungsangabe zugrunde liegen dürfte, ist die preußische Meile, die 7,5325 Kilometern entspricht. Daraus ergibt sich eine Gesamtstrecke von gut elf Kilometern, die Wackenroder also mit einer Geschwindigkeit von knapp vier Stundenkilometern zurücklegte: Seine Angaben klingen nicht unbedingt realistisch; denn eine kürzlich von mir durchgeführte Meßfahrt mit dem Fahrrad ergab zwischen dem nördlichen Nürnberg und dem südlichen Erlangen eine Entfernung von 18 Kilometern.

Als Weg benutzte er die damalige Hauptverkehrsstraße zwischen Erlangen und Nürnberg, „*eine große, ganz ebene Chaussee; [deren] Boden ... fest und mehrentsils lehmig*“ war. Wenn man einer bayerischen Postkarte aus dem Jahr 1810 glauben darf, so

verlief diese Chaussee schnurgerade. Wackenroder erwähnt noch, daß er durch zwei Dörfer gekommen sei, nennt deren Namen aber nicht. Bemerkenswert ist auch, mit wem sich der junge Berliner die Straße teilen mußte, denn er war an jenem Tag nicht als einziger unterwegs: „Dieser Weg ist immer so lebendig von Posten, die alle Tage gehen, von Extraposten, Mietsfuhrern, Frachtwagen, reisenden Handwerksburschen, an Markttagen in Erlangen (wie heute,) von Bauerwägen, und endlich auch von Zigeunern und einer Menge Bettler, die hier ganze Tage lang unter Bäumen ihr Quartier zu haben scheinen; – daß man fast keinen Augenblick allein ist.“

Schon bei ihrer Pfingstreise praktizierten Tieck und Wackenroder mit Hilfe von Empfehlungsschreibern ein System der persönlichen Kontaktaufnahme, das es ihnen ermöglichte, sich an allen für sie interessanten Orten an einen kompetenten Ansprechpartner zu wenden. Bei der Besichtigung Bayreuths oder der Bergwerke um Naila erwies sich dieses System als sehr nützlich.

Auch bei seiner Nürnberg-Reise konnte Wackenroder zahlreiche persönliche Kontakte knüpfen. Wie bereits zu hören war, hatte ihm der 1764 geborene und seit 1793 in Berlin wirkende Prediger und Literaturhistoriker Erduin Julius Koch sieben Ankündigungen für sein „*Journal für deutsche Literatur*“ geschickt mit der Bitte, diese bestimmten Herren in Nürnberg zu überbringen. Offensichtlich war dieser Prediger ein guter Bekannter der Familie Wackenroder, der seinem in Franken weilenden preußischen Landsmann die Bekanntschaft mit bemerkenswerten Nürnberger Persönlichkeiten ermöglichte.

Wackenroders erster Besuch galt dem Juristen Christoph Gottlieb von Murr, der von 1733 bis 1811 lebte. Sein Studium absolvierte er in Altdorf und schloß es 1754 mit der Promotion ab. Danach unternahm er zahlreiche Reisen, die ihn u.a. in die Niederlande, nach England und Oberitalien führten. Dabei erwarb er derart umfassende Kenntnisse, daß er als einer der bedeutendsten Gelehrten Nürnbergs im 18. Jahrhundert gilt. Von ihm sind ca. 200 Titel aus unterschiedlichen Wissensgebieten bekannt; außerdem pflegte er einen

umfangreichen Briefwechsel mit Gelehrten, Künstlern und Staatsmännern seiner Zeit. Zwischen 1775 und 1789 sowie 1798 und 1800 gab er das „*Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Literatur*“ heraus; im Jahre 1778 veröffentlichte er eine „*Beschreibung der vornehmsten Merkwürdigkeiten der Reichsstadt Nürnberg*.“ Wackenroder erwartete, einem „*steifen, fremdartigen*“ Herrn gegenüberzutreten, zeigte sich aber angenehm überrascht, als er in Dr. von Murr „*einen ungewein freundlichen, höflichen und gesprächigen Mann schon bei Jahren*“ vorfand. Natürlich legte Murr seinem jungen und wißbegierigen Besucher einige seiner aktuellen Werke vor, richtete jedoch auch eine Bitte an ihn: Murr war auf der Suche nach einer Dissertation über Giordano Bruno aus dem Jahre 1732, deren Verfasser in Prenzlau lebte. Diesen Wunsch des Herrn von Murr übermittelte Wackenroder sofort seinen Eltern mit der Bitte, möglichst umgehend Nachforschungen anzustellen.

Bei seinem nächsten Gastgeber ersetzt Wackenroder die Vornamen durch eine Berufsbezeichnung: Es handelte sich um den Pfarrer und Literaturhistoriker Georg Wolfgang Franz Panzer, der 1729 geboren wurde und 1805 in Nürnberg starb. Er studierte Theologie an der Universität Altdorf und war 1752 Pfarrer in Etzelwang. Ab 1773 arbeitete er dann als „*Schaffer*“ in St. Sebald in Nürnberg, weshalb ihn Wackenroder stets den Herrn Schaffer Panzer nennt. Diese alte Berufsbezeichnung bedeutet so viel wie Verwalter. Seit 1764 war Panzer Mitglied des Pegnesischen Blumenordens und ab 1789 dessen Vorsitzender. Er besaß eine herausragende, „*an Seltenheiten reiche*“ Privatbibliothek, aus der er Wackenroder einige wertvolle Stücke zeigte. Als Verfasser grundlegender bibliographischer Verzeichnisse zur Buchgeschichte, z.B. einer Auflistung der in Nürnberg und Augsburg gedruckten Bibeln oder eines Verzeichnisses der bis 1520 in deutscher Sprache gedruckten Bücher, erwarb sich Panzer große Verdienste, die 1799 mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde der theologischen Fakultät der Universität Altdorf gewürdigt wurden. Zweimal betont Wackenroder seinen Eltern gegenüber die außer-

ordentliche Freundlichkeit, die ihm der Herr Schaffer Panzer erwies.

Weniger ertragreich verliefen die letzten beiden Kontakte am ersten Tag Wackenroders in Nürnberg. Vom Herrn Prediger Waldau erfuhr er lediglich „*die unangenehme Neuigkeit, daß der Herzog von Württemberg den Prof. Malblanc wirklich nach Tübingen berufen*“ habe und „*daß er jeden, der in seinem Lande ein Stipendium genossen, dahin mit Gewalt zurückziehen zu können*“ glaube. Georg Ernst Waldau, der von 1745 bis 1817 in Nürnberg lebte und ab 1769 als Prediger an mehreren Nürnberger Kirchen wirkte, hätte Wackenroder weit interessantere Dinge mitteilen können als Anekdoten aus dem Berufsleben des Professors Malblanc, war er doch ein bedeutender Geschichtsschreiber und Theologe. So verfaßte er Biographien aller zwischen 1756 und 1778 in Nürnberg tätigen Geistlichen sowie eine Genealogie des Nürnberger Patriziats, die noch heute als unentbehrliches Nachschlagewerk gilt. Als Theologe gab er den Anstoß zur Abschaffung des Exorzismus. Von all dem erfuhr Wackenroder nichts.

Im Ergebnis noch kärglicher verlief die Visite bei Herrn Haller von Hallerstein. Einen Träger dieses Namens traf Wackenroder zwar an; doch handelte es sich dabei offenbar um den Vetter des eigentlich Gesuchten, der mit der Botschaft des Berliner Predigers Koch aber überhaupt nichts anfangen konnte. Trotzdem übergab Wackenroder „*dem steifen gnädigen Herrn*“ die Schrift des Predigers Koch, um sich dann schnell zu entfernen. Nach diesem Erlebnis einigermaßen frustriert, schreibt der junge Mann an seine Eltern: „*Mir kostet es der Mühe genug, alle die Herren in allen Winkeln dieser Reichsstadt aufzusuchen.*“ Trotzig und entschlossen fügt er hinzu: „*Morgen mache ich die übrigen Visiten.*“

Diese nahmen aber einen derart positiven Verlauf, daß Wackenroder sich im Brief an die Eltern vom 23. Juni 1793 geradezu euphorisch äußert: „*Ich bin noch in Nürnberg, und finde hier wieder an mehreren Orten eine solche Aufnahme, als ich mir nie hätte träumen lassen.*“

„*Mit der größten Freundlichkeit*“ wurde er z.B. von Johann Heinrich Häblein emp-

fangen und dort sogar mit Kaffee bewirtet. Der damals 56-jährige Häblein, der schon drei Jahre nach Wackenroders Besuch starb, war von Beruf Rugschreiber, also Schriftführer beim Rugamt, der Kontroll- und Aufsichtsbehörde aller Nürnberger Handwerke. Nebenher betätigte er sich als Sprachforscher und war einer der ersten, die sich mit der Nürnberger Mundart beschäftigten. Der zu seinen Lebzeiten ungedruckt gebliebene „*Versuch eines Nürnberger Idiotikons*“ wurde eine wichtige Grundlage für die Arbeiten Johann Andreas Schmellers. Auch als Mitglied des Pegnesischen Blumenordens trat Häblein in Erscheinung. Von ihm erhielt Wackenroder auch Informationen über das Praunsche Kunstkabinett, die größte und bedeutendste private Kunstsammlung in Nürnberg. Sie wurde von Paulus II. Praun (1548–1616) in Bologna angelegt und nach dessen Tod in das Haus Weinmarkt 6 überführt und dort ausgestellt. Die Sammlung umfaßte ungefähr 10.000 Objekte aus den klassischen Kunstgattungen: Malerei, Zeichnungen, Druckgraphik, Skulpturen, Bücher, Münzen und Edelsteine. Am umfangreichsten waren die Bestände in der Druckgraphik, die sich auf etwa 6.000 Kupferstiche beliefen, worunter sich das gesamte druckgraphische Werk Albrecht Dürers befand. Der uns bereits bekannte Herr von Murr wurde 1772 mit der Erstellung eines Inventarverzeichnisses beauftragt; im Jahre 1801 ging die gesamte Sammlung an den Kunsthändler Johann Friedrich Frauenholz, der die Druckgraphik, einen Teil der Zeichnungen und Bücher in Wien versteigern ließ. Ein Teil der Graphik wurde von Franz Friedrich Anton von Sachsen-Coburg-Saalfeld erworben und kann heute im Kupferstichkabinett der Veste Coburg betrachtet werden. Die Zeichnungen ersteigerte der ungarische Sammler Fürst Miklos Esterhazy fast geschlossen. Sie sind heute im Museum der bildenden Künste in Budapest ausgestellt.

Wackenroder konnte diese sagenhafte Kunstsammlung leider nicht bestaunen. Nicht gerade schmeichelhaft äußert er sich darüber seinen Eltern gegenüber: „*Das große hiesige Praunische Kunstkabinett ... bekommt man nur etwa zu sehen, wenn fremde vornehme Herrschaften es grade besehen. Der Besitzer,*

*Herr von Praun ist kein Kenner, und so un-
gefällig, daß er selbst der Herzogin von Wei-
mar abgeschlagen hat, das Kabinett zu zei-
gen, bloß weil er grade auf seinem Gute bei
Nürnberg war. Es ist sehr unordentlich, und
in einem kleinen Raum zusammengedrängt.*“

Dennoch beschert der Besuch beim Herrn Rugschreiber Häblein dem jungen Berliner noch eine für seinen weiteren Aufenthalt in Nürnberg sehr lohnende Bekanntschaft; denn der Schwiegersohn Häbleins ist niemand anderes als der schon erwähnte Johann Friedrich Frauenholz, der 1787 eine Kunsthandlung und einen Graphikverlag gründete. Für diesen gewann er hervorragende Künstler und wurde so zu einer der wichtigsten Persönlichkeiten des Nürnberger Kunstlebens. Bei seinem Tod im Jahre 1822 war die Kunsthandlung allerdings hoch verschuldet und mußte wenige Jahre später aufgelöst werden.

Im 1756 in Altdorf geborenen Herrn Magister Mannert traf Wackenroder einen weiteren bedeutenden Nürnberger Gelehrten, der es bis zum Universitätslehrer und Preisträger der Bayerischen Akademie der Wissenschaften brachte. Bevor er ab 1796 Geschichte und abendländische Sprachen an der Universität Altdorf lehrte, arbeitete er zehn Jahre lang als Lehrer und Bibliothekar am Egidiegymnasium. In dieser Zeit lernte ihn Wackenroder kennen. Wenn dessen Beschreibung zutrifft, dann war Mannert um diese Stelle nicht zu beneiden: *„Beim hiesigen Gymnasium hat er eine sehr mühselige Stelle. Die Anstalt hat 6 Klassen; und jede Klasse hat nach alter Art, nur einen Lehrer, der 5 Stunden alle Tage unterrichten muß. Herr Mannert unterrichtet die unterste Klasse, in Geschichte, Geographie, Latein, Naturgeschichte, und hat auch französische Stunden.“*

Vor seiner Berufung an die Universitäten Würzburg und Landshut war Mannert zwei Jahre lang wissenschaftlicher Direktor der Landkartenoffizin Homanns Erben. Wackenroder rühmt Mannert als den *„Verfasser der besten alten Geographie“*, und seiner *„Bayerischen Geschichte“* aus dem Jahre 1826 wird auch heute noch hoher wissenschaftlicher Wert zugesprochen.

In dem Arzt Dr. Georg Wolfgang Franz Panzer, einem Sohn des bereits erwähnten

Herrn Schaffer Panzer, traf Wackenroder eine weitere bemerkenswerte Nürnberger Persönlichkeit. Dr. Panzer arbeitete als praktischer Arzt, war aber auch Botaniker und Insektenforscher. Wackenroder stellt ihn als den *„einzigsten Naturkundigen in Nürnberg“* dar und als *„den einzigen, der ein Naturalienkabinett und eine naturhistorische Bibliothek hat.“* Darüber hinaus besitze er *„ein Herbarium und eine Insektensammlung.“* Es verwundert nicht, daß dieser vielseitig gebildete Mann ab 1804 Mitglied der Naturhistorischen Gesellschaft war, zahlreiche botanische Schriften verfaßte und als Arzt mit der Einführung der Pockenschutzimpfung in Nürnberg eine medizinische Großtat vollbrachte. Ab 1798 war er Stadt- und Landarzt in Hersbruck, wo er 1829 im Alter von 74 Jahren starb.

Den gesamten Nachmittag und frühen Abend des zweiten Tages verbrachte Wackenroder bei Johann Friedrich Frauenholz am Obstmarkt. Der Kunsthändler betrieb auch einen Verlag für Kupferstiche und hatte für diesen erst kurze Zeit vorher eigens einen Kupferdrucker aus Frankreich engagiert, der sich auf sein Handwerk besonders gut verstand. Seinem Berliner Gast zeigte Frauenholz zahlreiche Schätze aus seinen Verlagsbeständen; *„eine sehr vollständige Sammlung von A. Dürers Blättern ... in einem drei Finger dicken Foliobande“* ragte dabei sicher heraus. Darunter befanden sich unter anderem Holzschnitte, *„sehr feine Kupferstiche“* und Handzeichnungen. Wackenroder vermutet, daß die Frauenholzsche Kunsthandlung in Deutschland vielleicht nur von der Artaria in Wien übertroffen werde. Dennoch blieb dem jungen Studenten nicht der allgemeine Niedergang verborgen, in dem sich Nürnberg Ende des 18. Jahrhunderts befand: *„Vor 100 Jahren etwa war Nürnberg eine der blühendsten Städte an Handel und Kunst und Gewerbe, ja der Hauptsitz aller Kunst. Dies hat sich nun leider sehr geändert. Die großen Maler- und Kunsthändler-Geschlechter (Knorr, Sandrart, usw.) sind ausgestorben; und seit 20–30 Jahren ohngefähr gehen durch Auktionen alle Schätze der Kunst ins Ausland.“*

Die hauptsächlich aus ehemaligen Klosterbibliotheken stammenden literarischen Schätze

verlor Nürnberg bei „sehr häufigen Bücher-
auktionen“, denen auch prachtvolle Privat-
bibliotheken zum Opfer fielen. Wackenroder
nennt beispielsweise „die große Feuerlein-
sche Bibliothek“ sowie die „Witwertsche“.

Auch über die Nürnberger Malerakademie
erfuhr Wackenroder von seinem Gastgeber
etwas; allerdings äußert er sich seinen Eltern
gegenüber eher negativ; denn „die Zeichen-
akademie“ sei „ganz in Verfall gekommen.“
Deren Direktor war der 1727 in Esslingen am
Neckar geborene Porträt-, Wappen- und Kir-
chenmaler Johann Eberhard Ihle, der 1756
das Nürnberger Bürgerrecht erwarb und einer
der besten Porträtmaler der Stadt wurde. Zum
Direktor der Malerakademie ernannte man
ihn im Jahre 1771. Diesen Posten bekleidete
Ihle 40 Jahre lang, bis er 1811 im stolzen
Alter von 84 Jahren in den Ruhestand trat.
Ihm gelang es, die Malerakademie trotz der
ständigen Finanzmisere der Stadt in ihrem
Bestand zu erhalten. Zwei seiner Porträts be-
finden sich noch im Besitz der Stadt Nürn-
berg, und zwar das des Altdorfer Professors
Georg Andreas Will und das Bildnis des be-
kannten Volksdichters Johann Konrad Grü-
bel.

Am Vormittag des 24. Juni 1793, eines
Montags, stieg Wackenroder zur Burg hinauf,
um sich dort die Stadt von oben anzuschauen.
Außerdem absolvierte er noch seine letzten
beiden Besuche, die ihm „wieder viel Ver-
gnügen“ bereiteten. Zunächst begab er sich
nach Wöhrd – „einem eigenen kleinen Flek-
ken, mit eignen Toren, ... den man aber auch
wohl als eine Vorstadt ansehen kann“ – zu
dem Pfarrer und Kirchenhistoriker Georg
Theodor Strobel, der 1736 in Hersbruck ge-
boren wurde und 1794 in Wöhrd starb. Die
dortige Pfarrei hatte er 1774 übernommen.
Strobel gilt als bedeutender Forscher zur Ge-
schichte der Reformation, der sich vor allem
mit der Kirchengeschichte des 16. Jahrhun-
derts sowie mit der Person und dem Werk
Philipp Melanchthons beschäftigte. Einige
Schmuckstücke seiner einzigartigen Samm-
lung der Werke Melanchthons führte Strobel
seinem Besucher vor. Gegen Ende seines Le-
bens vermachte Strobel die nahezu 2.000
Titel seiner Bibliothek, unter denen sich ca.

900 Melanchthon-Schriften befanden, der
Nürnberger Stadtbibliothek.

Über den letzten Gastgeber Wackenroders
gibt es im Nürnberger „*Stadtlexikon*“, neben
der Werkausgabe des Autors die wichtigste
Quelle für diesen Aufsatz, leider keine Infor-
mationen, so daß wir hier vollständig auf Wak-
kenroders Angaben angewiesen sind. Den
„*Herrn Mechanikus David Beringer*“, der
„*auf dem Steig, in einem kleinen Häuschen*“
wohnte, nennt Wackenroder „*den besten, oder*
einzigen Mechanikus in Nürnberg ...“ Berin-
ger stand offenbar in enger Verbindung mit
dem Berliner Prediger und Astronomen Jo-
hann Ehlert Bode, für den er Erd- und Stern-
globen anfertigte. Die teilweise erheblichen
Schwierigkeiten, mit denen sich Beringer bei
der Herstellung dieser „*Erd- und Himmels-
kugeln*“ konfrontiert sah, werden von Wak-
kenroder detailliert dargestellt. Zum Beispiel
war es ein Problem, geeignetes Papier für
sein Vorhaben zu finden. Versuche mit vier
oder fünf Sorten Papier scheiterten, bis Berin-
ger schließlich in Holland etwas Geeignes
fand. Grundstoff der Globen war Pappe,
die dann mit einem weißen Überzug versehen
und immer ebener und glatter poliert wurde.
Im Anschluß daran klebte man die „*Seg-
mente*“ mit Kleister auf, „*welches unendliche*
Schwierigkeit macht.“ Den Abschluß bildete
das Auftragen einer Lackschicht. Wackenro-
der versichert seinen Eltern, daß Beringer „*in*
14 Tagen ohnfehlbar“ ein Ansichtsexemplar
an Bode schicken werde. Wenn dieses dessen
Erwartungen entspreche, so werde Beringer
„*jeden Monat ungefähr 6 Exemplare nach*
Berlin ... liefern.“

Den vierten und letzten Reisebrief schrieb
Wackenroder dann schon wieder von Erlan-
gen aus, und zwar unmittelbar nach seiner
Rückkehr am Abend des 24. Juni 1793. Darin
schildert er den Spaziergang, den er mit Frau-
enholz und „*seiner artigen jungen Frau*“
nach Dutzendteich unternahm. Auf dem Weg
dorthin führte ihn Frauenholz in die Lorenz-
kirche, wo Wackenroder die zwei berühm-
testen Kunstwerke sah bzw. nicht sah: Während
er das „*äußerst künstliche Sakramentshäus-
chen*“ des Adam Kraft seinen Eltern genau
beschreibt, blieb ihm der Engelsgruß des Veit
Stoß vorenthalten, da man dieses Kunstwerk

„in einem großen grünen Sack versteckt“ hatte, der nach Aussage des Herrn Frauenholz nur „*vornehmen fremden Personen ... geöffnet*“ werde.

Dutzensteich – „*ein Dorf, eine kleine halbe Meile hinter Nürnberg*“ – war damals ein sehr beliebter Ausflugsort für die Nürnberger Bevölkerung, die „*das Spazierengehen und -fahren*“ laut Wackenroder außerordentlich liebte. An Sonn- und Feiertagen herrschte in dem am See gelegenen Gasthaus Hochbetrieb, und es wurde fleißig getanzt – „*(beinahe bloß gewalzt)*“. Der schöne Blick auf Nürnberg, den Wackenroder vom Dutzensteich aus genöß, ist heute nahezu völlig verstellt.

Nach dem Abschied von Frauenholz mußte Wackenroder noch im Wirtshaus bezahlen. Um 17 Uhr marschierte er wieder nach Erlangen zurück.

In Begleitung seiner Freunde Burgsdorff und Tieck sowie des Berliner Prorektors Weißer, der die Studenten in Erlangen besuchte, brach Wackenroder am 12. August, einem Montag, zu seiner zweiten Reise nach Nürnberg auf. Obwohl sie sich dort nur am Montagnach- und am Dienstagvormittag aufhielten, besichtigten die Berliner diesmal sehr viel, bevor sie am Dienstag über Fürth wieder nach Erlangen zurückkehrten.

Zunächst einmal galt ihr Interesse den Nürnberger Kirchen, vor allem natürlich der Sebaldus- und der Lorenzkirche, die Wackenroder im Brief an die Eltern eher knapp charakterisiert. Über die Lorenzkirche, an der er hauptsächlich die Glasfenster rühmt, schreibt er: „*[Sie] ist inwendig die ehrwürdigste, antikeste und abenteuerlichste Kirche, die ich kenne.*“ Einen weiteren Superlativ wendet er auf den Johannisfriedhof an, „*den schönsten Kirchhof, den ich bis jetzt gesehen habe.*“ Damit sie seine Reiseindrücke nachvollziehen können, nennt Wackenroder seinen Eltern das bereits erwähnte Buch „*Merkwürdigkeiten von Nürnberg*“ des Herrn von Murr, das seiner Meinung nach aber unvollständig ist.

Am Dienstagvormittag wurde zuerst einmal Herr Beringer aufgesucht, der inzwischen die ersten Globen fertiggestellt hatte und sie „*in wenigen Tagen*“ an den Prediger

Bode schicken werde. Wenn wir bedenken, daß es im Juni hieß, die Globen würden spätestens in zwei Wochen abgeschickt, so gewinnt man den Eindruck, als wolle Wackenroder den gewiß schon etwas ungeduldigen Herrn Bode beschwichtigen. Auf dem Besichtigungsprogramm standen anschließend der Markt, das Rathaus mit dem beeindruckenden Saal und die Kaiserburg. Die Künigundenlinde, einige Gemälde, die weite Aussicht bis zur „*ansbachischen Festung Wülzburg*“ und der „*56 Klafter tiefe Brunnen*“ finden Erwähnung in Wackenroders Brief. Auch von einem seltsamen Kirchweihbrauch, dem „*blutigen Mann*“, erzählt er darin.

Vom Aufsatzthema „Wackenroder in Nürnberg“ möchte ich an dieser Stelle kurz abweichen und einen Blick auf unsere Nachbarstadt Fürth werfen; denn auch diese besuchte Wackenroder am 13. August 1793 auf dem Rückweg nach Erlangen. Seine erste allgemeine Beschreibung von Fürth lautet folgendermaßen: „*Fürth ist eine von Handwerkern und Juden wimmelnde Stadt. Alles ist tätig und hat ein Gewerbe. Juden bieten in Menge allerhand Sachen zum Verkauf an. Die Stadt ist offener als ein Dorf: die Straßen laufen gradezu auf Wiesen und Felder hinaus und ist nicht das geringste von Umzäunung zu sehen. Wir aßen Mittag im ‚Prinzen von Preußen‘. Gegenüber ist das ‚Brandenburgische Haus‘ (ein Name, den in mehreren fränkischen Städten Wirtshäuser führen), einem der größten Gasthöfe, den ich je gesehen habe, und den man in diesem Städtchen nicht suchen sollte.*“

Nach dem Essen begaben sich die Reisenden auf Besichtigungstour durch die Stadt, wobei Wackenroder ein ausgeprägtes technisches Interesse offenbarte. Erste Station war die Spiegelschleifmühle, wo man zuschauen konnte, wie die aus Böhmen importierten Gläser geschliffen, poliert und mit Quecksilber versehen wurden. In der Bleistiftfabrik verfolgten sie die gesamte Herstellung eines solchen Schreibgerätes. Eine Knopffabrik und eine Goldschlägerei bildeten weitere Ziele. Höhepunkt der Exkursion nach Fürth war dann aber wohl der Besuch bei dem Hofmedaillenreich, einem ehemaligen Orgelbauer, den Wackenroder einerseits als „*mechanisches*

Genie“, andererseits aber auch als „ein wenig schwärmend“ bezeichnet. Bei ihm bekamen die Besucher allerhand Kurioses zu Gesicht, z.B. eine Luftpumpe, eine Elektrisiermaschine, ein „*Perpetuum mobile*“ und eine wahre Wundermaschine, mit deren Hilfe Reich innerhalb weniger Minuten auf einem runden Elfenbeinplättchen „*das Brustbild des jetzigen Königs*“ herausarbeitete. Für zwölf Kreuzer erwarb Wackenroder dann ein kleines Bildnis des „*vorigen Königs von Preußen*“.

Am Mittwoch, dem 25. September 1793, fuhr Wackenroder in Begleitung dreier Herren von Erlangen über Nürnberg nach Ansbach, um dort abends an dem Ball teilzunehmen, der aus Anlaß des Geburtstags des Königs gegeben wurde. Am nächsten Tag sollte ihnen dann einer der Begleiter, ein Herr von Wechmar, noch Ansbach zeigen. Auf der Hinfahrt war Nürnberg nur Durchgangsstation, wo sich die Reisenden am Obstmarkt mit Proviant eindeckten. Auch bei dieser Fahrt liefert uns Wackenroder interessante Angaben über Entfernungen und Reisegeschwindigkeit. Diesmal war er ja nicht zu Fuß, sondern mit der Kutsche unterwegs, und zwar durchgehend auf einer Chaussee, die er im Ansbachischen als „*besonders gut*“ bezeichnet. Trotz offenbar bester Straßenverhältnisse betrug die Reisegeschwindigkeit nur etwa sieben Stundenkilometer, was Wackenroder aber durchaus positiv vermerkt: „*Auf 1 Meile fährt man auf Chausseen nicht viel mehr als 1 Stunde.*“ Somit dürften die Herren für die 5,5 Meilen von Erlangen über Nürnberg nach Ansbach etwa sechs Stunden gebraucht haben. Wie langsam und mühselig muß das Fahren erst auf schlechten Straßen gewesen sein? Diese Zahlen verdeutlichen auch, welch ungeheuren Fortschritt die Eisenbahn einige Jahrzehnte später brachte.

Auf eine mitteilenswerte Notiz über Schweinau stoßen wir in der Reisebeschreibung Wackenrodgers: „*Nicht weit hinter Nürnberg kommt man durch das ansehnliche Dorf Schweinau, wo Dosen von Papiermaché, und andre Sachen in Menge gemacht werden. Von den frischlackierten Dosen bekommt das ganze Dorf einen starken Firnisgeruch.*“

Am Donnerstagabend kamen Wackenroder und seine Begleiter wieder in Nürnberg an,

wo sie noch einmal übernachteten, um dann am folgenden Tag, dem 27. September 1793, nach Erlangen zurückzukehren. In Nürnberg hielt Wackenroder „*noch eine kleine Nachlese von allem dem ...*, was [er] dort noch sehen und ausrichten wollte.“ Abschied nahm er von den Herren Häßlein und Frauenholz. Ersterer hatte an Gelbsucht gelitten und war noch sehr schwach. Dem Herrn von Murr brachte er noch die Dissertation über Giordano Bruno, die Wackenrodgers Eltern auf die im Juni geäußerte Bitte des Herrn von Murr hin offenbar besorgt hatten. Herr von Murr bedankte sich dafür gleich mit mehreren Geschenken. Zuletzt suchte Wackenroder noch den Kaufmann Matti auf, wobei nicht klar wird, in welcher Beziehung er zu diesem stand. Matti bzw. dessen Sohn führte Wackenroder noch zu verschiedenen Handwerkern: zu einem Dosenmacher, einem Beindrehler, der aus Elfenbein oder Rinderknochen kleine Gebrauchsgegenstände und außerdem noch meerschäumene Pfeifenköpfe herstellte, und einen Holzdrehler, der Spielzeug produzierte. Auch eine der wenigen Fabriken, die es in Nürnberg in jener Zeit gab, besichtigte der Berliner Student mit dem Herrn Matti, eine Nadelfabrik nämlich. Die Messingherstellung wollte man ihm dagegen nicht vorführen.

Vor dem abschließenden Besuch des Johannisfriedhofs und der schönen Gemälde im Rathaus besichtigte Wackenroder noch zwei Kirchen: zum einen die „*alte und schwarze*“ Marienkirche am Marktplatz, wo er in einem Schrank „*die angemalten Figuren der sieben Kurfürsten*“ sah, „*die an hohen Festtagen, auf die Stifte eines Gestelles gesteckt, und auf einer runden Platte, um das Bild des Kaisers durch ein Uhrwerk herumgetrieben werden.*“ Das noch heute berühmte „*Männleinlaufen*“ fand also damals offenbar nur an hohen Feiertagen statt. Zum anderen wurde auch der „*neusten [Kirche] in Nürnberg*“, der „*Ägidienkirche*“, ein Besuch abgestattet. Wackenroder rühmt an ihr den „*Reichtum an Stukkaturarbeit*“, ein großes Deckengemälde sowie ein „*schön komponiertes*“ Altarbild von van Dyk, das „*Christi Leichnam mit drei Figuren*“ zeigt.

Den Brief an seine Eltern, in dem er diesen letzten Nürnbergaufenthalt darstellt, schrieb Wackenroder erst eine Woche später, nämlich am 4. Oktober 1793. Am Ende dieses Schreibens heißt es: „Morgen reisen wir von Erlangen ab, und etwa in 10 Tagen sind wir in Göttingen.“ Dort setzten die beiden jungen Berliner ihr Studium fort.

Mit Tieck und Wackenroder begann die „romantische Entdeckung“ Nürnbergs. Das Image der Stadt scheint mir bis heute in nicht unwesentlichem Ausmaß geprägt von dem Bild, das die Romantiker von ihr zeichneten. Die Lektüre der Briefe Wackenroders ist vor allem deswegen interessant, weil er darin die Stadt ausführlich und auch detailliert be-

schreibt, was häufig einen sehr reizvollen Kontrast zum modernen Nürnberg ergibt.

Verwendete Literatur:

Diefenbacher, Michael/Endres, Rudolf (Hrsg.): Stadtlexikon Nürnberg. Nürnberg 1999.

Wackenroder, Wilhelm Heinrich: Dichtung – Schriften – Briefe. Darmstadt 1984.

Sämtliche Zitate entstammen diesem Buch, und zwar aus den Texten:

„Beschreibung einer Reise nach Nürnberg“ (S. 38–59),

„Zweite Reise nach Nürnberg mit Aufenthalt in Fürth“ (S.105–116),

„Reise nach Ansbach und Nürnberg“ (S.116–125).

Friedrich Rückert (1788-1866) und Schweinfurt

von

Rudolf Kreutner

Erfreulicherweise gehört zum lebendigen Selbstverständnis der meisten Schweinfurter nicht nur die hier ansässige Industrie, sondern auch der in Schweinfurt geborene Dichter und Orientalist Friedrich Rückert (1788–1866). Allerorten scheint er präsent zu sein: Neben dem imposanten Denkmal auf dem Markt und dem unmittelbar daneben gelegenen Geburtshaus erinnern noch ein nach ihm benanntes städtisches Verwaltungsgebäude, ein Raum im stadthistorischen Museum, eine literarische Gesellschaft, die seinen Namen in die Welt trägt, eine Schule, eine Apotheke, diverse Confiserie-, Backwaren u.ä. an den großen Sohn der Stadt. Auch für lokale wie auswärtige Festredner jedweder Couleur findet sich im umfangreichen Werk stets ein passendes Zitat, das sowohl die Belesenheit des Redners als auch die enge Verbundenheit mit dem literarischen Aushängeschild der Stadt belegt. Oberflächlich betrachtet ist Rückert in seiner Geburtsstadt also eine Selbstverständlichkeit: Nahezu omnipräsent und in (fast) aller Munde! Um so befremdlicher erscheint da der Umstand, daß über ihn zwar einige

Einzeluntersuchungen mit Schweinfurtbezug vorliegen,¹⁾ eine Gesamtschau, die das Verhältnis des Dichters zu seiner Vaterstadt – et vice versa – eingehend untersucht, bislang jedoch fehlt.²⁾ Die nachfolgenden Einlassungen, die diese Forschungslücke sicherlich nicht auszufüllen vermögen, beschränken sich übrigens bewußt auf das Nachweisbare bzw. unmittelbar Plausible, da gerade die Schweinfurter Zeit Rückerts durch das Wirken des selbsternannten Rückert-Biographen Conrad Beyer (1834–1906)³⁾ und zahlreicher anderer Autoren mit Unmengen von unbelegten Behauptungen belastet ist, die teilweise sogar Eingang in die ansonsten solide Rückert-Biographie Helmut Prangs (1910–1982)⁴⁾ fanden.

Von Anfang an bestens belegt ist der Eintritt Rückerts in das Leben der damals noch Freien Reichsstadt Schweinfurt: Laut Taufregister „MAJUS 1788“ der hiesigen Pfarrei St. Johannis erblickte „Johan Michael Friedrich“ Rückert „den 16. früh um 6 Uhr“ das Licht der Welt, um unverzüglich „vom HEn. Diac.



Abb. 1: Geburtshaus Friedrich Rückerts.
Photo von 1890; Stadtarchiv Schweinfurt.

M. [Johann Kaspar] *Bundschuh* [(1753–1814)] zu Haus getauft“ zu werden. „Zu Haus“ hieß damals „Haus Nr. 384“, heute „Markt 2“, wo seit 1867 eine vom Stuttgarter Bildhauer Heinrich Schaeffer (1818–1873) geschaffene Tafel an das Geburtsgeschehen „über zwei Stiegen und zwar im vorderen Eckzimmer“⁵⁾ erinnert. Als Eltern werden im Kirchenbuch „HE. Joh. Adam Rückert [(1763–1831)], *Advocat allhier*; und Fr. Maria Barbara geb. Schoppachin“ (1766–1835) vermerkt. Während der Vater aus Hildburghausen zugewandert war, stammte die Mutter sowohl väterlicher- als auch mütterlicherseits aus alteingesessenen Schweinfurter Ratsgeschlechtern. Das hohe Ansehen dieser Familien belegt vielleicht am ehesten der Umstand, daß sich Rückerts Großmutter Sabina Barbara geb. Stör (1728–1794) gleich mehrere handfeste Skandale leisten konnte: So lief ihr nicht nur nach acht Ehejahren der erste Gatte, ein Coburger Kaufmann, davon, sondern sie scheute sich auch nicht, kurz darauf mit dem Schweinfurter Jungjuristen Johann Friedrich Schoppach (1741–1787) „anzubandeln“, dem sie allerdings zwei Jahre nach der unehelichen Geburt der gemeinsamen Tochter, der Mutter Rückerts, den Laufpaß gab, um den ebenfalls erheblich jüngeren Kaufmann Johann Philipp Till (1742–1769) zu ehelichen; dieser sollte allerdings schon nach nur drei Ehejahren infolge eines Duells zu Tode kommen. Zu guter Letzt nahm sie dann doch noch Johann Friedrich Schoppach, den Kindsvater von Rückerts Mutter, zum Ehemann Nummer Drei.⁶⁾ Rückert war sich zeit-

lebens der Rolle, die seine Herkunft mütterlicherseits für sein Verhältnis zu Schweinfurt als Heimatstadt spielte, sehr wohl bewußt, weshalb er häufiger von seiner „Mutterstadt“ als von der sprachlich eigentlich üblichen Vaterstadt sprach.⁷⁾

Da aber das Rückert'sche Geburtshaus von besagter Großmutter bereits im Februar 1787 an den Kaufmann Georg Thomas Fichtel (1726–1803) verkauft worden war, und das im Kaufvertrag ausgehandelte Wohnrecht, nämlich weiterhin „ein ganzes Jahr Frey im Hauss zu sitzen“⁸⁾ schon bei Rückerts Geburt weit überschritten war, stand wohl noch im selben Jahr ein Umzug in ein neues Domizil Ecke Markt/Zehntstraße, heute steht dort der Gebäudekomplex Zehntstraße 1, an.⁹⁾ Das neue Anwesen diente der gesamten Familie samt Schwiegermutter und deren Tochter aus zweiter Ehe, Sophie Till (1769–1812), sowohl als Wohnung als auch als Geschäftslokal, denn Johann Adam Rückert betrieb dort auch seine Anwaltskanzlei bis zum ersten Wegzug der Familie, der wohl in die zweite Jahreshälfte des Jahres 1793 zu datieren ist. Obwohl sich Rückert senior sicherlich auf die gute Reputation der Familien Schoppach und Stör berufen konnte, dürfte es dem „Neig'schmeckten“ aus Hildburghausen nicht leicht gefallen sein, sich unter den im 5.000-Seelen Städtchen Schweinfurt ca. 40 bestallten Juristen zu behaupten und seiner stetig wachsenden Familie eine gesicherte Existenz zu bieten.¹⁰⁾ Dies und vielleicht auch die dräuenden Wolken der Revolutionskriege dürften Johann Adam Rückert letztlich dazu bewogen haben, am 8. Juni 1793¹¹⁾ einen Anstellungsvertrag als Amtmann beim Reichsfreiherrn Carl August Truchseß von Wetzhausen (1761–1811) in Oberlauringen zu unterzeichnen. Wie Friedrich Rückert in seinem 1829 entstandenen Zyklus „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmanns“¹²⁾ detailliert beschreibt, erhielt er dort sämtliche sein späteres Leben bestimmenden Grundprägungen: Die Liebe zur Natur, die Liebe zu den Sprachen – und die Aufgeschlossenheit für fremde Kulturen.

Nach eigenem Bekunden kam Rückert junior im Jahre 1798 wieder erstmals nach

Schweinfurt. In dem diesen Aufenthalt behandelnden Gedicht „Der Besuch in der Stadt“ schlägt er sich allerdings vor allem mit dem von ihm zeitlebens ungeliebten Namen seiner „Mutterstadt“ herum, wofür die folgenden acht Zeilen stellvertretend stehen mögen:

„[...]“

*Kann man eine Stadt erbauen,
Um den Name dann
Ihr zu geben, den mit Grauen
Man nur singen kann?*

*Hättest Mainfurt, hättest Weinfurt,
Weil du führest Wein
Heißen können, aber Schweinfurt,
Schweinfurt sollt' es seyn!*

[...]“¹³⁾

Aus einem weiteren Gedicht dieses Zyklus“, „Der alte Pax“,¹⁴⁾ geht noch hervor, daß die Rückerts, trotz ihres Wegzugs, in Schweinfurt weiterhin in gutem Ansehen standen: Denn einzig sein guter Name – oder vielleicht eher der seiner Schoppachschen Großmutter – bewahrten den Lausbuben davor, daß er für sein unerlaubtes Brechen von Holunderblütendolden bestraft wurde.

Der nächste Schweinfurter Lebensabschnitt Friedrich Rückerts war vor allem von dem geprägt, was man gemeinhin den „Ernst des Lebens“ nennt: Mit Schreiben vom 19. Juli 1802 wurde dem Vater die Oberlauringer Stellung mit Wirkung zum 22. Januar 1803 aufgekündigt. Anlaß für die Kündigung waren offensichtlich Differenzen zwischen dem Truchseß und seinem Beamten über die Ursachen für die Zerrüttung der Wetzhausenschen Finanzen und die nach Ansicht des Barons völlig unangebrachte Parteinahme des Amtmannes für dessen Oberlauringer Untertanen sowie die dort in unverhältnismäßig großer Zahl ansässigen Juden.¹⁵⁾ Stellunglos und ohne Einkommen muß in der zweiten Hälfte des Jahres 1803 bei Vater Rückert der Entschluß gereift sein, wieder in das inzwischen durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 Kurbayern zugeschlagene Schweinfurt zurückzukehren, um dort erneut die Advokatur auszuüben. Diesmal zieht die Familie Rückert in ein An-

wesen in der Langen „[...] Zehntgasse, [...] die auf den Kirchplatz führt, den sie zur Rechten hat, [...] u. zwar weit oben links, unmittelbar unter einem Hause, das von der Straße seltsam zurücktritt [...]“¹⁶⁾ Nach der Beschreibung des Dichters müßte es sich hierbei um das Haus Nr. 257 gehandelt haben, das ebenfalls im letzten Krieg zerstört wurde, und an dessen Stelle sich heute die Südfassade des Friedrich-Rückert-Baus erhebt. Dorthin wurde 1802 zu Beginn des neuen Schuljahres, das bis weit ins 20. Jahrhundert mit Ostern begann, auch der älteste Sohn „[...] auf das Kurfürstliche Gymnasium Gustavianum geschickt [...]“¹⁷⁾ Wo der junge Rückert bis zum Nachzug der restlichen Familie logierte, entzieht sich allerdings unserer Kenntnis: Conrad Beyer und Agnes Willms-Wildermuth (1844–1931) behaupten, er hätte in dem der Anstalt angeschlossenen „Alumneum“ (Internat) gewohnt, was jedoch von Ferdinand Gademann (1880–1969) bestritten wird.¹⁸⁾ Der Ortswechsel bekam dem jungen Rückert aber offensichtlich ausgezeichnet, wie einem Brief an seinen Jugendfreund Lorenz Sixt (1789–1855) zu entnehmen ist: „[...] als ich nach Schweinfurt auf die Schule kam, nahm meine Hypochondrie in demselben Grade ab, in welchem meine Eßlust zum saueren Kraute sich vermehrte.“¹⁹⁾ Über den medizinischen Nutzen dieser auch dem Freund angedienten „Sauerkrautkur“ mögen sich vielleicht die Geister scheiden, den schulischen Leistungen war sie jedenfalls eindeutig nicht abträglich, wie zwei im hiesigen Stadtarchiv aufbewahrte Probearbeiten aus den Jahren 1803 und 1804 belegen. Auch lassen diese bereits die außergewöhnliche Sprachbegabung und das dichterische Talent Friedrich Rückerts erkennen. Neben fein säuberlich niedergeschriebenen lateinischen Aufsätzen zu Themen aus Vergils „Georgica“ bzw. Ovids „Metamorphosen“ findet sich auch eine Umformung der Aesopschen Fabel „Der Holzfäller und Merkur“ in 27 Hexameter.²⁰⁾ Bei diesen hervorragenden Leistungen nimmt es nicht wunder, daß der Direktor Johann Kaspar Bundschuh seinem ehemaligen Täufling am 4. Oktober 1805 das folgende Abschluszeugnis ausstellt: „Seine Geistesgaben sind ganz vorzüglich. Sein Fleiß ist unermüdet be-

ständig. Er ist in der griechischen, lateinischen und deutschen Litteratur der Erste; Der Erste im allgemeinen Fortgang, über Sachgegenstände; Der Erste in der französischen Sprache. Sein sittliches Betragen war ausgezeichnet gut.“²¹⁾

Mit dem Weggang Rückerts an die Universität Würzburg, bei der er sich am 9. November 1805 als Student der Jurisprudenz immatrikulierte,²²⁾ wurden sonderbarerweise die Weichen in Richtung Coburg gestellt: Zum einen lernte er dort den Coburger Medizinstudenten Christian [von] Stockmar (1787–1863) kennen, der trotz seines atemberaubenden gesellschaftlichen Aufstiegs vom sachsen-coburgischen „Stadt- und Land-Physikus“²³⁾ zum Berater des belgischen wie englischen Königshauses sein ganzes Leben Rückert in enger Freundschaft verbunden blieb und diesen in immer engere Beziehung zu Coburg brachte, die schließlich 1821 in der Eheschließung mit dem Coburger Archivratsmündel Luise Wiethaus-Fischer (1797–1857) ihren vorläufigen Abschluß fand. Zum anderen tauschte Rückerts Vater um dieselbe Zeit die existentielle Unabwägbarkeit der Schweinfurter Advokatur gegen eine sichere Anstellung im Staatsdienst ein. Wie es der Zufall wollte, führten ihn die verschiedenen Versetzungen immer weiter weg von Schweinfurt und immer näher an Coburg heran: Von Rügheim, wo Johann Adam Rückert 1806/07 als Districts-Commissär diente, über Seßlach, in dem er 1807/08 als Territorial-Commissär wirkte, nach Ebern, wo er von 1809 bis 1825 als Rentbeamter (Finanzbeamter) eingesetzt war.

Erst die Versetzung des Vaters an das Rentamt zu Schweinfurt im Jahre 1825 bot erneut die Gelegenheit, die Kontakte zu Schweinfurt wieder zu intensivieren. So verbrachte der zum 3. Oktober 1826 an der Universität Erlangen zum Professor für orientalische Sprachen berufene Rückert²⁴⁾ mit der gesamten Familie den letzten „freien“ Sommer im neuen alten Wohnsitz seiner Eltern,²⁵⁾ die ihre Wohnung praktischerweise im weitläufigen Dienstszentrum der Sparkasse von der Siebenbrückleinsgasse bis zur Schultesstraße

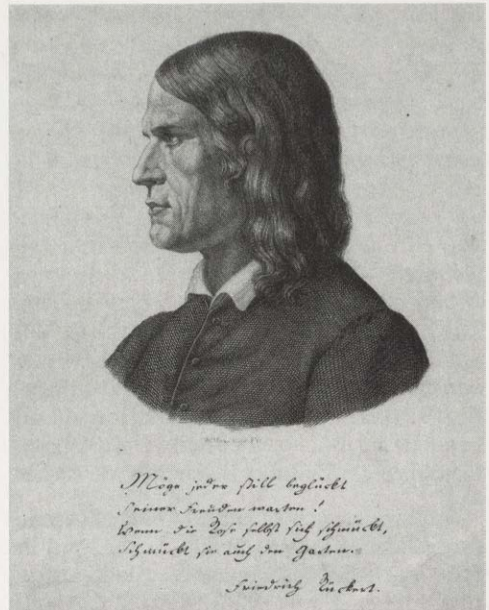


Abb. 2: Carl Barth: Friedrich Rückert, Stahlstich 1840. Stadtarchiv Schweinfurt.

die gesamte Länge der Johannisgasse einnahm. Den beeindruckendsten Bericht eines Schweinfurtbesuchs Rückerts liefert ein Brief vom 9. Oktober 1827 an seine Frau Luise, der neben den Eltern die hiesigen Reben als wichtigsten Grund für seinen sich immerhin vom 7. bis 28. Oktober hinziehenden Aufenthalt in Schweinfurt benennt: „So kam ich traubenlezend an der alten nun wieder geflickten Staubbrücke an, und durch die dunkle Mühle hinten an der Mauer am Main herum, wo wir im vorigen Sommer sooft mit unsern Jungen vorbeigekommen und nach dem Bleichrasen hinübergeschaut, endlich mit etwas über das spitzige Pflaster seufzenden Fußsohlen, hinaus wo die letzten Häuser sind, u der Gottesacker, ans derzeitige Rentamt, mit einiger Besorgniß, wie ich daselbst ohne die Jungen angesehen werden würde, zumal mir unterwegs bei weitem mehr Schweine (die die Eichelmast in Bewegung setzt) als Schaafte begegnet waren. Doch war der Empfang recht vortrefflich, und ich sogleich wieder zu Hause [...]. Aber am andern Morgen, [...], gegen 10 Uhr brach ich mit der Schwester Marie [(1810–1835)] nach unserm Weinberg in der Gaugeleiten [recte: Gaukenleiten] auf,

ich mit großen Traubenappetit u großem Stückbrot zum Succurs, u sie mit einem grossen Korb, so groß er sich unter dem schwarzen Seidenmantel fortbringen ließ. Am Mittag kehrten wir, weit langsamer als wir hinausgezogen waren, zurück, sie mit so viel Trauben, als der Korb faßte, u ich mit so viel, als der Magen hielt, es mochten wol 30–40 seyn, was Dir als eine nicht unter Trauben aufgewachsene wol als etwas erschreckliches vorkommen mag, seys nun eine erschreckliche Lüge, oder eine noch erschrecklichere Unmäßigkeit. Es ist aber hier zu Land ein ganzmäßiges Zwischen-Frühstück.“²⁶⁾ Natürlich ließ Rückert auch die Gelegenheit nicht ungenutzt, anlässlich seiner Schweinfurtaufenthalte alte Schweinfurter Bekannte zu besuchen.

Insgesamt sind noch sieben weitere Schweinfurtbesuche Rückerts belegt: Ende April bis 8./9. Mai 1829 besuchte er die Stadt mit seinen Söhnen Karl (1824–1899) und August (1826–1880) anlässlich der Hochzeit seiner Schwester Sophie (1791–1848) mit dem Pfarrer Theodor Kremer (1795–1859); bei dieser Gelegenheit war Rückert „[...] am [Oster-] Dienstag [...]“ mit den beiden Knaben „[...] in dem alten neu erworbenen Garten [...]“, dem heutigen Anwesen Kiliansberg 1,²⁷⁾ „[...] wo ihnen der Schweinfurter Hase einlegte.“²⁸⁾ Vom 6./7. September bis 2. Oktober 1830²⁹⁾ dürften wohl in erster Linie die süßen Trauben der Grund dafür gewesen sein, daß sich Rückert mit dreien seiner vier Söhne gen Schweinfurt aufmachte. Der kurze Aufenthalt Ende August Anfang September 1831³⁰⁾ hatte hingegen Tod und Begräbnis des Vaters zum traurigen Anlaß. Im Anschluß an eine Fichtelgebirgswanderung suchte der Dichter vom 5. September 1833 bis Mitte des Monats Schweinfurt auf, um nach Mutter und Schwester zu sehen: Nach dem Tod des Versorgers hatten diese die Dienstwohnung räumen müssen und waren in die heutige Burggasse 12 (Ecke Rittergasse) gezogen. Rückert war sichtlich erschüttert über die bescheidenen Verhältnisse, mit denen die beiden sich nun arrangieren mußten, und die der Dichter seiner Gattin Luise ungeschönt schilderte: „Mutter u Schwester, die schönstens grüßen, fand ich recht gesund, ganz artig eingerichtet, aber so knapp lebend, daß mich der geringe

Aufwand peinigt, den sie meinerwegen zu machen sich nicht wehren lassen. Mein altes Mütterchen tunkt in ihr einziges Schälchen dünnen Rübenkaffe schwarzes Brot, weil sie das selbst baut auf einem bestandenen Acker, und wenn ich Abends das Licht nehme um zu Bette zu gehn, zündet sie für sich selbst eine Oellampe an. Übrigens ist sie guten Muthes und sicher nun endlich durch die Anfechtungen hindurch zu bescheidnem Auskommen zu gelangen. Es kommt ihr zu Statten, daß sie selbst klein angefangen, wie sie jetzt enden muß; der im Überfluß erwachsenen Schwester wirds viel schwerer. Ich rede ihnen wiederholt zu, zu uns nach Erlangen zu ziehn [...]“³¹⁾ Trotz – oder vielleicht auch wegen – dieser bedrückenden Verhältnisse machte sich Rückert bereits am 15. Oktober, samt seinen vier Söhnen Heinrich (1823–1875), Karl, August und Leo (1827–1904), erneut auf den Weg nach Schweinfurt, um an der Weinlese und dem damit verbundenen großen Fest teilzunehmen. Frucht dieses Aufenthalts sind zwei Gedichte, nämlich der „Brief an die Mutter“, in dem Rückert nicht nur heiter-aufgeräumt die Reise Revue passieren läßt, sondern auch seine vier Knaben ebenso liebevoll wie treffend charakterisiert. Bezeichnenderweise stößt sich der Dichter darin auch wieder besonders am Namen seiner Vaterstadt, doch lobt er zumindest die Weinlage „Schweinfurter Mainleite“:

„[...]“

*Ob erhoben seinen Steinwein
Würzburg über'n Rheinwein hat,
Mir gewürzter wächst der Mainwein
Zwischen Mainberg und der Stadt,
Deren Mühlen, deren Brücken
Lieblich dort am Strome dämmern.
Willst du mir den Einzug schmücken,
Stadt, nicht zubenannt den Lämmern?
Daß du scheinst von des Frischlings
Mutter zubenannt, mein Schweinfurt,
Ist die Schuld des falschen Zischlings,
Ohne den du hießest Weinfurt.*

[...]“³²⁾

Das zweite (Brief-) Gedicht gilt dem Leiter des Erlanger Gymnasiums, dem Altphilologen Ludwig Döderlein (1791–1863), in dem er diesen war zerknirscht, doch deshalb

nicht weniger bestimmt um Sonderurlaub für seine schulpflichtigen Knaben bittet, damit auch diese die Weinlese und die damit einhergehenden Festivitäten, die in diesem Jahr bis um den 26. Oktober andauern sollten, in vollen Zügen genießen könnten.³³⁾ Im darauffolgenden Jahr zieht es den Vater mit seinen Knaben, diesmal verstärkt um die Gattin, vom letzten Drittel des Septembers bis Mitte Oktober³⁴⁾ erneut zur Weinlese nach Schweinfurt. Diesmal bedurfte es jedoch keiner eigenmächtigen Ferienverlängerung mehr, da die Trauben offensichtlich früher reif waren.

Der vorletzte Besuch ist zwar nicht belegt, doch dürfte er auf Ende Juni/Anfang Juli 1835 anzusetzen sein, da am 24. Juni seine heißgeliebte jüngere Schwester Marie im Alter von nur 24 Jahren verstorben war. Ihr hatte er nicht nur zu Weihnachten 1813 die „Fünf Mährlein zum Einschlafen für mein Schwesterlein“ gedichtet, sondern ihrer gedachte er dadurch besonders, daß er seine am 28. Juni 1835 geborene Tochter nicht nur auf den Namen Marie taufen ließ, sondern sie noch zusätzlich „Renata“, die Wiedergeborene, nannte. Rückerts endgültig letzter Schweinfurtaufenthalt ist auf die Zeit vom 1. bis 12./13. Januar 1836³⁵⁾ zu datieren. Zwei Tage vor seinem Eintreffen war seine Mutter infolge eines Schlaganfalls gestorben; er trug sie dann am Neujahrsabend zu Grabe. Zusätzlich verdüstert wurde sein letzter Aufenthalt in der „Mutterstadt“ durch die einsetzenden Erbstreitigkeiten mit seiner Schwester Sophie. So nimmt es nicht wunder, daß in dieser Gemengelage neben einigen Gedichten auf die tote Mutter und die habgierige Schwester³⁶⁾ vielleicht auch die folgenden, für Schweinfurt und seine Bewohner wenig schmeichelhaften Verse entstanden:

*„In Mekka, floh er nicht, sie hätten ihn gesteigert;
Bald in Medina war die Schaar um ihn vereinigt:
Bewiesen hat so gut wie der von Nazaret
Mit seinem Beispiel der arabische Profet:
Daß der Profet nicht gilt in seiner Vaterstadt,
Noch der Poet in der, die ihn geboren hat.“³⁷⁾*

Doch mögen sich die Schweinfurter trösten: Auch die Erlanger mußten die ätzende Kritik des Dichters über sich ergehen las-

sen,³⁸⁾ und die Berliner schafften es gar binnen eines Jahres, sich den ebenso offen wie öffentlich ausgesprochenen Unmut Rückerts zuzuziehen.³⁹⁾

In den späteren Jahren zeigte sich der Griesgram jedoch wieder gnädiger gegenüber seiner Geburtsstadt, doch blieb die Kontakt-Initiative für die kommenden Jahrzehnte auf Seiten der Schweinfurter, von denen sich auch einige redlich um den berühmten Sohn der Stadt mühten. Während sich der Schweinfurter Liederkranz, der Rückert immerhin seit 1843 zu seinen Ehrenmitgliedern zählte,⁴⁰⁾ auf seine Einladungen in den Jahren 1843 und 1858 regelmäßig – wenn auch sehr höfliche – Abfuhren einholte,⁴¹⁾ entsprach er der Bitte des Schweinfurter Schiffmanns Friedrich Daniel Dittmar (1804–1886), ein Kanalschiff von 650 t Tragfähigkeit auf den Namen „Friedrich Rückert“ zu taufen, sogar mit einer versifizierten „Genehmigung“:

*„Alexander Humboldts Namen
Mag ein Schiff im Weltmeer tragen;
Friedrich Rückerts Namen trag' ein
Schifflein auf dem fränk'schen Main.*

*Möge nicht dem rüst'gen Patchen,
Dieser Nam' ein böses Rückwärts
Deuten, sondern eine Friedens-
Rückkehr nach vollbrachter Fahrt*

*Auf dem vaterländ'schen Strome,
Den ich oft im Geiste grüße,
Zu der fernen, meinem Herzen
Immer nahen Mutterstadt.*

*Möcht' in gutem Angedenken
Ich, wie sie mir blieb, ihr bleiben!
Dazu dienen wird das Schifflein,
Das ihr meinen Namen zeigt.“⁴²⁾*

Insgesamt sind die Briefwechsel Rückerts mit den an ihn herantretenden Schweinfurtern⁴³⁾ aber von aufrichtiger Freundlichkeit und großem persönlichen Wohlwollen gegenüber der Stadt und ihren Bürgern geprägt. Lediglich der Name Schweinfurt scheint ihm fast bis an sein Lebensende zu schaffen gemacht haben, wie ein Dankgedicht an den von ihm aus Erlanger Zeit sehr geschätzten und ab 1862 in Schweinfurt wirkenden Gymnasialprofessor Karl Bayer (1806–1884) neuerlich belegt:

„Am sechszehnten Mai ist Glorie volle der Maien,
 Am siebzehnten bereits neigt er dem Ende sich zu.
 Am sechszehnten hat er noch einige Stufen zu steigen
 Bis zum Gipfel hinan, Stufen mit Rosen bestreut.
 Vor und nachher im Mai sind andere Dichter geboren,
 Am sechszehnten allein glaub' ich geboren zu seyn.
 Rühmt' ich eines, so rühm' ich ein anderes: nicht nur geboren
 Bin ich in Mitte des Mai's, auch in der Mitte des Mains.
 Vom Jean Paulschen Bayreuth bis hinan zum Goetheschen Frankfurt
 Ist er in Mitte des Laufs, wo mich geboren der Main.
 Mainfurt sollte deswegen genannt seyn meine Geburtsstadt;
 Weinfurt ist sie genannt ohne den Zischer davor.“⁴⁴⁾

Dieser letztlich wieder ressentimentfreien Sympathie Rückerts für seine Heimatstadt, der vielleicht gerade die räumliche wie zeitliche Distanz zwischen seinem Altersruhesitz in Neuses bei Coburg und der Geburtsstadt Schweinfurt besonders gut bekam, taten weder die ausgebliebene offizielle Geburtstagsgratulation seitens der Stadt⁴⁵⁾ noch die erst 1865 mit sichtlicher Verspätung angetragene Ehrenbürgerschaft Schweinfurts Abbruch. Obgleich es den Dichter verwundern mußte, daß ihm erst zum 77. anstatt zum 75. Geburtstag diese seltene Ehrung zuteil wurde, bedankte er sich dafür mit einer Prägnanz, die gerade durch ihre Einfachheit die Rührung und die aufrichtige Dankbarkeit des Geehrten spürbar werden läßt:

„Von allen Ehren mir am meisten werth
 Ist die, womit die Vaterstadt mich ehrt.“⁴⁶⁾

Die im Dankesbrief an den Magistrat ausgesprochene Hoffnung, Schweinfurt noch einmal besuchen zu können, sollte sich jedoch nicht erfüllen, waren dem Dichter doch nur noch wenige Lebensmonate beschieden. Auch seiner Bitte, seinen Sohn Leo bei der Neuverpachtung des Gutes Deutschhof zu berücksichtigen,⁴⁷⁾ wurde seitens des Magistrats nicht entsprochen. Mag dieses vielleicht seinen Grund in einem zu niedrigen Pachtgebot gehabt haben, so bleibt die Schweinfurter Reaktion – oder besser die Nicht-Reaktion – auf Rückerts Tod am 31. Januar 1866 nichts weniger als befremdlich: Lediglich zwei kurze Nachrufe in gereimter Form, offensichtlich aus der Feder von Privatleuten, finden sich im Schweinfurter Tagblatt vom 3. bzw. 6. Februar. Überhaupt nimmt die Haltung der Stadt

Schweinfurt gegenüber dem Andenken ihres großen Sohns von nun an bis weit ins letzte Jahrhundert reichlich ambivalente Züge an: Einerseits bringt man schon am 16. Mai 1867, dem 79. Geburtstag Rückerts, eine Gedenktafel an dessen Geburtshaus an und beschließt in einer Festsitzung des Magistrates und des Kollegiums der Gemeindebevollmächtigten, die Mühlgasse in Rückertstraße umzubenennen; andererseits wurden bis heute keine nennenswerten Anstrengungen unternommen, besagtes Anwesen zu erwerben und in eine Gedenkstätte umzuwandeln, wie dies eigentlich alle Städte für ihre berühmten Söhne und Töchter tun. Während die Coburger bereits 1869 ihr Rückert-Denkmal feierlich enthüllen konnten, schafften es die Schweinfurter nicht einmal, das ihre zur Wiederkehr des 100. Geburtstages einzuweihen; erst mit mehr als zweijähriger Verspätung gelang dies erst im Oktober 1890 – allerdings nur, weil die bayerische Staatsregierung ihr in jeder Hinsicht entscheidendes Scherflein dazu beitrug.⁴⁸⁾ Zwar richtete man 1892 im Alten Gymnasium eine Art Rückert-Gedenkstätte ein,⁴⁹⁾ wo man zu diesem Zweck auch Teile der von der Familie Rückert gestifteten Werkausgaben und -manuskripte ausstellte, doch hielt man es über Jahrzehnte hin nicht für nötig, diesen großzügigerweise zur Verfügung gestellten Grundstock durch zielgerichtete Ankäufe zu ergänzen.⁵⁰⁾

Erst mit dem Ankauf der „Sammlung Dr. Rüdiger Rückert“ im Jahre 1957, mit der ein Großteil des lyrischen Nachlasses Friedrich Rückerts in den Besitz des hiesigen Stadtarchivs gelangte,⁵¹⁾ zeichnete sich ein nachhaltiger Sinneswandel in Sachen Rückert ab, der

eine Reihe von städtischen Initiativen nach sich zog, welche die neue Ernsthaftigkeit nicht nur eindrucksvoll belegen, sondern sich letztlich auch als zukunftsweisend herausstellen sollten: Anlässlich der 175. Wiederkehr des Geburtstages von Friedrich Rückert im Jahre 1963 wurde z.B. der „Rückert-Preis der Stadt Schweinfurt“ begründet, der unter seine Preisträger so renommierte Persönlichkeiten wie die Orientalistin Annemarie Schimmel (1922–2003), den Schriftsteller Ingiz Ajmatov (1928–2008), den Kinderbuchautor Paul Maar sowie den Schriftsteller und Übersetzer Hans Wollschläger (1935–2007) zählt. Das im selben Jahr eingeweihte Schweinfurter Kulturzentrum, eine für die damalige Zeit hypermoderne und für andere Städte wegweisende Einrichtung, erhielt sinnigerweise den Namen „Friedrich-Rückert-Bau“. Zweifellos hätte die ebenfalls in diesem Jahr gegründete und heute weltweit wirkende Rückert-Gesellschaft e.V. ohne die tatkräftige Unterstützung seitens der Stadt Schweinfurt – die diese bis heute großzügig gewährt – auch nicht das Licht der Welt erblickt. Im Rückert-Jahr 1988 wurden dann die Grundlagen für den Beginn einer historisch-kritischen Ausgabe der Werke Friedrich Rückerts, der „Schweinfurter Edition“, gelegt, die dank des finanziellen Engagements von Stadt und Sparkasse Schweinfurt von den ersten beiden 1998 präsentierten Bänden auf inzwischen zwölf Bände – von fünfzig projektierten – anwachsen konnte. Dank dieses nachhaltigen Sinneswandels hat die Stadt Schweinfurt bei ihren Bemühungen um den großen Sohn eine äußerst positive Bilanz vorzuweisen. Nun gilt es – zu beiderseitigem Vorteil –, diesen hohen Standard auch zu halten!

Anmerkungen:

¹⁾ [Rösel, Richard]: Das Grab von Rückerts Schwester Maria, in: Schweinfurter Heimatblätter 9. Jahrgang, Nr. 12, Dezember 1932, S. 48. Ders.: Prüfungsarbeiten der zwei Brüder Rückert aus dem Jahre 1804. Rückert-Zimmer, in: Schweinfurter Heimatblätter 10. Jahrgang, Nr. 9, September 1933., S. 34f. Lehner, Hans Horst: Die Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Stadt Schweinfurt an Friedrich Rückert, in: Die Mainleite. Mitteilungsblatt des

Kulturvereins, historischen Vereins, der Volkshochschule Schweinfurt. Jahrgang 4. Schweinfurt 1953, [Heft] 10, S. 73–75. Ders.: Zur Vorgeschichte der Erinnerungstafel am Geburtshaus Friedrich Rückerts in Schweinfurt, in: Gedenkjahr der Stadt Schweinfurt 1954. Zerstörung und Wiederaufbau in sieben Jahrhunderten. Wissenschaftliche Festgabe. 700 Jahre Stadt Schweinfurt 1254–1954. Schweinfurt 1954, S. 141–150. Schübel, Georg: Der Dichter Friedrich Rückert als Weinbauer, in: Schweinfurter Heimatblätter. Jahrgang 1954. Nr. 2, 13. Februar, o. S. Saffert, Erich: Friedrich Rückert und Schweinfurts Wappen und Namen, in: Frankenland N.F. 6 (1954), Nr. 4, S. 106. Selbmann, Rolf: Friedrich Rückert und sein Denkmal. Eine Sozialgeschichte des Dichterkults im 19. Jahrhundert. Würzburg 1989.

²⁾ Gademann, Ferdinand: Friedrich Rückert und Schweinfurt, in: Das Bayerland. Illustrierte Halbmonatsschrift für Bayerns Land und Volk. Hrsg. v. Ludwig Deubner. 49. Jahrgang. München 1938, Heft 9, S. 259–268. Saffert, Erich: Friedrich Rückert und seine Geburtsstadt, in: Frankenland N.F. 15 (1963), Nr. 5f., S. 107–114. Sowohl Ferdinand Gademann (1880–1969) als auch Erich Saffert (1920–1985) beschränken sich in ihren Beiträgen oftmals sehr anekdotenhaft auf Rückerts Herkunft, Kindheit und Jugendjahre.

³⁾ Beyer, Conrad: Friedrich Rückert's Leben und Dichtungen. Coburg 1866. Ders.: Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal. Mit vielen bis jetzt ungedruckten und unbekanntem Aktenstücken, Briefen und Poesien Friedrich Rückert's. Frankfurt a.M. 1868. Ders.: Neue Mitteilungen über Friedrich Rückert und kritische Gänge und Studien. Zwei Theile. Leipzig 1873. Ders.: Nachgelassene Gedichte Friedrich Rückerts und neue Beiträge zu dessen Leben und Schriften. Nebst wissenschaftlichen Beigaben von Prof. Dr. Heinrich Rückert und Prof. Dr. Spiegel [...]. Wien 1877. Ders.: Friedrich Rückert, ein Lebens- und Charakterbild für Schule und Haus. Frankfurt a.M. 1888. Ders.: Friedrich Rückert. Ein Lebens- und Dichterbild, in: Festschrift zur Enthüllungsfest des Rückert-Denkmal zu Schweinfurt a.M. Stuttgart 1890.

⁴⁾ Prang, Helmut: Friedrich Rückert. Geist und Form der Sprache. Schweinfurt 1963.

⁵⁾ Michael Schad (1806–1874) an Friedrich Rückert, in: Rückert; Rüdiger (Hrsg.): Briefe an und über Friedrich Rückert. Korrespondenz

- insbesondere von Familienmitgliedern. 4 Bde. u. 2 Registerbde. Schweinfurt 1987, Bd. 4, S. 2022 (Brief Nr. 1429 v. 20.XII.1863).
- 6) Siehe hierzu: Hilsenbeck, Gudrun: Sabina Barbara Stör, Rückerts Schweinfurter Großmutter 1728 1794, in: Vogel-Fuchs, Barbara (Hrsg.): Lebensbilder Schweinfurter Frauen. Schweinfurt 1991, S. 120–129.
- 7) Rückert, Friedrich: Briefe. Herausgegeben von Rüdiger Rückert. 3 Bde. Schweinfurt 1977–1982, Bd. 2 (1977), S. 1152 u. S. 1356 (Briefe Nr. 886 an Friedrich Daniel Dittmar v. 1.VII.1850 u. Nr. 1064 an Michael Schad v. 10.III.1863; letzterer Stadtarchiv Schweinfurt [künftig: AvS], Rückert-Autographen [künftig: RA] 170).
- 8) Schweinfurter Tagblatt, 35. Jg., Nr. 242 v. 13.X.1890, S. 1312.
- 9) Rückert: Briefe (wie Anm. 7), S. 1356 (Brief Nr. 1064 an Michael Schad v. 10.III.1863); das ursprüngliche Anwesen wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört.
- 10) Hilsenbeck: Rückerts Großmutter (wie Anm. 6), S. 123.
- 11) Pastuschka, Carina: Die Kinderjahre des fränkischen Dichters Friedrich Rückert in Oberlauringen. Straßennamen erzählen Geschichte. Bad Königshofen 2002 [Facharbeit], S. 4.
- 12) Rückert, Friedrich: Gesammelte Gedichte [...]. 6 Bde. Erlangen 1834–1838, Bd. 4 (1837), S. 277–342 (Mss., AvS, Sammlung Dr. Rüdiger Rückert [künftig: SRR], A II 46c–4–1 bis A II 46c–4–30).
- 13) Rückert: Gesammelte Gedichte (wie Anm. 12), Bd. 4 (1837), S. 285.
- 14) Ebd., S. 287ff.
- 15) S. „Die Dienstes-Enthebung des Justiz-Beamten Rückert durch Freiherrn von Truchseß (Abschriften).“ (AvS, SRR, F 102). Der Akt enthält den Dienstvertrag zwischen Carl August Freiherr v. Truchseß und Johann Adam Rückert vom 8. VI. 1793, den Briefwechsel zur Dienstenthebung aus den Jahren 1800 bis 1802 sowie die Appellation des Beschuldigten an die „Churfürstliche Landes-Direction“ vom 18. VII. 1803 und deren Antwort vom 26. VII.
- 16) Rückert: Briefe (wie Anm. 7), Bd. 2 (1977), S. 1356 (Bf. Nr. 1064 an Michael Schad v. 10.III.186).
- 17) Prang: Friedrich Rückert (wie Anm. 4), S. 18.
- 18) Vgl. Beyer: Biographisches Denkmal (wie Anm. 3), S. 30; Willms-Wildermuth, Agnes: Friedrich Rückert. Der Dichter des deutschen Volkes und der deutschen Familie. Stuttgart 1907, S. 39ff.; Gademann: Rückert und Schweinfurt (wie Anm. 2), S. 264.
- 19) Rückert: Briefe (wie Anm. 7), Bd. 1 (1977), S. 4 (Brief Nr. 2 v. Dezember 1805).
- 20) Kreutner, Rudolf (Bearb.): Die „Sammlung Rückert“. Teil I: Friedrich Rückert (1788–1866) (= Schweinfurter Archiv- und Bibliotheksinventare Nummer 1). Schweinfurt 1994, S. 177f.
- 21) [Saffert, Erich]: Stadtarchiv Schweinfurt Bestand: Hauptregistratur, Sign. 7. Com. Rep. 1 Fasc. 50: Die von den studierenden Söhnen zu besuchenden Universitäten. 1803–1808 [= Pol 48], in: Förderkreis der Rückert-Forschung e.V. [Hrsg.]: Jahressgabe 1971. [Schweinfurt 1971]. Faltbl. o. S.
- 22) Lexer, Matthias von: Friedrich Rückert als Candidat der Rechtswissenschaft an der Universität Würzburg. Würzburg 1890 [Einblatt-druck].
- 23) Rückert, Friedrich: Zeitgedichte und andere Texte der Jahre 1813–1816. Bearb. v. Claudia Wiener u. Rudolf Kreutner (= Kreutner, Rudolf/Wiener, Claudia/Bobzin, Hartmut [Hrsg.]: Friedrich Rückerts Werke. Historisch-kritische Ausgabe „Schweinfurter Edition“. Werke 1813–1816.1 u. 1813–1816.2). 2 Bde. Göttingen 2009, Bd. 2, S. 687.
- 24) Wendehorst, Alfred: Die Erlanger Philosophische Fakultät zur Zeit Rückerts, in: Bobzin, Hartmut (Hrsg.): Friedrich Rückert an der Universität Erlangen 1826–1841. Eine Ausstellung des Lehrstuhls für Orientalische Philologie, des Lehrstuhls für Indogermanistik und Indiranistik und der Universitätsbibliothek 11. Juni - 3. Juli 1988. Erlangen 1988, S. 25.
- 25) Rückert: Briefe (wie Anm. 7), Bd. 1 (1977), S. 410ff. (Briefe Nr. 282 an Johann Friedrich von Cotta [1764–1832] v. 5.VI.1826 u. Nr. 283 an die Universität Erlangen v. 21.VII.1826).
- 26) Rückert: Briefe (wie Anm. 7), Bd. 1 (1977), S. 440 (Brief Nr. 300 v. 9.X.1827; von Rückert versehentlich auf den 8.IX. datiert; mein besonderer Dank gilt Herrn Klaus Gasseleder, der mich auf diese Fehldatierung aufmerksam gemacht hat; AvS, SRR, A II 55–35); „Staubbrücke“, die 1575–1581 erbaute hölzerne Schweinfurter Mainbrücke, die 1832 durch eine „Bogenhängebrücke“ ersetzt werden sollte; „dunkle Mühle“, die 1573–1582 erbaute städtische Mühle mit 16 Wasserrädern

- (14 Mahlgängen, 1 Säge- und 1 Walkmühle), die 1841 eingelegt werden sollte, um einem Neubau Platz zu machen; „*unsern Jungen*“, Heinrich (1823–1875) und Karl Rückert (1824–189); „*bei weitem mehr Schweine [...] als Schaafte begegnet waren*“, „*unwillkommener gast ist, wem unterwegs eine herde säue begegnet, willkommener, wem eine herde schafte.*“; westfälisches Sprichwort (Grimm, Jacob: Deutsche Mythologie. 3 Bde. Um eine Einleitung vermehrter Nachdruck der 4. Aufl. [Berlin 1875 bis 1878]. Wiesbaden 1992, Bd. 2, S. 882); „*Gaugeleiten*“, recte: Gaukenleiten (Gauch/Gauck = Kuckuck, Narr), Südwesthang des Stadtteils Haardt in Richtung Dittelbrunner Straße (vgl. Oeller, Anton: Flurnamen der Gemarkung Schweinfurt. Schweinfurt 1929 [Typoskript], Lfd. Nr. 115); „*so viel Trauben*“, hier im Sinne von ganzen Traubengehängen, Beerenbüscheln.
- 27) Saffert, Erich: Schweinfurter heimatkundliches Wörterbuch. Loseblattsammlung, Blatt 21, Rückertstätten II. Hier werden sämtliche Domizile der Familie Rückert in Schweinfurt genannt.
- 28) Rückert: Briefe (wie Anm. 7), Bd. 1 (1977), S. 466 (Brief Nr. 316 v. [26.IV.1829]; AvS, SRR, A II 55–44).
- 29) Ebd., S. 492ff. (Briefe Nr. 333 u. 334 v. 8.IX. u. [26.]IX.1830; AvS, SRR, A II 55–37 u. A II 55–38).
- 30) Ebd., S. 501 (Brief Nr. 339 v. [30./31.VIII.1831]; AvS, SRR, A II 55–45).
- 31) Ebd., S. 530 (Brief Nr. 359 v. 7.IX.[1833]; AvS, SRR, A II 55–46).
- 32) Rückert: Gesammelte Gedichte (wie Anm. 12), Bd. 5 (1838), S. 455.
- 33) Rückert: Briefe (wie Anm. 7), Bd. 1 (1977), S. 543ff. (Brief Nr. 363 v. 15.X.1833).
- 34) Ebd., S. 557 (Brief Nr. 373 an seine Gattin Luise geb. Wiethaus-Fischer v. 28.IX.[1834]; AvS, SRR, A II 55–43).
- 35) Ebd., S. 594 u. S. 600f. (Briefe Nr. 403 u. 406 an seine Gattin Luise geb. Wiethaus-Fischer v. 1.1. u. [9.1.1836]; AvS, SRR, A II 55–51 u. A II 55–52).
- 36) Rückert, Friedrich: Die Weisheit des Brahmanen. Ein Lehrgedicht in Bruchstücken. Bearb. v. Rudolf Kreutner u. Hans Wollschläger (= Wollschläger, Hans/Kreutner, Rudolf [Hrsg.]: Friedrich Rückerts Werke. Historisch-kritische Ausgabe „Schweinfurter Edition“. Werke 1835–1836.1 u. 1835–1836.2). 2 Bde. Göttingen 1998, Bd. 1, S. 535ff.
- 37) Rückert: Weisheit des Brahmanen (wie Anm. 36), Bd. 1, S. 459.
- 38) Z.B. gegen die berüchtigte protestantische „Erlanger Orthodoxie“ siehe: Rückert: Gesammelte Gedichte (wie Anm. 12), Bd. 5 (1838), S. 171; Bd. 6 (1838), S. 48 u. S. 110; siehe auch: AvS, SRR, A II 71a–41a „Abschied von Erlangen“.
- 39) Die im Winter 1842/43 entstandenen Gedichte wurden veröffentlicht in: Album der Tiedge-Stiftung. Gaben deutscher Schriftsteller, gesammelt und herausgegeben von dem Comité der Tiedge-Stiftung zu Dresden. Erster Band. Dresden 1843, S. 66ff. (AvS, SRR, A II 71a–93ff.).
- 40) [Schüler, Carl]: Blüten und Blätter, gesammelt zur Erinnerung an das Gesangsfest in Schweinfurt, am 30. Juli 1843 und seinen lieben Sängergästen dankbar gewidmet vom Liederkranze. Schweinfurt [1843], S. 91.
- 41) [Schüler]: Gesangsfest (wie Anm. 40), S. 42; Brief an den Schweinfurter Liederkranz v. 18.X.1843 in: Brusniak, Friedhelm: Friedrich Rückert und das Sängerbewesen. Unbekannte und wiederentdeckte Briefe und Gedichte, in: Woessler, Winfried (Hrsg.): editio 8. Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft. Tübingen 1994, S. 189f.; Rückert: Briefe (wie Anm. 7), Bd. 2 (1977), S. 1280 (Brief Nr. 996 an den Schweinfurter Liederkranz v. 10.VII.1858; AvS, RA 172); siehe auch: Kreutner, Rudolf: „[...] Am allerwenigsten fühle ich mich berufen, [...] an die Spitze der mir ganz fremd gebliebenen Sache zu treten.“ Friedrich Rückert und der Liederkranz, in: Schneider, Erich (Hrsg.): 175 Jahre Liederkranz Schweinfurt. 1833 – 2008. Vom Männergesangsverein im Geist des Vormärz zum Oratorienchor. Schweinfurter Konferenzzentrum auf der Maininsel 10.9.-2.11.2008 (= Made in Schweinfurt VII, Schweinfurter Museumsschriften 159). Schweinfurt 2008, S. 28f.
- 42) Rückert, Friedrich: Liedertagebuch 1850–1851. Bearb. v. Rudolf Kreutner u. Hans Wollschläger (= Wollschläger, Hans/Kreutner, Rudolf [Hrsg.]: Friedrich Rückerts Werke. Historisch-kritische Ausgabe „Schweinfurter Edition“. Werke 1850–1851.1). Göttingen 2003, S. 112.
- 43) Rückert: Briefe (wie Anm. 7), Bd. 2 (1977), S. 1277f., S. 1283f. u. S. 1321 sowie der bislang unveröffentlichte Brief an Friedrich Leonhard Enderlein (1802–1875) v. 11.XI.1863

- (Briefe Nr. 993 u. 1000 an Franz Schmidt v. [Mai 1858] u. 30.X.1858, Nr. 1034 an eine unbekannte Schweinfurterin v. 12.IV.[1861]; AvS, RA 91 u. SRR, A II 155–1).
- 44) Rückert: Briefe (wie Anm. 7), Bd. 2 (1977), S. 1376 (Brief Nr. 1088 v. [Ende Mai] 1863). Siehe hierzu auch: Amstadt, Jakob: Friedrich Rückert und der Name seiner Vaterstadt, in: Frankensland. N.F. 40 (1988), Nr. 5, S. 147–149 (Ms., AvS, SRR, A II 71h–56).
- 45) Zwar hatte „*Ein Verein von Männern, welche der Vaterstadt des gefeierten Dichters durch Geburt oder durch Beruf angehören*“ gratuliert, darunter auch Bürgermeister, Pfarrer, Lehrer etc., doch ist keine Gratulation durch offizielle Gremien überliefert. S. Briefe an und über Rückert (wie Anm. 5), Bd. 4, S. 1965f. (Brief Nr. 1396 v. 16.V.1863; AvS, SRR, A II 155-3-23).
- 46) Rückert: Briefe (wie Anm. 7), Bd. 2 (1977), S. 1433 (Brief Nr. 1146 v. 24.IV.1865; AvS, Hauptregistrator (künftig: HR), Verwaltungsrepertorium (künftig: VR) III, VII-A-3-7). Siehe hierzu auch: Schneider, Erich: Ehrenbürgerbrief der Stadt Schweinfurt für den Dichter und Sprachgelehrten Friedrich Rückert, 1865, Stadtarchiv Schweinfurt, in: Lieber Freund und Kupferstecher (= Mitteilungsheft der Rückert-Gesellschaft e.V., Nr. 7). November 1993, S. 2–5.
- 47) Rückert: Briefe (wie Anm. 7), Bd. 2 (1977), S. 1441 (Brief Nr. 1153 v. 1.VIII.1865; AvS, HR, VR III, VII-B-7 1/3-12).
- 48) Selbmann: Rückert und sein Denkmal (wie Anm. 1), S. 81ff. Siehe hierzu auch: Schneider, Erich: Entwurf zum Rückert-Denkmal von 1882 wieder entdeckt, in: Schweinfurter Mainleite o. Jg. [1988], Ausgabe III, S. 25–27.
- 49) Schneider, Erich: Die Einrichtung des Rückert-Zimmers, in: Lieber Freund und Kupferstecher (= Mitteilungsheft der Rückert-Gesellschaft e.V., Nr. 7). November 1993, S. 6–13.
- 50) Kreutner: „Sammlung Rückert“ I (wie Anm. 20), S. 11f.
- 51) S. hierzu: Kreutner: „Sammlung Rückert“ I (wie Anm. 20), bes. S. 10-26. Ders.: Die „Sammlung Rückert“. Teil II: Die Familie Rückert (= Schweinfurter Archiv- und Bibliotheksinventare Nummer 2). Schweinfurt 1999. Ders.: Die „Sammlung Rückert“. Teil III: Die Familien Bertuch-Froriep-Ammermüller, Reiser-Dietze-Wentzel-Hühne, Reimarus-Eitzenstein (= Schweinfurter Archiv- und Bibliotheksinventare Nummer 3). Würzburg 2008.

Eine Reise in die Kreisstadt

von

Dieter Lauer

In der Nordostecke des Landkreises Schweinfurt liegt im südwestlichen Vorland der Haßberge der Marktflecken Stadtlauringen. Der Namensbestandteil Stadt erinnert heute noch daran, daß der Ort im Jahr 1484 die Stadtrechte verliehen bekam und vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zum Übergang ins Königreich Bayern eine fürstbischöflich-würzburgische Amtsstadt war. Bis zur 1971 durchgeführten Gebietsreform im Freistaat Bayern gehörte Stadtlauringen zum Landkreis Hofheim in Unterfranken. Um in diese Kreisstadt zu kommen, mußten die Ortsbürger auf der

Straße über Wettringen und Aidhausen rund 15 km zurücklegen. Aber es gab auch die Möglichkeit, mit der Eisenbahn von Stadtlauringen nach Hofheim zu fahren, um z.B. auf dem Landratsamt etwas zu erledigen.

Stadtlauringen war von 1900 bis 1960 am Bahnhof Rottershausen durch eine Lokalbahn mit der Bahnlinie Schweinfurt-Mellrichstadt (Meiningen) verbunden. Auf der anderen Seite hatte Hofheim ebenfalls eine Lokalbahnverbindung, die in Haßfurt an die Bahnlinie Würzburg-Schweinfurt-Bamberg-Hof anschloß.

Angenommen, ein Stadtlauringer mußte im Jahr 1952 einmal in seine Kreisstadt Hofheim, um Geschäfte zu erledigen. Mit dem Fahrrad hätte er die 15 km in einer guten Stunde zurücklegen können. Aber – er wollte sich einmal etwas Besonderes gönnen und entschloß sich, mit der Deutschen Bundesbahn dorthin zu reisen. Damit dies gelang, mußte er aber schon um 5 Uhr in der Frühe am rund einen halben Kilometer vom Stadtlauringer Marktplatz entfernt liegenden Bahnhof sein. Denn bereits um 5:02 Uhr fuhr nämlich sein Zug ab. Der nächste wäre dann erst um 10:44 Uhr abgegangen und da hätte die Zeit für die Erledigung seiner Geschäfte nicht ausgereicht.

Also, um 5:02 Uhr fuhr die „Lauermärt“, wie die Einheimischen ihre Lokalbahn liebevoll nannten, dann los. Sie hielt noch in Rothhausen, in Maßbach und in Poppenlauer. Dann stampfte sie im weiten Bogen auf die Höhe zwischen dem Lauer- und dem Werntal hinauf. Bei Rannungen gab es sogar noch eine Bedarfshaltestelle, hinter der die Lauertalbahn auf die Schienen der Bahnlinie Schweinfurt-Mellrichstadt-(Meiningen) traf. Rund 2 km fuhr der Zug dann auf der Fernbahnstrecke bis zum Rottershäuser Tunnel weiter. Nachdem er diese 400 m lange Röhre durchquert hatte, erreichte er seinen Zielbahnhof Rottershausen.

Dort kam unser Stadtlauringer um 5:45 Uhr an. Er mußte dann 9 Minuten warten, bis er in den aus Richtung Müñnerstadt einfahrenden Zug umsteigen konnte. Um 5:54 Uhr ging die Fahrt schließlich nach Schweinfurt weiter, wo die Bahn um 6:23 Uhr am Hauptbahnhof ankam. 17 Minuten hatte der gute Mann dann zum Umsteigen Zeit, bis der aus Würzburg kommende D-Zug um 6:40 Uhr nach Bamberg weiterfuhr. Für die Weiterreise mit diesem Schnellzug mußte der Fahrgast einen D-Zugzuschlag vom 1 DM bezahlen. Nun, das war ihm der Spaß wert, sonst hätte er noch über eine Stunde warten müssen, bis ein zuschlagfreier Personenzug abgegangen wäre.

Um 7:07 Uhr kam unser Stadtlauringer dann in Haßfurt an. Dort mußte er schließlich 43 Minuten warten, bis die Lokalbahn um 7:50 Uhr nach Hofheim weiterfuhr. Nach einer Gesamtreisezeit von 3 Stunden und 23

Minuten erreichte er schließlich fahrplanmäßig um 8:25 Uhr Hofheim. Dabei hatte er 76 Bahnkilometer zurückgelegt und war dreimal umgestiegen. Wäre er einen Zug später um 10:44 Uhr in Stadtlauringen abgefahren, dann hätte er sein Ziel erst um 15:09 Uhr erreicht.

Nun hatte der Stadtlauringer 7 Stunden und 5 Minuten für seinen Aufenthalt und seine Besorgungen Zeit, bis ihn ein passender Zug um 15:30 Uhr wieder heimfuhr. In Haßfurt nahm er den um 16:59 Uhr abgehenden Eilzug nach Schweinfurt, für den er nur 50 Pfennige Zuschlag bezahlen mußte. Am Schweinfurter Hauptbahnhof ging seine Fahrt um 17:36 Uhr weiter, in Rottershausen um 18:17 Uhr und um 18:53 Uhr kam unser Reisender dann wieder in seinem Marktflücken an.

13 Stunden und 51 Minuten war er an diesem Werktag unterwegs gewesen, zweimal 3 Stunden und 23 Minuten Fahrzeit sowie 7 Stunden und 5 Minuten Aufenthalt in Hofheim. Zurückgelegt hatte er zweimal 76 Bahnkilometer, also 152 km. Für die Fahrkarte 3. Klasse mußte er für Hin- und Rückfahrt 10 DM bezahlen. Hinzu kamen noch der D-Zugzuschlag mit 1 DM und der Eilzugzuschlag mit 50 Pfennigen. Somit hatte er einen Fahrtkostenaufwand von 11,50 DM.

Ob er das noch einmal so machen würde, wenn er in seine Kreisstadt mußte? Eher nicht. Er hat wahrscheinlich lieber sein Fahrrad genommen und ist die 15 km dorthin gefahren. Das ging schneller und war billiger. Und heute? Heute kann man sich derartige Reiseverhältnisse kaum mehr vorstellen.

Literatur:

Deutsche Bundesbahn – Eisenbahndirektion München: Amtliches Kursbuch Süddeutschland. Sommerausgabe 18. Mai 1952 bis 4. Oktober 1952. Fahrpläne 418, 418 a, 419, 419 a.

Bleiweis, Wolfgang/Martin, Ekkehard: Fränkische Nebenbahnen einst und jetzt. Mittel- und Unterfranken. Egglham 1987.

Mäuser, Thomas/Kopp, Hans-J.: Vom Main nach Thüringen. Sondernummer des Eisenbahn-Journals. Fürstenfeldbruck 1991.

Manfred Niclaus – Zum 5. Todestag des Nürnberger Graphikers am 12. Mai 2009

von

Hartmut Schötz

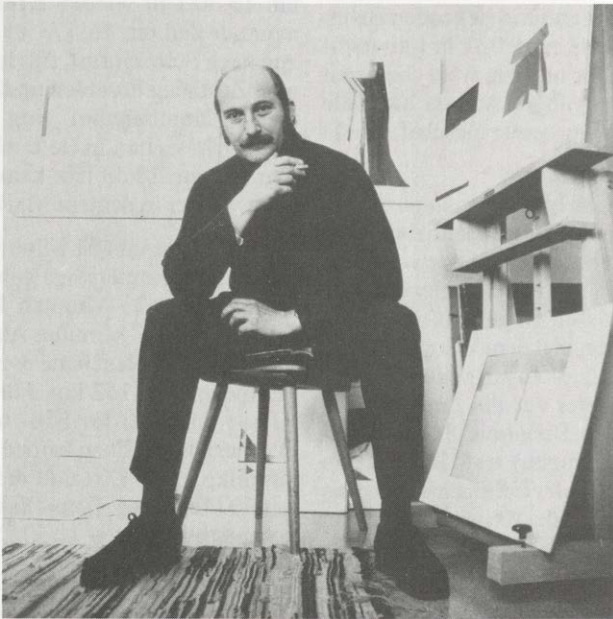


Abb.: Manfred Niclaus in seinem Atelier.

Am 12. Mai 2009 jährte sich der Todestag des Wahl-Nürnbergers Manfred Niclaus zum fünften Male. Dies soll hier zum Anlaß genommen werden, an den fränkischen Künstler, der sich vom Expressionisten zum Konstruktivisten wandelte, zu erinnern.

Die Anfänge

Als Manfred Niclaus 1925 in Breslau geboren wurde, konnte noch niemand ahnen, daß aus ihm der bekannte Graphik-Designer und Maler werden würde. 1941–1944 studierte er an der dortigen Meisterschule bei den Professoren Rump und Rall Graphik sowie an der Akademie bei Professor Beuth-

ner Malerei. Im Alter von siebzehn Jahren erhielt er auf der Meisterschule des Handwerks seiner Heimatstadt den 1. Preis für Malerei und ließ damit etwa 200 andere Bewerber hinter sich. Zehn Jahre später wurde sein damals neuestes Werk im Amtszimmer des Straubinger Oberbürgermeisters aufgehängt. Die Zeit, die dazwischen lag, war für Manfred Niclaus alles andere als leicht. In Breslau war er bereits so bekannt und erfolgreich, daß die Akademie ihm ein eigenes Atelier zur Verfügung stellte, da wurde er einberufen. Es folgten Krieg, Gefangenschaft, Lager, Gewaltmärsche und wieder Lager, bis hin zum unerwarteten Abtransport nach Stalino im Donezbecken.

1946 wurde Niclaus aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und kam nach Straubing. Dort kannte er selbst niemanden und kein Mensch kannte ihn. Als Unbekannter mußte er neu anfangen. Es gab damals weder Farben, noch Pinsel oder Leinwand. Niclaus begann mit den primitivsten Materialien, schlug sich mit allerlei Ersatzstoffen und Surrogaten durch, bekam dann endlich die ersten Aufträge. Seine Arbeiten wurden immer mehr gefragt, und er konnte viel verkaufen. Dann kam die Währungsreform. Der Maler besann sich darauf, daß er auch Graphik studiert, ja eigentlich sogar damit angefangen hatte, und stellte sich um. Firmenzeichen, Namenszüge, Ex Libris, Werbeentwürfe und Gebrauchsgaphik aller Art entstand in der Folge. 1950 gründete er eine Werbe- und Kunstanstalt. Allmählich ließen sich auch wieder Bilder verkaufen. Er stellte aus (1950 in München), verkaufte, erhielt wieder Aufträge und lehrte ab 1951 bildende Kunst.

Die Übersiedelung nach Mittelfranken

1959 zog Manfred Niclaus nach Fürth um und schließlich im Jahre 1967 nach Nürnberg. Bereits ab 1961 stellte er bei der Fränkischen Galerie in Nürnberg aus und 1962 beim Bayerischen Landesberufsverband in München. In den Jahren 1965 und 1977 hatte Niclaus Ausstellungen im Fürther Stadttheater. 1967 nahm er an der „Collage 67“ der Städtischen Galerie im Münchner Lenbachhaus teil. Auch in den 1970er und 1980er Jahren blieb er aktiv. So konnte er 1975 in der Kunsthalle Nürnberg bei der Ausstellung „Künstler 75/76“ seine Arbeiten präsentieren. 1981 zeigte er seine Werke bei einer Kunstausstellung im Hause Siemens, 1983 bei der „open.house-N“ in Nürnberg und 1985 bei der „party-gallery-n“ ebenda. Die genannten Mitwirkungen zeigen nur einen Teil seiner Ausstellungstätigkeit auf, zu der auch Präsentationen im Ausland zählten. Bei Wettbewerben erhielt Manfred Niclaus etliche Preise und Auszeichnungen; kommunale Institute und Sammlungen, aber auch solche aus dem Bereich der Wirtschaft kauften Werke des Künstlers an.

Der Konstruktivist

1961 begann Manfred Niclaus seine nicht gegenständliche Arbeitsweise. In seinen mittleren Jahren war Niclaus zum Konstruktivisten geworden. Der Begriff Konstruktivismus kann auch durch die Bezeichnung internationaler Elementarismus ersetzt werden. Dieser Stil wurde in Moskau geboren und entsprang einer vor dem Ersten Weltkrieg russischen Künstlern immanenten Gier nach modernen westeuropäischen Kunstströmungen. Die damalige Stimmung wurde trefflich von Wassily Maliscef, dem Herausgeber der „Novie Puti“, definiert, der 1911 schrieb: „Die Götter wechseln von einem Tag zum anderen. Cézanne, Gauguin, van Gogh, Matisse, Picasso, selbst van Dongen und Le Fauconnier sind mitleidlos ausgeplündert worden. In einem Pandämonium ist alles durcheinandergebracht. Jeder sucht am stärksten zu schreien, um am modernsten zu erscheinen.“ Moskau stand damals in engstem Kontakt zu Paris, und die jungen französischen Maler waren in Rußland sogar besser bekannt als in Frankreich. Seit 1907 die erste Ausstellung der „Fauves“ gezeigt worden war, riß die Kette von ultramodernen Ausstellungen nicht mehr ab.

Nur soviel zum historischen Hintergrund. Das verführerische und für viele Betrachter vielleicht auch strapaziöse Formen-Puzzle von Manfred Niclaus hatte aber mit einer kommunistischen Zielsetzung, so wie es die Väter des Konstruktivismus verstanden, nichts zu tun. Die Grundidee von der Nähe zur Technik im weitesten Sinne und einem ständigen Austausch mit ihr war ihm jedoch geblieben. Das Bild war für ihn das gleiche, was es für einen Physiker wäre: nämlich eine durch ein optisches System auf einer ebenen Fläche erzeugte Darstellung von Gegenständen. Oder, wie es der Mathematiker definiert: Die Darstellung eines Raumteils auf einer Fläche oder einer Fläche auf einer anderen.

Vor nunmehr fünf Jahren, am 12. Mai 2004 ist Manfred Niclaus im Alter von 74 Jahren in seiner Wahl-Heimatstadt Nürnberg gestorben.

Die Initiative Rompilgerweg Abt Albert von Stade (Via Romea)

von

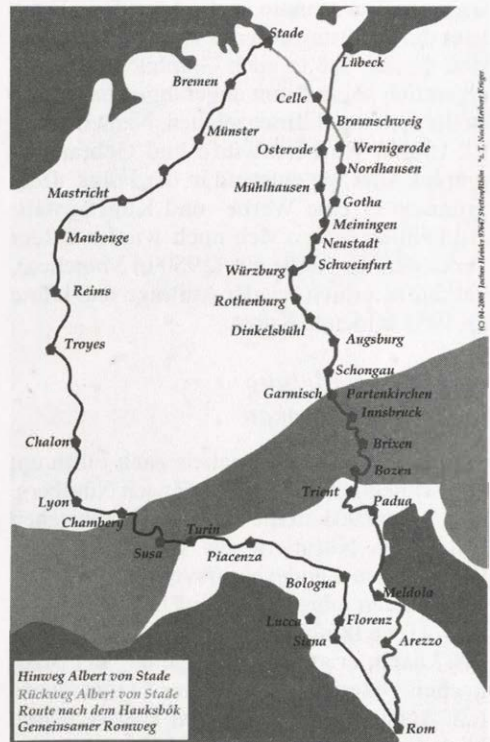
Jochen Heinke

Im Jahre 1236 zog Abt Albert von Stade auf seiner Rückreise von Rom durch das heutige Franken. Beinahe den gleichen Weg beschreibt das Itinerar des Isländers Hauk Erlandson, besser bekannt unter der Bezeichnung Hauksbók. Diese beiden Itinerare gehören zu den wichtigsten mittelalterlichen Wegbeschreibungen nach Rom. Der Weg selbst hat sicher eine ähnliche historische Bedeutung wie z.B. die Via Francigena.

Die Routenbeschreibung des Albert von Stade ist für die Region zwischen Main und Werra von besonderer Bedeutung: Es ist die erste urkundlich nachweisbare Nennung der uralten Straßenverbindung von Würzburg zum Thüringer Wald mit mehreren Etappenorten. Die Nennung mehrere Etappenorte ermöglicht es, den Verlauf der Straße einigermaßen sicher zu lokalisieren.

Abt Albert nennt in seinem Itinerar die Stationen am Reiseweg mit den Entfernungen in Meilen zwischen den einzelnen Orten und gibt die Entfernungen zwischen den einzelnen Orten im Deutschen Reich in Deutschen Meilen (M) an. Aus dem Itinerar des Albert von Stade ab Rothenburg: „Nach 3 M Aub; nach 2 M Ochsenfurt und den Main; nach 3 M Würzburg; bis Schweinfurt sind es 5 M; 3 M bis Münnerstedt; 1 M bis Neustadt, 4 M bis zur Werra nach Meiningen, 2 M bis Schmalkalden, 5 M bis Gotha.“

Von Prof. Giovanni Caselli aus Bibbiena/Arezzo (Italien) ging im vergangenen Jahr eine Initiative aus, die es sich zum Ziel gesetzt hat, den Rompilgerweg zu einem von der Europäischen Union anerkannten europäischen Kulturweg zu etablieren. Dabei soll der Romweg des Stader Abtes erforscht und bei Erfolg beantragt werden, daß er von der



Europäischen Union als Europäischer Kulturweg anerkannt und gefördert wird. Herr Caselli hat ähnliches bereits mit dem Pilgerweg der Via Francigena erreicht, der schon seit mehreren Jahren als solcher anerkannt ist.

Bereits im Februar 2008 fand in Ochsenfurt ein erstes Konsultationstreffen statt. Bei dem 2. Treffen am 14. November in Bad Neustadt wurde die Gründung des für die Anerkennung als Kulturweg notwendigen Fördervereins beschlossen. Damit ist auch der Weg frei zur Gründung einer regionalen un-

terfränkischen Arbeitsgruppe, ggf. sogar zwischen Thüringer Wald und Rothenburg, deren Ziel es sein sollte, die Route des Abtes möglichst genau zu erforschen und herauszuarbeiten, welche Klöster, Hospize o.ä. 1236

vorhanden waren bzw. welche Baudenkmäler aus dieser Zeit heute noch vorhanden sind. Kontakt: Jochen Heinke, An der Lehmgrube 15, 97647 Stetten Rhön, Tel. Nr. 09779-1434, E-Mail: jochen.heinke@t-online.de; www.rhoen-active.de.

Geschichte des Handarbeitsunterrichts im Schulmuseum Lohr a.M.

Die „Schul- und Lehrordnung für die Volksschule“ Unterfrankens erläuterte im Jahr 1913 die traditionelle Zielsetzung des Schulfaches „Mädchen-Handarbeiten“ mit den folgenden Worten: „Der Unterricht soll die Schülerinnen befähigen, die im häuslichen Leben unentbehrlichen einfachen Nadelarbeiten selbständig, genau und sauber zu besorgen; er soll zugleich zur Arbeitsamkeit, Ordnung und Sparsamkeit erziehen und den Schönheitssinn pflegen.“

Nach dieser Maxime wurden noch bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts die Handarbeiten an fränkischen Volksschulen gelehrt, und es änderte sich recht wenig an der fachlichen Ausrichtung dieses Lehrgegenstandes. Damit zeigt sich aber auch beispielhaft, daß die typische Rollenzuweisung der Frau über die Jahrhunderte hinweg offensichtlich keinem Wandel unterworfen wurde. Diesen und anderen Fragestellungen möchte in diesem Jahr die Sonderausstellung „Rechte Masche – linke Masche: Geschichte des Handarbeitsunterrichts“ im Schulmuseum in Lohr am Main nachgehen.

Die Schau zeigt nicht nur die Entwicklung des Faches Handarbeiten, sondern verdeut-

licht auch, in welchem Maß dieser Unterrichtsgegenstand den jeweiligen gesellschaftlichen und politischen Zeitströmungen unterworfen war und ihnen angepaßt wurde. Im Zusammenhang mit der Ausstellung geht das Museum auch der Geschichte der höheren Mädchenbildung am Lohrer Institut der Franziskanerinnen nach. Die Klosterschule der Franziskanerinnen bestand von 1858 bis 1976 in der Lohrer Jahnstraße. Überdies werden dem Besucher in der ständigen Präsentation des Museums weitere Kenntnisse über die sogenannte Industrieschule in der Lohrer Gegend und die unterschiedlichen Handarbeitsthemen zwischen Stadt und Landgemeinden im 19. Jahrhundert vermittelt.

Die Sonderausstellung findet noch bis zum 25. Oktober 2009 im Schulmuseum der Stadt Lohr am Main, Sendelbacher Straße 21, 97816 Lohr am Main, statt. Das Museum ist von Mittwoch bis Sonntag jeweils von 14 bis 16 Uhr sowie an allen gesetzlichen Feiertagen geöffnet. Bei Fragen wende man sich als Ansprechpartner an Herrn Eduard Stenger, Tel. Nr. 09352/49 60 oder Nr. 09359/3 17, E-Mail: eduard.stenger@gmx.net, Internet: www.lohr.de/schulmuseum. PAS

Neue Übersichtskarte und neue Broschüre für Radfreunde zum Spessart-Mainland

Der rührige Tourismusverband Spessart-Mainland hat zu Beginn des Jahres 2009 zwei neue Veröffentlichungen vorgelegt. Sie können jedem Freund dieser fränkischen Region nur hilfreich sein.

Zum einen wurde eine neue Übersichtskarte herausgegeben, die die Gegend des Mainvierecks mit kurzen Texten vorstellt. Darüber hinaus werden die Höhepunkte des behandelten Raumes dem Nutzer mit vielen

Bildern nähergebracht. Sehr nützlich ist die Angabe der Kontaktadressen der örtlichen Touristinformationen, die dem Reisenden und Erholungssuchenden gerne weiterhelfen. Außerdem werden die Geschichte der Region, die Gastlichkeit, die verschiedenen möglichen Freizeitaktivitäten und die reizvolle Natur knapp umrissen. Die neue Übersichtskarte zeigt dazu das gesamte Gebiet, das dem Verband der Touristinformation Spessart-Mainland angehört und von Miltenberg im Südwesten bis nach Schlüchtern im Nordosten sowie von Aschaffenburg im Westen bis nach Gemünden am Main im Osten reicht.

Die zweite Veröffentlichung wendet sich an die Freunde des Radfahrens. Die handliche Broschüre enthält auf 56 Seiten zahlreiche wertvolle Tourentips und möchte dazu animieren, diesen vielgestaltigen Routen zu folgen. Insgesamt präsentiert das Heft 22 verschiedene Touren jeweils mit der Wegbeschreibung, einer Übersichtskarte sowie dem Höhenprofil und den nötigen Kilometerangaben, auf daß sich jedermann die für ihn pas-

sende Strecke je nach Schwierigkeitsgrad und Länge auswählen kann. Dabei werden so bekannte Angebote unter den Fernradwegen wie der Main-Radweg, der Kahlal-Spessart-Radweg oder etwa der hessische Radfernweg R 3 ebenso beschrieben wie eher anspruchsvolle Mountainbiketouren rund um Bad Orb oder Frammersbach. Denn eines ist gewiß: das Spessart-Mainland bietet durch den Wechsel von genußvollen Flußradwegen und den Sportler fordernden Spessarthöhen für jeden Anspruch die passenden Radfahr-Gelegenheiten!

Die Übersichtskarte und die Radbroschüre „20&2 Radtouren im Spessart-Mainland“ können beide kostenlos bestellt werden beim

Tourismusverband Spessart-Mainland
Bayernstraße 18, 63739 Aschaffenburg,
Tel.Nr. 06021/394 271,
Fax.Nr. 06021/394 258,
E-Mail: tourist-info@Lra-ab.bayern.de,
Internet: www.spessart-touristinfo.de.

PAS

Die Bundesgeschäftsstelle des *FRANKENBUNDES* zieht um!

Ab dem 22. Juni 2009 bezieht die Bundesgeschäftsstelle des *FRANKENBUNDES* ihr neues Domizil. Die Bundesleitung konnte günstig in der Innenstadt von Würzburg gelegene und dennoch preiswerte Büroräume anmieten.

Die neue Adresse lautet:

Stephanstraße 1, 97070 Würzburg.

Für Besucher: Der Eingang befindet sich in der Hörleingasse.

Die bisherige Telefonnummer bleibt erhalten: **0931 – 56712.**

Achtung: **Neue Faxnummer!** Sie lautet: **0931 – 45 25 31 06.**

Im August-Heft des *FRANKENLANDES* werden die neuen Räumlichkeiten vorgestellt.

Aufsätze

Detlev Pleiss

„Morgen kommt der Ochsenstern“

– Die Reisen des schwedischen Reichskanzlers durch Franken – 227

Heinz Schmutterer

Der Heilbrunnen in Heilsbronn – ein Mißverständnis und seine Folgen 233

Thomas Schindler

„[...] zur größeren Bequemlichkeit der Gäste“. Haßfurter Wirte und Gasthäuser

zu Beginn des 19. Jahrhunderts im kritischen Blick eines Kaminkehrermeisters 238

Klaus Losert

Die Glacé-Lederfabrik Heinrich Östreicher in Heidingsfeld 242

Alexander von Papp

Bio-Kleidung per Versand –

Heinz Hess, fränkischer Öko-Pionier und Visionär für nachhaltiges Wirtschaften 253

Frankenbund intern

Einladung zum Fränkischen Seminar 2009:

„Gestalter der Macht – Fürstliche und herrschaftliche Baumeister in Franken“ 267

Teilnahmebedingungen für das Fränkische Seminar 2009 268

Anmeldung für das Fränkische Seminar 2009 268

Einladung zur Bundesbeiratstagung am 17. Oktober 2009 in Ansbach 269

Dank an die Spender 269

Die Bundesgeschäftsstelle ist umgezogen 269

Kunst und Kultur

Gerhard Wulz

Ehrenbecher für Scanzoni 272

Willi Dürrnagel

Agnes Sapper – die erfolgreichste Jugendbuchautorin ihrer Zeit – starb vor 80 Jahren 275

Matthias Wagner

Neues Unternehmensmuseum –

zur Eröffnung des Museums der Rauch Möbelwerke in Freudenberg am Main 278

Bücher zu fränkischen Themen 281

Aktuelles

Willi Dürrnagel

Felix Freudenberger durch Platzbenennung geehrt 290

Klaus-Peter Gäbelein

Heimatverein Herzogenaurach beim Tag der Franken in Bad Windsheim 292

Alexander Biernoth

Heimatmuseum in Flachslanden eingeweiht 293

Christine Bartholomäus

Neues Faltblatt mit einem „Rundgang durch das jüdische Bayreuth“ erschienen 295

Neue Broschüre „Welterbe Bamberg – Wertvoll auf Dauer“ vorgelegt 296

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

- Christine Bartholomäus M.A. Stadtarchiv Bayreuth
Maximilianstraße 64 (Spitalhof), 95444 Bayreuth
- Alexander Biernoth Gymnasiallehrer
Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach
- Willi Dürnnagel Stadtrat
Egloffsteinstraße 2 a, 97072 Würzburg
- Prof. Dr. Helmut Flachenecker Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte,
Institut für Geschichte der Universität Würzburg,
Am Hubland, 97074 Würzburg
- Klaus-Peter Gäbelein 1. Vorsitzender des Heimatvereins Herzogenaurach e.V.
Höchstadter Weg 11, 91074 Herzogenaurach
- Klaus Losert Gartenstraße 16, 97072 Würzburg
- Dr. Alexander von Papp Journalist
Euweg 8, 97236 Randersacker
- Detlev Pleiss 08700 Lohja, Bocksvägen 44, Suomi Finnland
- Prof. Dr. Klaus Reder M.A. Kulturdirektor des Bezirks Unterfranken
Silcherstraße 5, 97074 Würzburg
- Thomas Schindler M.A. Stadtarchivar
Hauptstraße 5, 97437 Haßfurt
- Heinz Schmutterer 1. Vorsitzender des Heimatvereins Heilsbronn
Rosenstraße 13, 91560 Heilsbronn
- Thomas Voit Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart
- Dr. Matthias Wagner Institut für Europ. Ethnologie / Volkskunde
Am Hubland, 97074 Würzburg
- Gerhard Wulz Studiendirektor i.R.
Albrecht-Dürer-Straße 24, 97688 Bad Kissingen
- Benjamin Heidenreich,
Florian Huggenberger,
Monika Riemer Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte,
Institut für Geschichte der Universität Würzburg,
Am Hubland, 97074 Würzburg

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

„Morgen kommt der Ochsenstern“
– Die Reisen des schwedischen Reichskanzlers durch Franken –

von

Detlev Pleiss

„Bet, Kindlein, bet,
Morgen kommt der Schwed,
Morgen kommt der Ochsenstern,
Wird die Kinder beten lehrn.“

Von Mähren bis ins Münsterland, vom Oberrhein bis zur Oder finden sich diese Kinderverse in den Heimatgeschichtsbüchern. Noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts begegnete der Forscher Menschen, denen sie mündlich überliefert wurden, meist in der Form der örtlichen Mundart. Die Zahl der Variationen ist deshalb groß.¹⁾

In Franken, Bayern und Schwaben ist ein zweiter Kindervers aus der Schwedenzeit, die hier immer die Jahre zwischen 1630 und 1650 meint, ebenfalls weithin bekannt. Er beginnt mit „Der Schwed ist gekommen, hat alles genommen“ und bringt in den weiteren Zeilen, die sich auf ‚eingeschmissen‘ und ‚nausgetragen‘ reimen, örtlich variierende Details.²⁾ Im Allgäu und in Österreich gab es einen dritten Schwedenvers, der mit „Rumpetepump“ begann und heute besser nicht mehr zitiert wird.

Die Dichter oder Erfinder dieser Verse sind nicht bekannt. Auch ist bislang nicht erforscht, wann sie aufgefunden sind. Die zunächst wohl mündliche Überlieferung erscheint ab dem 19. Jahrhundert in immer mehr Heimatgeschichtsbüchern und noch zum Ende des 20. Jahrhunderts hin auch im Schulunterricht.³⁾

Heute gelten die Verse vielen Lehrern als anstößig und werden deshalb im Schulunterricht kaum mehr tradiert. Ihre mündliche Überlieferung im Kreise der Familie und in Jugendgruppen geht zurück. In Vergessenheit

geraten werden sie dennoch nicht so bald, denn sobald ein Thema in die Zeit des 30jährigen Krieges zurückführt, werden sie in den Massenmedien gerne als Aufreger benutzt. Im folgenden soll aber nicht von den Versen die Rede sein, sondern von dem Mann, dem sie gelten.

Leben und Nachlaß

Der historische Ochsenstern ist schwer zu fassen, und zwar paradoxerweise gerade deswegen, weil er so viel geschaffen und hinterlassen hat. Axel Oxenstierna (geboren 1583 in Fånö Uppland, gestorben 1654 in Stockholm) lernte das Laufen auf dem Domberg in Reval, wo sein Vater bis 1588 Statthalter war, also in deutschsprachiger Umgebung. Elementarunterricht bekam er zu Hause. Zum Studium begab er sich 1599 nach Deutschland. In Rostock, Wittenberg und Jena schrieb er sich ein, besuchte aber auch Leipzig, Erfurt und Magdeburg. Eine Kavaliertour durch den Süden der deutschsprachigen Lande im Jahre 1603 führte ihn über Coburg auch nach Königshofen i.Gr. und Würzburg und weiter über Mainz, Worms, Speyer, Heidelberg, Tübingen, Straßburg, Freiburg, Basel, Luzern, Zürich, Winterthur, Konstanz, Ulm, Augsburg, München, Ingolstadt, Regensburg, Nürnberg nach Dresden. Alles in allem verschaffte er sich eine sehr gründliche deutsch-lateinische Bildung. Auf der Grundlage dieser Bildung diente er seinem Lande fast 43 Jahre lang, von 1612 bis 1654, als Reichskanzler.

Er hinterließ etwa 6.000 eigene und 16.000 an ihn gerichtete Schreiben in deutscher, schwedischer und lateinischer Sprache. Außerdem eine große Zahl von Memoranden,

Plänen, Gutachten und Truppenlisten sowie einen Verfassungsentwurf, der als schwedische ‚Regierungsform‘ 1634 in Kraft trat. Kein Biograph hat dieses Gebirge von Material bisher bestiegen. Sein Poesiealbum aus den Studentenjahren wurde ihm ins Grab mitgegeben und erst kürzlich in Strängnäs wiedergefunden.⁴⁾ Obwohl die Kgl. Schwedische ‚Vitterhetsakademi‘ von 1888 bis 1977 27 dicke Bände ‚AOSB‘ (Axel Oxenstiernas Skrifter och Brefvexling) aus vielen Archiven zusammengetragen und im Druck herausgegeben hat, war das erst ein Anfang. Das ‚Oxenstiernerkerket‘ im Schwedischen Reichsarchiv hat 1999 mit einer digitalen Fortsetzung begonnen.⁵⁾ Die Sammlung ‚Oxenstierna af Södermöre‘ ebendort umfaßt mehr als tausend Mappen und Kartons. Darin finden sich auch viele Schreiben von Privatpersonen und Kommunen aus ganz Deutschland. Die beiden jüngst erschienenen Biographien⁶⁾ von Gunnar Wetterberg und Jörg-Peter Findenisen beruhen fast ganz auf gedrucktem Material und können schon deshalb nicht das letzte Wort sein. Die in den 1980er Jahren angekündigte Oxenstierna-Biographie von Günter Barudio ist bis heute nicht erschienen.

Neben den drei hohen Halden des Nachlaßgebirges – den Handschriften, den Drucken und den Digitalisaten – gibt es noch einen kleinen, gesondert verwalteten Hügel, die Tidö-Sammlung. Sie ist nach einem von Axel Oxenstiernas Wohnschlössern benannt und enthält Privatpapiere, u.a. in Pergament gebundene Kassenbücher. Darin sind private Ausgaben auf seinen Reisen durch die deutschen Lande 1632–1635 auf Taler und Groschen genau notiert. Wir erfahren aus diesen Büchern⁸⁾ noch genauer als aus seinen Briefen, welche Orte der Kanzler auf seinen Reisen berührte.

Fünf Reisen durch Franken

Was Franken betrifft, hielt sich Axel Oxenstierna nur in Würzburg und besonders in Nürnberg (5. September – 16. Oktober 1632) länger auf. Seine bevorzugten Residenzorte waren die mit Schweden verbündete Reichsstadt Frankfurt am Main⁹⁾ und das von seinem Bischof verlassene, schwedisch besetzte

Mainz.¹⁰⁾ Beim Umzug Ende 1631 von seinem Gouverneurssitz (seit 1626) Elbing an der Weichsel in das neue schwedische Machtzentrum am Main reiste er über Pommern, Brandenburg, Anhalt, Hessen und die Wetterau. Seine Abreise Anfang 1635 führte über Worms nach Paris und weiter über die Niederlande zu den schwedischen Stützpunkten an der Elbe bis Magdeburg und endlich nach Stralsund, von wo aus er Juni 1636 in sein Vaterland zurückkehrte und fortan nie mehr deutschen Boden betrat. In die Zwischenzeit fallen vier Reisen durch Franken. Zusammen mit der Kavaliertour des jungen Studenten im Jahre 1603 – Reise Nr.1 – waren es also fünf.

2. Reise (Juli – August 1632): Im Juli bis August 1632 führte der Kanzler ein schwedisch-finnisches Korps vom Mittelrhein über Würzburg, Kitzingen, Windsheim ins Lager des Königs bei Nürnberg. Die Würzburger Ratsprotokolle erwähnen seine Ankunft am 23. Juli gregorianischen Kalenders mit 76 Schiffen, die beim Kloster Himmelsporten anlegten. Auch die übrige Armee lagerte zunächst dort, zog sich dann aber ‚bei Randersacker hinauf‘. Am 12. August legten 66 Schiffe von Himmelsporten ab. Am 13. datiert der Kanzler bereits aus Kitzingen. In der Stadt Würzburg verblieben 880 Mann aus drei verschiedenen Regimentern als Garnison. Während seines Würzburger Aufenthalts empfing er eine Delegation aus Schweinfurt und begab sich auch selbst auf eine Stippvisite dorthin. Persönliche Ausgaben in Würzburg verzeichnet sein ‚Cassa Book‘ nur am 23. Juli und 1. August alten Stils. Während seines Würzburg-Aufenthalts langte hier auch die schwedische Königin mit großem Gefolge an und blieb sechs Wochen. Ihre kostspielige Hofhaltung wurde von der Stadt finanziert, auch dann noch, als sie über Ochsenfurt (14./24. September) in Richtung Königshofen i.Gr. weiterzog.

Der Kanzler legte der Stadt aber nicht nur Bewirtungskosten auf. Auf seine Anweisung hin mußte die Stadtkasse zum Beispiel dem böhmischen Obristen Wenceslaus von Wischkau, der dabei war, im Amt Neustadt/Saale ein neues Regiment Reiter aufzustellen, am

1. August 2.000 Taler Werbekosten auszahlen. Wenige Tage später waren es 4.000 Taler, die er Herzog Wilhelm von Weimar als schwedischem Generalleutnant auszahlen ließ.¹¹⁾

Die Besatzung auf dem Marienberg, deren Verpflegungsstärke von anfangs (Ende Oktober 1631 bis 20. März 1632) 490 Mann, ab April 1632 auf 270 Mann gefallen war, wurde in diesen Wochen wieder auf 330 Mann verstärkt und verblieb danach auf dem höheren Niveau.¹²⁾ Eine Zählung im Juli ergab, daß unten in der Stadt 194 Offiziere und 1.172 gemeine Soldaten einquartiert waren. Von diesen lagen 18 Offiziere und 200 Mann im Dietricher Viertel. Von diesen waren 129 Gemeine schwedischer und 71 ‚teutscher‘ Nation. Weiber und Kinder, Mägde und Jungen kamen hinzu. Stadtkommandant Oberst Johan von Üxküll zu Casti hatte um die Konzentrierung seiner Upländer in einem Viertel gebeten, da er ein zu enges Beieinanderliegen mit den gleichzeitig einquartierten undisziplinierten französischen Dragonern vermeiden wollte.¹³⁾ Die schwedischen Werbungen gingen währenddessen unablässig weiter. Der Zustrom neugeworbener Soldaten in die Stadt riß nicht ab. Auch etliche Diplomaten, Kaufleute und Militärs nutzten die Gelegenheit, im Kielwasser des Kanzlers zum König zu gelangen. Marschall Åke Tott zum Beispiel, der kurz vorher seinen Oberbefehl in Norddeutschland niedergelegt hatte, wohnte mit Gemahlin, 26 Begleitern und 34 Pferden im Domdechantenhof.¹⁴⁾

3. Reise: Mitte Oktober 1632 folgte Axel Oxenstierna seinem König bei dessen schnellem Vorstoß von der Donau nach Sachsen bis über den Thüringer Wald. In Arnstadt kehrte er am 26. Oktober/5. November um und reiste zurück an den Main. Sowohl auf dem Hinwie auf dem Rückweg übernachtete er in Königshofen (22./23. und 29./30. Oktober alten Stils).¹⁵⁾ Den Ratsprotokollen zufolge am 9. November 1632 (also am 31. Oktober alten Stils; der gregorianische Kalender wurde in Würzburg erst im September 1633 auf die alte julianische Zeitrechnung zurückgestellt) traf er abends zwischen sechs und sieben Uhr, von Schweinfurt kommend, wieder in Würzburg ein und nahm Quartier im ‚Sandhof‘.¹⁶⁾

Am nächsten Tag schrieb er von hier noch einmal zurück nach Nürnberg, wo er vom 5. September bis 16. Oktober das Oberkommando über die 4.476 Mann geführt hatte, die der König bei seinem Abzug in der Stadt zurückgelassen hatte.¹⁷⁾ Die Stadt Würzburg nutzte diesen Aufenthalt, um sich beim Kanzler über freches Auftreten des Obersten Axel Lillie im Rathaus und verschiedener Offiziere in Bürgerhäusern zu beschweren. Sie bat außerdem darum, daß sich 14 namentlich genannte Dörfer, u.a. Sommer- und Winterhausen, am Unterhalt der Schloßbesatzung beteiligen möchten. Die Muster- und Sammelplätze für Neugeworbene sollten aus der Stadt herausverlegt werden.¹⁸⁾

4. Reise: Im November 1632, nach dem Empfang der Nachricht von des Königs Tod auf dem Schlachtfeld bei Lützen, hastete er wiederum auf derselben Strecke vom Untermain nach Sachsen und weiter nach Berlin. Station machte er in Würzburg (21.–23. alten Stils), Schweinfurt (23./24.),¹⁹⁾ Königshofen (26./27.), Schleusingen (27./28.), Ilmenau (28./29.) und Erfurt. Von dieser Reise stammt sein Brief an Graf Craft von Hohenlohe, den schwedischen Statthalter in Würzburg, wegen der kriegsmüden Finnen in Königshofen, „so daselbst in Guarnison liegen, zimblich nachhend ...“²⁰⁾ Auf der Rückreise berührte er Königshofen (18. Februar 1633), Schweinfurt und Würzburg (20.–26. Februar). Zehn Kanzlisten begleiteten ihn, die in Würzburg beim Sternwirt wohnten. Die Umstellung auf Geld statt Naturalverpflegung für die von Würzburg unterhaltenen Offiziere drückte er während dieser Reise durch. 25.000 Taler befahl er, ‚jure belli‘ (gestützt auf Kriegsrecht) wegen im Rathaus deponierter ‚Caduc‘-Güter (Güter, die geflohenen Katholiken gehörten) an Graf Brandenstein, einen der schwedischen Kriegsfinanziere, zu zahlen. An die milde Anwendung des Kriegsrechts durch seinen gefallenen König erinnerte er die Würzburger Ratsherren, als er zu seiner Entrüstung einen Aufruf zum 40stündigen ‚Gebet für Ausreutung deren Ketzer‘ öffentlich an einer Kirche angeschlagen fand.²¹⁾ Über Schloß Neuenstein in Hohenlohe-Franken (28. Februar) reiste er weiter nach Heilbronn (Ankunft 1. März alten Stils). Nach dem Heilbronner Kongreß im März und

April, auf dem er einen neuen Bund mit Schwedens Alliierten in Süddeutschland schloß, begab er sich zurück nach Frankfurt, wo er ab 17. Mai 1633 wieder datierte.²²⁾ Im Juni befahl er die Ausweisung des Meßpriesters aus dem Julius-Spital. Statt dessen sollten lutherische Geistliche dort eingesetzt werden.²³⁾ Mit Würzburg war der Kanzler fertig.

5. Reise: Anfang 1634 reiste er wieder nach Norden, diesmal aber durch die Rhön. Aus Fulda vom 2. Januar datiert sein Brief an die Reitertruppen ‚*av svensk och finsk nation*‘, bei dessen Lektüre jedem Altgedienten der Atem stockt. Hat jemals ein Oberbefehlshaber so höflich und ehrerbietig seine Soldaten ersucht, noch eine kleine Weile weiterzukämpfen?²⁴⁾ Über Hünfeld (4. Januar) und Eisenach (5. Januar) fuhr er weiter zum Harz und nach Halberstadt, um dort vom 3.–17. Februar an der Versammlung des niedersächsischen Reichskreises teilzunehmen.²⁵⁾ Hier gelang es ihm nicht, ein Bündnis ähnlich dem in Heilbronn geschlossenen zu schmieden. Die Rückreise im März führte wiederum über Erfurt (19. März), Eisenach (22. März), Hünfeld (23. März) und anscheinend ohne Aufenthalt in Fulda nach Schlüchtern (24. März). Es muß ein geführiger Schnee gelegen haben, der solche Tagesetappen zuließ.

Mildtätiger Machtmensch

Nach König Gustav Adolfs Tod und der Ermordung Wallensteins war Axel Oxenstierna der entscheidende Mann in der Mitte Europas. Seine deutschen Alliierten nannten ihn nun ‚Großkanzler‘ und sogar ‚Reichsgroßkanzler‘. Der Kurfürst von Sachsen als Schwedens wichtigster Verbündeter im deutschen Reich und auch der schwedische Reichsrat als Vormundschaftsregierung für Gustav Adolfs einziges eheliches Kind, die damals sechsjährige Christina, neigten zum Frieden. Der Kanzler aber nahm auch nach der katastrophalen Niederlage des schwedischen Hauptheeres bei Nördlingen und dem nachfolgenden Prager Friedensschluß zwischen dem katholischen Kaiser in Wien und dem protestantischen Kurfürsten in Dresden das Angebot, sich gegen eine Geldentschädigung aus Deutschland zurückzuziehen, nicht an. Er

wollte für Schweden die Ostseeherrschaft mit Landbesitz in Pommern und Mecklenburg, ‚Ehre und Ruhm‘ für die schwedischen Kriegshelden, ‚Reputation‘ für ‚Vaterland und Nation‘²⁶⁾, dazu Kolonien in Übersee, kurz: den Aufstieg Schwedens zur Großmacht in Europa und darüber hinaus.

Ein so hoher Herr reiste natürlich unter militärischer Bedeckung. Gierdt Skytte hieß der Rittmeister seiner Leibcompagnie.²⁷⁾ Zum Hofstaat gehörten 45 bis 70 Angestellte, die ziemlich regelmäßig ihren Lohn empfangen. Privatbuchhalter Bengt Arvedsson notierte Zahlungen an u.a. Hofmeister, Stallmeister, Bereiter, Einkäufer, Balbier, Lakai, Schaffer, Trompeter, Paukenschläger, Leibschneider, Leibdiener und Leibwäscherin. ‚Hofpredikant‘ Magister Giger erhielt beim Aufbruch aus Nürnberg im Oktober 1632 seinen Abschied. Anders als der König scheint sich der Kanzler keine persönlichen Leibärzte geleistet, sondern örtliche Medici konsultiert zu haben. ‚En Doctor‘ in Nürnberg erhielt von ihm am Tage des Aufbruchs am 18. Oktober eine Kredenz im Wert von siebenzig Talern, was dem damaligen Wert zweier Reitpferde der oberen Mittelklasse entsprach. Nicht lumpen ließ sich der Kanzler auch gegenüber seiner Nürnberger Wirtin (‚Werdinnan‘). Ihr ließ er am 13. Oktober eine Goldkette im Wert von 252 Talern überreichen.²⁸⁾ Dann ging er auf seine letzte Reise im Gefolge des Königs. Geschwinder hat sich wohl nie eine ganze Armee durch Franken bewegt. Buchhalter Arvedsson notierte Ausgaben an folgenden Orten:

Oktober 1632

18. Wilhermsdorf.
Hufbeschlagn für 30 Groschen.
19. Rothenburg.
Verzehr für 3 Dukaten (d.h., 6 Taler).
20. Kitzingen.
Hufbeschlagn für 20 Groschen.
21. Schweinfurt. Ein Taler.
22. Königshofen.
Verzehr für 14 Taler an zwei Tagen.
23. Königshofen.
Wagenradbeschlagn für 25 Groschen.

24. Schleusingen.
Arbeit an den Wagen für 1 Taler,
70 Groschen.

24. Ilmenau.
Eine Mahlzeit für 6 Taler.

26.–27. Arnstadt.
Zwei Tage für 28 Taler.

Hier trennten sich die Wege. Der König zog weiter, um Wallenstein endlich in offener Feldschlacht zu stellen. Bis zum Finale bei Leipzig hatte er noch zehn Tage zu leben. Der Kanzler kehrte zurück nach Franken.

28. Ilmenau-Schleusingen.
Hufbeschlag.

29. Schleusingen-Königshofen.
Hufbeschlag.²⁹⁾

30. Thundorf.
Für die Mägde dort 2 Taler.

31. Schweinfurt.
Für Maulesel von Carl Hård 4 Taler.

Schwarz gewandet reiste der Kanzler einen Monat später auf derselben Route zurück nach Sachsen. Die Nachricht vom Tode des Königs hatte ihn am 11. November in Hanau erreicht. Zwischen dem 21. und dem 23. November ließ er sich und seine Kutsche in Würzburg schwarz einkleiden. Sieben Soldaten halfen beim Nähen. Eile war geboten, denn Schwedens wichtigste Verbündete in Deutschland, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, warteten auf ihn in Dresden und Berlin. Die Armee wiederum sammelte sich zwischen Halle und Magdeburg und wartete dort auf seine Befehle. Im *„Kgl. Schwedischen in Teutschland geführten Krieg“* hatte der schwedische Kanzler jetzt das entscheidende Wort. Sein Titel, der 1632 zu Lebzeiten des Königs *„GeneralGubernator über alle dero von höchster I.K.M. occupirten Örter in Deutschland“* gelautet hatte, wurde Anfang 1633 geändert in *„Gevollmächtigter Legat in Teutschland und bey den Armeen, auch Director des Evangelischen Bundes daselbsten“*. Am 23. November traf er mit 200 Berittenen und einer Compagnie zu Fuß in Schweinfurt³⁰⁾ ein, am 25. ist er noch dort, am 29. schon in Erfurt. Die Übernachtung in Königshofen (26./27.) schlug mit vier Ausgaben

zu Buche. Vier Taler bekam ein Schmied *„för allehanda arbete“*, zwei Taler fielen ab für das Personal in seinem *„Logement“*³¹⁾, dazu etliche Groschen für Sattelmacher und Pferdepfleger. In einem Dorf zwischen Königshofen und Schleusingen, dessen Namen der Buchhalter leider nicht notierte, zeigte sich der Kanzler und Bundesdirektor doppelt spendabel. Dort bekamen der *„Predikant“* und die *„Presthusfru“* (Pfarrersfrau) jeweils 3 Taler und 70 Groschen. Ein Wegweiser bekam am selben Tage 1 Taler. Welchen Weg mag der Kanzler dieses Mal genommen haben, daß er einen Wegweiser brauchte? Man wird hier die frühe Dunkelheit mit in Betracht ziehen müssen. In Schleusingen stand der Kanzler früh auf, schrieb den oben erwähnten Brief an Statthalter Craft von Hohenlohe über die Kriegsmüdigkeit und die erbärmliche Kleidung der Königshöfer Finnen und schaffte es bis zum Abend noch über die Thüringer Bergwaldkette bis Ilmenau. Auf der Rückreise am 16. Februar 1633 scheint er die Strecke von Ilmenau bis Themar gar an einem Tag bewältigt zu haben. Anschließend waren in Königshofen wieder eine Übernachtung und eine Wagenreparatur fällig, die am 18. bezahlt wurden.

Mißtrauen gegenüber Katholiken

Generell gab der Kanzler unterwegs in lutherischen Orten mehr Geld aus als in Königshofen und in Würzburg. In Fulda ließ er auf seiner letzten Reise gar kein Geld. Zwischen Würzburg und Schweinfurt – *„Biebelreht, ist anders kein Dorf uff der Straß nach Kitzingen“*³²⁾ hatte ihm sein Reisemarschall aufgeschrieben – ließ er, statt in einem katholischen Ort einzukehren, lieber mitgeführte Tische und Stühle im Freien aufstellen. Zwischen Schweinfurt und Königshofen kehrte er nicht in Stadtlauringen oder Münnerstadt ein, wie es die schwedischen und finnischen Soldaten zu tun pflegten, sondern nahm einen kleinen Umweg über Thundorf. Der Burggraf von Thundorf, Hans Otto von Schaumberg, hatte es übernommen, ein Regiment zu Roß für Schweden zu werben. Doch dürfte es bei diesem Treffen weniger um militärische als um konfessionelle Fragen

– etwa die Etablierung eines lutherischen Kirchenregimes in Münnernstadt – gegangen sein. Das Mißtrauen seines Königs gegen Orte ‚voll von katholischen unbetrauten Leuten‘³³⁾ scheint der Kanzler also geteilt zu haben. In lutherischen Orten wie Erfurt, Arnstadt, Ilmenau, Schleusingen, Schweinfurt, Nürnberg empfingen Wirte und Wirtinnen, Köche und Kellner, Gepäckträger und Zimmermägde einen Geldregen aus des Kanzlers Reisekasse. In Königshofen wurden nur die Handwerker korrekt bezahlt. An anderen Orten flossen auch die Almosen reichlich aus seiner Reiseschatulle. Sah man in Königshofen keine Armen? Jedenfalls gab er hier keine Almosen.

Leutseliger ging Oxenstierna mit den Würzburgern um, wo es in den Jahren der schwedischen Besetzung ja auch einen lutherischen Bevölkerungsteil gab. Hier durfte sich das Hotelpersonal im Trauermonat November 1632 über Geldspenden zwischen zwei und zehn Talern pro Kopf freuen. Das war nah am Nürnberger Niveau und macht es vertretbar, für Würzburg ebenso wie für Erfurt und Nürnberg eine Variante des eingangs zitierten Kinderverses vorzuschlagen:

„Morgen kommt der Ochsenstern,
Wirt und Mägde hörn es gern.“

Anmerkungen:

- 1) Plattdeutsch bei Wagenknecht, Wilhelm: Schönes Bevensen. Bevensen 1974, S.18 u. Löns, Hermann: Der Wehrwolf. ND München 1990, S.175. In Unterfranken zuletzt bei Mölter, Max: Heimat an der Streu – 1200 Jahre Nordheim vor der Rhön. 1989, S. 33. Vgl. die Ortsgeschichten von Groß-Langheim bei Kitzingen (A. Käsbauer 1986), Markt Diethenhofen im Rangau (H. Schorr 1985), Ebern (I. Maierhöfer 1980), Markelsheim an der Tauber (K. Seifritz 1924), Helmbrechts (H. Seiffert 1921), Der Steigerwald (J.L. Klarmann 1909), Freudenberg (E. Mai 1908), Sommerach (D. Först und Th. Scherg 1902). Viele örtliche Nachweisungen bei Jungbauer, Gustav: Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen. Prag 1913.
- 2) Wie Anm. 1. Hohe, Hans: Kulturgeschichtliches aus den Ochsenfurter Bürgermeisterrechnungen des 16. und 17.Jahrhunderts, in: Mfr.

- Jb. 7 (1955), S. 185f., gibt eine Belegstelle von 1632 (!) und eine Variation von 1955.
- 3) Trost, Georg: Heimatkundliche Stoffsammlung des Landkreises Mellrichstadt. 1964. Enthält Berichte aus 38 Dörfern. Fast alle mit ‚Schweden‘ und ‚Kroaten‘-Traditionen.
- 4) Kurras, Lotte (Hrsg.): Axel Oxenstiernas Album Amicorum. Stockholm 2004.
- 5) Lundquist, Sven: Oxenstiernaverket, S. 165–17, in: Asmus, Ivo (Hrsg.): Gemeinsame Bekannte – Deutschland und Schweden in der Frühen Neuzeit. Münster 2003 (Festschrift für Helmut Backhaus).
- 6) Wetterberg, Gunnar: Kanslern. Axel Oxenstierna i sin tid. Stockholm 2002, 1029 S. u. Findeisen, Jörg-Peter: Axel Oxenstierna. Architekt der schwedischen Großmacht-Ära und Sieger des Dreißigjährigen Krieges. Gernsbach 2007, 486 S.
- 7) Groschen und Taler sind eine ungewöhnliche Kombination. In Franken waren Groschen ein Teil der Guldenwährung (21 Gro = 1 Gulden fränkisch). Der Taler wurde in 16 Batzen oder in Schillinge umgerechnet.
- 8) Nrn. 7, 8, 9 der Tidö-Sammlung im Reichsarchiv Stockholm.
- 9) Rieck, Anja: Frankfurt am Main unter schwedischer Besetzung 1631–1635. Frankfurt a.M. 2005.
- 10) Müller, Hermann-Dieter: Der schwedische Staat in Mainz 1631–1636. Mainz 1979.
- 11) Stadtarchiv Würzburg (künftig: StadtA Wü), Ratsakte 150, f. 7–8. Ratsakte 157, f. 41.
- 12) StadtA Wü, Ratsakte 150a. Ratsprotokolle 23. Jan. u. 7. April 1632. Der Stand Ende Oktober 1631 aus Ratsakte 158.
- 13) Zum Vergleich: zu Beginn des Jahres 1632 waren 1.087 Billets (Herbergszettel) von der Stadt ausgegeben worden. StadtA Wü, Ratsakte 152, Faszikel 8. Im März 1632 kamen den Ratsprotokollen zufolge 6 Schübe neu Einzuquartierender an, allein am 29. März 226 Mann. Weitere Schübe am 18. Mai und 15., 16., 18., 25. Juni. Weitere Logier-Details im StadtA Wü, Ratsakte 149a.
- 14) StadtA Wü, Ratsprotokoll 23. Juli 1632.
- 15) Weiter über Würzburg 6. 11., Wertheim 10. 11., Hanau 11. 11., bis ihn die Nachricht vom Tode des Königs auf dem Schlachtfeld bei Lützen am 6. 11. einholte.
- 16) Riksarkiv Stockholm, Tidö-samling 8, Eintragung im ‚Cassa Book‘ am 31. Oktober ohne

- Ort. StadtA Wü, Ratsprotokoll 9. Nov. 1632. Die Würzburger Ratsakte 164 verzeichnet ihn am 10. November 1632. Die Kalenderumstellung findet sich im Ratsprotokoll vom 15. September 1633.
- 17) StadtA Nürnberg, Schwedische Kriegsakten Nr. 18, f. 38, f. 265.
- 18) StadtA Würzburg, Ratsakte 164.
- 19) StadtA Schweinfurt, Ha 97, S. 32.
- 20) Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, Gem. Hausarchiv, Schublade III, Nr. 14, f. 57.
- 21) StadtA Würzburg, Ratsprotokoll vom 3. und 6. März 1633.
- 22) Geheimes Staatsarchiv Berlin, Abt. I, Rep. 24c, Nr. 6, Fasz. 5 (Korrespondenz mit dem Kurfürsten von Brandenburg Dez. 1632 bis Juli 1633).
- 23) StaatsA Würzburg, G 13291.
- 24) AOSB I:11.1, S.10
- 25) StadtA Halberstadt, X-26-II.
- 26) Beilage zum Brief aus Frankfurt 8. Aug. 1633 an Landgraf Wilhelm von Hessen, StaatsA Marburg, 4f-Schweden-125.
- 27) Riksarkiv Stockholm, E 809. 105 Mann mit überwiegend schwedischen und deutschen Namen, aber auch zwei ‚Finnen‘ stehen bis zum Oktober 1632 in der Rolle.
- 28) Riksarkiv Stockholm, Tidö-samling Nr. 7, fol. 123.
- 29) Riksarkiv Stockholm, Tidö-samling Nr. 7, fol. 142.
- 30) StadtA Schweinfurt, Ha 97 (= Chronik Schamroths), S. 32.
- 31) Das Schlundhaus brannte 1632 ab und wurde erst in den Jahren 1660 bis 1662 wieder in standgesetzt. Im ‚Schloß‘ (Amtshaus) wohnte die Frau des nominellen Stadtkommandanten Claus Hastver. Vielleicht stellte der stellvertretende Kommandant Caspar Ermes sein eigenes Domizil im ‚Wechterswinkeler Hof‘ zur Verfügung.
- 32) Riksarkiv Stockholm, E 890, nicht foliiert.
- 33) Gustav Adolf an Axel Oxenstierna dd Lager bei Nürnberg 1. Aug. 1632, gedruckt in Klincowström, R.M./Mankell, J. (Hrsg.): Arkiv till upplysning I. Stockholm 1854, S. 649.

Der Heilbrunnen in Heilsbronn – ein Mißverständnis und seine Folgen

von

Heinz Schmutterer

Im Bereich der ehemaligen Klausur des Klosters Heilsbronn bei Ansbach sind trotz vieler abgebrochener Bauten dennoch einige beachtenswerte Gebäude erhalten geblieben. Recht unscheinbar wirkt im westlichen Bereich ein kleines Haus mit der Aufschrift „Heilbrunnen“. Es stammt nicht aus der Klosterzeit, sondern aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Für einige Jahre lockte es viele Menschen nach Heilsbronn. Wieso es dazu gekommen ist, soll nachfolgend dargestellt werden.

Brunnen im Klosterbereich

In den Jahren 1499 bis 1501 ließ Abt Sebald Bamberger einen dreischaligen Brunnen errichten. Für die drei Schalen unterschied-

licher Größe wurden 40 Zentner Blei verbraucht. Aus 32 Messingröhren floß das Wasser von einer Schale in die jeweils darunter liegende – aus vier Röhren in die oberste, aus zwölf in die mittlere sowie aus 16 in die größte und unterste Schale. Der Dreischalenbrunnen stand wohl – wie das in Zisterzienserklöstern häufig ist – vor dem Refektorium im Kreuzgang.

Aber bereits 1631 wurde der Brunnen von den Soldaten des kaiserlichen Feldherrn Tilly zerstört und das Blei geraubt. Eine Abbildung des Dreischalenbrunnens bildet einen Teil des Heilsbronner Stadtwappens – allerdings ist er nicht bleifarben dargestellt – Gold ist eben attraktiver, wenn auch nicht historisch richtig.

Es gab aber noch einen weiteren Brunnen im inneren Klosterbereich. Als im Jahre 1729 der bis dahin öde gelegene Brunnen zu einem Fischbehälter ausgeräumt werden sollte, fand man vier bis fünf Treppenstufen. Unten waren ausgerundete Steine, in denen man sitzen konnte. Fünf Fuß tief unter der Erde wurden zudem zusammengeklammerte Quadersteine, die zu einer Viereckform gelegt waren, entdeckt.

Zum Verständnis der nachfolgend dargestellten Ereignisse muß noch festgehalten werden, daß die Mönche seit dem 14. Jahrhundert ihr Kloster oft lateinisch „*fons salutis*“ (Brunnen des Heils) nannten. Sie dachten dabei an eine geistliche Quelle, wie dies auch in dem Kirchenlied „*O Gott, du frommer Gott, du Brunnenquell guter Gaben...*“ zum Ausdruck kommt. Das Kloster wollte und sollte eine Quelle des Segens für das fränkische Land sein. Fast 200 Jahre nach dem Ende des Klosters war diese Deutung des Namens völlig in Vergessenheit geraten. Daher war es damals möglich, „*fons salutis*“ als eine Heilung bringende Mineralquelle fehlzudeuten.

Die Ereignisse um den Heilbrunnen

Nachdem ein Tagelöhner von seinen Kameraden gezwungen worden war, ins Wasser zu steigen, ist dieser von einer Geschwulst und von einem offenen Schaden am Fuß geheilt worden. Nun brachte man dieses Geschehen in Verbindung mit einer alten Sage. Nach ihr soll ein Graf von Abenberg am Fuß verletzt worden sein; er kam am heutigen Heilbrunnen vorbei, benetzte die Wunde und diese heilte sogleich. Zum Dank habe der Graf am Ort der Heilung ein Kloster gestiftet.

In den Urkunden der um 1730 noch in Heilsbronn vorhandenen Klosterbibliothek – diese kam erst 1748 teilweise und dann 1770 mit dem zweiten Teil nach Erlangen in die Universitätsbibliothek – war also nichts über eine Heilquelle zu finden. Fündig zu werden meinte man allerdings in Rechnungsunterlagen aus der Klosterzeit. Bei genauem Hinsehen ist jedoch auch dort nie von einer Heilquelle die Rede. Vielmehr wird über die Re-

paratur von Leitungen „des Brunnens“ berichtet. Da jedoch dabei vom „Brunnen“ – ohne weiteren Zusatz – die Rede war, meinte man, es wäre der Heilbrunnen (*fons salutis*) gewesen. Ebenfalls wurde nicht in Erwägung gezogen, daß es in der näheren und auch weiteren Umgebung von Heilsbronn keine Heilquellen gab. Trotzdem ist es damals möglich gewesen, daß sich innerhalb weniger Jahre in Heilsbronn ein reger Kurbetrieb entwickeln konnte.

Vor allem drei Männer haben die Idee vom Heilbrunnen intensiv vertreten und konnten auch Markgraf Carl Wilhelm Friedrich für das Projekt gewinnen. Die erste Anregung scheint vom Klosteramtsverwalter Bernhold gekommen zu sein. Von 1723 bis zu seinem Tod, der ihn 1731 während eines Ritts nach Ketteldorf ereilte, hat er das Verwalteramt, also die Verwaltung des ehemaligen Klosterbesitzes, ausgeübt. Bernhold fand in dem Prediger am Münster und Professor an der Fürstenschule Johann Ludwig Hocker einen Mitstreiter. Hocker schreibt über Bernhold:

„Durch dieses Mannes Fleiß und gesuchte herrschaftliche Verordnung, denen ich aus den alten Rationariis [Rechnungsbüchern] einigen historischen Beitrag getan, ist im Jahre 1730 der uralte Heilbrunnen aus seinen Ruderibus [Resten] wieder gefunden und in gegenwärtigen brauchbaren Stand gesetzt, daneben von gnädigster Herrschaft mir eine Inscription [Inscript] und zu dem schon vorgefundenen noch ein neues Distichon [Zweizeiler] zu verfertigen, befohlen worden, über welches ich auch i. J. 1730 am Sonntag Cantate [Vierter Sonntag nach Ostern] über Johannes 5, 39 eine Dankpredigt gehalten.“

Hocker erwähnt hier Bernholds „gesuchte herrschaftliche Verordnung“. Gemeint ist ein Bericht vom 29. Oktober 1729 an „das in heilsbronnischen Sachen angeordnete Administrationskollegium zu Onolzbach.“

In diesem Bericht heißt es: „In der Hofrait des Brauers Hahn befindet sich der so genannte Heilbrunnen, dessen Wasser, nach einiger Leute Vorgeben, in gewissen Krankheiten gute Wirkung gehabt haben soll. Bei der Reinigung und Ausbesserung dieses Brunnens und seines Abfalles [Ablaufs] fanden

sich zwei starke Quellen. Die erste derselben, linker Hand, ist mit gehauenen Steinen aufgemauert, wohl verwahrt, das Wasser besonders gut, und wird für die eigentliche Hauptquelle, von welcher der hiesige Ort seinen originem [Ursprung] bekommen, gehalten. Die zweite, rechter Hand, ist zwar nicht aufgemauert, an Wasser aber reicher, doch härter und salpetriger. Frage also hiermit an, ob beide zusammen seien oder nicht, und ob man nicht das Wasser untersuchen lassen wolle.“

Bernhold beantragte auch, eine medizinische Gebrauchsvorschrift durch den Druck zu veröffentlichen. Das Administrationskollegium verfügte hierauf: „...man werde den Hofmedikus Ch. Ludwig Rosa und den Hofbrunnenmeister Hübner nach Heilsbronn abordnen; inzwischen solle der Verwalter aus der Registratur erholen, was vor 40 bis 50 Jahren bereits darüber untersucht worden sei, und überhaupt aus den Urkunden soviel als möglich darüber erforschen.“

Hocker „forschte so viel als möglich.“ Aus den Urkunden war – wie bereits oben erwähnt – nur über Reparaturen am Brunnen zu erfahren. Gleichwohl berichteten Hofmedikus, Brunnenmeister und Verwalter nach „genommenem Augenschein“ an das Administrationskollegium: „Wir halten die beiden Quel-

len, wenigstens die erste, bereits aufgemauerte, für diejenige, von welcher das ganze corpus heilsbronnense [die ganze Siedlung] seinen Ursprung hat. Der Brauer Hahn hat daher seine Miststätte und Schweineställe zu entfernen. Die erste Quelle linker Hand muß einen etwas mehr in die Tiefe gerichteten Abfall bekommen, damit das Wasser einen rechten Zug erhalte und sich mithin besser reinige. Die alte Einfassung, weil sie nicht umsonst ganz enge eingerichtet sein mag, könnte in ihrem Stande verbleiben. Die nichtgemauerte zweite Quelle rechter Hand muß man nicht eindämmen, weil sonst durch Aufstämmung des Wassers eine Vermischung mit der ersten Quelle stattfinden könnte; sondern man muß sie an der Wassersammlung vorbei durch einen Dohl oder durch ein Rohr in den nahen rosaischen Kellerdohl [Kanaleinlauf des Besitzers Rosa] ableiten. Endlich ist die Quelle mit einem bedeckten Häuslein von 12 bis 15 Fuß einzufassen, zum Schutz vor Verderben und Verunehren durch böse Buben.“

Dr. Hasenest aus Neustadt erhielt den Auftrag, den Gehalt des Wassers chemisch zu ermitteln. Hofmedikus Dr. Rosa hatte dieses zuvor schon untersucht. Niemand zweifelte daran, daß man „die abhanden gekommene altberühmte Heilquelle“ wieder gefunden habe.

Abbildung des Gesund-Brunnens im Kloster Heilsbronn, wie selbiger gegen Pütttag anzusehen.



In seiner Brunnenschrift von 1730 schreibt Dr. Hasenest: „So hat die Fürscheidung es gefügt, daß der in Kloster Heilsbronn vor vielen Jahren durch das Kriegswesen und böse Zeiten verfallene Gesundbrunnen sich aufs Neue entdeckt, indem dessen Quelle zufälligerweise in seiner alten mit Quadersteinen eingefassten Sammlung durch Grabung in die Erde gefunden worden. Wegen der Reinheit des Wassers, das in Krügen nicht das geringste Unreine auf dem Boden läßt, dann wegen seiner wahrgenommenen laxierenden [abführenden], urin- und schweißtreibenden Kraft konnte man annehmen, daß dies kein gemeines, sondern dasjenige Heilwasser sein müsse, wovon Ort und Kloster vor etlichen hundert Jahren den Namen bekommen haben. Man ließ es daher chemisch untersuchen und fand eine zarte weißgraue oder silberfarbige alkalische Erde in ziemlicher Qualität, und etwas von einem alkalischen Salze. (...) Dieses Wasser wurde bereits mit Erfolg gebraucht bei Unterleibs-krankheiten, Fieber, einer wassersüchtigen Frau, Blasenkrankheiten, Brust-, Augen- und Gehörleiden, Lähmungen, Gliederschmerzen und offenen Schäden.

Damit es aber richtig gebraucht werde ist auf hochfürstliche Anordnung ein Medicus in loco [Arzt am Ort]. Für die Badegäste finden sich hier zwei gute Wirtshäuser und auch andere Wohnungen. Gott segne dieses Wasser noch ferner und erhalte seine Kräfte zu Gottes Lob und Ehre.“

Schon vor der Veröffentlichung der Brunnenschrift des Dr. Hasenest – dessen Name allerdings in ihr gar nicht genannt wird – und verstärkt danach kamen 50 bis 60 Personen am Tag, um Wasser zu holen. Bernhold schlug deshalb noch im Frühjahr 1730 dem Administrationskollegium vor, das 1720 erbaute rosaische Haus (heute Konventhaus) für vornehme Badegäste einrichten zu lassen. Am 2. Mai 1730 schreibt er: „(...) es finden sich eine Zeit her so viele blinde, lahme und andere gebrechliche und presshafte Personen allhier ein, welche etliche Wochen das hiesige Heilbronnenwasser gebrauchen und ihre Genesung dadurch suchen wollen; schlage daher vor, ihnen aus der Amtskasse wöchentlich 1 fl. 30 kr. auszuteilen, was wohl keinen anstand haben wird, da man sonst über 100 fl.

jährlich aus der Amtskasse an Arme verteilt hat, welches seit der Abteilung zwischen Ansbach und Bayreuth von 1719 unterblieben, da seitdem die Almosen aus der neu errichteten Heiligenkasse bestritten werden“ (Anmerkung d. Autors: Mit der Abteilung von 1719 meint Bernhold die Aufteilung des Klosterbesitzes zwischen den beiden verwandten Fürstenhäusern).

Gleichzeitig stellte Bernhold den Antrag, daß die Bedachung und Verwahrung des Brunnens und die Wegschaffung der Schweineställe beschleunigt, die Umgebung des Brunnens geebnet und eine Lindenpromenade angelegt werde. Alle diese Vorschläge wurden genehmigt. Die Anlage einer Promenade allerdings unterblieb. Die Umfassung des Brunnens konnte noch 1730 vollendet werden. Der Ansbacher Feldmesser Johann Ludwig Vetter hatte dazu den Plan geliefert.

Neben Bernhold und Hocker war Dr. Feuerlein maßgeblich an der Planung und der Verwirklichung des Vorhabens beteiligt. Einen Teil seiner Jugend hatte er als Fürstenschüler in Heilsbronn verbracht, später war er Arzt in Feuchtwangen und dann in Ansbach. Ihm war die Behandlung der Kurgäste übertragen worden, und er veröffentlichte 1732 eine umfangreiche Schrift, in welcher u.a. zahlreiche Heilungsberichte aufgeführt sind.

Im Museum in Heilsbronn ist ein Original dieser Schrift zu sehen; im Brunnenhaus sind einige der Heilungsberichte in vergrößertem Format ausgestellt. Die Schrift trägt – ganz in barocker Manier – den umfangreichen Titel: *„Heilsbronnisches Zeugniß der göttlichen Güte und Vorsorge bei dem uralten, nun aber neuentdeckten, mitten in dem Kloster Heilsbronn befindlichen Heilbronnen, dessen Kuren, Kraft und Wirkung, Gebrauch und Missbrauch, auf gnädigst herrschaftlichen Befehl beschrieben von G. Ch. Feuerlein, hochfürstl. Brandenb. Onolzbachischen, zu dem dasigen Heilbronnen verordneten Medico ordinario [Allgemeinarzt].“*

In den ersten Jahren herrschte ein reger Kurbetrieb. Leute kamen teilweise von weit her, einige nahmen das Wasser mit, einige blieben hier, um es zu trinken oder um darin zu baden. Zugleich kam es auch zu Übervor-

teilungen durch die Gebrüder Maußner, deren zwei Wirtshäuser damals die einzigen in Heilsbronn waren. Sie erhielten deshalb den Regierungsbefehl, die Gäste besser und billiger zu bewirten, widrigenfalls eine dritte Wirtskonzession zur Belebung der Konkurrenz erteilt werden würde.

Zur Aufsicht über den Brunnen wurde ein markgräflicher Stallknecht als Brunnenwart angestellt. Er erwies sich aber als trunksüchtig, träge und ausschweifend, bestahl obendrein den neben dem Brunnen errichteten Almosenstock, was seine Entlassung zur Folge hatte.

Bereits 1738 wurde über eine Abnahme der Frequenz geklagt. 1754 erschien eine zweite Brunnenschrift des Dr. Feuerlein, in der er noch einmal die Wirksamkeit des Wassers beschrieb. Eine Analyse scheint nochmals im Jahre 1773 vorgenommen worden zu sein, denn Prof. Delius von der Universität in Erlangen sollte die Wirksamkeit des Wassers überprüfen. Das Ergebnis dieser Untersuchung ist allerdings nicht bekannt. Nach dem Tod der drei maßgeblichen Förderer des Projekts, nämlich Bernhold, Hocker und Feuerlein, nahm sich niemand mehr engagiert der Sache an.

1770 allerdings wurden noch 2.666 Flaschen und sieben fünf-eimerige Fässer mit Heilwasser auf Maultieren an den Ansbacher Hof gebracht. 1786 weiß man ebenfalls von einer Lieferung in das dortige Schloß. Sechs Jahre später gab es dann kein selbständiges Fürstentum Ansbach mehr.

Das Brunnenhaus und die darin angebrachten Inschriften – sie wurden von Johann Ludwig Hocker verfaßt – erinnern uns durch ihr Dasein an eine interessante Episode der Heilsbronner Geschichte. Das Erinnern an solche Geschehnisse kann uns Menschen von heute helfen, bei eigenen Vorhaben vorsichtig

zu sein, abzuwägen und uns davor bewahren, in Aktionismus zu verfallen.

Die von Hocker erwähnten, lateinisch verfaßten Inschriften im Brunnenhaus (übersetzt von Theodor Schmidt) lauten wie folgt:

Alte Inschrift:

Die durch die heilbringenden [heilsamen] Quellen auf allen Seiten [überall] aufsprudelnden Wasseradern erweisen [zeigen oder erinnern an] die heiligen Gaben des ewigen Gottes.

Neue Inschrift:

Du hast, Heilsbronn, das, was sich zurückgezogen hatte und in der heilsamen Quelle plötzlich wieder fließt, als Zeichen deines alten Namens.

Inschrift zwischen den Treppen.

BPS [Benignissimo Principi Salutem – dem allergnädigsten Fürsten]

Nachdem Gott die über ein Jahrhundert verborgenen Wasser wieder gegeben hat [wieder gibt], ist die heilsame Quelle durch die rühmliche Freigebigkeit [Wohltätigkeit, Mildtätigkeit] des Fürsten Serenissimus Carl Wilhelm Friedrich, Markgrafen von Brandenburg, unter frommer Leitung [Beistand] der höchsten Verwalter der Heilsbronner Angelegenheiten, der Herren Christoph Friedrich von Seckendorff, Johann Konrad von Schemel, Christoph Konrad Baumgartner, Adam Emanuel Stroebel [oder Strebel], Johann Georg Benignus Liebrich von den vertrautesten Hofbeamten und Räten der Kammer durch Sorgfalt und Mühewaltung des Magisters Johann Ludwig Hocker, Kirchendiener und Professors, und auch des Justus Bernhold, Sekretärs und Verwalters wiederhergestellt worden.

Anno orbis redemptionis MDCCXXX [Im Jahre 1730 nach der Errettung der Welt].

„[...] zur größeren Bequemlichkeit der Gäste“
Haßfurter Wirte und Gasthäuser zu Beginn des 19. Jahrhunderts
im kritischen Blick eines Kaminkehrermeisters

von

Thomas Schindler

Als Stadtschreiber Friedrich Fischer im Jahr 1630 die Besitz- und Rechtsverhältnisse der Stadt Haßfurt anhand älterer Unterlagen neu aufzeichnete, erwähnte er in einem eigenen Kapitel seiner „Beschreibung gemeiner Stadt Haßfurt“ auch die sechs sogenannten Erbschankstätten.¹⁾ Bis ins 19. Jahrhundert hinein konnten diese sechs Wirtshäuser offiziell das Monopol der Gästebeherbergung behaupten, in das nur noch mit Einrichtung der Thurn- und Taxis'schen Post in der Mitte des 18. Jahrhunderts zusätzlich der Gasthof „Zur Schwane“ (später „Hotel Post“) in der Oberen Vorstadt eingebrochen war.²⁾ Daneben war es jedem Bürger erlaubt, für den Eigenbedarf produzierte Getränke in sogenannten Hekkenwirtschaften zu verkaufen.³⁾

*Das Gesuch des Andreas Metz
um Erteilung des Schildrechts*

Durch einen privaten Sammler erhielt das Stadtarchiv Haßfurt im Frühjahr 2007 Teile einer Akte des großherzoglich würzburgischen Landgerichts Haßfurt aus den Jahren 1810 und 1811. Darin geht es um „die Bittvorstellung des Kaminfegermeisters Andreas Metz allda um Ertheilung einer Schildgerechtigkeit“,⁴⁾ also die Verleihung des Rechts, ein Gasthaus mit Übernachtung und dem Angebot warmer Speisen betreiben und dieses mittels eines Schildes anzeigen zu dürfen. Der Akteninhalt gibt ein interessantes Bild von der Beschaffenheit des Haßfurter Gastgewerbes zur Zeit Napoleons wieder, wenngleich es wohl, bestimmt durch die Geschäftsinteressen des Bittstellers, etwas subjektiv eingefärbt ist.

Am 19. Februar 1810 beantragte Andreas Metz bei der großherzoglichen Landesdirektion in Würzburg das Schildrecht für sein

Wohnhaus in Haßfurt. In einer umfangreichen Begründung seines Gesuchs führte er unter anderem an, er habe, als er wegen der Zuteilung der neuen Kaminfegerdistrikte Würzburg verlassen mußte, viele Kundschaft verloren und müsse daher „als Vater von 12 noch lebenden Kindern die ich alle auf meiner Profession nicht ernähren kann, darauf bedacht seyn, einen Neben-Verdienst zu gewinnen.“ Das von ihm in Haßfurt erworbene Haus verfüge bereits über die für ein Gasthaus nötige Einrichtung, da der Vorbesitzer eine – jedoch nur für seine Person geltende und daher nicht „vererbbar“ – GastwirtsKonzession besessen habe. Auch habe Metz „schon vom Jahr 1799 bis 1807 in Würzburg auf dem [...] Gasthauße zum Wallfische [...] mit Zufriedenheit der Gäste, und ohne daß eine Klage bey der Obrigkeit gegen mich eingelaufen wäre,“ die Wirtschaft geführt.

Die bereits in Haßfurt bestehenden Gasthäuser würden, so Metz, durch die Erteilung einer weiteren Konzession nicht in ihrer Existenz bedroht, zumal „nach allgemeiner Sage eine Chaussée von Schweinfurth auf die Provincial-Stadt Haßfurth zu nach Bamberg angelegt werden soll, daher dieser Weg mehr besucht, mithin auch die Einkehr stärker wird.“ Außerdem seien die Haßfurter Gasthäuser „nicht von der Art, daß ein Gast besonders, wenn er von Stande ist, zu seiner Zufriedenheit darin [...] bedienet würde.“

*Metz' Beschreibung
der Haßfurter Gasthäuser*

Auf Weisung der Landesdirektion teilte das Landgericht Haßfurt den dortigen Wirten am 21. April 1810 mit, sie hätten „für Reinlichkeit und bessere Einrichtung [...] zu sorgen, ansonst sie sich gefallen lassen müssen, daß

nach Verlauf eines halben Jahres noch ein neues Wirthshauß etablirt werde.“ Nachdem hierauf jedoch weder durch die Wirthe, noch seitens des Landgerichts offensichtlich eine weitere Reaktion erfolgte, reichte Metz am 4. Juli 1811 ein erneutes Gesuch in Würzburg ein. Diesmal fügte er, „ohne der Ehre der Personen zu nahe treten zu wollen,“ eine kurze Beschreibung der einzelnen Wirthshäuser und ihrer Besitzer bei:

- „1) das Gasthauß zum grünen Baume hat das äußerliche Ansehen eines Gasthaußes allein die Besitzer selbst geben sich wenig mit der Wirthschaft ab, sorgen nur für ihre Oeconomie auf dem Felde, schließen oft das Hauß ganze Täge, und niemand bekümmert sich um die Wirthschaft, und zwar umso weniger, als sie kinderlos sind,
- 2) das Lammwirthshauß ist ein altes Gebäude, verspricht schon durch seine Außenseite wenig, nebstdem ist die innere Einrichtung, was die Zimmer und innere Bequemlichkeiten betrifft, nicht die beste, der Wirth und dessen Frau sind alte und vermögende Leute kümmern sich daher wenig um die Wirthschaft,
- 3) das Gasthaus zum Ochsen hat bey seiner Größe wenig innere Einrichtung, ist zur Aufnahme von Landleuten, aber nicht von Reißenden von Rang eingerichtet, der Wirth ist Bäcker, und gibt sich mit dem Feldbaue viel lieber ab;
- 4) Jenes zum Rosse ist eben auch für die Reißende nicht zum Besten geeigenschaftet, und hat wenig Einkehr,
- 5) Jenes zur Schwane in der obern Vorstadt ist ein solides Gebäude an Zimmern und alles hell, dennoch fehlt es an Einkehr, vermuthlich weil der Wirth sich viel mit Viehhandelschaft und Feldbau abgiebt, und deswegen weniger Rücksicht auf die Wirthschaft hat;
- 6) das gasthauß zum Wallfische hat größtentheils nur die Wasserleute zur Einkehr, ob es gleich diesem Hause nicht an Bequemlichkeit fehlet, der Eigenthümer sieht aber mehr auf seinen Holzhandel

und seine Feld Oeconomie, als auf die Gastgeberey; Ein gleiches gilt

- 7) von der Rose, gegen dieses Gasthauß läßt sich nichts einwenden, indem der Besitzer ein reicher Mann ist, alles nöthige anschaffen kann, sein Wirthshaus auch gut eingerichtet hat, allein nebstdem, daß er vielen Feldbau hat, ist er auch durch die häufigen Postgeschäfte verhindert, die Wirthschaft gehörig zu versehen, und nicht im Stande soviele Gäste aufzunehmen, als er vermöge seines Hauses füglich könnte, [...] endlich
- 8) das Gasthauß zum Hirschen den Schild nur dem Namen nach hat, der Eigenthümer sich nur eines ordinairen Bierschildes bedient, mehr auf seine Profession als Schloßer sieht [...].“

Im Anschluß daran wies Metz noch einmal auf die bereits vorhandene Einrichtung seines schon vorher als „Gasthauß zu den drey Kronen“ bestanden habenden Hauses hin und hob noch besonders die Vorzüge seiner eigenen Familie gegenüber seinen teilweise als alt und kinderlos beschriebenen „Konkurrenten“ hervor, nämlich daß er die Wirtschaft durch seine Kinder, „deren [er] 12 habe, ausübe, und da diese Kinder größtentheils weiblichen Geschlechts sind, für Reinlichkeit durch Waschen etc. sorgen lassen“ könne. Abschließend betonte er: „Da [...] ich und mein Eheweib die Sorge für gutes Getränk und Speisen um billige Preise uns werden angelegen seyn lassen, an Nahrung umso weniger zu zweifeln seyn wird, als ich bey Etablirung einer Gastwirthschaft nicht nöthig habe, Schulden zu machen, da ich alles zur Einrichtung nöthige aus eigenen Mitteln bestreiten kann, nebstdem viele Reißende durch Haßfurth passieren.“

Die Stellungnahmen von Stadtkommission und Landgericht

Auf entsprechende Anweisung aus Würzburg befaßte sich die Haßfurter Stadtkommission am 4. August 1811 mit der Angelegenheit. Das aus Stadtpfarrer, Stadtschreiber, Ober- und Unterbürgermeister sowie drei

weiteren Bürgern zusammengesetzte Gremium gab als einstimmiges Gutachten zu Protokoll: „*Der Bittsteller habe in seiner bei der großherzoglichen Landes Direktion unterthänigst eingereichten Schrift durchgängig die Wahrheit gesparet, und die hiesigen Gastwirthe also geschilderet, welches derselbe auf keine Weise behaupten kann.*“ Unter Berufung auf das Landgericht Haßfurt stellte die Kommission fest, daß die Haßfurter Wirte noch nie Anlaß zu irgendwelchen Beschwerden gegeben hätten „*und noch jedermann, so wie auch die viele in vorgewesenen Krieg [...] einlogirten französischen und anderen Generälen, Obristen und Offizieren mit derselben Bedienung vollkommen zufrieden waren.*“ Die Errichtung eines weiteren Gasthauses hielten die Gemeindevertreter für überflüssig, da ohnehin „*das hiesige Städtlein mit Gastwirthen übersetzt [sei], und letztere dadurch in ihrem Nahrungs Gewerbe geschmälert werden.*“

Landgerichtsaktuar Meißner bestätigte in seinem Bericht an die Landesdirektion vom 1. September 1811 nicht nur die von der Ortskommission festgestellten Sachverhalte, sondern auch die Wahrheit der von Metz angeführten Angaben zur geeigneten Einrichtung seines Hauses, zu seinem guten Vermögensstand und dem personellen Einsatz seiner Familie. Meißners Resumée lautete dennoch: „*Allein derselbe hat schon an seiner Kaminfegerei ein nicht unergiebiges Gewerbe, zuviele Wirthshäuser schmälern auf der einen Seite den Verdienst, und verleiten die Wirthe zu niedrigen Kunstgriffen, sich Gäste zu verschaffen, auf der anderen Seite aber erzeugen sie den Hang zur Liederlichkeit und zum Nichtsthuen, auch theilet sich dahier der Gewinn an den Getränken ohnehin schon unter sehr viele, indem die Hekkenwirthschaft stärker als irgendwo getrieben wird. Ich finde demnach weder in den Verhältnissen des Supplicanten noch jenen des Orts einen Grund [...] die Errichtung eines neuen Gasthauses in Vorschlag zu bringen.*“ In diesem abschlägigen Sinne dürfte auch das in den vorliegenden Aktenstücken nicht mehr enthaltene abschließende Urteil der Würzburger Behörde ausgefallen sein.

Andreas Metz und seine Familie

Über Andreas Metz und seine Familie ließen sich in verschiedenen Quellen des Stadtarchivs Haßfurt folgende Daten ermitteln: Schon vor seiner wohl frühestens 1807 erfolgten Übersiedlung scheint er sich auch zumindest über längere Zeiträume in Haßfurt aufgehalten zu haben, zumal schon 1805 eine seiner Töchter hier geboren wurde.⁵⁾ Den Haßfurter Stadtrat ersuchte er in einem Schreiben vom 24. November 1806 um eine jedesmalige Entlohnung von 10 Kreuzern für das Kaminfegen im Bürgerspital. Diese Forderung wurde allerdings am 23. Januar 1807 mit dem Bemerkten zurückgewiesen, er habe sich bei seiner Arbeit im Spital mit einer „*Zahlung wie von jedem bürgerlichen Hause, nämlich mit 4 x*“ zu begnügen.⁶⁾

Am „*Sambstag vor dem Palm Sonntag dem 14 april 1810*“ erhielt „*Andres Metz, Kaminfeger, aus würzburg*“ zusammen mit 20 weiteren Kandidaten das Haßfurter Bürgerrecht verliehen.⁷⁾ Er starb in Haßfurt am 10. März 1818, abends 6 Uhr, im Alter von 53 Jahren an Halsentzündung in seinem Haus Nr. 100 an der unteren Hauptstraße.⁸⁾ Als Bewohner dieses Hauses sind in der 1824/25 angelegten Bürgermatrikel⁹⁾ genannt: Seine Witwe Magdalena Metz, geborene Burkar, geboren am 12. Dezember 1772 in Heidingsfeld, deren Kinder aus erster Ehe Maria Barbara Reus (*1797), Margaretha Reus (*1798) und Michael Reus (*1802) sowie als Kinder aus der zweiten Ehe Joseph Metz (*1796 in Würzburg), Magdalena Metz (*1805 in Haßfurt) und Anna Eva Metz (*1809 in Haßfurt). Zu den anderen sechs der im Jahr 1810/11 angeblich zwölf „*größtentheils weiblichen*“ Kinder des Metz'schen Haushalts ließ sich in den vorhandenen Quellen nichts mehr ermitteln; wahrscheinlich hatten sie schon vor 1818 geheiratet und oder waren weggezogen oder gestorben. Die Mutter Magdalena Metz ist jedenfalls am 16. März 1832, früh 9 Uhr, an Lungenentzündung in Haßfurt verstorben.¹⁰⁾

Der Sohn Joseph Anton Metz entstammt allerdings einer früheren Ehe des Andreas Metz mit Apollonia Liebig.¹¹⁾ Er folgte seinem Vater mit der Ausübung des Kaminkehrerhandwerks in Haßfurt nach¹²⁾ und heiratete

am 28. Januar 1828 die Bäckerstochter Anna Maria Buhlheller (*1812).¹³⁾ Am 26. Oktober 1826 hatte er das Bürgerrecht erhalten;¹⁴⁾ er ist in der Bürgermatrikel, zusätzlich zu seiner Nennung als Kind des Andreas Metz, mit seiner jungen Frau unter der Hausnummer 100 als Bürger eingetragen.¹⁵⁾ Ein Steuerverzeichnis aus dem Jahr 1863 führt den Kaminkehrer Joseph Metz, nunmehr Haus Nummer 116, an 21. Stelle unter den insgesamt 265 Namen umfassenden „[h]öchstbesteuerten Zwey Drittheile[n]“ der Haßfurter Bürgerschaft auf;¹⁶⁾ er gehörte somit zur wohlhabenden Oberschicht der Stadt. Dabei fällt auf, daß damals von den 20 vor Metz verzeichneten Bürgern neun den Beruf des Gastwirts und/oder Brauers ausübten, an erster Stelle mit der höchsten Steuerleistung Ludwig Freiherr von Seefried, Besitzer der Kuranlage „Wildbad“, die sowohl über Zimmer für Kurgäste als auch über eine gastronomische Einrichtung verfügte.¹⁷⁾

Schon Andreas Metz hat wahrscheinlich den ihm aufgrund der Verweigerung der Schildgerechtigkeit entgangenen Mehrverdienst letzten Endes verschmerzen können, besaß er doch anscheinend auch weiterhin sein Gasthaus „Zum Walfisch“ in Würzburg. Das Haßfurter Haus Nr. 100 (bzw. 116, heute: Hauptstraße 47) wäre sicher, abgesehen von der damals vorhandenen Einrichtung, auch aufgrund seiner Lage an der zentralen Durchgangsstraße als Wirtshaus geeignet gewesen. Vielleicht wurde das Gastgewerbe, wie ja schon vom Vorbesitzer, auch durch Andreas Metz oder eines seiner Kinder ausgeübt, ohne daß eine offizielle Schildgerechtigkeit bestand – es wäre wohl nicht der erste und einzige Fall dieser Art in Haßfurt gewesen.¹⁸⁾

Anmerkungen:

- 1) Stadtarchiv Haßfurt (künftig: StadtAH), HAS, Amtsbücher, 5, S. 84f.
- 2) Kehl, Josef: Chronik von Haßfurt. Die Geschichte eines fränkischen Landstädtchens. Würzburg 1948, S. 297.
- 3) StadtAH, HAS, Amtsbücher, 5, S. 87; siehe auch Anm. 18.
- 4) Die wörtlichen Zitate im Titel sowie in diesem und den beiden folgenden Textabschnitten sind dem Inhalt dieser jetzt unter der Signatur

StadtAH, HAS, Akten, 1213 verzeichneten Akte entnommen.

- 5) StadtAH, HAS, Amtsbücher, 4; hier: Bürgermatrikel 1824/25, Blatt 28, Haus Nr. 100.
- 6) Nussert, Johann Baptist: Verzeichniß über sämmlliche in der Repositur der Stadt Haßfurt befindliche Akten, Bücher, Dekrete, Rechnungen, Schriften, und Urkunden, [...] gefertigt in den Jahren 1827/28 (handschr. Exemplar im StadtAH), Nr. 2003. – Das Verzeichnis von Stadtschreiber Nussert (1795-1843) enthält detaillierte Angaben über den Inhalt heute größtenteils nicht mehr erhaltener Archivalien der Stadt Haßfurt.
- 7) StadtAH, HAS, Amtsbücher, 4; hier: Bürgerannahme 1810, p23.
- 8) StadtAH, HAS, Amtsbücher, 8; hier: Sterb-Register 1818, Nr. 9.
- 9) Wie Anm. 5.
- 10) StadtAH, HAS, Amtsbücher, 8; hier: Sterb-Register 1832, Nr. 29.
- 11) Ebd.; hier: Trauungs-Register 1828, Nr. 1.
- 12) StadtAH, HAS, Akten, 753 (Konzessionsgesuch J. A. Metz 1826).
- 13) StadtAH, HAS, Akten, 754 (Verehelichungsgesuch J. A. Metz 1828), sowie Amtsbücher, 8 (wie Anm. 11).
- 14) StadtAH, HAS, Amtsbücher 4; hier: Bürgerannahme 1826/27, p31.
- 15) Wie Anm. 5.
- 16) StadtAH, HAS, Amtsbücher, 10, o.S. – Die „Verschiebung“ der Hausnummern ergibt sich v.a. daraus, daß in der Bürgermatrikel 1824/25 nur die Wohnhäuser gezählt wurden, anlässlich der staatlichen Vermessung 1847 jedoch auch öffentliche Gebäude, wie z.B. Rathaus, Kirchen und Stadttürme, in die fortlaufende Zählung mit einbezogen wurden.
- 17) Ebd. – Zur Geschichte des Wildbades siehe: Grumbach, Volker: Das Wildbad Haßfurt. Von Heilquellen und Spekulanten. Haßfurt 2005 (= Schriftenreihe des Historischen Vereins Landkreis Haßberge 3), hier insbes. S. 40f.
- 18) Nussert, Nr. 2460, verzeichnet etwa für 1602 ein Dekret zur Abschaffung der acht Heckenwirtschaften sowie für das Folgejahr die Forderung dreier „Gastgeber“ – offenbar Inhaber von Erbschankstätten – nach „Abschaffung der Winkel-Wirthe“. Noch zwischen 1820 und 1825 geführte Klagen „der Gastwirthe gegen die Heckenwirthe“ hatten erneute Bestätigungen des Rechts aller Bürger auf Betrieb einer Heckenwirtschaft (1821, 1825) zur Folge; ebd., Nr. 1308.

Die Glacé-Lederfabrik Heinrich Östreicher in Heidingsfeld

von

Klaus Losert

Bisher völlig unerforscht ist die Geschichte der Glacé-Lederfabrik Östreicher in Würzburg-Heidingsfeld.¹⁾ Dieser Gewerbebetrieb war im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts einer der bedeutendsten Arbeitgeber in Heidingsfeld. Im folgenden Beitrag sollen nicht nur die wirtschaftlichen Aspekte dieses Unternehmens erhellt werden, sondern auch das Schicksal der angesehenen jüdischen Familie Östreicher in Heidingsfeld.

Die Geschichte beginnt im Jahre 1885 mit dem Konkurs der Froschmühle. Auf Betreiben der Brauereibesitzerwitwe Margaretha Nöll aus Würzburg wurde die Mühle der Eheleute Franz und Crescentia Bonfig, die sog. Froschmühle, am 27. April 1885 um 7.230 Mark an die Gläubigerin zwangsversteigert.²⁾ Wahrscheinlich um einen Konkurrenten auszuschalten, erwarb der Müller Philipp Schulz, Hs.Nr. 422, Besitzer der Schulzenmühle in Heidingsfeld, diese Mühle mit Umgriff.³⁾ Am 11. Oktober 1890 kaufte schließlich der Gerbermeister Max Rinke von der Witwe des Müllers Philipp Schulz die Fl.Nr. 773, Acker bei der Ziegelhütte, um 1.375 Mark.⁴⁾

Max Rinke war Weißgerber; er wurde am 16. Oktober 1857 in Heimau in Schlesien geboren und hatte bereits in Würzburg in der Wallgasse 12 eine Gerberei gepachtet.⁵⁾ Um seinen Traum von einer eigenen, modernen Gerberei zu verwirklichen, erwarb Max Rinke die vorgenannte Fläche und erbaute auf dem erworbenen Grundbesitz Fl.Nr. 773 1/3 ein Gerbereigebäude mit Wohnung, Keller und Hofraum. Die Fl.Nr. 773 sollte als Garten genutzt werden.⁶⁾ Die Verkäuferin gestattete dem Käufer eine Rohrleitung vom anliegenden Mühlbach in das verkaufte Grundstück „behufs des Wasser Zu- und Ablauf anzulegen und machte sich verbindlich, das Ablaufrohr stets in reinlichem Zustand zu erhalten.“ Max Rinkes Eigenkapital war für die Erbauung eines so großen Objektes jedoch zu gering, und er mußte sich deshalb bei sechs

Heidingsfelder Bürgern die Summe von 9.020 Mark leihen. Als er bereits nach einem Jahr mit der Zinszahlung in Verzug geriet, beantragten die Gläubiger die sofortige Zwangsversteigerung. Als Max Rinke sein Lebenswerk gescheitert sah und sein Vermögen verloren war, fand er als einzigen Ausweg nur noch den Freitod: er erschöß sich am 20. Mai 1891 im Stadtwald von Gemünden am Main.⁷⁾

Die sechs Gläubiger erwarben danach die Gerbereigebäude gemeinsam für die Summe von 7.010 Mark. Der größte Gläubiger mit einer Forderung von 4.000 Mark war der Schreinermeister Max Schnabel. Er erwarb von den anderen Miteigentümern am 13. Oktober 1891 das Objekt, zahlte die übrigen Gläubiger aus und wurde so Alleineigentümer.⁸⁾ Bereits am 02. März 1892 hatte Max Schnabel einen solventen Käufer für das Fabrikobjekt gefunden.

Es war der 30jährige, noch ledige Heinrich Östreicher, der das Anwesen in der Seilerstraße für die Summe von 10.500 Mark kaufte. Heinrich Östreicher, 1862 in München geboren, war der Sohn des Kaufmanns Wolf Östreicher in München. Heinrich Östreicher war Kaufmann und erlernte zusätzlich das Weißgerberhandwerk, womit die beste Voraussetzung für eine erfolgreiche Firmengründung gegeben war. Er erwarb die von Max Rinke erbauten Gebäude auf Fl.Nr. 773, Gerbereigebäude, Wohnung, Keller und Hofraum sowie die Fl.Nr. 773 als Garten, um die genannte Summe von 10.500 Mark. Im Kaufpreis inbegriffen waren zwei Wasserpumpen, ein großer Wasserbottich und etwa 30 Häute, die noch vom Vorbesitzer Max Rinke stammten.⁹⁾ Die Einschränkung, daß der Kaufvertrag nur Gültigkeit erlange, wenn der Vater des Käufers, Wolf Östreicher in München, dem Kaufvertrag zustimmte, wurde am 04. April 1892 nach erfolgter Zustimmung aufgehoben.¹⁰⁾

Heinrich Östreicher erweiterte rasch die Fabrikgebäude durch Um- und Neubauten, so daß 1897 die Beschreibung des Objektes lautete: Fabrikgebäude mit Büro, Wohnung mit Keller, Gerberei, Maschinenhaus, drei Lagerhallen, Hühnerstall sowie Hofraum und Garten. Um problemlos und schnell an weitere Geldmittel zu kommen, verpfändete er seinen Gesamtbesitz an die Bayerische Vereinsbank München mit einer Kautionshypothek in Höhe von 50.000 Mark. Der Wert des Anwesens war laut Feuerassekuranz (Brandversicherung) 47.360 Mark. Zugleich wurden auch alle zukünftigen Neuanschaffungen mitverpfändet.¹¹⁾ In den Jahresberichten für die Handels- und Gewerbekammer Würzburg schreibt der Stadtmagistrat Heidingsfeld: „Weiterhin wurde eine Glacé Lederfabrik, die erst vor einigen Jahren gegründet worden war, sehr erfolgreich betrieben, ihre Beschäftigungszahl stieg von 40 Personen im Jahre 1896 auf über 100 Beschäftigte im Jahre 1903 an.“¹²⁾

Bei der Mainkorrektur 1906 wurde die Wasserentnahme aus dem Main und die Abwasserbeseitigung aus der Fabrikanlage neu

geregelt.¹³⁾ Heinrich Östreicher bat das Straßen- und Flußbauamt Würzburg um pachtweise Überlassung einer Grundfläche, welche entlang der Fabrik bei der Mainkorrektur entstanden war, um dort eine Kläranlage zu errichten. Gutachten und Pläne fertigte die kgl. Versuchs- und Prüfanstalt für Wasserversorgung und Abwasserbeseitigung Berlin.¹⁴⁾

Im Mai 1909 verstarb der Firmengründer Heinrich Östreicher. Die Firma wurde in eine Offene Handelsgesellschaft (OHG) umgewandelt. Gesellschafter waren nun Friedrich (Fritz) Östreicher und Albert Östreicher; sie waren Vettern. Friedrich Östreicher betrieb in München ein Handelsgeschäft und war kinderlos verheiratet. Albert Östreicher hingegen hatte vier Kinder, die Hans Norbert (geb. 1902), Richard (geb. 1904), Alice (geb. 1906) und Walter (geb. 1911) hießen.¹⁵⁾

Bereits 1916 ließ Friedrich Östreicher von einer Angestellten seiner Münchner Handelsgesellschaft die Buchführung in Heidingsfeld auf doppelte Buchführung umstellen. Seit diesem Zeitpunkt wurde die Buchführung der



Abb. 1: Glückwunschkarte der Glacé-Lederfabrik Östreicher zum Jahreswechsel 1899; aus: Horst Wolf/Christoph Bauer: Heidingsfeld - Ansichten einer alten Stadt.

Heidingsfelder Firma ständig bei dem Handelsgeschäft in München geführt. Der Gesellschafter Friedrich Östreicher war demnach für den Vertrieb der Lederwaren in München zuständig, Albert Östreicher hingegen für die Produktion in Heidingsfeld.¹⁶⁾

Die Folgen des Ersten Weltkriegs von 1914 bis 1918, die Jahre der Inflation 1923 und 1924 sowie die allgemeine Weltwirtschaftskrise 1930 bis 1931 brachten die Firma in Heidingsfeld in größere finanzielle Schwierigkeiten. Die Gesellschafter, Friedrich und Albert Östreicher, beide bereits über 60 Jahre alt, beschlossen, die Leitung der Fabrik in Heidingsfeld in jüngere Hände zu legen. Dazu bestens geeignet erschien der älteste Sohn von Albert Östreicher, Hans Norbert Östreicher.

Hans Norbert Östreicher besuchte die Oberrealschule in Würzburg, danach absolvierte er eine Lehre als Kaufmann und eine Ausbildung als Gerber. Er ging 1924 22-jährig nach Amerika und zwar nach Kalifornien. In der Stadt Napa oder in deren Umgebung lernte er ein neuartiges Verfahren kennen, mit welchem man waschbares Leder, das sog. Nappaleder, herstellen konnte. Er kehrte 1928 nach Europa zurück und arbeitete zunächst zwei Jahre im väterlichen Betrieb. Nach seiner Eheschließung mit Alice Loeser 1929 in Würzburg ging er nach Frankreich und führte nacheinander in zwei größeren Betrieben die aus Amerika mitgebrachten Verfahren ein. Für die Lizenzeinführung der neuen Gerbverfahren in Frankreich wurden Hans Norbert Östreicher pro Unternehmen eine Vergütung von 50.000 RM gewährt.

Die väterliche Firma wandte sich nun hilfesuchend an Hans Norbert Östreicher und bat ihn, aus Frankreich nach Heidingsfeld zurückzukehren, was er 1932 auch tat. In Heidingsfeld führte er zunächst eine Modernisierung des elterlichen Betriebes durch und stellte die Produktion auf die Herstellung von waschbarem Nappaleder um.¹⁷⁾

Bei den herkömmlichen Gerbverfahren für die Herstellung von Glacé-Leder welches für Handschuhleder verwendet wird, wurde im allgemeinen das Weißgerbverfahren ange-

wandt. Die Felle wurden in einer Gerbbrühe aus Alaun, Salz, Mehl und Eigelb gewalkt und dann getrocknet. Etwa eine Woche nach der Trocknung wurden die Leder zugerichtet. Diese Gerbart war aber nicht „echt“, weil die oben angegebenen Gerb- und Hilfsstoffe leicht wieder ausgewaschen werden konnten, wodurch die Leder bleichig und fest wurden. Aus diesem Grund mußten die Leder mindestens zwei Monate lagern, um dadurch zu erreichen, daß die Leder nachgegerbt waren, d.h., daß durch das längere Lagern der Gerbstoff besser mit der Hautfaser fixiert und nicht mehr so leicht ausgewaschen werden konnte. Grundsätzlich läßt sich sagen, daß je länger die Leder im weißen Zustand vor der Färbung lagerten, desto weicher das Endprodukt war. Vor dem Färben mußten die Leder in einer Walktrommel völlig aufgeweicht werden, um das Leder aufnahmefähig für die Farbe zu machen.

Dieser Gerbungsprozeß dauert von der rohen Haut bis zum fertig zugerichteten weißen Leder, einschließlich der Lagerzeit, mindestens drei Monate. Zusätzlich kamen dann noch sechs Tage für die Färbung hinzu. Nun mußten die gefärbten Leder ein zweites Mal zugerichtet werden, wofür eine Zeit von vier bis sechs Tagen benötigt wurde. Insgesamt betrug die Dauer der Herstellung für weiß gegerbte Leder drei Monate und zehn Tage. Die Handschuhe, welche daraus gefertigt wurden, konnten nur mit Benzin gereinigt werden, wodurch sie nach ein- bis zweimaliger Reinigung immer steifer wurden und einen unangenehmen Geruch annahmen.

Das neue Gerbverfahren jedoch, welches jetzt auch in Heidingsfeld angewandt wurde, bestand darin, daß die Felle in einem Chromgerbverfahren gegerbt wurden und im Anschluß daran vegetabilisch nachgegerbt wurden. Nach dieser Kombinationsgerbung (Chromoxyd und Gambierextrakt oder ähnliche Sorten) konnten die Leder nach vorangegangener Entsäuerung sofort gefärbt werden.

Diese Art von Gerbung war eine „echte“ Gerbung, d.h., daß die oben angegebenen Gerbstoffe der so hergestellten Leder nicht durch Auswaschen mit Wasser entgerbt werden konnten, weil diese Gerbstoffe fest mit

der Hautfaser verbunden und sogar kochecht waren, ohne an Weichheit und an Substanz zu verlieren. Nach der Färbung braucht dieses Leder nur einmal zugerichtet zu werden. Diese Leder zeichnen sich durch einen wunderbaren, weichen, milden Griff aus und sind viel dehnbarer als die weiß gegerbten Leder. Die Handschuhe, die daraus gefertigt wurden, waren bedeutend nahtfester und konnten leicht in warmem Wasser mit gewöhnlicher Seife sechs bis acht Mal gewaschen werden, ohne dabei an Schönheit und Weichheit zu verlieren. Sie blieben auch nach der Wäsche vollkommend weich, geschmeidig und klar in der Farbe wie vorher. Durch diese hervorragenden Eigenschaften war die Nachfrage nach diesem Leder viel größer als bei den weiß gegerbten Ledern, was aus ihm einen begehrten Artikel für den Export machte.¹⁸⁾

Die Dauer der Gerbung und Färbung betrug nur etwa einen Monat, also zweieinhalb Monate weniger als die weiß gegerbten Leder. Deshalb waren die Herstellungskosten niedriger als bei der alten Gerbart. Nach der Heidingsfelder Methode konnte dreimal soviel Leder in einem Gang der Fabrikation hergestellt werden, als es bei der alten Methode der Fall gewesen war. Diese Eigenschaften des Heidingsfelder Leders waren seinerzeit für die Handschuh-Lederindustrie umwälzend.

Aus den obigen Ausführungen geht hervor, daß die Dauer der Herstellung nach dem Heidingsfelder Verfahren nur ein Drittel der alten Herstellungsdauer beträgt und entsprechend weniger Betriebskapital erfordert, wodurch auch die Herstellungskosten vermindert wurden. Die Preise für das Fertigprodukt waren geringer und die Qualität des Leders hochwertiger. Dies war der Grund für jene höhere Exportfähigkeit des Heidingsfelder Leders, und genau darin lag der Wert dieses Verfahrens.

Da Hans Norbert Östreicher durch seine Rückkehr nach Heidingsfeld eine große Auslandskarriere aufgab, wurde unter den Gesellschaftern vereinbart, er müsse in der Form entschädigt werden, daß im Falle des kinderlosen Ablebens von Friedrich Östreicher Hans Norbert Östreicher und sein Bruder Walter den Geschäftsanteil des Friedrich

Östreicher übernehmen sollten. Diese Vereinbarung bildete die Bedingung für die Rückkehr von Hans Norbert Östreicher aus Frankreich.

Hans Norbert Östreicher trat als Prokurist in die Heidingsfelder Firma ein; sein Bruder Walter, gleichfalls Kaufmann und Absolvent der Gerberschule in Freiburg i.Br., wurde ebenfalls in den väterlichen Betrieb als Angestellter übernommen.¹⁹⁾ In Heidingsfeld wurden aus dem nach dem neuen Verfahren hergestellten Leder nun auch Handschuhe hergestellt.

Nach der „Machtergreifung“ durch die Nationalsozialisten und der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 dauerte es nur acht Wochen, bis die ersten Diskriminierungen und Verfolgungen der Juden einsetzten. Es waren dies der Boykott aller jüdischen Geschäfte durch die SA („Kauft nicht bei Juden“) und Aktionen gegen jüdische Ärzte, Juristen und Studenten.

Jüdische Fabriken und Handwerksbetriebe, insbesondere diejenigen, die arbeitsintensiv oder exportorientiert waren, konnten sich während der ersten Jahre des NS-Regimes noch halten und bis zu einem gewissen Grad sogar am allgemeinen Aufschwung der deutschen Wirtschaft teilhaben; dazu zählte auch die Lederfabrik in Heidingsfeld. Grund dafür war die hohe Anzahl der Beschäftigten und die Deviseneinnahmen der Firma.

Weitere Einschränkungen brachten die sogenannten „Nürnberger Gesetze“ vom 15. September 1935, wonach nur, wer deutschen oder artverwandten Blutes war, Reichsbürger sein konnte. De facto bedeutete dies die Aberkennung der deutschen Staatsbürgerschaft für alle jüdischen Bürger im Deutschen Reich. Vor diesem Hintergrund und der Gewißheit, daß weitere Diskriminierungen, Entrechtungen und Verfolgungen den Juden in naher Zukunft ins Haus stünden, beschloß Hans Norbert Östreicher, Deutschland zu verlassen.

Bei diesem Unterfangen kamen ihm seine Auslandsaufenthalte und die dabei geknüpften Verbindungen zugute. So emigrierte er im Herbst 1936 nach England und zwar nach Pontipridd/Glam. Mit seinen Fachkenntnis-

sen und Fähigkeiten fand er bei den „Treforest Chrom Leather Works LTD.“ eine Anstellung. Er machte in dieser Firma schnell Karriere und wurde bereits 1946 im Briefkopf dieser Fabrik als Direktor bezeichnet.²⁰⁾

Seine Frau Alice Östreicher und seine beiden Kinder, Thomas Peter (geb. 1932) und Eva Susanne (geb. 1935) folgten ihm 1938 nach England. Der Bruder, Walter Östreicher, übernahm die Leitung der Lederfabrik in Heidingsfeld als Prokurist, zusammen mit seinem Onkel Friedrich Östreicher in München.

Eine weitere Maßnahme der nationalsozialistischen Diktatur, die zur schrittweisen Eliminierung der Juden aus dem deutschen Berufs- und Wirtschaftsleben führte, war schließlich die sogenannte „Arisierung“. Im April 1938 verständigte der Gauwirtschaftsberater Dr. Vogel in einem Rundschreiben alle jüdischen Hausbesitzer und Geschäftsinhaber, daß sie ihren Haus- und Grundbesitz verkaufen müßten. Dies geschah mit der Zusatzbemerkung, Käufer und Kaufpreis bestimme die Partei.²¹⁾

Bei der Abwicklung solcher Rechtsgeschäfte stand den Betroffenen der „jüdische Rechtskonsulent“ Richard Müller, der bis zum Berufsverbot Rechtsanwalt gewesen war, im Rahmen der geringen verbliebenen Möglichkeiten bei den NS-Behörden bei. Bei einem dienstlichen Besuch bei Gauwirtschaftsberater Dr. Vogel im Mai 1938 teilte dieser Rechtsanwalt Müller mit, daß nun auch die Glacé-Lederfabrik verkauft werden müsse. Bei dieser Gelegenheit erklärte er, daß er dafür einen Käufer und zwar in der Person eines Herrn Seyler an der Hand, der ein Gerbereigeschäft betreibe und Vorstand der Gerbervereinigung sei. Durch einen Zufall hatte Müller in Erfahrung gebracht, daß gegen Herrn Seyler ein Verfahren wegen Untreue u. a. lief. Er verständigte Fritz Östreicher in München und teilte ihm mit, falls Herr Seyler die Lederfabrik kaufe, Schwierigkeiten bei der Bezahlung des Kaufpreises entstehen könnten. Rechtsanwalt Müller hat dann, nach vorheriger Rücksprache mit Fritz Östreicher, den Gauwirtschaftsberater gebeten, von der Person des Herrn Seyler abzusehen, und ihm

seine Befürchtungen bezüglich der Liquidität des Herrn Seyler mitgeteilt.

Fritz Östreicher nahm nun Verhandlungen mit dem Ledergroßindustriellen Ludwig Cornelius Freiherr von Heyl zu Herrnsheim in Worms auf, welcher ihm von der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank empfohlen worden war. Da schon damals der Gauwirtschaftsberater direkte Verhandlungen zwischen jüdischen Verkäufern und arischen Käufern als unerwünscht, wenn nicht als verboten bezeichnet hatte, nahm RA Müller nochmals Rücksprache mit dem Gauwirtschaftsberater. Dieser erklärte sich damit einverstanden. Daraufhin fuhren RA Müller und Fritz Östreicher dann nach Worms zu Ludwig Cornelius von Heyl und vereinbarten dort eine persönliche Besichtigung des Heidingsfelder Werkes durch Baron von Heyl oder einen von ihm Bevollmächtigten, welche dann auch stattfand.

Zur Besichtigung reiste Herr Direktor Gülich vom Heylschen Lederwerk in Worms-Liebenau und Herr Direktor Baldauf von der Emil Wäldin Lederfabrik AG Lahr/Baden, deren Aufsichtsratsvorsitzender auch Baron von Heyl war, nach Heidingsfeld. Schon bei der ersten Besichtigung des Werkes am 04. August 1938 sind beiden Herren wesentliche Mängel aufgefallen: insbesondere die unübersichtliche Anordnung des Maschinenparks, die mangelhafte Instandhaltung der Gebäude, die ungeeignete, zum Teil lebensgefährliche Anlage von Betriebseinrichtungen, die unzulänglichen Sicherheitsmaßnahmen für die Betriebsangehörigen und vor allen Dingen die unzureichenden Belegschaftseinrichtungen. Ferner wurde festgestellt, daß das Fabrikgelände auch nach Abschluß der Mainkanalisation im Überschwemmungsgebiet liege und eine weitere Bebauung an und für sich nicht vorgesehen war. Auf eine Rückfrage beim Wasserbauamt wurde mitgeteilt, daß im Katastrophenfall mit einer Überflutung bis zu 1,30 m Höhe zu rechnen sei.²²⁾

Am 23. September 1938 kam es zum Abschluß des Kaufvertrages zwischen den beiden Firmeninhabern Friedrich Östreicher aus München und Klara Östreicher, Ehefrau und Erbin des am 10. Januar 1938 verstorbenen

Albert Östreicher, den Erben Hans Norbert Östreicher in Penarth, England, Walter Östreicher in Würzburg und dem Käufer Ludwig Cornelius von Heyl in Worms.²³⁾ Baron Heyl fand als Kaufpreis den Betrag von 300.000 RM als angemessen, der Gauwirtschaftsberater setzte den Kaufpreis dann aber auf 148.500 RM fest. Im Kaufvertrag wurden jedoch nur 103.500 RM eingetragen; dieser Betrag wurde von der Partei festgesetzt. Im Preis waren die Gebäude, alle Maschinen und Einrichtungsgegenstände enthalten. Der von der Partei vorgeschriebene Kaufpreis von 103.500 RM wurde nur deshalb im Kaufvertrag eingetragen, um die Abgabe von 45.000 RM zu verschleiern, die dem Verkäufer zur Last fiel, jedoch in der Verkaufsurkunde nicht in Erscheinung treten sollte. Der Differenzbetrag von RM 45.000 war an die Partei, an den „Dr. Hellmuth-Fond“ abzuführen.²⁴⁾ Diese Abgabe muß als teilweise Beschlagnahme des Kaufpreises angesehen werden.

In einer Klausel im Kaufvertrag verpflichtete sich der Verkäufer, dem Käufer sämtliche Handelsbücher und Geschäftspapiere auszuhandigen. Im Kaufvertrag war auch die Verpflichtung für Walter Östreicher aufgenommen worden, das in dem Betrieb bisher angewandte Gerb- und Färbverfahren dem Käufer anzugeben und zu diesem Zweck die von dem Käufer beauftragten Techniker mit dem Verfahren so vertraut zu machen, daß es vom Käufer selbständig durchgeführt werden könnte.

Um eine vorzeitige Emigration des Walter Östreicher zu verhindern, verhängte der Stellvertretende Leiter der Würzburger Gestapo, Völkl, eine Paßsperre für die Dauer der Instruktionen. Baron von Heyl verpachtete anschließend das Heidingsfelder Lederwerk an die Emil Waeldin Lederfabrik AG in Lahr/Baden. Der Pachtzins betrug wie üblich sieben Prozent des Kaufpreises, pro Jahr also RM 17.820. Die Warenvorräte der Glacé-Lederfabrik, Betriebsstoffe, Halb- und Fertigfabrikate wurden von der Fa. Waeldin für den normalen Preis in Höhe von RM 112.000 übernommen und bar dem Verkäufer ausbezahlt. Der Betriebstechniker Hans Roth aus Lahr wurde von Walter Östreicher in den gesam-

ten Arbeitsgang zur Herstellung von waschbarem Chromleder eingewiesen.

Der Vertreter der Deutschen Arbeitsfront (DAF), ein Herr Riedel, ließ nun eine Berücksichtigung durch die Gewerbebehörde durchführen, „um die vom bisherigen jüdischen Inhaber unterlassenen Verbesserungen zu Gunsten der Gefolgschaft aufzudecken und zu beseitigen.“ Die DAF plante, dem Verkäufer nochmals einen Abzug von RM 50.000 vom Kaufpreis aufzuerlegen.

Die Deutsche Arbeitsfront war nach der zwangsweisen Auflösung der Gewerkschaften bereits am 05. Oktober 1933 gegründet worden. Sie hatte die Aufgabe, die in ihr zusammengefaßten Arbeiter, Angestellten und Unternehmer dem uneingeschränkten Machtanspruch Hitlers zu unterwerfen. Weitere Aufgabe der DAF war, die weltanschauliche Erziehung aller Mitglieder zum Nationalsozialismus sowie die arbeitsrechtliche und sozialrechtliche Betreuung der Mitglieder.²⁵⁾ Die Paßsperre für Walter Östreicher wurde auf Betreiben der DAF nicht aufgehoben.

Aus diesem Grunde wandte sich Walter Östreicher hilfesuchend an Baron von Heyl. Er schrieb am 07. Oktober 1938:

„Sehr geehrter Herr Baron!

Von Ihrem „Ausflug“ nach Ihrem jüngsten Werk hoffe ich, daß Sie gut zurückgekehrt sind. Sie hatten die Liebenswürdigkeit durch Ihren Dir. Baldauf bei den hiesigen Stellen meine sofortige Paßfreiheit zu erreichen. Leider wurde dies in der Zwischenzeit durch ein unliebsames Vorkommnis nicht zur Wirklichkeit.

Vielleicht habe ich Ihnen hier erzählt, daß von Seiten einiger Gefolgschaftsangehöriger ein Ersatzanspruch geltend gemacht wird. Es handelt sich hierbei um Berufsunfälle und ähnliche Krankheiten, die sich in den Jahren 1934 bis 1936 ereignet haben. Zu jener Zeit war ich im Betrieb Angestellter, hatte mit der Führung des Betriebes absolut nichts zu tun. Vielmehr wurde ich erst im Dezember 1936 Betriebsführer. Diese Vorfälle, es handelt sich um zwei Hauterkrankungen, eine Nierenerkrankung, sowie um eine Asthmaerkrankung,

werden jetzt von Seiten des Leiters der Abteilung Leder und Bekleidung' in der DAF, von Herrn Hurth zum Vorwand genommen, mir durch die Geheime Staatspolizei den Paß verweigern zu lassen. Durch RA Müller habe ich diesen Tatbestand dem Kreiswirtschaftsberater, Herrn Wiebelshauer vortragen lassen.

Derselbe hat sich sehr stark bei allen in Frage kommenden Stellen eingesetzt, nachdem er sich überzeugt hat, daß man mir absolut Unrecht tut, außerdem auch noch meine Existenz auf dem Spiel steht. Bis jetzt konnte Herr Wiebelshauer noch nichts erreichen, Herr Riedel (übergeordnete Stelle des Herrn Hurth) hat noch nicht eingegriffen und der Kreisleiter der DAF, Herr Knaupp ist zur Zeit nicht zu erreichen.

Von Seiten der Gestapo wird kein weiterer Einwand gegen mich geltend gemacht, sobald die Arbeitsfront die Paßsperre gegen mich zurück nimmt.

Wie Sie wissen, tut Eile Not. Darf ich Sie um die Gefälligkeit bitten, beim Gauobmann telefonisch zu intervenieren, daß die Paßsperre sofort aufgehoben werden kann? Ich glaube bestimmt, daß man Ihrem Wunsch willfahren wird.

Ich weiß, daß ich von Ihnen viel verlange, gleichzeitig weiß ich aber auch, bei Ihnen keine Fehlbitte getan zu haben. Nochmals bitte ich Sie, verehrter Herr Baron, meine Zeilen nicht unrecht auffassen zu wollen.

Hochachtungsvoll
Walter Östreicher

PS. Mein Zug geht Sonnabend um Zwölfuhrdreißig, das Paßamt ist bis Zwölfuhr geöffnet.“²⁶⁾

Walter Östreicher mußte sich täglich bei der Gestapo melden und wurde grundlos gehalten. Er hatte bereits eine neue Anstellung in England und ein Permit (Aufenthalts-genehmigung), welches auf drei Monate beschränkt war.

Erst als Baron Heyl die Zusage gab, die geforderten Verbesserungen für die Belegschaft wie Sicherheitsmaßnahmen, Einrichtung von Garderoben, Wasch- und Aufenthaltsräume

usw. für die Werksangehörigen auf seine Kosten einzurichten und für die Belange der Gefolgschaft alles Erforderliche zutun, durfte Walter Östreicher ausreisen. Sein Onkel Friedrich Östreicher in München hat allen Verwandten zur Auswanderung verholfen, sich selbst jedoch vergaß er. Friedrich Östreicher und seine Frau Ella wurden am 20. November 1941 von München aus, zusammen mit 999 anderen Juden, nach Kaunas (Lettland) deportiert; dort wurden sie am 25. November 1941 ermordet.²⁷⁾

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde in Deutschland die Zwangsbewirtschaftung für Lebensmittel und Rohstoffe eingeführt. Von der Reichsstelle für Lederwirtschaft wurden Konzentrationsmaßnahmen eingeleitet, die zur Stilllegung verschiedener lederverarbeitender Betriebe führten. Der Firma Waeldin wurde die Empfehlung gegeben, die Handschuhlederherzeugung von Heidingsfeld nach Lahr zu verlagern. Falls die Stilllegung von Heidingsfeld und die Verlagerung der Handschuhfabrikation nach Lahr nicht durchgeführt würden, müßte das Lederkontingent (Grundziffer) des Heidingsfelder Betriebs wegfallen, während es im anderen Falle für den Betrieb in Lahr erhalten bliebe.²⁸⁾ So kam es Ostern 1941 zur Schließung des Betriebes in Heidingsfeld. Die Firma Waeldin baute in Heidingsfeld verschiedene Geräte und Maschinen ab und verbrachte diese nach Lahr, u.a. eine wertvolle Bandmesser-Spaltmaschine.

In den nun leerstehenden Räumlichkeiten war von 1941 bis 1943 eine Dienststelle der Feldpost untergebracht.²⁹⁾ Kriegsbedingt wurde 1943 die Auslagerung von Industriebetrieben aus Ballungsgebieten angeordnet, so kam die Firma Paul Helmut Kindermann & Co aus Berlin-Tempelhof nach Heidingsfeld. Am 28. August 1943 schloß die Firma Kindermann mit der Firma Waeldin einen Unterpachtvertrag ab und errichtete in den Räumlichkeiten eine Metallwarenfabrik für photographische Geräte.³⁰⁾

Den Bombenangriff am 16. März 1945 überstanden die Gebäude bis auf kleinere Schäden am Dach und an den Fenstern weitgehend unbeschädigt. Die Gebäude wurden dann von der amerikanischen Militärregie-

zung beschlagnahmt und Helmut Kindermann am 03. Dezember 1945 als Treuhänder über die Fabrikanlage eingesetzt.

Seit diesem Zeitpunkt bezahlte die Firma Kindermann als Pächter eine monatliche Miete auf ein Treuhandkonto. Von der amerikanischen Militärregierung wurde im Sommer 1945 ein Lokomobil,³¹⁾ das sich in der Fabrik befand, beschlagnahmt und in das Sägewerk Friedrich Büchs nach Niederlauer (Kr. Bad Neustadt a.d. Saale) verbracht, für welches gleichfalls eine Pachtsumme bezahlt werden mußte.³²⁾

Bereits am 14. August 1946 stellte Hans Norbert Östreicher beim Zentralen Anmeldeamt für Wiedergutmachung in Bad Nauheim den Antrag auf Rückerstattung seines Vermögens gegen Ludwig Cornelius von Heyl in Worms und die Handschuhfabrik Waeldin in Lahr Baden. Die Firma Kindermann verblieb zunächst in den Fabrikräumen. Um mehr Platz für ihre Produktionsräume zu schaffen, räumte sie die noch bestehenden Maschinen und Einrichtungsgegenstände aus den Fabrikräumen heraus und lagerte diese ungeschützt im Hofraum. Dieses wurde später als ein schwerer Verstoß der treuhändlerischen Verwaltung gewertet. Ferner hat die Firma Kindermann einen offenen Abwassergraben (Mühlbach) im Hof auf eigene Kosten zugeschüttet bzw. in große Zementrohre einlegen lassen. Die Anzahl der Beschäftigten der Fa. Kindermann, Angestellte und Arbeiter, betrug 1948 bereits 186.



Abb. 2: Ausgebaute, im Hof lagernde Walkfässer der Glacé Lederfabrik im Jahr 1947; aus: StAW, Finanzamt Würzburg, Vermögenskontrollakten 3522.

Die Familie des Hans Norbert Östreicher erhielt 1947 die englische Staatsbürgerschaft. Dabei wechselte sie den Familiennamen und hieß fortan Owen. Im Jahre 1947 ging von der Firma Gerberei Stöckel & Grieshammer aus Rehau ein Kaufangebot bei Henry Norman Owen (i.e. Hans Norbert Östreicher) für das Werk in Heidingsfeld ein; dieser lehnte jedoch ab. Er verlangte bei der Wiedergutmachungsbehörde in Würzburg die Zurückübertragung seines Grundvermögens. Baron Heyl und die Firma Waeldin mußten die Lederfabrik in Heidingsfeld in den Stand des Jahres 1938, also in betriebsfähigen Zustand, zurückversetzen. Zunächst kam es am 08. August 1949 zu einen Teilvergleich zwischen Henry Norman Owen und Baron Heyl, wonach die gesamte Fabrikanlage ihrem früheren Eigentümer zurückgegeben wurde. Die Firma Kindermann räumte die Räumlichkeiten am 31. August 1949. Kindermann wäre gerne in Heidingsfeld geblieben, doch es konnte kein passendes Grundstück gefunden werden. Das als Ersatzgrundstück vorgesehene Areal, der alte Friedhof neben der Eichendorffschule, lehnten die Heidingsfelder Bürger ab. Kindermann verlegte seine Produktionsstätte daraufhin nach Ochsenfurt. Die gesamte Fabrikanlage in Heidingsfeld wurde am 20. Dezember 1950 aus der Vermögenskontrolle der Finanzbehörde entlassen und als unbeschränktes Eigentum an den Vorbesitzer zurückgegeben.

Über den Rest des Treuhandvermögens wurde dann im Rahmen eines Rechtsstreites vor der Wiedergutmachungskammer des Landgerichts Würzburg entschieden. Justizrat Dr. Rosenthal, als Vertreter des Klägers, erneuerte die Ansprüche auf Wiederherstellung der Lederfabrik in den Zustand von 1938 und ergänzte die Forderungen auf entgangene Nutzungen und Gewinne. Die Planungen für die Wiedereröffnung der Lederfabrik waren sogar schon soweit fortgeschritten, daß der ehemalige Leiter der Fachgruppe Handschuhleder bei der Reichsstelle, Georg Meinke aus Balingen, welcher im Prozeß auch als Zeuge auftrat, als Geschäftsführer vorgesehen war. Rechtsanwalt Dr. Vollrath aus Frankfurt vertrat Ludwig Cornelius von Heyl und die Fa. Waeldin AG.

In der Klageschrift wurden alle Gründe für das Fehlverhalten von Baron Heyl aufgeführt, welche dann in der Gegendarstellung wieder entkräftet wurden. Erst als Baron Heyl den Kläger darauf hinwies, daß sich die Fabrik bereits 1938 nicht auf den neuesten Stand der Technik befunden hatte und er beim Beharren auf seiner Forderung einen veralteten Betrieb erhalten würde, rückte Henry Normann Owen von der Forderung nach Wiederherstellung ab.³³⁾

Am 30. November 1950 kam es zwischen Henry Normann Owen und Baron Ludwig Cornelius von Heyl aus Worms und der Firma Waeldin AG in Lahr schließlich zu folgendem Vergleich. Beide Beklagte zahlen als Gesamtschuldner an den Kläger, an eine von Rechtsanwalt Rosenthal zu benennende Bank, den Betrag von 157.00 DM.

Dieser Betrag sollte in Teilsummen von 40.000 DM bis zum 01. April 1951 zur Zahlung fällig sein, die letzte Rate betrug 37.500 DM. Die Beklagten traten gesamtschuldnerisch alle Ansprüche betreffend der Herausgabe des von der amerikanischen Militärregierung beschlagnahmten Lokomobils und der von der französischen Militärregierung aus dem Betrieb in Lahr entnommenen Meßmaschine der Marke „Primesma“ an den Kläger ab.³⁴⁾ Mit diesem Vergleich sowie mit dem am 08. August 1949 vor der Wiedergutmachungsbehörde IV abgeschlossenen Teilvergleich waren alle gegenseitigen Ansprüche die Fabrikanlage in Heidingsfeld betreffend zwischen Henry Normann Owen (Östreicher) und Baron von Heyl sowie der Waeldin AG nach dem Rückerstattungsgesetz abgegolten. Die erste Rate von 40.000 DM war am 15. Dezember 1950 fällig und zwar auf die von Justizrat Rosenthal angegebene Adresse, nämlich Bayerische Kreditbank Würzburg, Konto Georg Meinke.³⁵⁾

Nun meldeten die Erben des Friedrich Östreicher, Ernst August Östreicher in Ottawa/Kanada und Luise Östreicher in Hartford/England, Ansprüche an den erzielten Wiedergutmachungsvergleich an. Ihr Rechtsvertreter, der Wirtschaftsprüfer Dr. Franz R. aus Kulmbach, bezeichnete das Ergebnis des Vergleichs zweifellos als großen Erfolg, und ver-

langte, seine Mandanten müßten anteilmäßig bei der Aufteilung berücksichtigt werden. Nach dem nun von dritter Seite Forderungen aus dem Vergleich geltend gemacht wurden, überwies Baron Heyl die restlichen Raten an die Gerichtskasse in Würzburg, damit die Auszahlung nach Klärung der neu geltend gemachten Ansprüche an die jeweils Berechtigten erfolgen könnte.

Die Wiedergutmachungskammer ordnete nun die Zeugenvernehmung der 62jährigen Viktoria L. aus München an. Viktoria L. war seit dem Jahre 1908, erst als Lehrling, später als kaufmännische Angestellte und Buchhalterin bei der Firma des Friedrich Östreicher in München beschäftigt. Auf Grund ihrer dreißigjährigen Tätigkeit bei Friedrich Östreicher kannte sie die familiären- und Wirtschaftsverhältnisse ihres Arbeitgebers bestens. Die Zeugin wurde gesetzlich vereidigt. Auf Grund ihrer präzisen Aussage bezüglich der Familienverhältnisse in der Familie Östreicher, zog RA Ruckdäschel seinen Antrag wegen Aussichtslosigkeit zurück und der Vergleich wurde, so wie vereinbart, vollzogen.³⁶⁾

Ganz hatte Henry Norman Owen seinen Plan, die Wiederbelebung der Lederfabrik in Heidingsfeld nochmals zu versuchen, noch nicht aufgegeben. Die Adreßbücher der Stadt Würzburg für das Jahr 1952 weisen neben dem Hausmeister Heinrich Christ auch Georg Meinke, Ledergroßhandlung KG, als Mieter im Anwesen Seilerstraße 20 aus. 1956 ist die Firma Johne, H. & M. Co. GmbH als Pächter des Anwesens genannt, welche Joli-Golf-Anlagen (Mini-Golf-Anlagen) in Heidingsfeld herstellte, jedoch nach nur einen Jahr bereits in Konkurs ging. 1957 endlich verkaufte Henry Normann Owen das Anwesen an den Kaufmann Gotthard Franz Brendle aus Würzburg.

Brendle war Inhaber der Firma „Bayerischer Landesauschuß (Bayla) für gärungslose Fruchteverwertung“, welche auf Initiative von Pfarrer Lott, dem Gründer und Leiter des Kreuzbundes – Diözesanverband Würzburg im Jahre 1928 gegründet worden war. Durch enge Verbindung zu dieser christlichen Selbsthilfegemeinschaft für Suchtkranke (Alkoholiker) entstanden nach 1933 politische

Probleme, weshalb der damals amtierende Geschäftsführer Gotthard Franz Brendle die Firma übernahm, sozusagen „privatisierte“.

Der Betrieb in der Frankfurter Straße 28a (früher Eppstraße) war auf die Herstellung von Fruchtsäften aus Obst und insbesondere auf die „Lohnkelterei“, d.h., Umtausch des durch die Erzeuger und Gartenbesitzer angebauten Obstes gegen Flaschenware, spezialisiert. Nach dem Zweiten Weltkrieg gewannen Fruchtsäfte eine zunehmende Bedeutung im Rahmen einer gesunden Ernährung, weshalb die Produktionsräume in der Frankfurter Straße nicht mehr ausreichten. Seit 1958 produzierte die Firma Bayla Früchteverwertung ihre Fruchtsäfte dann in Heidingsfeld in der Seilerstraße 20.³⁷⁾

Nach vierzig Jahren trat wiederum Platzmangel ein; die Firma Bayla wollte expandieren und den Betrieb modernisieren, was in der Seilerstraße jedoch wegen der Lage im Hochwasserbereich nicht möglich war. Da die Stadt Würzburg die Verkehrssituation in der Seilerstraße verbessern wollte, sollte die Straße verbreitert und begradigt werden. Die Stadt bot der Firma Bayla ein entsprechendes Gelände im Gewerbegebiet am Heuchelhof an. Für ca. 3 Millionen DM gelangte das

Grundstück, 6.000 Quadratmeter groß, unter dem damals amtierenden Oberbürgermeister Jürgen Weber, im Jahr 1998 in den Besitz der Stadt Würzburg.

Ursprünglich war geplant, die Gebäude abzureißen, um die Seilerstraße zu begradigen, mit dem Rest der Fläche sollte der öffentliche Grünbereich am Main ergänzt werden. Diese Lösung wird von der Stadt inzwischen mit der Begründung abgelehnt, daß auf einer geraden, breiten Straße auch schneller gefahren werde. Außerdem kostet eine neue Straße viel Geld, was die Stadt bekanntlich derzeit nicht hat.

Ein Käufer für dieses Objekt findet sich auch nicht, da sich inzwischen herausgestellt hat, das das Grundstück und das Gelände, wo sich die betriebseigene Kläranlage der Lederfabrik befand, mit Arsen und Chrom kontaminiert ist. Über die Stärke der Vergiftung des Bodens streitet sich im Moment das Umweltamt der Stadt Würzburg mit dem Wasserwirtschaftsamt. Es gibt zwar Gutachten, aber die Aussagen werden nicht von beiden Seiten akzeptiert. Für einen Abbruch der Bauruine wurde allein die Summe von 130.000 Euro genannt, ohne die Entsorgung und Beseitigung der Altlasten. Die Ruine verwahrlost zu-



Abb. 3: Heutige Ansicht der leerstehenden Fabrikgebäude; aus: Main-Post vom 11. Januar 2006.

nehmend und wird sogar zum Sicherheitsrisiko. Die Stadt sträubt sich gegen jede Lösung, die mit Kosten verbunden wäre.³⁸⁾

Die Ära der markanten Gebäude geht zu Ende, wahrscheinlich wird eine Grünfläche entstehen, so wie es vor 120 Jahren schon gewesen ist. Bleiben wird der Name „Bayla-Gelände“. Von der Existenz einer Glacé-Lederfabrik in Würzburg-Heidingsfeld wissen heute nur noch wenige.

Anmerkungen:

- 1) Universitätsbibliothek Würzburg (künftig zitiert: UBW), Jahresberichte der Handels- und Gewerbekammer für Unterfranken und Aschaffenburg 1903, S. 155.
- 2) Staatsarchiv Würzburg (künftig zitiert: StAW), Not. W. Not. Huth, GRNr. 848/1885.
- 3) StAW, Not. W. Not. Seuffert, GRNr. 480/1886.
- 4) StAW, Not. W. Not. Grimm, GRNr. 2041/1890.
- 5) Stadtarchiv Würzburg (künftig zitiert: StadtAW), Personenmeldebögen.
- 6) StAW, Hypothekenbuch Heidingsfeld, Bd. 18, S. 62.
- 7) StadtAW, Personenmeldebögen.
- 8) StAW, Not. W. Not. Grimm, GRNr. 1840/1891.
- 9) StAW, Not. W. Not. Grimm, GRNr. 432/1892.
- 10) Ebd., 653/1892.
- 11) Ebd., 737/1897.
- 12) UBW, Jahresberichte der Handels- und Gewerbekammer 1896, S. 334, 1903 S. 155.
- 13) Vgl. Heidingsfelder Wochenblatt 2007.
- 14) StAW, Straßen- und Flußbauamt Würzburg, 89.

- 15) Strätz, Reiner: Biographisches Handbuch Würzburger Juden 1900–1945. Würzburg 1989.
- 16) StAW, Wiedergutmachung IVa, Nr. 915, S. 427.
- 17) Ebd., S. 330.
- 18) Ebd., S. 257.
- 19) Ebd., S. 427.
- 20) Ebd., S. 120.
- 21) Ebd., S. 14.
- 22) Ebd., S. 254.
- 23) Ebd., S. 151.
- 24) Ebd., S. 119.
- 25) StAW, Handbibliothek, Brockhaus Enzyklopädie.
- 26) StAW, Wiedergutmachung IV a, 742, S. 154.
- 27) Buch der Erinnerung für die ins Baltikum deportierten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden. Gedenkbuch für die die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, Bd. III.
- 28) StAW, Wiedergutmachung, IV a, 915 S. 248.
- 29) Ebd., S. 303.
- 30) StAW, Finanzamt Würzburg, Vermögenskontrollakten 3522.
- 31) StAW, Handbibliothek, Brockhaus Enzyklopädie 1884: Ein Lokomobil ist eine transportable Dampfmaschine, geeignet für die Kleinindustrie.
- 32) StAW, Finanzamt Würzburg, Vermögenskontrollakten 3445.
- 33) StAW, Wiedergutmachung IV a, 915, S. 363.
- 34) Ebd., S. 331.
- 35) Ebd., S. 374.
- 36) StAW, Wiedergutmachung IV, 915, S. 427.
- 37) Fa. Bayla, Bayla gestern und heute.
- 38) Main-Post vom 11.01.2006, Nr. 8.

Bio-Kleidung per Versand – Heinz Hess, fränkischer Öko-Pionier und Visionär für nachhaltiges Wirtschaften

von

Alexander von Papp

Zahlreich und vielfältig sind die Pionierleistungen fränkischer Erfinder und Gründer. Ihr Unternehmerteil und Zukunftsblick hat neue Wege eröffnet, neue Produkte geschaffen, Impulse gegeben, Geschichte geschrieben. Diese vier Verdienste zusammen charakterisieren auch den aus dem mittelfränkischen Oberdachstetten stammenden Heinz Hess (1941–2006), einen Öko-Pionier der ersten Stunde sowie Vorreiter im Bereich konsequent ökologischer Bekleidung und alternativen Unternehmertums. 1976 legte er mit seiner Frau Dorothea den Grundstein zum späteren größten Versandhaus für Natur-Textilien, das heute unter dem Namen „hessnatur“ firmiert. Er wirkte damals schon als Wegbereiter des Prinzips ‚Nachhaltigkeit‘, das er im Textilbereich einführte und auch persönlich vorlebte. Zum ‚Global Player‘ geworden, blieb er doch seiner Heimat verbunden, und deshalb förderte er auch engagiert das Rhönschaf-Projekt.

Eigentlich war Heinz Hess in den Beruf eines ländlichen Viehhändlers hineingewachsen. Pionier für Bio-Textilien und eine nachhaltige Lebenspraxis mit globalem Einsatz zu werden, schien ihm zunächst nicht auf die Fahnen geschrieben. Heute betreiben zahlreiche Anbieter alternativen Versand. Viele können aufbauen auf Grundlagen, für die Heinz Hess in mühevollen Anfangsschritten sowohl praktisch (z.B. biologischer Anbau von Baumwolle, Öko-Kriterien usw.), als auch ideell (Nachhaltigkeit) wesentliche Impulse gegeben hat.

1976, als Heinz Hess zusammen mit seiner Frau Dorothea in Bad Homburg ein Versandgeschäft für naturgemäße Textilien gründete (s.u.), war das ein nicht nur wagemutiges, sondern auch vorkämpferisches Unterfangen. Überall waren chemisch behandelte Produkte auf dem Vormarsch, als das Ehepaar Hess be-

gann, Kindern und Familien für ein gesundes Leben natürliche, giftfreie Kleidung aus hundert Prozent reinen Naturfasern zu vermitteln. Allenfalls in kühnen Träumen war an einen späteren „Bio-Boom“, geschweige an heutige „Lifestyle-Megatrends“ zu denken. In gemeinsamer Arbeit machten beide aus einer Vision ein erfolgreiches Unternehmen.

Den Öko-Pionier Heinz Hess kann man deshalb nicht alleine vorstellen. Seine erste Frau Dorothea Hess und später seine Frau Gordana Hess haben so wesentlichen Anteil an seinem Wirken, daß sie nicht nur am Rande erwähnt werden dürfen. Getragen von einer tiefen Gemeinsamkeit in Lebenseinstellung, Gesundheitsbewußtsein und Verantwortungsgefühl gegenüber der Mitwelt entwickelte das Ehepaar Hess die Ideen zusammen. Dabei wollten sie beide auch ihre Denkweise im Beruf leben. Die Geschäftsidee Versandhandel sahen und nutzten sie deshalb auch als Weg, Privatleben und Arbeit unter einen Hut zu bringen. Daher meint, wer von Heinz Hess und „hessnatur“⁽¹⁾ spricht, mit diesen Namen auch viele vorzügliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die zum herausragenden Erfolg des Unternehmens beitrugen. Engagiert und mitdenkend haben sie die Zukunftsideen von Heinz Hess, seine oft sehr spontanen Ideen, inner- und außerhalb der Firma umgesetzt und so gemeinsam „die Qualität des gesamten Unternehmens realisiert.“⁽²⁾

In Oberdachstetten begann der Weg

1941 kam Heinz Hess in Mittelfranken, in Oberdachstetten bei Ansbach,⁽³⁾ als Sohn eines Viehhändlers zur Welt. In dem damals weltabgeschiedenen Bauerndorf an der Frankenhöhe erlebte er die Kindheit. Die umgebende anmutige Landschaft gehörte zum Spielfeld

der Kinder und förderte seinen später so ausgeprägten Sinn für die Harmonie von Mensch und Natur. Als ihn der Lebensweg hinausführt, bleibt Oberdachstetten auch an den neuen Wohnorten und bei seinen vielen Reisen in Europa und anderen Kontinenten zeitweilig seine Heimat, sein „Kraftort“. Er verliert nie den Kontakt zum Elternhaus, kommt regelmäßig zu Besuch. Auch im Dorf bleiben seine Persönlichkeit, sein Engagement und nicht zuletzt seine spannenden Berichte von seinen Reisen unvergessen.

Hier hatte sein Vater Jacob Heß⁴⁾ in den 1930er Jahren das Anwesen ersteigert und einen angesehenen Schweinehandel aufgebaut. Der starke, knorrige Mann war bekannt und geachtet wegen der Qualität seiner Lieferungen und wegen seiner Zuverlässigkeit. Schon damals waren bei ihm die Preise etwas höher, aber wegen der Güteklasse allgemein akzeptiert. Heute würde man seine Arbeitsweise vielleicht „ökologisch“ nennen.

Die Mutter Julie Heß wird als zart und einfühlsam beschrieben, eine „Seele“, sagt man im Dorf noch heute. Kindern begegnete sie stets mit freundlicher Offenheit. Aufgeschlossen war sie auch für eine natürliche Lebensweise, für „reformerische“ Ideen. Ihr Haushalt war in dem traditionellen Dorf von besonderer Art, ihre Küche bei den seinerzeitigen ländlichen Verhältnissen „alternativ“. Überdies war Krieg, der Vater lange im Feld, den Alltag bestimmte die Mangelzeit. Mit den wenigen täglichen Gütern mußte man sparsam und schonend umgehen.

Diese Umwelt und Wertewelt hat den Sohn zutiefst geprägt, früh seine Beziehung zum Boden, seinen Sinn für Ökologie, für eine natürliche Landwirtschaft und für einen vernünftigen Umgang mit den Gütern der Natur angelegt. Er wuchs in den Beruf des Vaters hinein, absolvierte eine Lehre zum Viehkaufmann, arbeitete mit im Geschäft des Vaters. Er lernte das Verhandeln „per Handschlag“, auf Augenhöhe. Diese Geradheit und die damit verbundene Glaubwürdigkeit und Verlässlichkeit entwickelten sich zu seiner Grundeinstellung. Dabei mag der Umgang mit den Tieren auch seine später oft gerühmte sensible Wahrnehmung gefördert haben.

Wegsuche

Nach und nach bekommt er bei diesem Geschäft zu spüren, was sich in den 1960er Jahren an Umwälzungen in der Landwirtschaft und an Konzentration auf größere Höfe anbahnt. Die Konsequenzen für den ländlichen Viehhandel mindern den Spaß an diesem Beruf. Als die Übernahme des väterlichen Betriebes ansteht, entscheidet sich der 23jährige, in Pforzheim Betriebswirtschaft mit Schwerpunkt Marketing zu studieren. Anschließend arbeitet er in einer agrarorientierten Marketingagentur.

1968 übernimmt ihn der amerikanische Pharmakonzern Ely Lilly, der Pflanzenschutzmittel und Tierarzneimittel (Wachstumsförderer, Antibiotika usw.) herstellt. *„Da konnte ich im Bereich Marktforschung mein Marketingwissen sowie meine Kenntnisse und Erfahrungen aus dem Viehhandel erfolgreich einsetzen. Nach vier Jahren wurde ich zum Produktmanager befördert.“*⁵⁾ Zugleich eröffnet ihm der Weltkonzern neue Horizonte. Auf vielen Reisen lernt er andere Länder kennen.

Acht Jahre arbeitet er zunächst in Gießen und dann in Bad Homburg für den Pharmakonzern. Er erlebt die zunehmende Massentierhaltung und den damit einhergehenden immer intensiveren Einsatz „seiner“ Präparate. Mehr und mehr kommt er in Gewissens- und Loyalitätskonflikte. *„Ist es sinnvoll, solche Produkte, hochwirksame Gifte, in der Tierhaltung einzusetzen? Kann das zukunftsfähig sein?“* Zwar erlebt er die Firma als modernes, rationelles Unternehmen. Doch *„zu den entscheidenden Problemen gab es keinen Diskussionsprozeß, auf tiefergehende Fragen keine Antworten, keine offene Auseinandersetzung.“* Die Verantwortlichen, sagt er später, *„haben nie das Ganze gesehen.“* So beginnt er, nach einer sinnvollen Alternative zu suchen, mit der er sich *„über den Beruf hinaus identifizieren kann.“*

Das Nachdenken über den richtigen Weg haben, wie Heinz Hess rückblickend immer wieder feststellte, *„drei Faktoren maßgeblich beeinflusst.“* Bei einem Treffen der Europäischen Reform-Jugend in Adelboden begegnet

er dem Naturheilmittelhersteller Jörg Petersen.⁶⁾ Beide werden Freunde. Hess kommt in Kontakt mit den anthroposophischen Ideen, mit der Waldorf-Erziehung, mit dem Demeter-Anbau, mit der ökologischen Bewegung, mit anderen bewußt handelnden Menschen. Endlich findet er Antworten auf die Fragen, die ihn so lange bewegen. Zur Gewißheit wird sein bislang unbestimmtes Ahnen, Teil eines Ganzen zu sein.

Auf einer Tagung in der Deutschen Reformhaus Fachakademie lernt er 1972 seine gleichgesinnte Frau Dorothea kennen. Beide, unabhängig voneinander geprägt von der Reform-Jugend, von der Toleranz und Friedensliebe Albert Schweitzers und vom Hang zu einer ganzheitlichen Lebensführung, heiraten ein Jahr später. Vor diesem Hintergrund gehen sie daran, gemeinsam ihr Leben nach diesen Ideen auszurichten. Dabei eröffnet sich Heinz Hess ein weiterer Konflikt. Privat, mit seiner Frau, leben sie nach dem Konzept der Vollwerternährung und Naturkost. Im Beruf fördert er den Einsatz von Pflanzenschutzmitteln und Futterzusätzen. Das bestärkt die Gedanken, sich beruflich neu zu orientieren, sich evtl. selbständig zu machen.

Den entscheidenden Anstoß geben schließlich die Erwartung und die Geburt (1974) des ersten Kindes, das die Eltern vor schädlichen Einflüssen schützen wollen. So konzentriert sich nun das Nachdenken auf *„die richtige Umgebung, Nahrung und Kleidung für den Sohn“*.

Der neue Weg – zum größten Versender von Naturtextilien

Damit sich das Kind gesund entwickeln kann, die zarte Babyhaut nicht leidet, suchen die Eltern nach naturbelassener Kleidung. Dorothea Hess schneidert selbst, eignet sich umfassende Kenntnisse über Textilien an, insbesondere über menschen- und umweltgerechte Bekleidung. Auch Heinz Hess steigt in das Thema ein, macht sich auf die Suche nach natürlichen Materialien und Herstellern entsprechender Babywäsche. Ein anthroposophisches ‚Bekleidungs-Seminar‘ bringt in vielerlei Hinsicht grundlegende Informationen. *„Die Idee der naturbelassenen Kleidung*

war an sich nicht neu“, sagt Heinz Hess im Rückblick, *„aber in der Nachkriegszeit verschwunden. Die deutsche Textilindustrie war rasch auf die neuen synthetischen Fasern umgeschwenkt, die Naturfasern verschwanden weitgehend. Man sah nur die Vorteile; die erheblichen negativen Folgen hat man nicht bedacht.“* „Nein“, bestätigt heute mancher Hersteller und Lieferant für „hessnatur“, *„über ‚gesunde‘ Kleidung haben wir uns damals keine Gedanken gemacht. Dieses Anliegen war für uns Ende der 70er/Anfang der 80er Jahre ein völliges Novum“*.

Was zunächst für den eigenen Bedarf gedacht war, entpuppt sich bald als Bedarf auch bei anderen Eltern. So entsteht die Idee, ein Unternehmen zu gründen. Diesen Gedanken entwickeln beide in den Jahren 1974/75 gemeinsam weiter, kombinieren dabei das kaufmännische und Marketing-Wissen von Heinz Hess mit den textilfachlichen und gestalterischen Konzepten der Diplom-Designerin Dorothea. Der Anspruch an Qualität, verbunden mit Innovation, zeitgemäßem Design und kundenorientiertem Service, war ein wesentlicher Erfolgsfaktor für den Aufbau einer „Marke Hess“.

Die Begeisterung ist groß, doch der Anfang mühsam. Im Handel boomen ja gerade die pflegeleichten synthetischen Textilien, bügelfreie Hemden sind der Schlager. Es gibt kaum mehr Produzenten, die reine Naturfasern verarbeiten. Auf Messen und Tagungen der damals kleinen Naturwaren-Szene suchen sie nach Informationen und möglichen Lieferanten. Sie treffen andere Suchende: ein kleiner Kreis engagierter Pioniere, denen – von der Allgemeinheit noch belächelt – gesundes Leben und natürliche Kleidung wichtig sind, und die mit kleinsten Mitteln erste Grundlagen schaffen und einen intensiven Gedankenaustausch pflegen, auf Treffen wie auch privat, verwurzelt im Ideengebäude der Anthroposophie. Von ihnen wird 1976 ein „Arbeitskreis für Bekleidung“ gegründet, der alljährlich „Bekleidungsstage“ durchführt, außerdem einen „Rundbrief“ vertreibt, aus dem die Zeitschrift „Mensch und Kleidung“ unter der Redaktion von Dr. Bruno Endlich hervorgeht. Ihn trifft Hess im „Arbeitskreis Beklei-

„ung“, eine weitere entscheidende Begegnung, durch die „er auf viele Dinge gestoßen, auf die Spur gekommen ist, und die ihn auf die einschlägigen Tagungen bringt“ (Jörg Petersen). In diesen Gesprächen, Treffen und Arbeitskreisen bekommen Heinz und Dorothea Hess vielfache Anregungen, die sie für ihre Pläne umsetzen. Sie bauen Kontakte auf, können kleine Hersteller ansprechen und geeignete Artikel finden. 1974 beginnen sie mit einem kleinen Verkauf von natürlicher Babywäsche, privat, im Freundeskreis.

Aber sie brauchen mehr Lieferanten. Heinz Hess gibt nicht auf, findet auch in der Schweiz kleine Betriebe, die noch 100 % reine Wolle, Baumwolle und Seide verarbeiten. Schließlich stehen die erste Kollektion und der erste selbst gestaltete Katalog. Angeboten werden: Baby- und Kinderkleidung, Unterwäsche, Damen- und Herrenkleidung sowie Stoffe aus Wolle und Baumwolle, Bürsten und Holzkämme, Decken, Körperpflegemittel, dazu Holzspielsachen mit dem „spiel gut“-Zertifikat. 1976 gründen sie gemeinsam das Unternehmen „dorothea hess – Versand naturgemäßer Waren“ – zunächst im Nebenberuf, in Wohnzimmer, Garage und Keller. Viele Freunde und Wegbegleiter erinnern sich, wie „im Wohnzimmer, auf Holzkisten, die ersten Kataloge fabriziert wurden,“ klein, aber konzeptionell sehr umfassend.

Da der Markt vor Ort zu klein, Heinz Hess noch fest angestellt und zuhause ein kleines Kind zu versorgen ist, waren sie auf den Gedanken gekommen, ihr Angebot auch überregional zu verbreiten. Freund Jörg Petersen zeigte sich für diese Idee begeistert. Er legte ihr erstes Angebot seiner Kundenausendung bei. Die eigene Familie, Freunde und Nachbarn präsentierten die Waren als „Model“ im Hess-Katalog, und nun helfen sie beim Abwickeln der Geschäfte. Der Erfolg bleibt nicht aus. Die Nachfrage wächst, zunächst langsam und dann immer rascher. Die aus der Achtundsechzigerbewegung gekommene „Müsligeneration“ oder „Birkenstock-Fraktion“ fragt auch naturgemäße Kleidung nach. Bald werden 40.000 Kataloge versandt.

1978, der zweite Sohn kommt zur Welt, verläßt Heinz Hess den Pharmakonzern und



Abb. 1: Von kleinen Anfängen zum Marktführer: Dorothea und Heinz Hess vor ihrem inzwischen dritten Geschäftslokal in der Bad Homburger Innenstadt (1980). Bild: Dorothea Hess.

steigt voll in das eigene Versandunternehmen ein. Das Geschäft bezieht neue, größere Räume in der Nachbarschaft. Gemeinsam bauen Heinz und Dorothea Hess das Unternehmen kontinuierlich aus und nennen es 1980, nach drittem Umzug und Vergrößerung, nun „hess naturtextilien“. Als sich das Ehepaar 1982 trennt, beschäftigt die Firma neben ihnen als Geschäftsführern schon vier feste Angestellte und zwanzig Teilzeitmitarbeiter und -mitarbeiterinnen. In der Kundenkartei ist die Zahl der Adressen auf 14.000 gestiegen, die Umsatzzahlen sind siebenstellig. Das weitere stetige Wachsen erfordert einen abermaligen Umzug zur Vergrößerung der Räume.

1986 hat die Firma bereits 16 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. Heinz Hess heiratet zum zweiten Mal. Gordana Hess, von Beruf Sozialpädagogin, ist ihm ebenfalls gleichgesinnte Partnerin, unterstützt sein Wirken, lange mehr im Hintergrund, dann, insbesondere mit „livipur“, auch an vorderer Front. Drei Kinder bereichern diese zweite Ehe. Das Unternehmen kommt weiter voran, bis zu einem großen mittelständischen Betrieb mit 360 Beschäftigten, über 350.000 Kundenadressen und 115 Millionen DM Umsatz. Der Absatz geht nach Deutschland, Österreich, Frankreich, in die Schweiz und die Beneluxstaaten, teilweise auch nach Übersee. Es bestehen Auslandsfilialen in Salzburg und Aarwangen (Schweiz), und es werden in Bad Homburg Tochterunternehmen gegründet:

„hessnatur Berufsmoden“, „Hess Futur“ (zur Rohstoffbeschaffung des Unternehmens und zum weltweiten Handel mit Naturfasern), „Hess Contur“⁷⁾ und „Hess Purpur“ (später „livipur“ – s.u.).

„Mit jeder Geburt“, sagte Heinz Hess rückblickend, „haben wir nicht nur die Familie, sondern auch das Unternehmen vergrößert.“ 1992 bezieht der Versandhandel ein eigenes, nach den Grundsätzen seiner Unternehmensphilosophie errichtetes Gebäude in Butzbach: keine multifunktionale Fabrikhalle, sondern einen baubiologisch durchdachten und ästhetisch gestalteten Firmensitz.



Abb. 2: Der „hessnatur“-Firmensitz in Butzbach. Bild: hessnatur.

Pionierleistungen – in vielen konsequenten Schritten

Auch wenn die Geschäftsidee auf den ökologischen Aufbruch von Teilen der Gesellschaft getroffen war, verlief der eingeschlagene Weg quer zu den großen Massentrends der Zeit. Natürliche, gesundheitsverträgliche Kleidung anzubieten war damals ein kaum

einlösbares Versprechen. Häufig mußte Hess, in vielen mühsamen Einzelschritten, erst die notwendigen giftfreien Produktionsgrundlagen anregen und teilweise auch finanziell unterstützen, von Anbau und Tierhaltung bis zum fertigen Kleidungsstück. Das wiederum erforderte, vorausgehend, enorme Bewußtseins- und Überzeugungsarbeit. Heute räumt mancher Produzent ein: „Hess hat uns zum ersten Mal ‚Naturtextilien‘ definiert. Und er hat gezielt Qualitäten nachgefragt.“ Auch seine Lieferanten lernten dazu, und sie mußten, „da war Hess fränkisch stur“, schnell reagieren.

Mit nicht nachlassender Beharrlichkeit und sprühendem Innovationsgeist brachte Hess seine Ideen voran, gab er der größer werdenden „Naturtextil-Szene“ Impulse. Für das eigene Unternehmen unterschied er, rückblickend, „drei große Entwicklungsphasen, ähnlich den ‚Sieben-Jahres-Phasen‘ der Anthroposophie“:

1. Zunächst, bis etwa 1983, geht es darum, das notwendige Material, nämlich die Naturtextilien (Wolle, Baumwolle, Seide, Leinen) zu bekommen. Da die Bestellmengen erst einmal klein sind, muß er sich nach den Lieferanten richten und hinnehmen, was diese liefern können, denn die Textilindustrie hat inzwischen die Vorteile der Kunstfasern bei den Naturfasern durch chemische „Ausrüstung“ (Mottenschutz, Waschmaschinenfestigkeit, Pflegeleichtigkeit) ausgeglichen. Hess' Zielgruppe sind zunächst die „Alternativen“. Aber schon beim Vorbereiten des dritten Kataloges wird, als Zugeständnis an breitere Verbraucherwünsche, in der Firma heftig diskutiert über Pflanzenfarben für die Naturtextilien.

2. Die chemische Ausrüstung der Fasern widerspricht dem ökologischen Anliegen von Hess. So beginnt er die zweite Phase seines Weges zur Nachhaltigkeit. Er will Produkte ohne Chemie (Kunstharze, Formaldehyd, Mottenschutz). Er kann inzwischen größere Mengen abnehmen. Das erlaubt ihm, beim Herstellungsprozeß mehr mitzureden. Mit viel Verhandlungsgeschick und überzeugendem Auftreten gelingt es ihm, daß seine Lieferanten bei den Naturfasern die chemische

Ausrüstung weglassen oder durch biologische Mittel ersetzen. Rasch geht Hess noch weiter. Seine ökologischen Ansprüche waren seit den Anfängen des Unternehmens immer präziser geworden, seine Frau und er auf den einschlägigen Ideen-Märkten unterwegs gewesen. Hess arbeitet im „Arbeitskreis Naturtextil“ mit. Auch gehen die Ideengeber bei ihm ein und aus. Er nutzt seine besondere Stärke, die vielen Ideen auf sein Gebiet, auf gesunde Kleidung zu übertragen. Schnell, wie wenigen anderen, wird ihm klar, daß „Ökologie“ umfassend gesehen werden muß, daß neben den Materialien auch der Fabrikationsprozeß, der Verbrauch von Ressourcen und Energie, die Auswirkungen sowie die Lebenszyklen der Produkte einzubeziehen sind. Die „ökologische und gesundheitliche Unbedenklichkeit“ seines Sortiments kann er ja nur gewährleisten, wenn zuvor in allen Phasen umweltschonend gearbeitet wurde.

So wird es notwendig, eine Liste von Öko-Kriterien für seine Produkte zu entwickeln. „*Verbindliche Richtlinien für alle Phasen auf dem Produktionsweg entlang der textilen Kette*“, das heißt, von der Fasergewinnung (bei Anbau oder Tierzucht) über alle Bearbeitungsstufen bis zum fertigen Textil, sollen die hohen Qualitätsmaßstäbe für „hessnatur“-Produkte sicherstellen. Denn Glaubwürdigkeit ist für Hess eine zentrale Geschäftsgrundlage, die ihn bis zur „*Vertrauensführerschaft*“⁸⁾ trägt. Die Aufgabe wird mit wissenschaftlicher Begleitung, z.B. seitens des Wuppertal-Instituts für Klima, Energie und Umwelt angegangen. Auch der „Arbeitskreis Naturtextilien“ arbeitet an solchen Richtlinien. Zugleich weitet „hessnatur“ seine Produktpalette auf zusätzliche Zielgruppen aus. Außerdem legt man, nachdem die lange im Vordergrund gestandenen Materialfragen gelöst sind, nun auch stärker Wert auf Mode, Design, Farben, Haltbarkeit usw., die inzwischen selbst bei der Nachfrage nach natürlicher Bekleidung eine wichtige Rolle spielen. Insgesamt ein großer Schritt, aber noch lange kein Schlußpunkt des Weges.

3. Ende der 1980er Jahre geht Hess die nächste Etappe an. Seine Naturfasern sollen auch biologisch, nachhaltig angebaut werden.

Er kennt ja bei Anbau und Tierzucht die konventionellen Methoden und Ratgeber. Auch weiß er um die prekären Arbeitsbedingungen und Einkommen der kleinen Bauern. Durch Zufall stößt er auf die Sekem-Farm in Ägypten.⁹⁾ Dieses anthroposophisch orientierte Unternehmen ist dabei, neben seinen biologisch-dynamischen Gemüse- und Kräuterkulturen auch Baumwolle anzubauen. Mit erheblichem finanziellen Einsatz trägt „hessnatur“ bei, daß hier das weltweit erste Projekt biologisch-dynamisch angebaute Baumwolle initiiert wird.¹⁰⁾ Zur gleichen Zeit beginnen auch in der Türkei¹¹⁾ Vorhaben, Baumwolle biologisch anzubauen, gleichfalls aus Deutschland unterstützt.¹²⁾ Die Zeit war reif – und so entstehen in rascher Folge weltweit Projekte mit Bio-Baumwolle. Einige versuchen zusätzlich, die über den Globus verstreuten Einzelphasen der Textilproduktion in einen geschlossenen Herstellungsprozeß im Anbauland zusammenzuführen.¹³⁾ Auch hier gehört Hess zu den Pionieren. Schon nach der ersten, noch kleinen Biobaumwoll-Ernte (1991) in Ägypten kann „hessnatur“ erstmals seinen Kunden Textilien anbieten, die vom Anbau der Fasern bis zur fertigen Kleidung nicht chemisch belastet wurden. Hess ist jetzt nicht mehr nur Händler, sondern gestaltet den gesamten Herstellungsprozeß nach seinen ökologischen Maßstäben – eine damals einmalige Nachhaltigkeitsbilanz, die – Hess ist da ganzheitlich konsequent – mit ökonomischer und sozialer Nachhaltigkeit vervollständigt wird.¹⁴⁾ Schon 1992 beträgt der Anteil der Baumwollartikel aus „kBA-Baumwolle“ (kontrolliert biologischer Anbau) rund 20 Prozent, bis 1994 wird er auf bereits 70 Prozent ausgebaut.

Schon setzt Hess mit der „Longlife-Garantie“ und der „Deklaration“ weitere Wegmarken, die neuerlich wegweisende Innovationen darstellen. Erstere, ein Novum in der deutschen Textilbranche, garantiert bei Textilien aus haltbaren Materialien (z.B. Schurwolle, Leinen) die Langlebigkeit, Ressourceneffizienz und Zukunftsfähigkeit der Naturtextilien sowie für drei Jahre Farbe und Paßform. Mit der „Deklaration“ dokumentiert „hessnatur“ ab 1997 als erster Textilversand den gesamten Fertigungsweg des Textils (Herkunfts-

land der Rohfasern, Produktionsart [z.B. „kontrolliert biologisch“ oder „konventionell“], Verarbeitungsschritte [z. B. gebleicht oder ungebleicht, gefärbt, Farbstoffe usw.] sowie Produktionsland des Artikels).

Heinz Hess ruht nicht aus, kämpft weiter, wird zum ‚Global Player‘. Da der Weltmarkt nicht genügend zertifizierte Bio-Baumwolle anbietet, reist er in die Produktionsländer. Weltweit gewinnt er Partner für seine Anliegen. Seine Philosophie und sein Nachhaltigkeitsprinzip überzeugen und bestärken, seine tiefe menschliche Anteilnahme am Leben seiner bäuerlichen Partner gewinnt die Menschen, seine Wertschätzung für die natürlichen Ressourcen der fremden Länder¹⁵ kommt an, seine Abnahme eröffnet Vermarktungschancen. So kann er weitere Projekte mit biologischem Baumwollanbau ins Leben rufen: in der Türkei, im Senegal,¹⁶ in Peru,¹⁷ später auch in Argentinien, China oder Australien.¹⁸ In Peru betreut sein Sohn Matthias Hess die Lieferanten von biologischer Baumwolle und Alpaka-Wolle bis heute. In Island, dessen Schafe besonders lange und robuste Wolle liefern, sowie in der Mongolei regt er Projekte zur biologischen Tierhaltung an, um auch diese Wolle und Cashmere biologisch zu gewinnen. Einmal mehr zeigt das Mongolei-Projekt beispielhaft das methodische, gewissenhafte und respektvolle Vorgehen von „hessnatur“: Beginn mit einem Praktikanten aus der Mongolei, sechsmonatige Vorbereitung zuhause, verbunden mit professionellen „workshops“ über Land und Kultur, Behutsamkeit im Land selbst, von der Auswahl unbelasteter Böden über das Einbeziehen der Menschen bis zu den technischen Schritten zur Rekrutierung von Firmen, um die gesamte textile Kette im Land durchziehen zu können. Zusätzlich erweitert Hess seine weltweiten Projekte um generelle ökologische, aber auch um soziale und kulturelle Aspekte.

Dabei sind alle, die mit Heinz Hess zu tun haben, immer wieder neu beeindruckt von seiner Fähigkeit zu spontanen Innovationen. Ein besonderes Beispiel ist das „hessnatur“-Brautkleid. Beiläufig hörte der Unternehmer 1995 von dem Anliegen einer Kundin, die bei „hessnatur“ in Butzbach mit ihrem Zukünfti-

gen ökologisch korrekte Brautkleidung suchte. Daraus entwickelte er sofort eine neue Geschäftsidee und ließ, gegen manche Einwände aus der Belegschaft, ein ökologisches Hochzeitskleid entwerfen und in mehreren Exemplaren anfertigen. Da ein rein ökologisches Brautkleid außerordentlich teuer geworden wäre, entstand die Idee für einen Verleihservice, der zum 20jährigen Bestehen der Firma eingeführt wurde. Brautpaare konnten das Kleid kostenlos ausleihen und nach der Hochzeit wieder zurückgeben. Dann wurde es gereinigt und erneut verliehen, insgesamt an über 80 Paare. 1997 erhielt das Brautkleid beim Internationalen Designpreis des Landes Baden-Württemberg eine Anerkennung, „weil es den Gedanken der Langlebigkeit und Wiederverwendung in Verbindung mit schlichtem und elegantem Design von Naturfasern (Hanf/Seide) verbindet.“¹⁹ Ein übrig gebliebenes Exemplar ist inzwischen in London im Victoria and Albert Museum (für Kunsthandwerk und Design) ausgestellt.

Wegmarke Rhönschaf-Projekt

Zum umfassenden Verständnis von Nachhaltigkeit gehört für Heinz Hess auch das Prinzip kurzer Wege in regionalen Wirtschaftskreisläufen. Rund 90 Prozent der „hessnatur“-Textilien werden inzwischen in Mitteleuropa (Deutschland, Schweiz, Dänemark) hergestellt. Aber nur etwa drei Prozent des Rohmaterials kommen aus Deutschland. 1998 steigt Heinz Hess in das „Rhönschaf-Projekt“ im Dreiländereck von Hessen, Thüringen und Bayern ein. Nachdem die Rhön zum Biosphären-Reservat erklärt worden war, war Anfang der 1990er Jahre diese regionale Initiative entstanden, um das vom Aussterben bedrohte Tier zu fördern. Dabei waren Fleischverwertung und touristische Aspekte im Blick. Nicht gedacht war an das Verwerten der sehr rauen Wolle, die als Abfall entsorgt oder allenfalls zur Wärmedämmung eingesetzt wurde. 1997 war dann auf bayerischer Seite ohne Erfolg versucht worden, in der Region auch eine – früher noch vorhandene – textile Kette auf der Basis der eigenen Schafwolle aufzubauen. Daraufhin wagte sich die hessische Verwaltung noch einmal an diese

Aufgabe und wandte sich an „hessnatur“ als die größte deutsche Naturtextilfirma.²⁰⁾

Heinz Hess begeistert sich für das Vorhaben. Er sieht die Möglichkeit, auch einmal in der Heimat zu wirken, will die mit dem Vorhaben verbundenen Ziele Umweltschutz und Biotop-Erhaltung unterstützen. Zugleich sieht er die besondere Wolle. Wie stets nimmt er die Idee spontan auf, möchte mit der Rhön-schaf-Wolle gleich die gesamte textile Kette in dieser Region durchführen, mit hohen ökologischen Maßstäben und großer Professionalität, wie das die Arbeit seines Unternehmens kennzeichnet.

1999 beginnt „hessnatur“ in Zusammenarbeit mit dem damaligen Regionalen Zentrum für Wissenschaft, Technik und Kultur (RWZ) in Hünfeld das Rhön-schaf-Projekt zu fördern. Die Maßnahme startet mit Studien über die Wolle (Eigenschaften, Nutzungsmöglichkeiten) und über mögliche Produkte und Design, mit einer kleinen Anschubfinanzierung der EU (für Produktentwürfe und Produktkontrollen) sowie mit einer großen Photo-Kampagne, die im Katalog dokumentiert wird und Werbeeffekte für die Region bringt. Hess investiert darüber hinaus erheblichen Arbeitszeitaufwand der beteiligten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, insbesondere des Projektleiters.

Als regionale Partner werden die „Lebensgemeinschaft Saassen/Richthof“ und ein Schäfer auf thüringischer Seite eingebunden. Hess kauft Wolle, die in den Betrieben der Lebensgemeinschaft bearbeitet wird. Die ersten Produkte, angeboten im Herbst Winterkatalog 1999/2000 – eine Wolldecke („Regenbogendecke“) und eine Jacke („Overshirt“) – bringen einen überraschenden Erfolg. Diese Anfangsphase wird in einer wissenschaftlichen Untersuchung, die „hessnatur“ mit offener Information unterstützt, ausführlich beschrieben und analysiert.²¹⁾ Nach der Übernahme des Unternehmens im Jahr 2001 führt die neue Geschäftsleitung das Projekt mit einigen Änderungen bei der „Lebensgemeinschaft“ weiter. Heute sagt Karl Weinand, Betriebsleiter bei der Lebensgemeinschaft: „Die Idee war super. Wir waren die einzigen, die die Wolle herstellen und alle Ansprüche

von ‚hessnatur‘ voll erfüllen konnten. Andere Firmen waren kurz zuvor eingegangen, konnten nicht mehr belebt werden. Und die rauhe Rhön-schafwolle wollten am Ende nur die richtigen Öko-Leute. So kam die Idee leider nicht voll in Gang.“

Pionier auch für Unternehmenskultur

Von den ersten Schritten als Unternehmer an und in all diesen einzelnen Maßnahmen erweitert Heinz Hess mit außerordentlicher Lernbegier seinen Erfahrungsschatz, sein Wissen, seinen Horizont, und zugleich rücken damit immer wieder neue Möglichkeiten in den Blick. Das alles bringt er in sein Unternehmen ein, das sich konzeptionell stetig weiterentwickelt. Mit feinem Gespür für Menschen findet er immer wieder vorzügliche, hochmotivierte Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die überzeugt und mit großem Engagement mitwirken, die Ideen umsetzen und die Firma voranbringen. Er wiederum sieht in seinen „Mitarbeitenden“ nicht nur die Arbeitskräfte, sondern auch die Menschen. Sie sollen bei ihm nicht allein bezahlte Arbeit haben, sondern sich auch menschlich entwickeln können. Freilich führen die Kreativität des Chefs, seine Spontaneität, nicht selten auch Ungeduld und Sprunghaftigkeit, seine hohen Erwartungen oder seine Terminvorstellungen häufig zu enormen Arbeitsbelastungen. Immer wieder muß Hess auch in seiner eigenen wachsenden Organisation um Verständnis werben und sich erhitzten Diskussionen und kritischen Fragen stellen (wie z.B.: „warum müssen wir anders sein?“).

Für seine Kämpfernatur ist das ein Ansporn, dazuzulernen. Weiterbildung ist ihm wichtig, für sich und für die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, denen er (schon im Kleinunternehmen Anfang der 1980er Jahre) Fortbildungskurse anbietet, später auch Gewinnbeteiligung. Sie können „das Geschick und die Richtung ihres Unternehmens mitbestimmen.“ Wie er sollen sie „unternehmen“, sollen sie in Idealen und langen Zeiträumen denken. Daneben lädt er unterschiedlichste Künstler ein, um seine Leute zu inspirieren, auch zu provozieren, u.a. in großen Mitarbei-

terseminaren mit Kunstaktionen (z.B. das 21-tägige Seminar „Ökologie der Sinne“ für den Führungskreis der Firma) oder mit einem Besuch der *documenta* in Kassel. „*Er war ja immer für Überraschungen gut und hat häufig die verrücktesten Menschen hier angeschleppt,*“ erinnert sich seine langjährige Assistentin Silvia Fischer-Mehwald. Ungeheuer stolz ist Hess darauf, daß die allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklungen in der Firma in seinem Sinne umgesetzt werden, daß „*die große Grundidee nicht verwässert wurde.*“ Als Leitfaden für das unternehmerische Handeln werden, für alle nachvollziehbar, das Selbstverständnis, die Grundsätze, die Ziele und die Maßstäbe des Unternehmens ausformuliert: in der „*Philosophiebrochüre*“ (1995), weiterentwickelt zur „*Vision ‚hessnatur‘*“ (1996).

Heinz Hess entwickelt seine Firma zum „*Vorzeigeunternehmen im Bereich alternativer Wirtschaft*“.²² Die konsequent ökologisch hergestellten Produkte, die verbindlichen und anspruchsvollen Qualitätsrichtlinien, die Schulungsmaßnahmen für seine Leute, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, die Kantine mit ihrem Angebot an Vollwertkost, die besondere Atmosphäre des „*Unternehmens mit Geist und Seele*“²³ – wie es Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die zu Hess wechseln, vorher nicht gekannt haben –, die interne und externe Kommunikation²⁴ oder auch das kulturelle Engagement setzen Maßstäbe. Ein besonderer Stil kennzeichnet auch die Feste des Unternehmens, von denen Lieferanten, Mitarbeiter und Weggefährten noch heute begeistert erzählen. Überzeugt fördert Hess neben ökologischen auch soziale und künstlerische Projekte, die weithin beachtet werden, Anerkennung bringen – zu seiner hohen Sensibilität für die Natur ist längst auch eine ausgeprägte Sensibilität für Kunst hinzugekommen, die er in zahlreichen Kunstreisen vertieft. Überdies: Kaum ein anderes Unternehmen investiert soviel in Innovationen. Konkret sichtbar – und für viele Beobachter überraschend aufwendig – präsentiert das 1992 bezogene neue Firmengebäude die Unternehmensphilosophie auch nach außen. Die „*hessnatur*“-Firmenkultur gilt vielen als beispielhaft, findet Nachahmer und wird noch im

Nachhinein sehr gelobt, von Beschäftigten, von Lieferanten, von außenstehenden Beobachtern.

Als Pionier wirkt Heinz Hess auch über die Grenzen seines Unternehmens hinaus – nicht nur als ‚Global Player‘ mit den erwähnten weltweiten Projekten. Von Anfang an unterstützt er in seiner Branche die Verbandsarbeit, wirkt maßgeblich in dem 1989 von fünf Herstellern gegründeten „*Arbeitskreis Naturtextil*“ mit, in dem daraus hervorgegangenen „*Internationalen Verband der Naturtextilwirtschaft*“ (z.B. bei den Kriterien für dessen Zertifizierungs-Siegel BEST und GOTS) oder in dem 1994 eingerichteten „*Arbeitskreis Organic Cotton*“, der den kontrolliert biologischen Anbau von Baumwolle sowie eine umwelt- und sozialverträgliche Produktion von Textilien fördert. Er beteiligt sich an wissenschaftlichen Projekten (z.B. des Wuppertal Instituts), deren Themenbereiche und Untersuchungsziele weitgespannt sind, von den schon genannten ökologischen Kriterien für Umweltstandards oder einem „*Longlife*“-Projekt über den optimalen Ressourceneinsatz bis zur Wiederbelebung alter Kulturtechniken. „*Hess ließ ungemein viel forschen. Ohne ihn wären wir heute noch lange nicht soweit,*“ anerkennen Fachkollegen diese Leistung. Mit dem Faktor 4Plus-Projekt will Hess über die eigene Branche hinaus neue Wege der umweltschonenden Produktion und Produktgestaltung aufzeigen lassen. Die Ergebnisse solcher Studien fließen auch bei „*hessnatur*“ ein. Es entstehen neue Konzepte, etwa für Kundenorientierung, Service, Ressourcenmanagement oder für einen Designleitfaden.

Schon Anfang der 1990er Jahre begeistert sich Hess für die Idee einer Umweltbank, die wirtschaftliche Ziele mit dem Schutz der Umwelt verbinden soll. Er unterstützt 1994 die Gründung und den Aufbau, beteiligt sich finanziell und persönlich, fördert die Entwicklung durch Empfehlungen an seine Kunden. Er übernimmt den Vorsitz im Umweltrat, in dem er seine Erfahrungen als Unternehmer einbringen und über die Umweltfreundlichkeit der von der Bank finanzierten Projekte wachen kann. Im Jahr 2000 gründet er mit 20

anderen Gleichgesinnten den Unternehmerverband „Club of Wuppertal“. Diese Initiative mittelständischer Unternehmer soll ein Dialogforum für zukunftsfähige, ganzheitlich ausgerichtete Unternehmenspolitik sein. Heinz Hess hält es für dringend notwendig, daß die Mitglieder beispielhaft mit nachhaltigem Unternehmerhandeln Zeichen setzen und über dieses Vorbild in die Politik hineinwirken. All diese Pionierleistungen tragen nicht nur zum Unternehmenserfolg bei, sondern setzen auch in anderen Wirtschaftsbereichen Denkprozesse und Nachahmung in Gang.



Abb. 3: Heinz Hess.

Bild: hessnatur.

Scheideweg

Währenddessen verändern sich die Bedingungen und Ansprüche der Zeit und damit der Markt. Die Bio-Nachfrage erlebt Umbrüche. Die ‚Öko-Landschaft‘ wird bunter, ‚Lifestyle‘-Moden wollen bedient sein. Naturtextilien haben es schwerer, das Geschäft beginnt zu lahmen. Bei „hessnatur“ flachen Ende der

1990er Jahre die Umsatzzahlen ab. Trotzdem bleibt Heinz Hess auf Expansionskurs, der immer wieder größere Personaleinstellungen nach sich zieht. Er bremst nicht, hofft auf eine „Umkehr der Welle“. Er ist „Sämann“, Pionier, will strategische Ziele verwirklichen: Der Marktanteil der für die Gesundheit bedenklichen Kleidung ist ihm immer noch viel zu groß, und die ökologischen Kriterien für Textilien müssen noch weiter verbreitet und auch weiterentwickelt werden. Der eigenen Kollektion will er einen modernen Stil geben und so neue Zielgruppen erreichen. Darauf richtet er das Unternehmen aus. Für das „Ernten“ nimmt er sich keine Zeit, das war wohl auch nicht so seine Sache.

Doch der erhoffte neue Aufschwung läßt auf sich warten. Hess bleibt nichts anderes übrig, als drastische Maßnahmen zu ergreifen, 70 Beschäftigte zu entlassen. Um die übrigen Arbeitsplätze zu sichern und seine strategischen Ziele weiterführen zu können, muß er schließlich nach einem starken Partner suchen. Er führt Gespräche über mögliche Lösungen und erreicht ein gutes Ergebnis, ein Glücksfall für „hessnatur“ wie für die vielen mit ihm verbundenen Lieferanten. Im Jahr 2001 verkauft er die Firma an Neckermann im Karstadt Quelle-Konzern. Letzterer wird ein halbes Jahr später umbenannt in Arcandor.

Im neuen Konzern bleibt der Versandhandel „hessnatur“ selbständig, die Ideen und Leitlinien des Hauses werden auch von der neuen Geschäftsführung weiterverfolgt, ebenso viele der von Hess im Ausland angestoßenen Projekte, vermehrt um zahlreiche neue Maßnahmen. Im Beirat kann Heinz Hess weiterhin daran arbeiten, „die Werte, die ‚hessnatur‘ ausmachen, zu bewahren und weiterzuentwickeln“. Für ihn bedeutet das vor allem, daß „die Produktkriterien eingehalten werden und die Qualität unverändert bleibt.“²⁵ Dieses Versprechen wird, trotz mancher Veränderungen, eingehalten, auch nach dem Tod des Firmengründers. Heute bestätigen auch kritische Umweltaktivisten, daß „das Unternehmen höchst vorbildlich und transparent agiert.“ Nicht von ungefähr wurde „hessnatur“ denn auch 2008 mit dem ersten Deut-

schen Nachhaltigkeitspreis in der Kategorie „Deutschlands nachhaltigster Einkauf“ ausgezeichnet.

Nochmal ein neuer Weg

Nach der Übernahme verfolgt Heinz Hess seine Vision noch auf einem anderen, neuen Weg, für den er wieder seinen Gründungs-Impuls aufgegriffen hat. Aus Liebe zu den Kindern hatte er sein unternehmerisches Wirken begonnen. Dieses Ziel, etwas zu tun, „damit sich Kinder zu aktiven, mutigen, selbstbewußten und selbständigen Erwachsenen entwickeln,“ treibt ihn noch immer um. Schon 1998 hatte er den Spielzeugversand „Purpur Kunst und Spiel“ erworben, um das Katalogsortiment von „hessnatur“ mit pädagogisch sinnvollem Spielzeug zu erweitern. Auch der Purpur-Versand war auf anthroposophische Ideen und auf das Publikum der Waldorfschulen orientiert gewesen.

Hess bleibt auf Kurs – diesen Versand verkauft er nicht. Mit ihm beginnt er nun, zusammen mit seiner Frau Gordana, sehr intensiv einen neuen Lebensabschnitt – auf den alten Wurzeln. Sie werden noch einmal Pioniere. Ihr Spielzeug soll dazu beitragen, daß sich Kinder sinnvoll beschäftigen und Sensibilität für Gutes und Gesundes entfalten können. Das fördert früh Einstellungen, die später zum Bewußtsein für nachhaltiges Leben und sorgsamem Umgang mit der Natur führen. Damit wollen sie Kindern Werte vermitteln, die ein Leben lang halten.

Mit großem Elan bauen sie die Firma aus: über die Firma „Contur Purpur LebensArt und Spielkunst Versand GmbH“ (2001) zum späteren Versandhaus „livipur“. Die Angebotspalette wird auf die gesamte Kinderwelt ausgedehnt: Kleidung, Spielzeug, Möbel, Wohnaccessoires – alles selbstverständlich „Bio“. Deshalb formulieren beide für die Aufnahme in ihren Katalog erneut eine Liste von Kriterien: pädagogischer Wert, Qualität, ökologische Unbedenklichkeit, Langlebigkeit sowie für Kleinkinder Holz- oder Naturmaterialien.

Nicht nachlassenden Pioniergeist beweist Heinz Hess auch mit einem neuerlichen Ent-

wicklungsprojekt. In China fördert „Contur Purpur“²⁶⁾ von 2002 bis 2004 eine Maßnahme zum biologisch-dynamischen Maulbeerbaumanbau für die Seidenraupenzucht, die dem in die Krise geratenen Anbau neue Impulse gibt. Außerdem sichert das Projekt nicht nur die Herstellung hochwertiger Seide, sondern auch die Existenz und Zukunftsfähigkeit der betroffenen Kleinbauern sowie zusätzliche Arbeitsplätze in verarbeitenden Betrieben.

Die Ziele von „livipur“ verfolgt Heinz Hess mit der ihm eigenen Leidenschaft, doch ohne Illusion. Denn natürlich ist er sich bewußt, daß zum Wachrufen einer nachhaltigen Lebenseinstellung Spielzeug nur eine erste Basis, ein Anfang sein kann. Was auf Dauer notwendig ist, sind ein Bewußtsein für Werte – und vor allem Vorbilder, die diese Werte leben, Nachhaltigkeit vorführen, auch im Beruf. Das neue Unternehmen ist deutlich kleiner, doch auch und gerade hier geht Heinz Hess mit seiner speziellen Firmenkultur voran, die viele interessierte Beobachter und Nachahmer fand. Eine besondere Hoffnung setzt Heinz Hess auf vorbildliche Unternehmen, die er über den Club of Wuppertal (s.o.) aktivieren und öffentlich präsent machen will. Ein ungebrochener Schaffenswille, aus dem ihn überraschend der Tod am 18. März 2006 herausgerissen hat.

Spuren, die bleiben

„Von der Natur angezogen“, lautete bei Heinz Hess das Geschäftsmotto. Das war für ihn zugleich ein Lebensmotto, inspiriert vom Interesse an einer ökologisch sinnvollen Lebensweise und von der starken Verankerung im anthroposophischen Denken. Ein ungewöhnlicher Lebensweg führte ihn vom Viehhändler in Oberdachstetten über die Reflexion von Fehlentwicklungen der Zeit zum Pionier der ökologischen Naturtextilien und zum marktführenden, global verflochtenen Versandhändler. Träume und Visionen beflügelten den Aufbruch auf den Weg als Unternehmer. Vieles davon ist heute Wirklichkeit, und er war ein Wegbereiter, der die ursprünglich von einer nur kleinen Schar weiterer Pioniere verfolgte Idee sehr schnell zu einem

großen allgemeinen Thema machte. „Das Geschäft glich einem Zehnkampf,“ sagt sein damaliger Projektleiter Roland Sturm, „in der einen oder anderen Disziplin mag ein anderer vorne gewesen sein, aber in der Gesamtdisziplin war Heinz Hess die einsame Spitze.“

Heinz Hess war eine Persönlichkeit mit vielen Facetten, ein großer Idealist. Vor allem war er durch und durch „Unternehmer“, ein Vorbild für die Wirtschaft. „Seine konsequente, vernetzte und wirklich zukunftsfähige Art zu denken und zu handeln, hat uns immer wieder begeistert und herausgefordert. Aus seinem Leben können wir lernen,“ würdigt der Club of Wuppertal das verstorbene Gründungsmitglied.²⁷⁾ So erlebten ihn auch seine Wegbegleiter und Geschäftspartner: als einen grundsatztreuen, engagierten und authentischen Menschen, bei dem Denken und Handeln in großem Maße übereinstimmten, auch wenn der „Mann mit vielen Ecken und Kanten gelegentlich nur schwer eingeordnet werden konnte,“ seine Reaktionen manchmal sehr überraschten.

Als kreativer Geist und Querdenker zu den Trends der Zeit ging und eröffnete er neue Wege. Neben den in diesem Beitrag dargestellten zahlreichen einzelnen Verdiensten gehört zu seiner Lebensleistung, daß er so viele neue, richtungweisende Impulse erkannte, aufnahm, integriert weitergab und in seiner ganzheitlichen Denkweise als konsequentes Gesamtkonzept (Nachhaltigkeit) auf den Markt brachte. „Ökologisch“ hieß für ihn eben auch, die Wirtschaftsprozesse ganzheitlich zu betrachten, die gesamte Wertschöpfungskette ökologisch zu gestalten. Ganzheitlich gestaltete er auch sein Unternehmenskonzept, in dem er sehr früh den Menschen – Kunden, Partner, Mitarbeiter – in den Mittelpunkt stellte, und das gelehrige Nachahmer fand.

Für die Naturtextilbewegung war Heinz Hess ein Leuchtturm. Er hat sie mit seinen Innovationen aus der „Ökonische“ geholt, professionalisiert und zu einem unverzichtbaren Faktor des Bekleidungssektors gemacht. Er hat Ziele aufgezeigt, Mut gemacht, beflügelt. Zugleich gab er damit entscheidende Anstöße, die ganze Branche in Bewegung zu bringen und viele andere mit auf den Weg der

Nachhaltigkeit zu führen. Nicht zuletzt hat er damit wesentlich beigetragen, daß das vielgenutzte Kürzel „Öko“, allem Mißbrauch zum Trotz, als Wertbegriff und Leitlinie – in seiner ursprünglichen Bedeutung – auf dem Markt ist. Diesen Zielen hatte er sich verpflichtet, in diesem Geist hat er beispielhaft nachhaltiges Unternehmerhandeln vorgeführt und dauerhafte Spuren hinterlassen. Dafür haben Heinz Hess und seine Firma zahlreiche Auszeichnungen erhalten, z.B. 1996 den „Organic Textil Award“ für das erste Bio-Baumwoll-Anbauprojekt,²⁸⁾ 1998 den Faktor 4Plus-Preis²⁹⁾ für eine „zukunftsfähige innovative Produktidee“ oder 1999 den Publikumspreis beim Wettbewerb „Hidden Champions“ (heimliche Weltmarktführer) des Landes Hessen und der Vereinigung der hessischen Unternehmerverbände.³⁰⁾

Quellen:

Das vorliegende Porträt stützt sich hauptsächlich auf 1. die persönlichen Aussagen von Heinz Hess selbst in einem Interview mit der PR-Abteilung von „hessnatur“ kurz vor seinem Tod, ergänzt durch 2. ein Interview mit der ersten Ehefrau Dorothea Hess vom Frühjahr 2006. Weitere Säulen sind: 3. das vom Club of Wuppertal (Hrsg.) veröffentlichte Porträt „Heinz Hess – Vorbild für Nachhaltigkeit mit zwei Unternehmen“, in: Pioniere des Wandels – s. Anm. 27; 4. der Nachruf von „hessnatur“ auf den Firmengründer: „Heinz Hess. Ein Leben für die Harmonie von Mensch und Natur“. hess natur-dialog sonderedition 2006; sowie 5. Gespräche mit Dorothea Hess und der zweiten Ehefrau Gordana Hess. 6. Dem Weg von Heinz Hess als Pionier wurde nachgegangen u.a. in zahlreichen Gesprächen mit langjährigen Wegbegleitern und Geschäftspartnern, ehemaligen Mitarbeitern sowie einigen in den Projektländern tätigen Experten: Julia Endlich (Redaktion „Mensch und Kleidung“), Gabriele Kolompar (Engel Naturtextilien, Vorsitzende des Internat. Verbandes der Naturtextilwirtschaft), Carola Linder (Katalogproduzentin), Silvia Fischer-Mehwald (hessnatur), Heike Scheuer (Internationaler Verband der Naturtextilwirtschaft), Jürgen Erlenburg (Fa. Lichtschatz), Konrad Götz (Frankfurter Institut für sozialökologische Forschung), Kai Hansen (Integra Unternehmensberatung), Matthias Kloppenborg (Hirsch Natur), Dr. Eckart Lau (Naturtextilien aus Grie-

chenland), Klaus Merckens (CIWI-GmbH), Hans-Jörg Palm (Künstler), Jörg Petersen (Klosterlaboratorium Lorch), Holger Rohn (Trifolium Beratungsgesellschaft, vorher Wuppertal-Institut), Elmar Sautter (disana Naturtextilien), Dr. Roland Schaeete (biolog. Tierarzneimittel), Rolf Schauwecker (Natur-Textil, bis 2006 Vorsitzender des Intern. Verbandes der Naturtextilwirtschaft), Ernst Sykora (GTZ, Projektmanager), Roland Sturm (Weleda AG, vorher Projektleiter bei Heinz Hess), u. v. a. (wie z.B. Hans Assum, 1. Bürgermeister von Oberdachstetten).

Anmerkungen:

- 1) Die Schreibweise des Firmennamens hat sich im Laufe der Jahre geändert. Hier wird die aktuelle Schreibweise angewendet.
- 2) Diese Betriebskultur der Gemeinsamkeit wurde in vielen Gesprächen hervorgehoben und auch in einer externen Evaluation anerkannt. Siehe „Zukunftsfähige Unternehmenspolitik in Hessen“. Fallstudien in 10 hessischen Unternehmen. Im Auftrag des Hessischen Wirtschaftsministeriums erstellt von Heike Leitschuh-Fecht. Endbericht. Wiesbaden 1998. Die wichtigsten Ergebnisse der Studie sind zusammengefasst in der Broschüre: Zukunftsfähige Unternehmensführung. Hrsg. vom Hessischen Wirtschaftsministerium und der Hessischen Technologiestiftung GmbH. Wiesbaden 1999 (= H. 2 der Schriftenreihe Hessen Umwelttechnik und Wissenschaft).
- 3) Die im Geburtsregister eingetragene Adresse Ansbach, Feuchtwanger Str. 38, bezieht sich auf die Geburtsklinik.
- 4) Mit dieser originären Schreibweise des Familiennamens ist Heinz Hess aufgewachsen. Nach der Anstellung im amerikanischen Konzern Ely Lilly erforderte die internationale Korrespondenz ein Umstellen auf zwei „s“.
- 5) Dieses und alle anderen von Heinz Hess stammenden, kursiv gesetzten Zitate beziehen sich auf das unter Quellen (Nr. 1) angegebene Interview.
- 6) Inhaber des Unternehmens Klosterlaboratorium Lorch, Heilkräuteranbau, Direktversender, geprägt von der Waldorfschule.
- 7) Durch Ankauf und Umbenennung des Versandhauses „Gute Dinge“. Die zwei erstgenannten Tochterunternehmen wurden Ende 1999 wieder aufgelöst, „Hess Contur“ ging 2001 über in die Firma „Hess Purpur Lebens-

Art und Spielkunst Versand GmbH“, die später in „livipur“ umbenannt wurde (siehe weiter unten).

- 8) „Vertrauensführerschaft“ bei der „Kunden-Gruppe der ökologisch oder ethisch Anspruchsvollen in Öko-Nischen“ bestätigt u.a. die Studie von Holger Petersen: Gewinner der Nachhaltigkeit. Ansätze zur Analyse von Marktführern im Umweltbereich. Zentrum für Nachhaltigkeitsmanagement. Universität Lüneburg 2001.
- 9) Eine ägyptische Initiative zur biologisch-dynamischen Landbewirtschaftung, die nach und nach vergrößert sowie um Verarbeitungsbetriebe und einen Fairtrade-Handel erweitert wurde, alles getragen von einem hohen Ethos, in dem auf der anthroposophischen Ideenbasis orientalisches und westliches Denken verbunden sind. Der Gründer wurde 2003 mit dem alternativen Nobelpreis ausgezeichnet. Er beschreibt das Projekt ausführlich in dem Buch: Ibrahim Abouleish: Die Sekem Vision – Eine Begegnung von Orient und Okzident verändert Ägypten. Stuttgart-Berlin 2004.
- 10) Über die weitreichenden positiven Auswirkungen berichten neben I. Abouleish (vgl. Anm. 9) auch G. Merckens/K. Merckens: Organic Cotton in Egypt. 1997. Jüngst erschien dazu ein „hessnatur“-Blog vom 28.4.2009: „Heinz Hess und das Sekem-Projekt“ (<http://blog.hessnatur.com>).
- 11) Wo bereits seit Mitte der 1980er Jahre mit Unterstützung von europäischen Firmen (z.B. aus Holland) organische Landwirtschaft vorangetrieben wurde.
- 12) Z.B. von den Firmen Lichtschätz, Rapunzel oder Hess. Ausführlich dargestellt bei Katharina Paulitsch: Organische Baumwolle – Exemplarische Darstellung ökologischer Konzepte in der Faserproduktion und der Bekleidungsherstellung. Diplom-Arbeit an der FH Albstadt-Sigmaringen 1995. Einen Überblick gibt auch Alexandra Baier: Bio-Baumwolle. Erfolgsgeschichte rund um den Globus. Pestizid Aktionsnetzwerk e.V. Hamburg 2002.
- 13) Vgl. Gabriele Hermani: It is not always easy to go „organic“. Portrade offers marketing advice to initiatives and companies in the south, in: GTZ GATE – Magazine 01 (1997).
- 14) S. die Studie: Zukunftsfähige Unternehmenspolitik in Hessen (wie Anm. 2) – Die Bemühungen von Hess um eine „sozialgerechte Herstellung“ seiner Textilien sind auch dargestellt in der „CSR-Fallstudie Ethik und Ökolo-

- gie – von der Faser bis zum Kleid (Hess Natur-Textilien GmbH)“, zusammengestellt und veröffentlicht vom FHM-Institut für den Mittelstand in Lippe, als Arbeitspapier für das EU-Projekt „Zukunft im Mittelstand – Mainstreaming CSR among small and middle enterprises“. Detmold 2007; CSR heißt „Corporate Social Responsibility“.
- 15) So faszinierten ihn Mitte der 1980er Jahre die traditionellen Hirten-Wollwalkstoffe in Nordgriechenland, ihre Naturreinheit und ökologische Qualität. Mit seinem Lieferauftrag gab er einen Initiativschub, diese Produktionsverfahren neu zu beleben. Siehe: Eckart Lau: Traditionell-griechische Hirten-Wollwalkstoffe in moderner Gestaltung, in: Mensch und Kleidung, Heft 65 (1995).
 - 16) Ein „PPP-Projekt“ (Public Private Partnership) von GTZ und „hessnatur“. Als Leistung der Firma definiert die Projektbeschreibung: *„Hess Future setzt Experten ein, ... organisiert und finanziert den Ankauf der Rohbaumwolle bis hin zum Export der Rohfasern, organisiert Kauf und Finanzierung organischer Düngemittel und Schädlingsbekämpfungsmittel und deren Verteilung an die Bauern. Sie organisiert ... Genossenschaften ..., den lokalen Beratungsdienst und ... dessen Ausbildung und Schulung ...“*
 - 17) Hier hatte der Ethnologe James M. Vreeland Jr. bei Untersuchungen von Inka-Gräbern die jahrhundertalte natürliche Farbbaumwolle (naturally pigmented cotton) wiederentdeckt, erforscht und bekannt gemacht. Das führte zu Anbauprojekten (eines unter der Leitung von Vreeland), von denen auch deutsche Naturtextilhersteller beziehen. Siehe u.a.: James M. Vreeland Jr.: The case of Peru: The native cotton project, in: GTZ GATE Magazine 01 (1997); dazu auch: Christiane Schmitt: Ganz ohne Schönfärberei. Farbige Baumwolle, in: Schrot & Korn Juli 1996.
 - 18) Die Projekte zeigten auch, wie in den Anfängen *„die Kompliziertheit der Umstellung auf kontrolliert-biologischen Anbau sowie die extrem lange Zeitschiene bis zur Erreichung einer wirtschaftlich vertretbaren Größenordnung unterschätzt“* wurden (Ernst Sykora), weshalb „hessnatur“ auch intensiv z.B. mit der GTZ zusammenarbeitete.
 - 19) S. Katalog „Markterfolge“ zum Internationalen Designpreis 1997. Hrsg. v. Design-Center Stuttgart, S. 55.
 - 20) Informationen dazu lieferten u.a. Dipl.-Ing. Manfred Hempe (ehemals Geschäftsführer des RWZ und Mitinitiator des Projektes), Dietmar Weckbach (Rhönschäfer), Karl Weinand (Lebensgemeinschaft Sassen/Richthof) und die Verwaltungen des Biosphärenreservates in Bayern (Dr. Doris Pokorny), Hessen (Ewald Sauer) und Thüringen (Claudia Bach).
 - 21) Dagmar Furtmeier: Evaluation eines Projektes der nachhaltigen Regionalentwicklung (und Evaluation des Rhönschafwoll-Projektes). Diplomarbeit am Lehrstuhl für Physische Geographie der Universität Eichstätt 2001.
 - 22) Jens Heisterkamp: Mehrheitliche Beteiligung von Neckermann bei Hess-Natur (mit Interview), in: info 3. Anthroposophie im Dialog Heft 11 (2000), S. 40.
 - 23) Bestätigt u.a. in der Studie: Zukunftsfähige Unternehmenspolitik in Hessen (wie Anm. 2).
 - 24) Als Erfolgsfaktor der Nachhaltigkeit hervorgehoben in der Studie von Michael Kuhndt/Christa Liedtke: Die COMPASS-Methodik. Unternehmen und Branchen auf dem Weg zur Zukunftsfähigkeit. Zukunftsfähige Unternehmen (5) = Wuppertal Papers Nr. 97 (1999), S. 42.
 - 25) Im Interview mit Jens Heisterkamp (wie Anm. 22). – Dies betrifft neben den konsequenten ökologischen Kriterien auch die „sozialen Standards“. Vgl. dazu die CSR-Fallstudie Ethik und Ökologie (wie Anm. 14).
 - 26) Zusammen mit der Schweizer Partnerfirma Alkena und deren chinesischer Tochterfirma Sichuan Alkena Textiles sowie dem GTZ-Büro für die Zusammenarbeit mit der Wirtschaft/PPP.
 - 27) Widmung des Buches in: Thomas Menzel: Pioniere des Wandels. Engagement für eine zukunftsfähige Wirtschaft. Hrsg. v. Club of Wuppertal. München 2000, S. 6.
 - 28) Verliehen von der „International Federation of Organic Agricultural Movements“ (IFOAM).
 - 29) Nämlich der ‚Longlife‘-Kollektion und der damit erreichten *„beispielhaften Verbesserung der Ressourceneffizienz“*, auf der Internationalen Faktor 4Plus-Kongreß-Messe 1998 in Klagenfurt.
 - 30) Ausgewählt vom Publikum des Hessentages 1999 in Baunatal.

Fränkisches Seminar 2009: „Gestalter der Macht – Fürstliche und herrschaftliche Baumeister in Franken“

Das 49. Fränkische Seminar findet am 17. und 18. Oktober 2009 in Verbindung mit der 62. Bundesbeiratstagung des Frankenbundes, die in Ansbach abgehalten wird, im Tagungszentrum Neuendettelsau statt. Ziel des Seminars ist es, anhand verschiedener Beispiele darzulegen, wie die Baumeister des Barock in Franken die Ansprüche ihrer Auftraggeber hinsichtlich Selbstdarstellung und Herrschaft in bzw. an den profanen Repräsentationsbauten konkretisierten. Hierzu konnten namhafte Referenten gewonnen werden.

Der Festvortrag der Bundesbeiratstagung am Samstag, den 17. Oktober, in Ansbach bildet den Auftakt des Fränkischen Seminars 2009. Prof. Dr. Stefan Kummer (Universität Würzburg) widmet sich hierin Balthasar Neumann und seiner Tätigkeit als fürstlicher Baumeister. Den Abendvortrag, der dann im Tagungszentrum Neuendettelsau stattfinden wird, betitelt Dr. Helmut-Eberhard Paulus (Direktor der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten) „Repräsentation im Protestantismus“ und stellt die Tätigkeit der Baumeisterfamilie Richter in Südthüringen und Franken vor.

Den Reigen der Referenten am Sonntag, den 18. Oktober, eröffnet Dr. Volker Rößner (Burg-

preppach) mit dem Vortrag: „*Der Anspachische Bau Inspector baut jetzo dem Herrn Geheimden Rath von Rothenhahn zu Eiringshof ein schönes Hauß*“ – Fürstliche und Markgräfliche Baumeister und deren Tätigkeit für die fränkische Reichsritterschaft“. Danach widmet sich Dr. Christian Dümmler (Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege) der Fassadengestaltung der Bamberger Residenz durch den Architekten Leonhard Dientzenhofer. Dr. Rembrandt Fiedler (Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege) wird sich mit den Bauten des Gabriel de Gabrieli in Ansbach beschäftigen und Alexander Biernoth (Ansbach) mit dem Werk des Kavalierarchitekten Carl Friedrich von Zocha. Dr. Ingrid Bachmeier-Schraml (Bayreuth) beschreibt die Suche des Markgrafen Christian Ernst von Bayreuth nach einem geeigneten Architekten für das Schloß in Erlangen, das schließlich von Antonio (della) Porta errichtet wurde. Der Architektur unter dem Bayreuther Markgrafenpaar, insbesondere derjenigen des Baumeisters Joseph Saint-Pierre, widmet sich schließlich Wolfgang Hegel M.A. (Würzburg).

Die Einführung in das Thema, die Moderation und die Diskussionsleitung übernimmt Dr. Verena Friedrich (Universität Würzburg).

INFORMATIONEN ZUR TEILNAHME

am 49. Fränkischen Seminar 2009: „*Gestalter der Macht*“

17. – 18. Oktober 2009 im DiaLog Conference Center Neuendettelsau

Teilnahmegebühren:

Der Teilnahmebetrag beträgt für eine Einzelperson 130,00 !, für Paare 250,00 !.

In diesem Betrag sind folgende Leistungen enthalten: 1 Abendessen (kalt), 1 Übernachtung mit Frühstück, 1 Vormittagsimbiss, 1 Mittagessen (3 Gänge), 1 Nachmittagskaffee, Tagungsgetränke und Tagungsgebühr.

Verbindliche Anmeldung:

Bitte melden Sie sich bis zum **01. Oktober 2009** verbindlich in der

Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES, Stephanstraße 1, 97070 Würzburg,
(neue Faxnummer [!]: 0931 – 45 25 31 06 oder per E-Mail unter info@frankenbund.de)
an und überweisen die Tagungsgebühren auf das Konto des *FRANKENBUNDES*:
42 00 14 87 // BLZ: 790 500 00 // Sparkasse Mainfranken.

Müssen Sie Ihre Anmeldung später als zwei Wochen vor Seminarbeginn stornieren, muß der *FRANKENBUND* die Stornogebühren, die das Tagungshaus verlangt, leider an Sie weitergeben – es sei denn, es kann für Ersatz gesorgt werden.

Hier im Anschluß und auf der Rückseite des Heftumschlags finden Sie das Anmeldeformular zum Ausschneiden und Einsenden.

☞

Hiermit melde ich mich / melden wir uns verbindlich an zum
49. Fränkischen Seminar: „*Gestalter der Macht*“.

Vorname

Nachname

Geburtsdatum*

Vorname

Nachname

Geburtsdatum*

Straße

PLZ / Ort

Telefon*

E-Mail-Adresse* // besondere Wünsche*

(* = freiwillige Angabe)

Anmeldeschluß: 01.10.2009!

Die Teilnahmegebühr von! werde ich / werden wir bis zum 01.10.2009 auf das Konto des FRANKENBUNDES (Kto: 42 00 14 87 // BLZ: 790 500 00 // Sparkasse Mainfranken) überweisen. Mit der Unterschrift erkenne(n) ich / wir auch die Teilnahmebedingungen an.

Datum

Unterschrift

Einladung zur Bundesbeiratstagung am 17. Oktober 2009 in Ansbach

Alle *FRANKENBUND*-Mitglieder werden hiermit herzlich eingeladen zur 62. Bundesbeiratstagung, die in diesem Jahr am 17. Oktober in Ansbach stattfindet.

Die Gruppe Ansbach unter ihrem Vorsitzenden Alexander Biernoth lädt alle Teilnehmer ab 9.45 Uhr zu einem Begrüßungskaffee nach Ansbach in das Bezirksrathaus ein. Der Festakt beginnt dort um 10.15 Uhr. Den Festvortrag hält Herr Professor Dr. Stefan Kummer (Universität Würzburg); er stellt „*Balthasar Neumann als fürstliche[n] Baumeister*“ vor. Dieses Referat bildet zugleich den Auftakt zum diesjährigen Fränkischen Seminar, das in diesem Jahr direkt an die Bundesbeiratstagung anschließt. Auch heuer verleiht der *FRANKENBUND* wieder seinen Kulturpreis an einen fränkischen Künstler; der Preis wird während der Feierstunde übergeben.

Nach der Festveranstaltung wird ein gemeinsames Mittagessen in der Cafeteria des Bezirksrathauses gegen eine Unkostenbeteiligung angeboten. Anschließend können die Nichtdelegierten an einer einstündigen Stadtführung durch Ansbach teilnehmen, während die Delegierten ihre Arbeitssitzung abhalten. Für die Delegiertenversammlung ergeht noch ein gesondertes Schreiben mit Tagesordnung.

Nach dem Ende der Bundesbeiratstagung (gegen 16.00 Uhr) sind Sie alle zu unserem diesjährigen Fränkischen Seminar eingeladen, das im ca. 20 km entfernten Neuendettelsau mit einem Abendessen um 18.00 Uhr beginnt.

Alle weiteren Einzelheiten zum diesjährigen Seminar finden Sie in der Ankündigung hier in diesem Heft.

Dank an die Spender

Auch der *FRANKENBUND* ist auf Spenden angewiesen, um seine Kulturarbeit erfolgreich fortsetzen zu können. Wir danken:

Herrn Oskar Sauer für eine Spende über 100
und

Herrn Theodor Husmann für eine Spende über 75 .

Die Bundesgeschäftsstelle ist umgezogen

Wie bereits im letzten Heft angekündigt, hat die Bundesgeschäftsstelle ihr jahrzehntelanges Domizil in der Hofstraße 3 verlassen und befindet sich nun ca. 300 m südlich in der Hörleingasse. Die Postanschrift lautet Stephanstraße 1 (Die Telefonnummer hat sich nicht geändert, es gibt jedoch eine neue Faxnummer: 0931 - 45 25 31 06).

Der Umzug war notwendig geworden, weil die Rechtsanwaltskanzlei Bendel & Partner, bei der der *FRANKENBUND* seit dem Umbau

und der Neunutzung des Gebäudes Hofstraße 3 zur Untermiete „residierte“, weiter expandiert und alle verfügbaren Räume selbst benötigt. Bereits vor Ostern hatte die Geschäftsstelle den angestammten Raum im 2. Stock wegen Renovierungsarbeiten verlassen müssen und war ein Stockwerk tiefer gezogen.

Die Suche nach geeignetem Büroraum – zentral gelegen und zugleich preiswert – gestaltete sich sehr schwierig. Glücklicherweise wurde in der Nähe der Regierung von Unter-



Abb. 1: Das neue Büro der Bundesgeschäftsstelle des Frankenbundes.

Photo: G.Hippeli – www.mainfranken-album.de.



Abb. 2: Blick aus der Hörleingasse auf die Stephanstraße; links die Regierung von Unterfranken, rechts der Chor der kath. Pfarrkirche St. Peter und Paul. Photo: G.Hippeli – www.mainfranken-album.de.

franken eine Büroeinheit mit drei Räumen frei; zwei Räume davon nutzt jetzt der Gesamtbund für die Geschäftsstelle, einen Raum hat die FRANKENBUND-Gruppe Würzburg angemietet. Der Eingang befindet sich in der Hörleingasse, einem Verbindungsweg zwischen der Stephanstraße und der Neubausstraße.

Dank der Rechtsanwaltskanzlei, die mit Rat und Tat beim Umzug half, konnten preiswert guterhaltene Büromöbel für die Geschäftsstelle angeschafft werden. Drei rüstige Rent-

ner der Gruppe Würzburg, Herr Husmann, Herr Stangl und Herr Versl, haben diese Möbel abgebaut, transportiert und in den neuen Büroräumen wieder aufgebaut. Mittlerweile ist die Geschäftsstelle voll funktionsfähig, alles ist frisch geputzt, die Möbel sind aufgestellt und die Technik funktioniert. Wenn jetzt noch die letzten 30 Umzugskartons ausgepackt sind, dann ist auch der vierte Umzug in meiner vierjährigen Amtszeit gut überstanden.

Christina Bergerhausen



Ehrenbecher für Scanzoni

von

Gerhard Wulz

In der Bad Kissinger Kurliste vom 6. Juli 1857 wurde die Ankunft des Grafen und der Gräfin Borodinsky mit zwei ihrer Kinder aus St. Petersburg bekannt gegeben. Das wäre zunächst nichts besonderes, denn schon seit Jahren kamen viele russische Gäste nach Kissingen. Robert von Mohl formulierte dies in einem Brief an seine Frau 1842 etwas süffisant: „Es schneit nur so von russischen Fürsten und Fürstinnen.“ Im Falle der Familie Borodinsky handelte es sich aber um niemand Geringeren als den Zaren Alexander II. und die Zarin Marie aus dem Hause Hessen-Darmstadt.

Mit im 200köpfigen Gefolge befand sich auch der Arzt Dr. Scanzoni. Er muß etwas besonderes gewesen sein, denn ihm überreichten die Kissinger Bürger 1858 einen Ehrenbecher. Die „Illustrierte Zeitung“ berichtete 1858 über dieses Ereignis, wobei sie auch den Kurort wohlwollend schilderte: „Kissingen hat sich als Badeort einen europäischen Ruf erworben, was uns nicht wundern kann, wenn wir das freundliche Städtchen, sein mildes herrliches Klima, seine reizende Umgebung und die Vortrefflichkeit seiner Heilquellen mit den vielen zweckmäßig getroffenen Einrichtungen, bei welcher Kunst und Natur Hand in Hand gehen, kennen gelernt haben.“

Detailliert geht dann der Autor auf den eigentlichen Grund seiner Berichterstattung ein: „Auch für Medizinalhülfe ist reichlich gesorgt, da es unmöglich ist, daß der Patient ohne ärztlichen Beirath zweckmäßig und konsequent seine Kur durchführe, und wie hoch dieselbe auch die Bürger von Kissingen zu schätzen wissen, zeigt die Thatsache, daß dieselben dem Dr. v. Scanzoni in Anerkennung seiner Verdienste einen kostbaren Ehrenbecher zum Geschenk gemacht haben, der in

München angefertigt wurde und dessen Abbildung wir geben. Die Spitze des Deckels bildet eine Hygieia, die Figuren am Rumpfe des Bechers sind Personifikationen der Quellen,



Abb. 1: Der Ehrenbecher der Kissinger Bürger für Prof. Scanzoni.

unter denen die Maxquelle auf unserem Bilde dargestellt ist. Ehre den Gebern, wie dem Empfänger.“

Es stellt sich die Frage, welche Verdienste sich Scanzoni um Kissingen erworben hatte, die es rechtfertigten, ihm einen sicher nicht ganz billigen Ehrenbecher zu überreichen. Wie überhaupt die enorme Aufmerksamkeit, die dem Arzt zuteil wurde, einen näheren Blick auf die damalige Zeit nötig macht. Die Antwort ist nur vor dem Hintergrund des Lebensweges und der medizinischen Leistungen dieses einstmals hoch angesehenen und heute nur noch der Fachwelt bekannten Mannes möglich.

Friedrich Wilhelm Scanzoni wurde am 21. Dezember 1821 im damals noch deutschsprachigen kaiserlich-königlich habsburgischen Prag geboren. Sein Vater war ein aus Südtirol stammender Eisenbahnbeamter und die Mutter, eine geborene Beutner (Peuthner) von Lichtenfels, die Tochter eines bekannten Prager Arztes. Nach dem Besuch des Gymnasiums und philosophischer Studien in Budweis studierte er an der Prager Hochschule Medizin. Bereits 1844 wurde er dort zum Doktor der Medizin und Chirurgie und zum Magister der Geburtshilfe promoviert. Gleich darauf begann er seine Arbeit an verschiedenen Abteilungen des Allgemeinen Krankenhauses in Prag, wo er schon 1848 mit seiner Lehrtätigkeit als ordinerter Arzt der gynäkologischen Abteilung und der damit verbundenen Dozentur für Gynäkologie betraut wurde. Darüber hinaus war Scanzoni publizistisch tätig; u.a. schrieb er ein zweibändiges Lehrbuch der Geburtshilfe. Seine praktischen und theoretischen Erfolge als Gynäkologe bewirkten, daß die Universität Würzburg den erst 29jährigen 1850 zum Ordinarius für Geburtshilfe sowie Vorstand der Hebammenschule und Gebäranstalt – gegründet von dem 1820, 1822 und 1827 in Kissingen als Kurgast weilenden Prof. Elias von Siebold – an die Medizinische Fakultät berief.

Schon bald gehörte er zu den bekanntesten und gefragtesten Gynäkologen und Geburtshelfern seiner Zeit in Europa. Seine Popularität bei den Patientinnen, besonders des Hochadels war aufgrund seiner medizinischen Ver-

dienste und seines liebenswürdigen und einfühlenden österreichischen Charmes enorm. In einer Würdigung heißt es: *„Er war geradezu der Abgott der leidenden Frauenwelt. Schon sein Wort, sein Blick war Trost und Linderung, denn fürwahr, er ist ein Frauenarzt von Gottes Gnaden [...]“*

So ist es verständlich, daß sein Ruf auch in das Zarenreich nach St. Petersburg ausstrahlte, wo Zarin Marie große Probleme mit der Geburt ihrer zahlreichen Kinder hatte. Aufgrund einer Sondererlaubnis des Staatsministeriums des Innern durfte Scanzoni 1857 und 1863 für zwei Monate nach St. Petersburg reisen, um der Zarin bei der Geburt beizustehen. Eine Verlängerung des Sonderurlaubs ermöglichte ihm die Begleitung der Zarenfamilie nach Kissingen, wo die Zarin ihre angeschlagene Gesundheit auskurieren sollte. Obwohl der Badeort in Rußland bekannt war, ist es doch sehr wahrscheinlich, daß Kissingen als Kurort auf Empfehlung Scanzonis ausgewählt wurde.

Für die Bürger der Stadt bedeutete dies einen erheblichen wirtschaftlichen Aufschwung und in der Folgezeit auch weitere Besuche der Zarenfamilie (1864, 1868) sowie russischer Kurgäste, so daß in späterer Zeit Kissingen etwas spöttisch auch als *„Russensbad“* bezeichnet wurde. Nur so ist zu erklären, warum die Bürger Kissingens, nicht die Gemeindebevollmächtigten der Stadt (!), an Scanzoni einen eigens für ihn gefertigten Ehrenbecher überreichten. Leider ist nirgends ein Hinweis darauf zu finden, wer die Initiatoren dieser Ehrung waren. Die Stadt Würzburg verlieh ihm übrigens wegen seiner Tätigkeit und dem damit verbundenen wirtschaftlichen Erfolg für die Stadt die Ehrenbürgerwürde. Auch das Zarenhaus bedachte Scanzoni mit einer Ernennung zum *„Commandeur“* des kaiserlich russischen St. Anna Ordens. Ob Scanzoni Ehrenbürger Kissingens war, wie manchmal behauptet wurde, ist unwahrscheinlich. Eine Stadt ohne Magistratsverfassung hätte die Bürger über eine Ehrenbürgerwürde abstimmen lassen müssen. Darüber konnten keine Hinweise gefunden werden, und so ist anzunehmen, daß Ehren-



Abb. 2: Portrait von Professor Friedrich Wilhelm Scanzoni von Lichtenfels.

becher und Ehrenbürger einfach in späterer Zeit verwechselt wurden.

Wie bedeutend Scanzoni als Gynäkologe war, zeigten auch seine Rufe auf Lehrstühle an den Universitäten Wien (1854), Berlin (1858), und nach Baden-Baden (1863), die er aber alle ablehnte. Der Senat der Universität Würzburg meinte, als ihn Berlin berufen wollte: „In der That ist v. Scanzoni als Lehrer und als Arzt eine solche Summität und seine Bedeutung für die Universität und das ganze Land eine derartige, daß es eigentlich eine Ehrensache für Baiern ist, alles aufzubieten, um denselben seinem bisherigen Wirkungskreise zu erhalten [...]“. Bereits 1857 wurde auf sein Betreiben in Würzburg ein Neubau des Gebäudes, die Kreisentbindungsanstalt (Klinikstraße 8), errichtet.

Neben seiner Professur übernahm Scanzoni auch für einige Zeit das Amt des ‚Rector Magnificus‘ der Universität und wurde viermal Dekan der Medizinischen Fakultät. So konnte es auch nicht ausbleiben, daß ein derartig er-

folgreicher und beliebter Arzt mit Ehrungen und Auszeichnungen überhäuft wurde. Hervorgehoben seien seine Ernennungen zum kgl. bayr. Hofrat (1855), kgl. bayr. Geheimrat (1858) und die Erhebung in den erblichen Adelsstand (1863), wobei er den Geburtsnamen seiner Mutter an den seinen anhängen und sich nun Scanzoni von Lichtenfels nennen durfte. Darüber hinaus war Scanzoni korrespondierendes bzw. Ehrenmitglied von 15 wissenschaftlichen Gesellschaften.

Seine medizinischen Leistungen aufzuzählen, wäre hier zu umfangreich; so soll nur erwähnt werden, daß er viel für die Verbesserung der Geburtshilfe (z.B. Scanzoni-Drehzange, Mutterspiegel), das Hebammenwesen und die einschlägige Ausbildung der Ärzte geleistet hat. Verschwiegen werden soll auch nicht seine Ablehnung (unterstützt von Prof. Rudolf Virchow) der Semmelweis'schen Thesen, denen zufolge die hohe Sterblichkeitsrate in den Entbindungsanstalten der mangelnden Sorgfalt (Hygiene) der behandelnden Ärzte zuzuschreiben sei. Erst durch sie, so Dr. Ignaz Semmelweis, würde das Kindbettfieber von Frau zu Frau übertragen. Daß sich der Gynäkologe und viele seiner Kollegen gegen polemische Äußerungen von Semmelweis (1861/62) wie „Herr Hofrat haben bewiesen, daß man trotz einem neuen, mit den besten Einrichtungen versehenen Gebärdhause, im Punkte des Mordens viel leisten kann [...]“ – zur Wehr setzte, ist sicherlich verständlich. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil Semmelweis nur empirische Erkenntnisse vorzuweisen hatte.

Scanzoni, der an einer Kehlkopferkrankung litt und deshalb des öfteren in Brückenau Heilung suchte, bat 1887/88 um seine Emeritierung. Mit seiner Familie verbrachte er noch einige Jahre auf seinem Gut Zinneberg in Oberbayern, wo er am 12. Juni 1891 nach langer Krankheit verstarb. Beigesetzt wurde er in Zinneberg. Die Stadt Würzburg errichtete ihm zu Ehren auf dem Hauptfriedhof ein Grabmal. Sie ging vermutlich von einer Überführung in die Stadt seiner größten Erfolge aus, was allerdings nicht zustande kam. Auch eine Straße wurde in Würzburg-Ziegelau nach jenem Mann benannt, der wesentlich

zum überragenden Ruf Würzburgs als Stadt der Medizin beigetragen hat.

den begnadeten Professor mit seinem feinen Schurrbärtchen.“

In vielen Nachrufen zu seinem Ableben wurde Scanzoni auch in St. Petersburg in den höchsten Tönen gewürdigt. Zitiert werden sollen aber nur die Worte eines seiner Schüler: „*Er gehörte [...] unter die vom Glück begünstigten und von der Liebe der Menschen, besonders der Damen, verwöhnten Leute [...]. Seine theoretischen Vorlesungen über Geburtshilfe waren ausgezeichnet, klar und unterhaltsam; sein durch reines Deutsch modifizierter österreichischer Dialekt klang äußerst sympathisch und begeisterte uns für*

Quellen und Literatur:

Kurliste 6. Juli 1857, No. 76.

Illustrierte Zeitung, Leipzig 8. Mai 1858.

Vollmuth, Ralf/Sauer, Thomas: Würzburger medizinhistorische Mitteilungen 10 (1992) u. 13 (1995).

Hartmann, Charlotte: Das Leben und Wirken des Würzburger Frauenarztes Friedrich Wilhelm Scanzoni von Lichtenfels. Düsseldorf 1938.

Große Bayerische Biographische Enzyklopädie. München 2005.

Agnes Sapper – die erfolgreichste Jugendbuchautorin ihrer Zeit – starb vor 80 Jahren

von

Willi Dürrnagel

Zu Beginn einer der letzten Vorstandssitzungen der Dauthendey-Gesellschaft (Gruppe des Frankenbundes) erinnerte deren 1. Vorsitzender Stadtrat Willi Dürrnagel daran, daß vor 80 Jahren die erfolgreichste Jugendbuchautorin ihrer Zeit verstarb. Am 19. März 1929 endete das erfüllte Leben der Agnes Sapper in Würzburg.

In der Friedenstraße Nr. 25 in Würzburg ist eine bemerkenswerte soziale Einrichtung zu Hause, die ihren Namen trägt. Das Anwesen wurde am 18. Februar 1928 von der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde von Professor Dr. Burkhard erworben. Vor dem Verkauf war das Gebäude als Säuglingsheim (Maria-Theresia-Säuglingsheim) verwendet worden. Am 2. Mai 1929, also auch vor 80 Jahren, war schließlich die feierliche Einweihung des neuen Altenheimes. Es konnte hauptsächlich nur durch Spenden aufrechterhalten werden, wozu Dekan Lindner die Gemeindeglieder aufgerufen hatte. Im Würzburger Evangelischen Gemeindeblatt Nr. 4 1929 be-

richtete Dekan Lindner, daß Frau Agnes Sapper kurz vor ihrer letzten Krankheit das ihr vom Verlag ihres Buches „Die Familie Pfäffling“ übersandte Honorar mit einem lieben Gruß an die „Sorgenkinder“ im Heim zur Verfügung gestellt hatte. Kurz vor ihrem Tod sagte sie unter Aufbietung ihrer letzten Kraft im Hinblick auf das Heim: „*Sorgenkinder ja, Freudenkinder!*“

Bis zur Zerstörung des Hauses durch Bomben am 16. März 1945 lag die Leitung des Hauses bei den Neuendettelsauer Schwestern. Im Jahre 1950 wurde es wieder als Altenheim eröffnet und in den ersten Dezembertagen des gleichen Jahres, so berichtet Diakon Ernst Heiß, fanden 46 ältere Menschen Aufnahme. Es wurde 1985 vom Diakonischen Werk Würzburg in eine Einrichtung für psychisch kranke Frauen und Männer umgebaut. Dieses Haus wurde von Beginn an mit dem Namen „Agnes-Sapper-Heim“ bedacht.

Agnes Sapper wurde als Tochter des bedeutenden Juristen und Politikers Dr. Karl



derum Großvater des ehemaligen bayerischen Finanzministers war, verband mit Friedrich Rückert eine sehr enge Freundschaft. Was diese Frau, die ihre letzten Lebensjahre in Würzburg verbracht hat, mitgemacht hat, was sie ihrem seit 1861 lungenleidenden Gatten und ihren Kindern gewesen ist, das hat Agnes Sapper in einem 1908 erschienenen Lebensbild „Pauline Brater“ ergreifend geschildert.

Agnes Sapper selbst heiratete am 3. Oktober 1875 in eine Ulmer Familie ein. Der Ausgewählte, Eduard Sapper, geboren am 26. Februar 1837 in Ulm, war Gerichtsnotar, dann Stadtschultheiß in Blaubeuren. Nachdem ihr zweiter Sohn Hermann an einem unbekanntem Leiden erkrankte, reiste sie nach Würzburg zu ihrer Schwester, um den Rat des besten damaligen Kinderarztes einzuholen. Mit aller ärztlichen Kunst wurde um das arme kleine Leben gerungen, doch der kleine Hermann starb trotz aller Bemühungen. Als auch ihr dritter Sohn Rudolf an Diphtherie starb, war ihr Blaubeuren verleidet. Sie schrieb an ihre Schwester: *„Meine Gedanken verweilen so viel bei dem kleinen Grab auf dem Würzburger Kirchhof, daß ich oft eine wahre Sehnsucht danach habe; wie ich denn überhaupt meinen kleinen Liebling immer schmerzlich vermisse.“* Selbst die Geburt ihrer Töchter Anna und Agnes haben ihr über den Tod ihrer Söhne nie hinweghelfen können.

Brater am 12. April 1852 in München geboren. Ihr Vater war auch Gründer der Süddeutschen Zeitung. Bereits im Alter von 50 Jahren rief ihn am 20. Oktober 1869 der Tod ab. Seine Frau Pauline, geboren am 27. August 1827, war für Brater stets die treueste Beraterin. Die Witwe, die nach dem Tod ihres Mannes von einer sehr kleinen Unterstützung leben mußte, war gezwungen Zimmer zu vermieten, bis sie zu ihrer älteren Tochter ziehen konnte, die mit dem Bibliothekar Dietrich Kerler verheiratet war. Als dieser 1878 zum Direktor der Universitätsbibliothek in Würzburg ernannt worden war, zog sie schließlich aus dem heimatlichen Erlangen nach Würzburg.

Pauline Brater, die Mutter Agnes Sappers, verstarb am 12. April 1907 und liegt heute mit ihrer Tochter Agnes in einem gemeinsamen Grab auf dem Würzburger Hauptfriedhof. Sie entstammte einer Professorenfamilie aus Erlangen und kam als achttes Kind des sehr geachteten, in Dorpat, Nürnberg, Würzburg und Erlangen wirkenden Mathematikers J. Wilhelm A. Pfaff auf die Welt. Pfaff, der wie-

Ihr Mann übernahm anschließend ein Notariat in Neckartailfingen, war dann Amtsnotar in Eßlingen und rückte auf zum Gerichtsnotar in Calw. Er forderte sie eines Tages auf, an einem Wettbewerb in einer Zeitschrift teilzunehmen und eine Geschichte zu schreiben. Pauline Brater weilte im Herbst 1888 in Calw zu Besuch und nahm eine Enkelin für den Winter mit nach Würzburg. Damit die Verbindung zur Mutter nicht abreißen sollte, verfaßte Agnes Sapper kleine Geschichten für das Töchterchen, die dann der Verlag Gundert in Stuttgart nach langem Zögern als „Lieschens Streiche“ herausbrachte und mit 100 Mark honorierte. Dieser Erfolg spornte Sapper an. Bald wurde das erste Büchlein aufgelegt, das „Für kleine Mädchen“ hieß. Darauf folgte „Die Mutter unter ihren Kindern“. Sie

schrieb weiter an „Gretchen Reinwald“. 1894 erschien „Das erste Schuljahr“.

Eduard Sapper erlitt im Herbst 1896 einen Schlaganfall und mußte seinen Beruf aufgeben. Zwar pflegte Agnes Sapper ihn aufopfernd, dennoch starb er 1898 in geistiger Verwirrung. Daraufhin zog die Witwe im Frühjahr 1899 mit ihren beiden Töchtern zur Mutter und Schwester nach Würzburg, wo sie bis zu ihrem Tode 1929 lebte. Hier schrieb sie auch ihre weiteren Bücher. Da ihre Pension sehr gering war und sie auch noch für zwei Töchter zu sorgen hatte, wurde ihr dann geraten, sie solle doch ihr Talent verwerten. So schrieb sie weiter. Daneben gab sie Nachhilfestunden, setzte sich auch sehr für die Kindergottesdienste ein und war als Waisenpflegerin tätig.

Ihre Tochter Anna, die am 16. Juli 1882 in Neckartailfingen geboren worden war, wurde 1905 für zwei Jahre nach Paris geschickt. Da sie aber nicht als Sprachlehrerin im Ausland bleiben wollte, kehrte sie nach Würzburg zurück, wo sie in der Wohnung der Mutter Französischunterricht gab. Sie lebte später von 1952 bis zu ihrem Tod am 25. April 1969 im Agnes-Sapper-Heim und wurde ebenfalls im Grab ihrer Mutter in der 2. Abteilung des Hauptfriedhofes bestattet.

Im August 1906 vollendete Agnes Sapper ihr Werk „Familie Pfäffling“; 1907 hatte sie die ersten Exemplare in der Hand. Der Titel „Pfäffling“ war übrigens eine Reverenz vor ihrer Mutter Pauline Brater, geborene Pfaff. Die Freude über das Erscheinen dieses Buches wurde aber zum einen durch den Tod der Mutter am 12. April 1907, dem Geburtstag von Agnes Sapper, und zum anderen durch den des Schwagers Dietrich Kerler getrübt.

Die Bücher „Werden und Wachsen“, „Das kleine Dummerle“, „Lieschens Streiche“ und „Gretchen Reinwalds letztes Schuljahr“ entstanden in der Folgezeit. Als Volksschriftstellerin kann man Agnes Sapper in ihrem Büchlein „Thüringer Wald“ kennenlernen. Die Erzählung „Ohne den Vater“ zählt zum Besten, was Agnes Sapper je geschrieben hat. Ihre schriftstellerische Tätigkeit findet mit ihrem letzten Werk „Das Enkelhaus“ ihren Abschluß. Im Jahre 1922 konnte sie in geisti-

ger Frische ihren 70. Geburtstag feiern. Zu diesem Ehrentag erschien ihr zu Ehren sogar eine kleine Festschrift. Ihr Verleger D. Gundert schrieb darin im Vorwort: „*Agnes Sapper nimmt wohl deshalb eine so beachtenswerte Stellung in der deutschen Literatur ein, weil ihre Bücher ungekünstelt aus dem Leben herausgewachsen sind und mit dem geschriebenen Wort die ganze Persönlichkeit übereinstimmt.*“ Ihre Freunde richteten ihr eine kleine Feier im Würzburger Luisengarten aus.

Sie wohnte damals am Zwinger und schrieb dort ihre Bücher, die letztlich in einer Gesamtauflage von über zwei Millionen erschienen sind und in sechs Sprachen übersetzt wurden. Sie gehören zum kostbarsten Bestand der deutschen Jugendliteratur. Schon im Jahre 1902 wurden die „Zehn Erzählungen“ als Schulausgabe ins Russische übersetzt und später wanderten die Bücher in aller Herren Länder. Verschieden lauteten die Titel: „Das Haus der Liebe“ heißt die „Familie Pfäffling“ in Japan; „Werden und Wachsen“ verwandelte sich in Holland in „Grünen und Blühen“. Auch das kleine Lieschen wanderte nach Japan und es mutet eigentümlich an, diese deutschen Erzählungen in japanischen Lettern zu sehen und die kleinen Helden mit untergeschlagenen Beinen und japanischem Gesichtsschnitt abgebildet zu finden. In Amerika wurde der „Thüringer Wald“ in den Schulen eingeführt und auch in Schweden, Norwegen und Dänemark wurden Werke von Agnes Sapper in die Landessprache übersetzt. Am 19. März 1929 schloß sie mit den Worten an ihre Familie „*Haltet nur Ihr recht gut zusammen...*“ für immer die Augen.

Frau Liesel Schwinn, die Frau des Würzburger evangelischen Dekans, schrieb anläßlich des 30. Todestages von Agnes Sapper im Jahr 1959: „*Diese erstaunliche Frau dürfte heute nicht überholt sein. Sie besaß so viel Natürlichkeit, Festigkeit, Frömmigkeit und Güte, daß wir 30 Jahre nach ihrem Tod ruhig wieder einmal an sie erinnern dürfen.*“ Num ist es also 80 Jahre her, daß Agnes Sapper in ihrer Wohnung in der Sophienstraße 17 in Würzburg verstorben ist. Wir sind der Meinung, auch im Jahr 2009 sollte man sich an diese bemerkenswerte Frau, die unter uns lebte, erinnern.

Neues Unternehmensmuseum – zur Eröffnung des Museums der Rauch Möbelwerke in Freudenberg am Main

von

Matthias Wagner

„Herkunft und Gegenwart“. Unter diesem Motto eröffnete am 12. Februar 2009 das neu geschaffene Museum der Rauch Möbelwerke in Freudenberg am Main. Eine private unternehmerische Museumsgründung in Zeiten der aufkommenden Wirtschaftskrise? Erleichterung über ein derartiges Engagement mischt sich mit Respekt vor einem solchen Schritt und den besten Wünschen für die Zukunft. Doch was erwartet den Besucher im Rauch Museum? Die Ansprachen der Eröffnung und der anschließende Rundgang durch die Ausstellung klärten diese Frage rasch.

Die Historie der Museumsgründung, umrissen von Michael Stiehl, dem Vorsitzenden der Geschäftsführung, reicht über 30 Jahre zurück. Bereits 1978 entwickelten die Brüder Günther (†), Wendelin (†) und Heinz Rauch erste Ideen für ein Museum. Damals wurden erste Sammlungsbestandteile angelegt und behutsam erweitert. Schließlich kam vor zwei Jahren der Entschluß, das geplante Museum in die Tat umzusetzen. Die neben Heinz Rauch mittlerweile mit Wendelin Rauch junior in der vierten Generation in die Unternehmensleitung eingebundene Familie zeigte sich zu Recht stolz auf das neue Museum. Als Intention der Museumsgründung benennt das Leitbild auf der museumseigenen Homepage: *„Mit dem Rauch Museum demonstrieren und vermitteln Eigentümer und Mitarbeiter grundlegendes Verständnis für die Kultur des Hausens, Wohnens und Lebens im ständigen Wandel der Gesellschaft.“*¹⁾

Das „Museum Rauch“, wie es auf dem Titel des Museumsführers benannt wird, präsentiert auf ca. 400 Quadratmetern neben allgemeinen Aspekten der Möbelgeschichte vor allem einen Einblick in die über 100-jährige Unternehmensgeschichte. Was 1897 in Freudenberg als Schreinerwerkstatt mit sechs Mit-

arbeitern begann, ist heute zu einem Industrieunternehmen mit rund 1.500 Beschäftigten, zu *„einer der größten Möbelfabriken der Welt“* und der beeindruckenden Produktion von 6.000 Schrankeinheiten pro Tag angewachsen.²⁾

Den Beginn des Rundgangs durch die sieben Sequenzen der Ausstellung bildet sinnfällig die Inszenierung einer nachgebildeten Schreinerwerkstatt – gleichzeitig räumlicher Mittelpunkt des Museums – wie sie wohl ähnlich um 1900 eingerichtet war.



Abb. 1: Historische Schreinerwerkstatt im Rauch Möbelmuseum.

Eine Zeitreise durch Produkte der Möbelfertigung bei Rauch, besonders die eigenen Produktlinien seit den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts, erschließt dem Besucher den Kontext zur Bedeutung der industriellen Möbelfertigung. Dies wird bei den Rauch Möbelwerken anschaulich exemplifiziert am Schlafzimmerensemble „Jubilar“ aus dem Jahr 1937, das 1947 wieder aufgelegt und wegen der großen Nachfrage bis 1957 gefertigt wurde.

Ein weiterer Ausstellungsabschnitt widmet sich unterschiedlichen Möbelgattungen aus verschiedenen Epochen. Dabei möchte das Museum mit der Auswahl der Objekte nicht den Anspruch einer umfassenden Darstellung der Entwicklung des Möbels erheben, sondern die Produkte und das handwerkliche Selbstverständnis der Rauch Möbelwerke an passender Stelle in den Entwicklungsstrang der Möbelgenese einbinden. Die zu diesem Zweck ausgestellten historischen Möbel führen den Besucher in das Verständnis von Konstruktions- und Gestaltungsprinzipien des Möbelbaus ein. Die Exponate werden durch

zahlreiche Abbildungen, Texttafeln und Informationsblätter anschaulich ergänzt. Zusätzlich erschließt sich dem Besucher das Thema durch eine aufwendig gestaltete interaktive Bildschirm-Informationspräsentation.

Der eigene Sammlungsbestand ist noch nicht abgeschlossen und wird hinsichtlich der typologischen Vielfalt sowie der regionalen Möbelentwicklung sicherlich noch erweitert werden, was zudem die regionale Verankerung des Museums weiter stärkt. Andererseits könnte, z.B. im Rahmen der geplanten Sonderausstellungen, ein Bezug auf die Entwicklung manufakturrell erzeugter Möbel aus anderen Regionen zusätzlich eine interessante Thematik aufzeigen.³⁾

Wichtig ist die Einordnung des Museums in die regionale Museumslandschaft, ebenso dessen Funktion als Marketinginstrument im Rahmen der Unternehmenskommunikation, sowohl identitätsstiftend nach innen als auch kundenorientiert nach außen. Für die Rauch Möbelwerke bildet diesen Marketingansatz ganz im Sinne des Museumsmottos „Herkunft und Gegenwart“ das unternehmerische



Abb. 2: Schlafzimmer „Jubilar“ aus der Rauch Möbelfertigung.

Credo von „Tradition und Innovation“. Das Interesse gerade für diese Fragestellungen belegen die auf der Eröffnung anwesenden Politiker, Touristikexperten und Museumsfachleute benachbarter Häuser. Die Vertreter des Unternehmens selbst sehen ihr Museum in diesem Zusammenhang in die Museumslandschaft des unter- und tauberfränkischen Raumes eingebettet. Hier ergänzt das Rauch Museum die museale Präsentation von Möbeln und deren Herstellung, wie es in den Museen der näheren Region im Spessartmuseum Lohr oder in der gerade zu Ende gegangenen Sonderausstellung des Grafschaftsmuseums Wertheim „Es war einmal – wie man sich bettet, so lebt man“ anschaulich dargestellt ist.

Für das Konzept des Museums Rauch konnte Museumsleiter Wolfgang Sasse den in der regionalen Museumslandschaft durch verschiedene Tätigkeiten, z.B. im Stadtmuseum Weikersheim, gut vernetzten Wissenschaftler Dr. Helmuth Zebhauser gewinnen, der im Rahmen seiner Forschungen zum Alpinismus bereits für zwei themenorientierte Museen in Kempten und München verantwortlich war.⁴⁾

In der Museumsgattung firmiert das Museum Rauch eindeutig unter den Unternehmensmuseen. Bereits die Ausstattung des Museums zeigt im engen Bezug zur Unternehmensgeschichte einen wesentlichen Ansatz dieser Museumskategorie als erweitertes Marketinginstrument. Betrachtet man diesen oftmals strapazierten Begriff unter dem Aspekt des professionellen Museumsmarketings, kristallisiert sich schnell der weitergreifende und wichtige Einsatz des Museums als Kommunikationsplattform für Kunden und Lieferanten heraus, wie es aktuell zahlreiche Unternehmen im besten Sinne einer Darstellung der „Corporate History“ anwenden.

Nach dem viel beachteten Start werden sicherlich zahlreiche Besucher den Weg in das Museum finden. Die Homepage des Museums www.rauchmuseum.de wird dazu sicherlich beitragen, ebenso die angedachte und dann an das Museum gekoppelte Bildungsstätte. Insgesamt stellt die Initiative der Rauch Möbelwerke ein gutes Beispiel für unternehmerische kulturelle Verantwortung dar. Ein Besuch ist sehr zu empfehlen, sicherlich auch im Rahmen einer Exkursion des Frankenbundes.

Öffnungszeiten und Führungen:

Mittwoch: 14.00 Uhr bis 17.00 Uhr,

Jeden ersten Sonntag im Monat von 14.00 bis 17.00 Uhr,

Führungen nach Vereinbarung jederzeit möglich.

Telefonnummer: 09375.81-0

Telefaxnummer: 09375.81-774

Wendelin-Rauch-Straße, D-97896 Freudenberg/ Main

info@rauchmuseum.de.

Anmerkungen:

- 1) www.rauchmuseum.de vom 15. Mai 2009.
- 2) Ebd.
- 3) Ein ähnlich strukturiertes Möbelunternehmen, die Chamer Möbelfabrik Schoyerer, stellte Bärbel Kleindorfer-Marx 1996 unter dem Titel „Volkskunst als Stil“ mit Entwürfen von Franz Zell vor. Eine Präsentation dieser Ergebnisse im Vergleich zu den Produktlinien von Rauch aus den 1930er Jahren wäre als Thema einer Sonderausstellung sehr spannend.
- 4) Helmuth Zebhauser war 1990 maßgeblich an der Umsetzung des Alpinmuseums in Kempten als Zweigmuseum des Bayerischen Nationalmuseum beteiligt, betreute von 1993 bis 1996 konzeptionell die Wiedereröffnung des Alpinen Museums des Deutschen Alpenvereins in München.

Anna Schiener: Kleine Geschichte Frankens. Regensburg (Verlag Friedrich Pustet) 2008. ISBN 978-3-7917-2131-6, 197 S. mit Orts- und Personenregister, mehrere Abb.

Einen leicht verständlichen und dabei klar gegliederten Überblick über die Geschichte einer Landschaft zu geben, ist schwer. Vieles kann dabei nur angesprochen, ohne vertieft zu werden, viele Informationen sind dem Platzdiktat geopfert. Letztlich sollte der dabei entstehende Überblick, wenn auch stark gekürzt und pragmatisch auf wenige Generalisierungen ausgerichtet, den aktuellen Forschungsdiskussionen folgen, damit dem an historischen Entwicklungen interessierten Leser ein aktuelles Bild vermittelt werden kann. Vielleicht ist es dann ganz gut, wenn die Autorin zwar eine promovierte Historikerin, aber nicht direkt in den universitären Wissenschaftsbetrieb involviert ist. Das schafft Freiräume, die die Erstellung einer derartige Übersicht über mehrere Jahrhunderte ermöglicht, zumal – für eine wissenschaftliche Darstellung völlig unmöglich – zu den Vorgaben des Buchverlegers dann auch die völlige Streichung eines Anmerkungsteils gehört. Stattdessen werden bestimmte Personen, Orte und Ereignisse in einem jeweils vom Text separierten Schwerpunkt beleuchtet. Somit können besondere Probleme dem Leser nahe gebracht werden, wie überhaupt historische Begriffe erklärt werden, so daß jeder Interessierte ohne entsprechende Vorkenntnisse wohl informiert das Buch wieder aus der Hand legen wird. Natürlich wird jeder ‚Profi‘ irgendetwas finden, das ihm gar zu sehr verkürzt erscheint – für den Rezensenten etwa die Behandlung der ‚Gülden Freiheit‘ oder die Fehde- und Raubritterproblematik –; es finden sich aber keine völlig falschen oder zu sehr gepressten Darstellungen. Es ist eine Kunst, auf wenigen Seiten einen fundierten Überblick geben zu können, und, um es

gleich zu sagen, die Verfasserin hat alle die angeschnittenen Problemfelder auf eine beindruckende Art gelöst. In einer wohlthuend nüchternen Weise hat sie sich dem Dauerproblem ‚Franken‘ genähert und die Region Franken und deren Geschichte klar von den frühmittelalterlichen „Franci“ und deren „*regnum Francorum*“ geschieden. Somit ist die immer wieder in einem unhistorischen Schnellschuß zu beobachtenden Gleichsetzung beider, mit gleichlautenden Namen bedachten Menschen und Regionen vermieden.¹⁾ Weiterhin positiv hervorzuheben ist, daß hier nicht versucht wird, Überlieferungslücken legendenartig zu kaschieren, sondern das Nichtwissen offen anzusprechen.

Die Darstellung beginnt, nach einem gerafften geologisch-geographischen Überblick, mit den frühesten Besiedlungsspuren, von den ersten keltischen Zentren bis zu den einwandernden, als Germanen bezeichneten Gruppen. Sehr schnell wird einleuchtend, daß unsere Region nicht von einer Gruppe besiedelt worden war, auch die Überformung durch das Fränkische Reich setzte mit einer zahlenmäßig nur geringen Oberschicht ein. Erst allmählich ist im 6. und 7. Jahrhundert eine an den Ortsnamen wie Grabbeigaben deutlich werdende Zunahme der fränkischen Kultur und Besiedlung in der „*Francia Orientalis*“ zu beobachten. Überaus klar und fern jeder Ideologie wird die slawische Besiedlung weiter Teile des heutigen Oberfrankens thematisiert. Auch bei der Missionierung wird das eher zurückhaltende Vorgehen der fränkischen Oberschicht betont, die mit dem Nebeneinander heidnischer wie christlicher Lehren offensichtlich keine Probleme hatte, ehe mit Kilian, dessen historische Existenz aufgrund der schwierigen Quellenlage diskutiert und nicht kritiklos hingenommen wird, und besonders mit Bonifatius eine feste Kirchenorganisation installiert wurde. Die Bis-

¹⁾ Damit hat das Buch Vorzüge, die ich in einer anderen ‚Geschichte Frankens‘ vermißte. Vgl. meine Rezension in FRANKENLAND Heft 3, 2008, S. 217-219.

tümer Würzburg und Eichstätt, das ebenfalls und völlig zurecht zu Franken gezählt wird, entstanden in der Mitte des 8. Jahrhunderts.

In Franken gab es kein Stammesherzogtum. Der König begünstigte stattdessen den Würzburger und, freilich in viel geringerem Ausmaße, den Eichstätter Bischof mit Schenkungen und Rechtsübertragungen. Keine der weltlichen Adelsfamilien konnte hier eine monopolartige Position erreichen, auch wenn von den Popponen (Babenbergern) und Konradinern zu Beginn des 10. und den Grafen von Schweinfurt zu Beginn des 11. Jahrhunderts entsprechende Versuche gestartet worden waren. Das Königtum unterband derartige Machtentfaltungen und versuchte, seine Einflußmöglichkeiten in dieser Landschaft, die grosso modo zwischen den beiden mächtigen Herzogtümern Bayern und Sachsen gelegen war, auszubauen. Die Gründung des Bistums Bamberg, die Heinrich II. trotz des vehementen Widerstandes von Würzburg durchsetzte, läßt sich wohl in weiten Teilen aus dieser geostrategischen Lage erklären. Die starke staufische Präsenz in Rothenburg und Nürnberg, die häufigen Königsaufenthalte in Bamberg und Würzburg – hinzufügen müßte man hier noch die starke Förderung der Zisterzienser von Ebrach – werden beschrieben, allerdings dominiert hier ein besonderer Blick auf Nürnberg und die übrigen Reichsstädte. Freilich bildeten diese in der umfangreichen Städtelandschaft Frankens zahlenmäßig nur einen sehr geringen Anteil, auf der anderen Seite besaß Nürnberg als einzige fränkische Großstadt im Mittelalter eine europäische Dimension.

Am Ende der staufischen Herrschaft zeigen sich bereits die neuen Herren in Franken, neben den Bischöfen und ihren Hochstiften nun auch die Grafen und Herren, aber auch der Deutsche Orden. Die Könige bleiben in Franken präsent – Ludwig IV., Karl IV. und Friedrich III. wären zu nennen –, ihre Einflußmöglichkeiten blieben aber sehr beschränkt. Besonders signifikant, und von daher auch in diesem Überblick betont, ist der Aufstieg der Zollern, die als Burggrafen von Nürnberg 1363 in den Fürstenstand aufstiegen und 1415 mit dem Erwerb der Markgraf-

schaft Brandenburg in die Reihe der Kurfürsten eintraten. Mit dem Ende der starken an-dechs-meranischen Präsenz am Obermain 1248 konnten sich letztendlich die Zollern – neben den Bamberger Bischöfen – als Sieger im Territorialisierungsprozeß im zukünftigen ‚Land ob dem Gebürg‘ fühlen. Der Kampf um die Vormacht in Franken war für Albrecht Achilles gegen den Widerstand Würzburgs, Bambergs und Nürnbergs nicht zu gewinnen.

Die Neuzeit wird vorwiegend unter kultur-geschichtlichen Aspekten und exemplarisch behandelt: Reformation und Gegenreformation unter Einschluß der Hexenprozesse werden aus der Sicht der Hochstifte behandelt, wobei selbstverständlich auch die weltlichen Herrscher den jeweiligen religiösen Gegner mit Härte vertrieben haben. Neben der ‚Bauwut‘ des Barocks steht die zunehmende Verarmung der Bevölkerung, wobei zur Sicherung der Existenzgrundlage in der oberfränkischen Landwirtschaft bereits Mitte des 17. Jahrhunderts der Kartoffelanbau eingeführt wurde. Die letzten markgräflichen Herrscher werden eher prosopographisch behandelt, bis dann 1792 das preußische Reformintermezzo begann.

Mit 1804 setzte die schrittweise Ausrichtung nach Bayern (Würzburg kam erst 1814 endgültig dazu) ein. So begann für Franken eine Vereinheitlichung in Regierungsbezirken und damit das Ende der Vielherrschaft, aber auch die Auseinandersetzung mit der neuen Zentrale in München und dem einhergehenden Bestreben nach zumindest kultureller Eigenständigkeit. Im wirtschaftlichen Bereich hatte das Land mit seiner starken Industrialisierung ohnehin die Nase vor Kernbayern vorn. Mit dieser fundamentalen Veränderung der sozialen und ökonomischen Struktur einhergehend findet sich eine Romantisierung weiter fränkischer Landstriche, aber auch die gezielte Sammlung von Kulturschätzen.

Im Vergleich zu anderen Ereignissen relativ breit wird die Eingliederung Coburgs in den Freistaat Bayern geschildert. Franken fand sich nach 1918 in einer neuen, wieder weiter ausgerichteten Lage, da nun der Bezugsrahmen ‚Königreich Bayern‘ endgültig zu Ende war. Die große Nähe besonders Ober- und Mittel-

frankens zum Nationalsozialismus brachte Nürnberg eine hohe politische Instrumentalisierung, die die Stadt mit ihrer nahezu vollständigen Zerstörung im Zweiten Weltkrieg bezahlen mußte. Anpassung, Verweigerung und Widerstand lagen auch hier neben fanatischem Mitmachen eng beieinander. Mit Hilfe von Vertriebenen und Aussiedlern konnte die fränkische im Rahmen der bayerischen und deutschen Wirtschaft wieder Fuß fassen, wobei es zu einer Schwerpunktverlagerung nach Süden kam, die ‚Metropolregion Nürnberg‘ sich aber in der Gegenwart halten kann. Aus der Zonenrandlage ist nunmehr eine solche in der Mitte Europas geworden.

Eine Zeittafel sowie Listen der Generalkreiskommissare, Regierungspräsidenten und Bezirkstagspräsidenten beschließen die informative kleine Geschichte Frankens, die aufgrund ihrer Anlage nicht vollständig sein kann, die aber diese Kürze als Chance begreift, um in wenigen, aber gekonnt gesetzten Strichen die vielfältige Historie einer höchst interessanten Region dem Leser nahebringen zu können.

Helmut Flachenecker

Walter Poganietz: Ratsherren und Bürger. Chronik der Schmidt von Kitzingen 17.–19. Jahrhundert (= Schriften des Stadtarchivs Kitzingen 8). Kitzingen 2007. 362 S.

Als Balthasar Schmidt im Jahr 1598 in die Kitzinger Bürgerschaft aufgenommen wurde, konnte man die Bedeutung dieser Entscheidung noch nicht abschätzen: Für über hundert Jahre sollten seine Nachfahren als Ratsherren die Politik der Stadt mitbestimmen. Bis zu ihrem wirtschaftlichen Niedergang Anfang des 20. Jahrhunderts blieben die Schmidt in Kitzingen seßhaft. Walter Poganietz rekonstruiert in seinem Buch nun die Geschichte dieser Familie. Ihre herausgehobene politische, wirtschaftliche und kulturelle Stellung dürfte auch das Interesse einer breiteren Öffentlichkeit für die vorliegende Chronik wecken.

Exemplarisch für ihre Bedeutung stehen Bernhard (1650–1722) und Johann Christoph Schmidt (1683–1763). Der erste kämpfte als

Ratsherr um die Gleichberechtigung der evangelischen Konfession. Sein Neffe Johann Christoph fungierte in London als Sekretär des Komponisten Georg Friedrich Händel und erbt schließlich dessen musikalisches Gesamtwerk.

Trotz der oft spärlichen Quellenlage, die kaum einen Blick in das unmittelbare Leben einzelner Familienmitglieder gewährt, gelingt es Poganietz mit Hilfe der Forschungsliteratur und durch die Auswertung von Steuerbüchern das Lebensumfeld seiner Vorfahren zu rekonstruieren. Die große Anschaulichkeit seiner Chronik ist der Lohn dieser Arbeit. Besonders eindrucksvoll gelingt ihm dies bei Dorothea Schmidt (1580–1646), die unter anderem den Dreißigjährigen Krieg und die Pest in Kitzingen miterlebte. Im Jahr 1629 mußte sie die Stadt verlassen, als der Würzburger Bischof seine Schuld beim Markgrafen von Ansbach beglich und Kitzingen wiedereinlöste: Vor die Wahl gestellt, zu emigrieren oder ihren evangelischen Glauben aufzugeben, hielt die fromme Frau ihrer Konfession die Treue. Poganietz hätte ihre Entscheidung, welche sie vor dem Würzburger Weihbischof treffen mußte, als Geschichtsforscher eigentlich historisch sachlich nüchtern schildern müssen. Er entschied sich allerdings dafür, das Geschehen so zu beschreiben, wie es sich wahrscheinlich zugetragen hatte. Von diesen – eher dem Metier des Journalisten entlehnten – prosaischen Stellen abgesehen (auch S. 147) überwiegt jedoch der analytische Charakter seiner Arbeit.

Die Verbundenheit der Familie mit dem evangelischen Glauben zieht sich leitmotivisch durch ihre Geschichte. Eine weitere Kontinuität kann in ihren künstlerischen Fähigkeiten gesehen werden. So arbeitete Johann Christoph jun. (1712–1795) als Komponist. Um 1700 fertigte Lorenz Schmidt (1684–1726) mehrere Kupferstiche seiner Heimatstadt an. Für einen Laien sehr gelungen, führt nun Walter Poganietz diese Tradition der Stadtbeschreibung fort: Seine Familienchronik trägt dazu bei, die Kitzinger Geschichte aus der Sicht ihrer Bürger darzustellen.

Benjamin Heidenreich

Fundberichte aus Baden-Württemberg.

Bd. 29. Hrsg. v. baden-württembergischen Landesamt für Denkmalpflege. Stuttgart 2007. 895 S. m. zahlr. Abb. Karten, Tab.

Auf 895 Seiten legt das baden-württembergische Landesamt für Denkmalpflege nun den aktuellen Fundbericht für seinen Zuständigkeitsbereich vor. Der Band ist reich mit (teils farbigen) Abbildungen, Tabellen, Karten und Fundkatalogen ausgestattet. Gewidmet ist das Werk Prof. Dr. Hartmann Reim, der u.a. beim genannten Landesamt tätig war, aber auch Lehraufträge an der Pädagogischen Hochschule Reutlingen und an der Universität Tübingen inne hatte. Neben einer Würdigung seiner Person enthalten die ersten Seiten deshalb ein Verzeichnis der Schriften Reims von 1968 bis 2006.

Im folgenden widmen sich 22 Aufsätze Themen aus der Archäologie und angrenzenden Disziplinen. Der Titel des Buchs verrät den Inhalt: Es werden vorwiegend Bodenfunde beschrieben und ausgewertet. Den Anfang machen Darstellungen von Funden aus vorgeschichtlicher Zeit. In drei Aufsätzen wird eine bereits 1964–68 aufgetane Fundstelle in Ladenburg (Rhein-Neckar-Kreis) aus verschiedenen Perspektiven neu beleuchtet. Zwei Berichte widmen sich einer 1990 entdeckten Grube in Heidelberg-Bergheim. Großen Raum nimmt eine Auswertung eines hallstattzeitlichen Grabhügels bei Reichenau (Lkr. Konstanz) ein. Es handelt sich um den gekürzten Abdruck einer Magisterarbeit von Markus Wild (Ludwig-Maximilians-Universität München 2004). Danach wird das Modell der „Fürstensitze“ nach Wolfgang Kimmig an Hand neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse überprüft. Beigegeben ist ein Vortrag Kimmigs von 1945, der eine Diskussion um eventuelle nationalsozialistische Verwicklungen des Archäologen (der 1941–43 als Beauftragter für Kunstschutz im besetzten Frankreich tätig war) befruchten soll. Ein zweiter Aufsatz, der von Kimmig ausgeht, befaßt sich speziell mit Wirtschaft und Gesellschaft im Mitteleuropa der frühen Eisenzeit. Den Übergang zur Antike schafft eine Überlegung von Frank Kolb „zur Bedeutung von Begriffsdefinitionen für die Interpretation am

Beispiel des Stadtbegriffs“. In weiteren Beiträgen werden verschiedene frühe germanische Gruppen an Rhein und Neckar untersucht. Breiten Raum erhält die Besprechung eines Mithras-Heiligtums in Riegel am Kaiserstuhl (Lkr. Emmendingen), das besonders durch seine vollständig erhaltene keramische Ausstattung auffällt. Aus alltagsgeschichtlicher Sicht nützt besonders der Blick auf eine „durchschnittliche“ kleinstädtische Kultgemeinde. Mit der Beschaffenheit von Landschaft und Umwelt am Oberrhein in spätrömischer Zeit setzt sich ein weiterer Beitrag auseinander.

Von den Aufsätzen zur Merowingerzeit besonders hervorzuheben ist eine Untersuchung zur Bevölkerungsstruktur von Altheim (Lkr. Freudenstadt) in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts. Die Untersuchung eines Gräberfelds durch Zuzana Obertová und Joachim Wahl gewährt interessante Einblicke in das Leben der Menschen in dieser Zeit. Dabei stellen die Autoren heraus, dass Altheim in einigen Bereichen deutlich von der Norm abweicht. Die anderen vier Beiträge behandeln einen seit 1995 freigelegten Begräbnisplatz bei Stetten (Lkr. Eßlingen). Hier sticht eine Pferdebestattung hervor, die von Elisabeth Stephan untersucht wurde. Im weiteren werden frühmittelalterliche keramische Grabungsfunde aus der Wüstung Muffenheim (bei Rastatt) vorgestellt. In die Frühe Neuzeit hinein führt eine Untersuchung über Pilgerzeichen des 16. Jahrhunderts aus Santiago de Compostela vom Runden Berg (Lkr. Reutlingen). Auch medizinhistorisch interessant dürfte der Fund von menschlichen Knochen in Freiburg i.Br. sein, die als Überreste von Skeletten identifiziert wurden, die dem Anatomieunterricht dienten. Die bereits 1994 erzielten Ergebnisse werden im vorliegenden Band zusammengefaßt. Ein methodologischer Beitrag zur Zahnzementannulation (TCA-Methode) beendet die Reihe der Aufsätze. Den Abschluß bilden ausführliche Rezensionen und eine Fundschau.

Florian Huggenberger

Wolfgang Brückner: Frommes Franken. Kult und Kirchenvolk in der Diözese Würzburg seit dem Mittelalter. Würzburg (Echter Verlag) 2008. ISBN 978-3-429-03012-4, 208 S. m. über 100 Farb- und s/w-Abbildungen, geb. 19,90 Euro.

Theologie ist der wissenschaftlich-theoretische Umgang mit christlicher Gottesgelehrsamkeit, die dazu gehörige Anwendung jener „Theorie“ bildet die gläubige „Praxis“, das heißt, die gelebte „pietas“, die Frömmigkeit. Öffentliche Frömmigkeitsformen des christlichen Spätmittelalters waren in den Fürstbistümern am Main besonders ausgeprägt. Eine barocke Konfessionsfrömmigkeit prägt noch heute das Bild von Kulturlandschaft und Siedlungen. Innerhalb des neuen bayerischen Staatsverbandes ist ein mehr säkulares Frankenbewußtsein herangewachsen, dessen äußere Abzeichen aber immer noch christlich besetzt sind mit Kreuzberg, Kilian, Käppele sowie Marientürmen, -säulen und -bildstöcken. Unsere Wahrnehmung der historischen Gestalt von Frömmigkeit lehrt, ihre einstigen Formen besser zu verstehen und ihre heutigen genauer zu betrachten.

Klaus Reder

Reinhold Glas: Forchheim. Stadt und Bürgerschaft zwischen Obrigkeit und Selbstverwaltung vom Mittelalter bis zum Übergang an Bayern (1802/03) (= Quellen und Forschungen zur Fränkischen Familiengeschichte, Bd. 21). Nürnberg 2001.

Mit dem Band wurde das Ziel verfolgt, die Bürgerschaft Forchheims möglichst vollständig über einen längeren Zeitraum namhaft zu machen. Die dabei verwendeten Quellen des Stadtarchivs Forchheim wurden in dieser Form bisher weder ausgewertet, noch publiziert. Der Band enthält ein umfangreiches und quellenfundiertes Orts- und Personenregister, welches durch zahlreiche Ausführungen und Erläuterungen ergänzt ist.

Das erste Kapitel führt in die Geschichte und Organisation der Verwaltungs- und Gerichtsorgane der Stadt Forchheim ein und listet chronologisch städtische und bischöfliche Beamte sowie verschiedene Inhaber anderer

Ämter auf. Die Zielsetzung des Autors war hier, deren Kompetenzen und Zuständigkeiten, aber auch das Verhältnis zwischen Stadt und Amt Forchheim darzustellen.

In einem zweiten Kapitel werden die Bürgeraufnahmen in den Jahren 1474 bis 1802 erfaßt. Diese sind bis 1509 einem Bürgerbuchfragment entnommen, welches einem sogenannten Urfehd- und Abschiedsbuch der Stadt Forchheim beigegeben ist. Die restlichen verzeichneten Verleihungen von Bürgerrechten an auswärtige Neubürger sind den Stadtrechnungen entnommen, weil sich ein sonst in vielen Städten übliches Bürgerbuch in Forchheim nicht erhalten hat. Einleitend sind allgemein der Erwerb des Bürgerrechts sowie damit verbundene Rechte und Pflichten der Bürger erläutert. Im Anschluß daran werden die Neubürger der genannten Jahre chronologisch aufgelistet, häufig ergänzt durch Angaben über Beruf, Ehepartner, Tag der Eheschließung und Kinder.

Seit Anfang des 14. Jahrhunderts nimmt die Überlieferung über Stadtbewohner und deren Namen kontinuierlich zu. Nachdem die Funktion der Fronhöfe aufgehoben worden war, erfaßte man erstmals 1323/28 die bischöflichen Rechte und Einnahmen aus dem gesamten Grundbesitz. Im dritten Kapitel werden zunächst ca. 160 Namen aus dem ältesten bischöflichen Urbar aufgelistet, das jedoch noch keine Angabe zur sozialen Herkunft enthält. In einem zweiten Urbar von 1348 wurde neben drei Adeligen nur ein Bürger verzeichnet. Anschließend sind 20 vollständige Bürgerverzeichnisse aus dem Zeitraum zwischen 1406 und 1802 ediert, die bei der Erhebung der jährlichen Stadtsteuer angelegt worden waren. Diese Verzeichnisse lassen Rückschlüsse auf Berufe, Einwohner- und Häuserzahlen sowie auf Siedlungsstrukturen des Stadtgebiets zu.

Ein weiteres Kapitel widmet sich intensiv der jüdischen Bevölkerung, worauf dann die Bürgerverzeichnisse nach verschiedenen demographischen und sozialen Gesichtspunkten analysiert werden, denen wiederum eine Einteilung der Bürgerschaft in Vierteln und Gassen vorangestellt ist. Anschließend werden Bürger ausgewertet, die nach ihrem Her-

kunftsart benannt sind. Adelige Bürgerfamilien werden gesondert behandelt und ihre Geschichte anhand unterschiedlicher Verzeichnisse chronologisch nach dem Familiennamen untersucht. Des weiteren wird ein grober Überblick über die Familiennamen der in der Stadt lebenden, relativ verbreiteten typischen Forchheimer Bürgerfamilien vom 14. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts gegeben. Zudem werden die Herkunftsorte der Neubürger alphabetisch aufgelistet, ergänzt durch die Jahreszahlen der Neueinbürgerung. Tabellarisch werden die genannten Berufe im Bürgerverzeichnis von 1686 dargestellt. Den Abschluß der Auswertung stellt eine Übersicht der Haushalts- und Einwohnerzahlen Forchheims dar. Der Band ist sehr übersichtlich gestaltet, mit 23 farbigen und 33 schwarzweißen Abbildungen ausgestattet sowie durch vier Karten ergänzt.

Monika Riemer

Elmar Schwinger: Von Kitzingen nach Izbica. Aufstieg und Katastrophe der mainfränkischen Israelitischen Kultusgemeinde Kitzingen. Mit einer Sammlung unveröffentlichter Briefe und zahlreichen Abbildungen (= Schriften des Stadtarchivs Kitzingen, Bd. 9; zugleich: Ma'ayan. Quellen und Forschungen zur Geschichte des ehemaligen Rabinats Kitzingen, Bd. 3). Kitzingen 2009. 671 S., 98 Abb.

Die Geschichte der Judenverfolgung im „Dritten Reich“ wurde schon vielfach in der Forschung behandelt. Nun ist auch die Geschichte der jüdischen Mitbürger Kitzingens durch Elmar Schwingers Band vollständig aufgearbeitet. Er stellt die Geschichte der orthodoxen Kitzinger Judengemeinde von ihrer Gründung im Jahre 1865 über die emanzipatorische Phase der Kaiserzeit und Weimarer Republik bis zu ihrer Vernichtung 1942 mit den Deportationen der noch verbliebenen jüdischen Bürger ins polnische Transitghetto Izbica bei Lublin dar. Daß der Autor die Geschichte der Kitzinger Juden in den Kontext der Entwicklungen in Bayern und Mainfranken einordnet, gibt dem Buch eine Bedeutung, die weit über den lokalen Aspekt hinausgeht.

Die in dieser Monographie gewonnenen Ergebnisse, zu welchen der Autor während seiner 13-jährigen Forschungsarbeit gelangt ist, beruhen auf der Auswertung unzähliger Quellen in- und ausländischer Archive, die in einem derartigen Umfang und Zusammenhang wohl noch nie überprüft worden sind. Der Autor konnte dadurch eine Reihe bisher unveröffentlichter Erkenntnisse gewinnen, die von vielfach überregionaler Bedeutung sind. Ergänzt wurde die Forschungsarbeit des Autors durch zahlreiche Gespräche, die er in den 1990er Jahren mit noch lebenden jüdischen Zeitzeugen vor allem in Israel und den USA führte. Weitere Forschungsreisen nach Polen, Tschechien und Lettland dienten der Aufarbeitung des Schicksals der mainfränkischen Juden in den ehemaligen Transitghettos und Vernichtungslagern.

Der Band beginnt mit einer „Vorgeschichte“ über frühere jüdische Siedlungen in Kitzingen, die bis ins Mittelalter zurückreicht. Parallel dazu wird allgemein auf die Geschichte der Juden in Deutschland zu dieser Zeit hingewiesen. Ein zweites Kapitel behandelt die Gründung, den Aufstieg und die beginnende Krise der orthodoxen Israelitischen Kultusgemeinde Kitzingen im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Die Aufhebung des Judenedikts führte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in allen bayerischen Regionen zu einer Migration des Landjudentums in die Städte, so auch in Kitzingen. Dort bemühte sich der damalige Bürgermeister Andreas Schmiedel durch administratives Entgegenkommen und Schaffung günstiger Rahmenbedingungen um den Zuzug geschäftstüchtiger Juden. Dies hatte den wirtschaftlichen Erfolg der Kitzinger Weinhändler zur Folge und war von einem sozialen Aufstieg und einer gesellschaftlichen Akzeptanz der Juden begleitet, was sich vor allem durch die Wahl jüdischer Vertreter in repräsentative Gremien der Stadt bestätigte. Die wachsende Integration der jüdischen Mitbürger spiegelte sich außerdem in der Gründung einer Israelitischen Kultusgemeinde und dem Bau einer Synagoge in Kitzingen wider.

Das dritte Kapitel widmet sich der Kitzinger Judengemeinde während der Weimarer Republik. Die Weimarer Verfassung sowie die

Bayerische Landesverfassung und die damit verbundene Anpassung der Gesetzgebung an rechtsstaatliche, demokratische Grundsätze brachten den bayerischen Juden einen weiteren Emanzipationsschub. Sie gründeten den „Verband bayerischer israelitischer Gemeinden“, der ihrer Organisation und Willensbildung als rechtliche Grundlage diente. In den 1920er Jahren kam es zu einer wachsenden Assimilierung der jüdischen Minderheit an die christliche Mehrheit. Sie übernahmen unterschiedliche Lebensgewohnheiten und Wertschätzungen, was zu einer „Individualisierung“ in der Lebensgestaltung führte, aber zusehends die Homogenität der jüdischen Gemeinde in Frage stellte. Bereits in den ersten Jahren der jungen Republik und lange vor der nationalsozialistischen „Machtergreifung“ entstand in Unterfranken eine Antisemitismusbewegung, die in Kitzingen zu einer „Flut antijüdischer Hetzkampagnen“ führte. Von aufkommendem Vandalismus waren die Judenfriedhöfe betroffen; wiederholt wurden Fenster jüdischer Wohnungen und Einrichtungen eingeworfen.

Vom Hinausdrängen aus dem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben, von Enteignung, sozialer Ghettoisierung bis hin zur Deportation und Vernichtung der Kitzinger Juden im totalitären NS-Staat handelt das vierte Kapitel. Die sich nach der „Machtergreifung“ verschlimmernde Situation der Juden ließ viele über eine Flucht aus Deutschland nachdenken. Durch Boykott jüdischer Geschäfte verschlechterte sich die wirtschaftliche Lage zusehends und der anti-jüdische „Schilderwald“ trug zu ihrer Ausgrenzung bei. Einen vorläufigen Höhepunkt des Antisemitismus im NS-Staat stellte der Novemberpogrom im Jahr 1938 dar, bei welchem auch die Kitzinger Synagoge geschändet und in Brand gesetzt wurde. In diesem Buch abgedruckte Aufzeichnungen Kitzinger Juden schildern den Pogrom in ihren Häusern und in der Stadt. Nach dem Novemberpogrom erfaßte die jüdische Auswanderungswelle auch Kitzingen, doch war nicht jedem eine Auswanderung möglich. Zahlreich abgedruckte Briefe zwischen Kitzinger Juden und ihren ausgewanderten Verwandten schildern die Verzweiflung in der Heimat und die

oftmals ebenfalls schwierige Situation in der neuen Heimat. Am 24. März 1942 wurden 208 Juden, die in Kitzingen geblieben waren, zusammen mit 792 Nürnberger Juden ins Transitlager Izbica transportiert, wovon niemand überlebte. Am 23. September 1942 wurde ein Transport in Würzburg mit 562 Personen, unter welchen sich 19 Kitzinger befanden, zusammengestellt, der ins Transitlager Theresienstadt führte. Von den 19 Kitzinger Juden verstarben dort zwölf Personen, vier Kitzingerinnen wurden ins Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau weiterverschleppt, wo sie verschollen sind. Lediglich drei der 19 Kitzinger Juden überlebten.

Im letzten Kapitel, das sich mit dem Zusammenbruch des NS-Staates und dem Neubeginn befaßt, wird besonders auf den politisch-gesellschaftlichen und strafrechtlichen Versuch der Aufarbeitung der NS-Verbrechen anhand eines Kitzinger Falls eingegangen. Nach dem Krieg entstand in Kitzingen keine jüdische Gemeinde mehr, doch dienen die restaurierte Synagoge und Stolpersteine mit eingravierten Namen Kitzinger Holocaust-Opfer, die vor deren früheren Wohnhäusern verlegt wurden, dem Gedenken an die ehemaligen jüdischen Mitbürger. Den Abschluß bildet die vom Autor initiierte Errichtung eines Gedenksteines für die in der Region Lublin ermordeten jüdischen Mitbürger aus Franken, den eine Delegation fränkischer Kommunalpolitiker, Lehrer und Schüler am 10. Mai 2007 in Izbica enthüllt hat.

Monika Riemer

Columba Schonath OP (1730-1787). Berichte und Visionen einer Mystikerin aus dem Bamberger Dominikanerinnen-Kloster. Hrsg. v. Franz Kohlschein unter Mitarbeit von Ortrud Reber, Josef Urban und Birgit Wiedl (= Studien zur Bamberger Bistumsgeschichte 4). Bamberg 2008. 624 S., 42. Farbabb., geb., 27,50 Euro. Zu beziehen beim Archiv des Erzbistums Bamberg, Regensburger Ring 2, 96047 Bamberg. Tel. 0951 /4074711; mail archiv@erzbistum-bamberg.de.

1999 wurde durch den damaligen Bamberger Erzbischof Dr. Karl Braun der Seligsprechungsprozeß für die Bamberger Mystikerin und Dominikanerin Sr. Columba Schonath (1730-1787) eröffnet. In diesem Zusammenhang wurde eine wissenschaftliche Edition der Aufzeichnungen der Visionen der Nonne gewünscht. Diese Autographen liegen nun als Band 4 der Reihe „Studien zur Bamberger Bistumsgegeschichte“ in einem buchtechnisch wieder exzellent gestalteten und qualitativ voll illustrierten Werk vor. Das Buch ist somit nicht nur ein wichtiger Beitrag zur Mystik und Spiritualität, zur Ordens- und Frömmigkeitsgeschichte Frankens und zur Bistumsgegeschichte Bamberg während der Aufklärungszeit und am Vorabend der Säkularisation, sondern auch als Quellenband ein „Meilenstein für die Seligsprechung“ von Sr. Columba.

Josef Urban

Dietlinde Schmitt-Vollmer: Bronnbach – Ein Grablegeprojekt im 12. Jahrhundert – Zur Baugeschichte der Zisterzienserkirche. Regierungspräsidium Stuttgart. Landesamt für Denkmalpflege. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 12. Stuttgart (Konrad Theiss Verlag) 2007. ISBN 978-3-8062-2116-9. Textbd. 238 S. mit zahl. Abb., Beilagenbd. mit einer Broschüre der 51 Tafeln sowie sieben Planbeilagen, 98,- Euro.

Das Buch beinhaltet ein Vorwort des Herausgebers, des Leiters des Landesdenkmalamtes Prof. Dr. Dieter Plank, ein Vorwort der Autorin Dietlinde Schmitt-Vollmer und am Schluß ihr Resümee. Dazwischen wird der Werdegang der Kirche aufgeblättert: Einleitung und Methodische Aspekte, Die Gründung des Klosters Bronnbach, Die Kirche – Forschungsgeschichte und Befunde, Die Kirche im Kontext, Bronnbach – Memoria ohne Bestattung sind die Kapitel überschrieben. Der Anhang enthält die Archivalien, Befunde, Steinmetzzeichen und Bestattungen, Quellen- und Literaturverzeichnis, das Register sowie den Bildnachweis. Im Beilagenband sind die

Tafeln (zeichnerische Darstellungen) 1 bis 51 und die Pläne 1 bis 7 abgedruckt.

Nachdem der Leser den Band aus den Händen gelegt hat, in dem er mit Spannung studieren durfte, erscheint die Klosterkirche von Bronnbach und das untere Taubertal in einem anderen Licht als bisher. Der reich ausgestattete Band im Schuber mit vielfältigem Anlagematerial (eine Broschüre mit 51 Tafeln und sieben Planbeilagen) stellt die Dokumentation des aktuellen Wissenstandes über die Kirche in Bronnbach dar. Dem Landesdenkmalamt ist es damit gelungen, eine würdige Beschreibung eines Denkmals von nationalem Rang zu schaffen.

Heute liegt Kloster Bronnbach am Grenzsaum zwischen Bayern und Baden-Württemberg. Eine Grenzlage war auch der Grund vor etwa achteinhalb Jahrhunderten das Kloster zu errichten. Damals war die Grenzlage am Rande des Erzbistums Mainz zum Bistum Würzburg. Bronnbach sollte zusammen mit der nahe gelegenen Gamburg die Mainzer Grenze und die Fernstraße von Mainz über Frankfurt nach Nürnberg sichern. Der Mainzer Erzbischof hatte sich Bronnbach als letzte Ruhestätte ausgewählt, was in der Grenzlage damals nicht unüblich war. Entsprechend großzügig fiel die Ausstattung des Kirchenbaus – im Gegensatz zu den sonst üblichen schlichten Zisterzienseranlagen – aus. Daher stand Bronnbach offensichtlich auch im Wettbewerb mit anderen Kirchenbauprojekten seiner Zeit z.B. in Sachsen und am Rhein. Die Baudurchführung war, entgegen den bisherigen Annahmen, stringent.

Die Autorin, die mit dem Band Ihre überarbeitete Dissertation vorlegt, versteht es, bekannte Details neu zu ordnen und daraus ein neues Gesamtbild von Bronnbach zu zeichnen. Insgesamt hat die Autorin sich seit etwa 15 Jahren wissenschaftlich mit Bronnbach auseinandergesetzt. Dies merkt man der Qualität der Veröffentlichung an. Es sei aber angemerkt, daß der Band sich ausschließlich auf die Basilika und nicht auf die Gesamtanlage bezieht.

Dietlinde Schmitt-Vollmer versteht es, dem Leser nahezubringen, wie vielfältig Wissen-

schaftsbereiche zusammenarbeiten mußten, um zu den fundierten neuen Erkenntnissen zu kommen. Es gelingt ihr auf vorbildliche Weise, naturwissenschaftliche Methoden wie Bauaufnahme und Vermessung interdisziplinär mit der historischen und kunsthistorischen Interpretation als geisteswissenschaftliche Methoden zu verknüpfen. In dem Band konnten auch neue Erkenntnisse zum Zisterzienserorden Eingang finden. Die Ausstattung ist einzigartig und ermöglicht auch an Hand der Materialien Detailerkundungen zu denen sonst eine Ortsbesichtigung nötig wäre.

Auch die Rekonstruktion der ehemaligen äußerst ansehnlichen, prächtigen äußeren Gestalt der Kirche wird neu interpretiert. So sollte die Anlage einem repräsentativen Anspruch gerecht werden. Daß der Erzbischof Arnold von Selenhofen dann doch nicht in Bronnbach bestattet wurde, ist für die Bauausführung zweitrangig. Die Kirche wurde zwar erst nach dem Tod des Hauptstifters vollendet, aber die Ausführungsplanung und Finanzierung waren längst geklärt und sichergestellt. So wurde die Kirche zügig weitergebaut und wesentlich früher fertig gestellt als bisher angenommen. Alles in Erwartung der Überführung des Leichnams des Erzbischofs. Handelte es sich bei dem Erzbischof von Mainz doch um den zweiten Mann im Reich nach dem Kaiser. „Er, der Erzkanzler war, ... wie ein zweiter Kaiser neben dem Kaiser...“ und fühlte sich diesem durchaus ebenbürtig. Er verstand sich auf der vornehmsten deutschen Cathedra als ranghöchster Geistlicher nach dem Papst.“

Im Zusammenhang mit der Klosterkirche werden unsere Geschichtskennntnisse aufgefrischt und erweitert, denn der Werdegang des Erzbischofs von Mainz als Günstling Kaiser Barbarossas wird mit geschichtlichen Ereig-

nissen verknüpft. Daß Arnold von Selenhofens zuverlässige Memoria für sein Seelenheil in Mainz nicht möglich gewesen wäre, wird deutlich. Auch der Schönheitsfehler, daß er entgegen seinem Wunsch niemals in Bronnbach zur Ruhe gebettet wurde, wird durch politische Unruhen zu dieser Zeit nachvollziehbar.

Die heutige schlichte Gestalt, die im wesentlichen durch einen Umbau bereits im Mittelalter geschaffen wurde, verbirgt die Bedeutung der Anlage zumindest auf den ersten Blick. Aber auch hier wird durch die Aufarbeitung deutlich, daß beim Umbau für das Kirchendach und den Dachreiter Sonderlösungen geschaffen wurden, die am Rande der damaligen technischen Möglichkeiten lagen und schon dafür wieder bemerkenswert sind.

Bronnbach ist jegliche Investition zu seinem Erhalt wert; dies steht nach dieser Veröffentlichung außer Frage. Die hier überarbeitete Promotion von Dietlinde Schmitt-Vollmer hat zu dieser neu akzentuierten Bewertung die Grundlagen gelegt. Die Kenntnis über die Erstrangigkeit als Denkmal muß wohl noch weiter verbreitet werden. Das Buch trägt dazu bei, daß dies alles wiederentdeckt werden kann. Es ist aber auch anzumerken, daß eine sinnvolle Nutzung des Klosters über das gemeinschaftliche Archiv, Tagungsstätte und Repräsentationsräume hinaus im noch heutigen Grenzsaum weiterhin schwierig bleibt. Es stellt sich die Frage, ob hier nicht mehr überörtliches Engagement bei einem Monument nationalen Ranges angezeigt wäre. Über Bronnbach hinaus läßt der Band uns – über die behandelte Verknüpfung mit der Gamburg – weiter vermuten, daß im Raum Tauber- und Hohenlohefranken noch weitere Schätze zu heben sind, die dieser Zeitepoche angehören.

Thomas Voit

Felix Freudenberger durch Platzbenennung geehrt

von

Willi Dürrnagel

Am 21. Juli 2009 wurde in Würzburg der Platz vor dem Hotel Walfisch am Mainufer in Felix-Freudenberger-Platz benannt. Die letzte Ruhestätte des früheren Würzburger Buchhändlers, 4. Bürgermeisters und Landtagsabgeordneten Felix Freudenberger, dessen Grabsteininschrift leider sehr renovierungsbedürftig ist, befindet sich auf dem israelitischen Friedhof an der Würzburger Werner-von-Siemens-Straße. Bei allen Führungen durch den Friedhof, die der Verfasser dieser Zeilen regelmäßig durchführt, wird auch dieses verdienstvollen Würzburger Bürgers gedacht, der vor genau 135 Jahren im damals noch selbständigen Städtchen Heidingsfeld geboren wurde.

Felix Freudenberger wurde am 7. August 1874 als eines von elf Kindern eines jüdischen Lehrers geboren. Er lernte die beengten Verhältnisse, die Zwänge und die Not eines kinderreichen Haushaltes mit einem schlechtverdienenden Ernährer der Familie kennen und erfuhr dadurch sowie durch seine Abstammung und Glaubenszugehörigkeit die damals bedingte Isolation in bürgerlichen Kreisen am eigenen Leibe.

1895 schloß er sich der Arbeiterbewegung an und 1899 eröffnet er in der Augustinerstraße 4 in Würzburg eine kleine Buch-, Papier- und Schreibwarenhandlung. Wenig später heiratete er die ebenfalls in Heidingsfeld geborene und dort aufgewachsene Metzgerstochter Rosa Frankenfelder. 1901 kam beider Tochter Sophie zur Welt.

Die Erfahrungen und Erkenntnisse seiner Kindheit brachten ihn früh zur Gewerkschaftsbewegung und zur sozialdemokratischen Partei. Freudenberger entwickelte sich in wenigen Jahren zum geistigen Führer der Arbeiterbewegung in Würzburg und ganz



Unterfranken. Er war auch führender Publizist im regionalen Parteiorgan „Fränkischer Volksfreund“ und seinen Vorläufern. Bereits 1907 war er Landtagskandidat der SPD und 1914 wurde er in den Landesvorstand der bayerischen SPD gewählt.

Im zweiten Anlauf wurde er 1912 Gemeindebevollmächtigter der Stadt Würzburg. Von 1915 bis 1918 war er Magistratsrat und von 1919 bis 1927 Stadtrat der Stadt Würzburg. Freudenberger, der die SPD-Rathausfraktion anführte, wurde dann schließlich im Juni 1919 für eine Legislaturperiode zum ehrenamtlichen vierten Bürgermeister der Stadt Würzburg gewählt.

Wie man bei Dr. Roland Flade in seinem Buch „Die Würzburger Juden“ nachlesen kann, erschien vielen Konservativen die Berufung eines Juden zum Bürgermeister als Ungeheuerlichkeit. Zu ihrem Sprecher machte sich

Privatschulbesitzer Wilhelm Adam: Freudenberger habe „*die Revolution in Szene gesetzt*“, erklärte er; eine christliche Stadt wie Würzburg könne es nicht vertragen, daß der Angehörige einer Minderheitskonfession Bürgermeister werde. So tief saßen diese Ressentiments, daß sich der liberale Oberbürgermeister Hans Löffler bei der Beerdigung des SPD-Mannes auf dem jüdischen Friedhof veranlaßt sah, auf die Vorwürfe einzugehen. Freudenberger habe in der Zeit des Umsturzes eine „*bedeutende Rolle*“ gespielt: „*Von da an hat sich auf ihn ein Maß des Verkennens, des Mißverstehens, ja sogar des Hasses gehäuft, das ungerecht war.*“ Löffler weiter: „*Freudenberger hat die Revolution nicht gemacht. Die Revolution war da; Freudenberger hat sie mit in die Hand genommen, um in die gärenden Massen Ordnung und Sicherheit zu bringen. Auch die folgenden Vorgänge haben Freudenberger immer auf der Seite der Ordnung und der Sicherheit gefunden.*“ Trotzdem wurde er von der bayerischen Staatspolizei rigoros überwacht.

Vom Januar 1919 bis zu seinem Tode am 25. Dezember 1927 war er Mitglied des Bayerischen Landtages und ebenfalls bis zu seinem Tode Mitglied im unterfränkischen Kreistag, dem heutigen Bezirkstag. Der Würzburger Generalanzeiger schrieb in einem Nachruf: „*Daß auch die Kreise der Bevölkerung, die den Politiker Freudenberger ablehnten, ihm die bürgerliche Achtung als anständigen Menschen nicht versagen, zumal er seine öffentliche Tätigkeit als Dienst am Volke uneigennützig und besonnen ausübte. Mit Freudenberger ist eine markante Persönlichkeit und außerordentliche Arbeitskraft aus dem Stadtrat ausgeschieden.*“ In gleicher Weise äußerte sich Bürgermeister Löffler an seinem Grabe und so wird deutlich, welche Achtung der Politiker Freudenberger über die Grenzen der Weltanschauungen und Parteien hinweg genoß.

Felix Freudenberger war Republikaner und Demokrat. Als nach der Kapitulation des Deutschen Heeres am Ende des Ersten Weltkriegs der deutsche Kaiser und der bayerische König abdankten, ergriffen überall im Land die Arbeiter- und Soldatenräte im Zeichen der Volksherrschaft die herrenlose Macht. Auch

in Würzburg wurde im November 1918 ein Arbeiter- und Soldatenrat eingesetzt, dem Felix Freudenberger angehörte. Das erste Flugblatt des Arbeiter- und Soldatenrates an die Würzburger Bevölkerung trug mit seine Unterschrift. Darin hieß es: „*Ein ganz neuer Aufbau des politischen, wirtschaftlichen und militärischen Systems muß geschaffen werden. Der Anfang ist gemacht. Humanität und Gerechtigkeit soll der hehre Grundsatz der neuen Verwaltung sein und bleiben. Der Arbeiter- und Soldatenrat verbürgt sich für strengste Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung und Schutz des Eigentums. Zeigt euch des kostbaren Gutes der jungen Freiheit würdig. Unterstützt in selbstloser Manneszucht und Disziplin die Tätigkeiten und Anordnungen des Arbeiter- und Soldatenrates.*“

In den Worten dieser Zeit sprach aus dem Flugblatt der Ernst und die hohe Verantwortung, in welcher diese Männer und Freudenberger mit ihnen die ersten Schritte zum Aufbau der Demokratie taten. Freudenberger setzte sich dafür ein, daß die Macht in die Hände eines verfassungsmäßig gewählten Parlamentes gelegt wurde. Wegen dieses Grundsatzes wandte er sich auch gegen die Ausrufung der Räterepublik in Würzburg und bekämpfte gemeinsam mit den Sozialdemokraten die Bestrebungen, die Macht der Arbeiter- und Soldatenräte gegen das verfassungsgemäß gewählte Parlament zu wenden.

Er gehörte zu den drei sozialdemokratischen Geiseln, welche dem Arbeiter- und Soldatenrat 1919 kurzfristig gestellt werden mußten, kam jedoch wohlbehalten aus dieser Gefahr. Freudenberger sorgte auch mit dafür, daß die Ordnung möglichst schnell wieder hergestellt wurde.

Felix Freudenberger war auch ein unerschrockener Kämpfer gegen den aufkommenden Nazismus. Wie viele Sozialdemokraten, insbesondere aber auch die nicht geringe Zahl sozialdemokratischer Politiker deutsch-jüdischer Herkunft, erkannte er früh das verbrecherische Gesicht des Nationalsozialismus und wußte, daß es mit diesen Kräften kein Paktieren geben konnte.

Seine besonnene Art riet jedoch dazu, Auseinandersetzungen innerhalb der verschiedenen bürgerlichen Kreise auf politischer Ebene, anders als danach, zu führen und sich nicht auf die Ebene der Straßenschlachten einzulassen, die von den wachsenden SA-Horden als Teil der politischen Kampfführung eingesetzt wurden. Dennoch sollten die Sozialdemokraten nicht schutzlos sein. Unter Freudenbergers Verantwortung entstand im Jahre 1922 der sozialdemokratische Ordnungsdienst, der sich auf schon bestehende Ordnungsgruppen der Büttner, der Brauer und der Holzarbeiter stützen konnte und schließlich ab 1924 im Würzburger Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold aufging.

Freudenberger gründete 1922 den Arbeiter-Samariter-Bund, der im Februar 1923 bereits 170 Mitglieder zählte, um medizinische und sanitäre Hilfsleistungen denen leisten zu können, die bei Angriffen der Nazis auf sozialdemokratische Versammlungen und Demonstrationen verletzt würden. Dabei mag es sein, daß in seinem Kampf gegen den Nazismus auch schon eine Vorahnung des Leides war, das seine Familie später traf.

In den letzten zehn Jahren seines Lebens war er neben dem Würzburger Sozialdemokraten Fritz Endres, der Bayerischer Justizminister und später Innenminister war, unbestritten der politische Kopf der Würzburger Sozialdemokratie und der Würzburger Arbeiterschaft. Bei der Trauerfeier zu seinem Begräbnis sprachen der Reichstagsabgeordnete Hermann Müller-Franken, bis 1924 Reichskanzler der Weimarer Republik und später von 1929 bis 1931 der letzte Kanzler der Weimarer Koalition, und der SPD-Reichstagsab-

geordnete Hans Vogel, der spätere erste Vorsitzende der Exil-SPD nach dem Tod von Otto Wels. Dies verdeutlichte besonders, daß er in der SPD weit über den Würzburger Bereich hinaus bekannt und anerkannt war.

Am 15. Dezember 1927 starb Felix Freudenberger in einem Schwarzwälder Sanatorium in Schönberg Württemberg, in dem er letzte Heilung suchte. Er wurde am Sonntag, den 18. Dezember 1927 auf dem jüdischen Friedhof in Würzburg begrabene.

Seine Frau Rosa ist zur Erinnerung auf dem Grabstein vermerkt. Sie wurde am 2. August 1872 als Rosa Frankenfelder in Heidingsfeld geboren. Sie war Geschäftsfrau und führte die Buchhandlung Felix Freudenberger weitgehend allein. Nach dem Tod des Ehemanns war sie die Inhaberin des Geschäftes. Am 23. September 1942 wurde sie nach Theresienstadt deportiert und dann im Oktober 1944 in das Konzentrationslager Auschwitz transportierte. Dort wurde sie ermordet.

Mit der jetzt vorgenommenen Benennung eines Platzes im Herzen der Stadt Würzburg nach Felix Freudenberger wird endlich an einen verdienten Würzburger Geschäftsmann, einen aufrechten Demokraten und sozial engagierten Mitbürger erinnert. Bleibt zu hoffen, daß sein Vorbild auch heute Wirkung zeitigen möge und alle Bürger und Gäste der Stadt, die diesen neu gestalteten Platz mit seinem unvergleichlichen Blick auf das jenseitige Mainufer und die Festung Marienberg genießen werden, dabei vielleicht auch seiner gedenken.

Heimatverein Herzogenaurach beim Tag der Franken in Bad Windsheim

von

Klaus-Peter Gäbelein

Der „Tag der Franken“ wird seit 2006 jeweils Anfang Juli in einem der drei fränkischen Regierungsbezirke gefeiert. Er geht

zurück auf eine Neugliederung des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ am 2. Juli des Jahres 1500. Damals wurde ein ei-

gener „Fränkischer Reichskreis“ geschaffen, der bis zum Untergang des Reiches 1806 Bestand hatte.

Jährlich wechseln sich die drei fränkischen Regierungsbezirke in der Ausrichtung der Feierlichkeiten ab. Nach der Auftaktveranstaltung, die im Jahr 2006 in Mittelfranken im Rahmen einer großen „Frankenausstellung“ im Museum „Industriekultur“ in Nürnberg stattfand, folgten Feierlichkeiten 2007 in Bamberg (Oberfranken) und 2008 in Miltenberg (Unterfranken).

In diesem Jahr richtete der Bezirk Mittelfranken die Festivitäten erneut aus. Schauplatz war das Freilandmuseum in Bad Windsheim am Sonntag, den 5. Juli 2009. In der Betzmannsdorfer Scheune fand der Festakt der Veranstaltung statt. Ministerpräsident Seehofer hielt die Festansprache vor zahlreicher Prominenz aus allen fränkischen Regierungsbezirken.

Der Frankenbund wurde vertreten durch den Heimatverein Herzogenaurach, Gruppe im Frankenbund. Zwanzig Damen und Herren in historischen Gewändern der Dürerzeit, vor dem Festsaal postiert, weckten das Interesse zahlreicher Besucher und informierten über den Frankenbund sowie dessen Aufgaben und Ziele.

Vorsitzender Klaus-Peter Gäbelein überreichte dem Ministerpräsidenten einen Beutel mit „Kupferpfennigen zum Auffüllen der leeren Staatskasse“. Der Erste Bundesvorsit-



Abb.: Einige Mitglieder der Gruppe Herzogenaurach beim Tag der Franken 2009 in Bad Windsheim. Im Vordergrund die Vorstandsmitglieder Herbert Dummer und Klaus-Peter Gäbelein (v.r.n.l.).

zende, Dr. Paul Beinhofer, stattete seiner Frankenbundgruppe trotz des engen Terminkalenders an diesem Tag einen Besuch ab und war voll des Lobes über die gelungene Repräsentation unserer Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturpflege.

Heimatmuseum in Flachslanden eingeweiht

von

Alexander Biernoth

Mit einem ökumenischen Gottesdienst und einem Familienfest unter freiem Himmel wurde das neue Heimatmuseum in Flachslanden eingeweiht. Landrat Rudolf Schwemmbauer betonte in seinem Grußwort, daß mit dem Museum in der ehemaligen Schulscheune die Marktgemeinde Flachslanden um eine Attraktion reicher geworden sei. Zur Einweihung hatte die Trachtenforschungsstelle des Bezirks Mittelfranken eine Ausstellung

mit historischen Hochzeitskleidern in der evangelischen Kirche zusammengestellt und der Heimatverein Flachslanden eine Photoausstellung mit Hochzeitsphotos im evangelischen Gemeindehaus.

Im Jahr 2007, so erinnerte die Heimatvereinsvorsitzende Christa Henninger, hatte der Heimatverein Flachslanden die ehemalige Schulscheune hinter dem ehemaligen Schulhaus, dem jetzigen evangelischen Gemeinde-

haus, von der Kirchengemeinde anmieten können. Mit etlichen hundert unentgeltlichen Arbeitsstunden haben die Mitglieder des Heimatvereins die wohl aus dem Jahr 1806 stammende Scheune, die dem Schulleiter als Lager für seine Vorräte diente, zum Museum ausgebaut. Im Erdgeschoß ist neben alten Handwerksgeräten auch eine komplette Küche eingerichtet worden und im Obergeschoß wird neben einer guten Stube auch eine Schlafkammer präsentiert.

Beim ökumenischen Gottesdienst, den außer dem Ortspfarrer Manfred Lehnert und Pfarrer Rudolf Fischer die katholische Ordensfrau Engelberta Schalk und Altbürgermeister Erich Meißner gestaltet hatten, wurde die früher trennende Konfessionsgrenze in der Marktgemeinde thematisiert und die Vertreter beider Konfessionen zeigten sich dankbar, daß die Ökumene mittlerweile die trennenden Schranken überwunden habe. Landrat Rudolf Schwemmbauer erinnerte daran, daß schon vor mehr als 6.000 Jahren Men-

schen im Bereich des heutigen Flachslands siedelten und der Heimatverein sich zum Ziel gesetzt habe, die Geschichte und die Besonderheiten Flachslands zu bewahren und zu fördern.

Mit dem Heimatmuseum werde ein Stück Vergangenheit, vor allem die letzten zweihundert Jahre, vor dem Vergessen bewahrt. Mit über 1.000 Exponaten sei das Heimatmuseum, so Landrat Schwemmbauer, ein richtiges Kleinod.

Flachslands Bürgermeister Hans Henninger lobte das vorbildliche Engagement der Mitglieder des Heimatvereins und dankte allen Helfern und Spendern, die den Umbau der Schulscheune in ein Museum möglich gemacht haben. Evelyn Gillmeister-Geisenhof, die Leiterin der Trachtenforschungsstelle des Bezirks Mittelfranken, erinnerte an die alten Hochzeitsbräuche und an die Hochzeitsfeiern, die zum Teil sehr rigide von der Obrigkeit geregelt wurden.



Abb.: Evelyn Gillmeister-Geisenhof (2. von rechts) erläutert Landrat Rudolf Schwemmbauer (rechts) und Bürgermeister Hans Henninger (2. von links) sowie Fritz Arnold vom Heimatverein die Besonderheiten eines alten Brautkleides im Obergeschoß des neuen Flachsländer Heimatmuseums.

Photo: Alexander Biernoth.

Neues Faltblatt mit einem „Rundgang durch das jüdische Bayreuth“ erschienen

von

Christine Bartholomäus

Die Stadt Bayreuth kann auf eine lange jüdische Geschichte mit all ihren Höhen und Tiefen zurückblicken. Schon Ende des 13. Jahrhunderts finden sich erste Quellenbelege für die Existenz von Juden in der Stadt. Heute ist Bayreuth eine der wenigen Städte in Bayern, in der noch eine jüdische Gemeinde besteht. Die Israelitische Kultusgemeinde Bayreuth feiert dieses Jahr das 250jährige Bestehen ihrer Gemeinde. Markgraf Friedrich von Brandenburg-Bayreuth, der Gemahl der kunstinteressierten Markgräfin Wilhelmine, Schwester König Friedrichs des Großen, erlaubte 1759 die Ansiedlung von zehn jüdischen Familien in der Stadt. Außerdem gestattete er seinem Hoffaktor und Münzlieferanten Moses Seckel die Errichtung einer Synagoge. Sie befindet sich an prominenter Stelle gleich hinter dem markgräflichen Opernhaus, was sie in der Reichspogromnacht 1938 vor der Inbrandsteking bewahrte. Damit gehört sie zu den wenigen erhaltenen und heute noch in Gebrauch befindlichen Synagogen in Bayern.

Ein von der Kongreß- und Tourismuszentrale Bayreuth gemeinsam mit der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Bayreuth e.V. herausgegebenes Faltblatt „Jüdisches Bayreuth“ bietet nun sowohl interessierten Besuchern als auch Einheimischen die Möglichkeit, den Spuren der jüdischen Geschichte in der Stadt nachzugehen. Das inhaltlich vom Stadtarchiv erarbeitete Faltblatt versteht sich als ein Angebot, die Stadt unter einem anderen als dem üblichen

Blickwinkel zu durchstreifen. Die Juden, Teil der Stadtgemeinde seit Jahrhunderten, sollen als Mitbürger erfahren werden, deshalb wird nicht nur die Zeit der Judenverfolgung im „Dritten Reich“ ausführlich dargestellt, sondern es werden noch weitere Aspekte jüdischen Lebens aufgegriffen.

Das Faltblatt enthält einen großen Stadtplan mit Erläuterungen, in dem verschiedene Erinnerungsorte farbig markiert sind. Neben den Einrichtungen der jüdischen Gemeinde sind eine Auswahl von Orten des Erwerbslebens der Juden genannt, aber auch die Geburts- bzw. Wohnhäuser namhafter jüdischer Persönlichkeiten sowie zur Erinnerung an Juden benannte Straßen werden aufgeführt. An die Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung erinnern nicht nur die Orte der Reichspogromnacht, sondern auch Orte des Gedenkens.

Daneben bietet ein kurzer Abriß der Geschichte der Gemeinde einen ersten Überblick. Die Rückseite des Faltblattes enthält vertiefende Informationen über die einzelnen Bereiche, aufgelockert durch zahlreiche Abbildungen sowie weiterführende Literaturhinweise.

Das Faltblatt ist kostenlos bei der Kongreß- und Tourismuszentrale Bayreuth (Luitpoldplatz 9, 95444 Bayreuth, Tel. Nr. 0921/885-88, Fax Nr. 0921/885-55, E-Mail: info@bayreuth-tourismus.de, Internet: www.bayreuth.de) erhältlich und liegt auch in den Museen und sonstigen kulturellen Einrichtungen aus.

Neue Broschüre „Welterbe Bamberg – Wertvoll auf Dauer“ vorgelegt

Die Stadt Bamberg hat unter der Federführung unserer früheren langjährigen stellvertretenden Bundesvorsitzenden Dr. Karin Dengler-Schreiber und in Zusammenarbeit der PR-Beratungsfirma Frehner eine neue Broschüre vorgelegt, die die Welterbestätte Bamberg noch besser bekannt machen möchte. Die gut aufgemachte und durchaus stilvoll gestaltete Schrift im Vierfarbdruck wendet sich nicht nur an das einheimische, sondern auch das internationale Publikum, was sich an der durchgängigen Zweisprachigkeit der Hefte ablesen läßt. Alle Texte sind neben deutsch auch in englischer Sprache abgedruckt.

Ein Interview mit dem Bamberger Oberbürgermeister Andreas Starke, in dem dieser die Bedeutung des Welterbestatus für seine Stadt und die damit verbunden Konsequenzen herausarbeitet, führt die Leser der Broschüre in die Thematik ein. Auf den folgenden Seiten, die die Herausforderung, seit 15 Jahren Weltkulturerbe zu sein, beleuchten wollen, werden die zwei Schwerpunkte der Arbeit des „Zentrums Welterbe“, aber auch der Stadtverwaltung und des Tourismusservices umrissen: „Werte wahren“ und „Wissen vermitteln“ haben sich die Bamberger dazu auf ihre Fahnen geschrieben.

Den weitaus umfangreichsten Teil der kleinen Schrift machen die Abteilungen über den „Dreiklang an der Regnitz“ aus, womit die drei verschiedenen und in ihrer Eigenart sich sehr von einander unterscheidenden Quartiere der Bamberger Altstadt gemeint sind. So schildert der Text die Bergstadt mit Kaiserdom, Alter Hofhaltung und Residenz, die Inselstadt mit ihrer von den Bürgern geprägten Erscheinung und schließlich die Gärtnerstadt,

die über Jahrhunderte die Heimat der „Zwiebeltreter“ gewesen ist. Zitate von in Bamberg lebenden und arbeitenden Zeitgenossen umrahmen die Beiträge passend.

Den Abschluß des Ganzen bildet eine kurze Vorstellung des „Zentrums Welterbe Bamberg“ und seiner Aufgaben. Das Zentrum wird übrigens seit Januar 2008 von Frau Dr. Dengler-Schreiber geleitet. Ihr und ihren engagierten Kollegen ist nur zu wünschen, daß es ihnen weiter gelingen wird, Bamberg in seiner Schönheit unverfälscht zu erhalten und dennoch die Perle an der Regnitz als den Publikumsmagneten zu erhalten, der er in den letzten Jahren immer mehr geworden ist, ohne dabei die prägenden Faktoren eines über lange Jahrhunderte gewachsenen deutschen Städtekleinods dem Massentourismus opfern zu müssen.

Die Broschüre ist bei Interesse in Bamberg über drei Einrichtungen zu beziehen:

- Zentrum Welterbe Bamberg, Rathaus Maxplatz, 96047 Bamberg, Tel. Nr. 0951/87-1811, Fax Nr. 0951/87-1983, E-Mail: info@welterbe.bamberg.de, Internet: www.welterbe.bamberg.de.
- Stadt Bamberg, Rathaus Maxplatz, 96047 Bamberg, Tel. Nr. 0951/87-0, Fax Nr. 0951/87-1964, E-Mail: info@bamberg.de, Internet: www.bamberg.de.
- Bamberg Tourismus & Kongreß Service, Geyerswörthstraße 3, 96047 Bamberg, Tel. Nr. 0951/2976-200, Fax Nr. 0951/2976-222, E-Mail: info@bamberg.info, Internet: www.bamberg.info.

PAS

Aufsätze

<i>Alexander Biernoth</i> Stadt Ansbach – Eine Stadt mit langer Geschichte.....	299
<i>Alexander Biernoth</i> Erläuterung zum Ansbacher Stadtwappen	304
<i>Alexander Biernoth</i> Kaspar Hauser – (k)ein Rätsel unserer Zeit	305
<i>Robert Heurung</i> Der Ansbacher Robert Limpert – Vaterlandsverräter oder Märtyrer?.....	310
<i>Hartmut Schötz</i> Ansbacher Stadtpaziergang zu verschiedenen Baustilen	322

Frankenbund intern

Tagesordnung der 62. Bundesbeiratstagung am 17. Oktober 2009 in Ansbach	327
Einladung zum Fränkischen Seminar 2009: „Gestalter der Macht – Fürstliche und herrschaftliche Baumeister in Franken“	328
Teilnahmebedingungen für das Fränkische Seminar 2009	329
Anmeldung für das Fränkische Seminar 2009.....	329

Kunst und Kultur

<i>Wolfgang Bühling</i> Das Militärspital zu Würzburg von 1750.....	330
<i>Willi Dürrnagel</i> Fried Heuler – Zum 120. Geburtstag und 50. Todestag des begnadeten fränkischen Bildhauers	356
<i>Klaus-Peter Gäbelein</i> 60 Jahre Adidas: Das fränkische Element.....	358

Aktuelles

<i>Maïke Trentin-Meyer</i> Neue Abteilung im Deutschordensmuseum Bad Mergentheim: „Deutscher Orden heute seit 1809“.....	364
Rosenthal-Archiv in Selb an das Museum „Porzellanikon“ übergeben	366
<i>Alexander Biernoth</i> Ausstellung zum „Winterhilfswerk“ in Neuendettelsau	367
<i>Ute Feuerbach</i> Das Faksimile Volkacher Salbuch 2009.....	369
<i>Thomas Horling</i> Fürsten und Industrielle – Schloß Mainberg in acht Jahrhunderten	371

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Alexander Biernoth	Gymnasiallehrer Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach
Dr. Wolfgang Bühling	Kirchbachlweg 9, 83083 Riedering
Willi Dürrnagel	Stadtrat Egloffsteinstraße 2 a, 97072 Würzburg
Dr. Ute Feuerbach	Historikerin, 2. Vorsitzende des Heimatvereins Volkacher Mainschleife e.V. Gründleinstraße 3, 97332 Volkach
Klaus-Peter Gäbelein	1. Vorsitzender des Heimatvereins Herzogenaurach e.V. Höchstadter Weg 11, 91074 Herzogenaurach
Robert Heurung	Lichtenburgweg 6, 97640 Stockheim
Dr. Thomas Horling	Wissenschaftlicher Sekretär der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Hennebergstr. 48, 97453 Schonungen (Mainberg)
Hartmut Schötz	Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach
Maike Trentin-Meyer M.A.	Leiterin des Deutschordensmuseums Schloß 16, 97980 Bad Mergentheim

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Stadt Ansbach – Eine Stadt mit langer Geschichte

von

Alexander Biernoth

Die Stadt Ansbach kann auf eine über 1260-jährige Geschichte zurückblicken. Doch schon vor der ersten urkundlichen Erwähnung im Mai 748 gab es eine Besiedlung im Tal der Fränkischen Rezat, im heutigen Stadtteil Eyb. Erste Spuren der Besiedlung im Talkessel am Zusammenfluß des Onolzaches mit der Fränkischen Rezat lassen sich im Stadtteil Eyb nachweisen. Dort wurde 1924 von Carl Gumpert eine mittelsteinzeitliche Wohngrube entdeckt, so daß eine menschliche Besiedlung schon rund 8000 bis 4000 Jahre vor Christi Geburt gesichert ist. Durch andere archäologische Funde im Stadtgebiet, beispielsweise im Dombachtal, ist eine Besiedlung bis kurz nach der Zeitenwende nachgewiesen, als sich aufgrund einer Klimaverschlechterung die Menschen in die Windsheimer Bucht zurückzogen.

Erst im Zuge der fränkischen Landnahme, im 8. nachchristlichen Jahrhundert, kamen wieder Menschen in den „Virgunia-Wald“, wie das Gebiet um Ansbach genannt wurde. Der erste Siedler, der im Tal der Rezat einen Einsiedlerhof errichtet haben soll, ist die legendenhafte Gestalt des Onold. Dieser Franke hat sich in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts im Tal des später nach ihm benannten Baches niedergelassen. Außerdem ist in den Annalen Ansbachs von drei sogenannten „Urhöfen“, dem Knollen-, dem Raben- und dem Voggenhof, die Rede – ein Motiv, das aber nicht nur für Ansbach belegt ist.

Die erste urkundliche Erwähnung Ansbachs liegt mit großer Wahrscheinlichkeit vom 1. Mai 748 vor: Papst Zacharias dankt in einem Schreiben 13 namentlich genannten Personen, darunter auch einem „Gundpert“ oder in lateinischer Form „Gumbertus“, für die bereits erfolgte oder in Aussicht gestellte



Abb. 1: Am 25. Juli 1998 wurde an der Brücke über das Rezattal, die Teil des Hohenzollern-Rings ist, eine Gumbertus-Statue von dem Künstlern Hanspeter Widrig aufgestellt. Die Statue zeigt den heiligen Gumbertus als Mönch, wie er segnend von Würzburg nach Ansbach kommt und das Christentum bringt. Photo: Alexander Biernoth.

Stiftung von Klöstern. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts hat sich bei allen Landeshistorikern die Meinung durchgesetzt, daß mit diesem „Gundpert“ der Mann gemeint ist, der direkt am Zusammenfluß von Rezat und Onoldsbach ein Benediktinerkloster gegründet hat. Am 29. März 786 schenkte Gumbertus sein von ihm selbst geleitetes Kloster Karl dem Großen. Dieser tauschte dann zwischen 793

und 800 einen Besitz in Brendlorenzen bei Neustadt a.d. Saale mit dem Gumbertus-Kloster, und so wurde das spätere Ansbach Teil des Bistums Würzburg. Gumbertus wurde schon kurz nach seinem Tod, der vor dem Jahr 800 eingetreten sein muß, von den Menschen als Heiliger verehrt. Seiner gedachte man besonders am Todestag, dem 11. März. Am 15. Juli 1196 wurde er dann vom Würzburger Bischof Heinrich III. (reg. 1191–1197) zur Ehre der Altäre erhoben. Von da an galt der 15. Juli als „Gumbertus-Tag“. Bis ins 17. Jahrhundert hinein wurde der heilige Gumbertus verehrt und geriet dann in Vergessenheit. Erst 1880 beantragte das katholische Stadtpfarramt Ansbach in Rom die Wiedereinführung des Gumbertusfestes, was Papst Benedikt XV. für die drei fränkischen Bistümer Würzburg, Bamberg und Eichstätt gestattete.

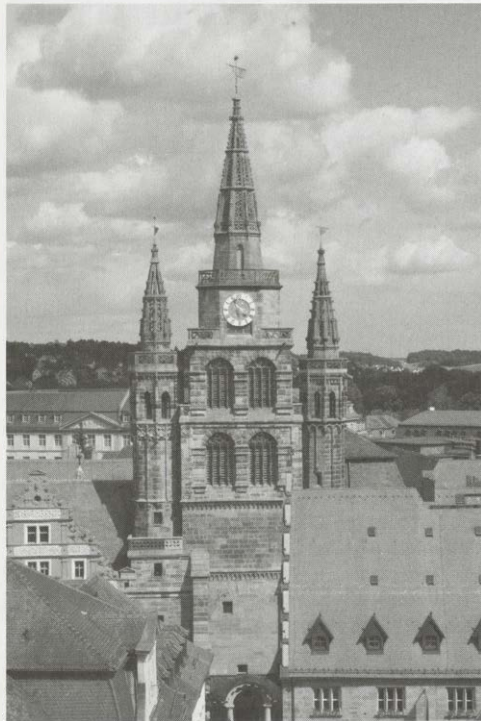


Abb. 2: Mit der charakteristischen Dreiturmfasade ist die Gumbertuskirche im Herzen der Stadt eines der Wahrzeichen von Ansbach.

Photo: Alexander Biernoth.

Um das Jahr 1040 wurde das Benediktinerkloster in ein Augustiner-Chorherrenstift umgewandelt. In dieser Zeit entstand auch die erste steinerne Kirche, von der heute noch die romanische Krypta unter der Gumbertus-Kirche vorhanden ist. Neben dem Kloster entwickelte sich ein Gemeinwesen, das 1056 bereits als Markt bezeichnet wurde; 1139 ist eine Pfarrei mit einer eigenen Kirche, der heutigen Johannis-Kirche, bezeugt, und 1165 war die Ansiedlung bereits mit einem Mauerwerk umgeben. Die erste urkundliche Nachricht als „*civitas*“ (Stadt) liegt aber erst aus dem Jahr 1221 vor. Den Weg als Freie Reichsstadt, wie Rothenburg o.d. Tauber oder Dinkelsbühl, nahm Ansbach aber nicht, da 1331 die damaligen Burggrafen von Nürnberg aus dem Geschlecht der Hohenzollern die Rechte an Stadt und Stift Onolzbach – wie Ansbach in Erinnerung an die legendenhafte Gründungsgestalt bis ins 18. Jahrhundert hinein hieß – erwarben.

Durch die vielfältige Erwerbspolitik der Hohenzollern bedingt besaß Ansbach bald eine zentrale Lage in deren Territorium und entwickelte sich zum Verwaltungssitz. Schon 1397 haben die Zollern an der „*steinernen brucken*“, dort wo heute noch das Ansbacher Schloß steht, eine „*befestigte Anlage*“ errichtet, die unter der Regentschaft des Markgrafen Albrecht Achilles (reg. 1440–1486) im Jahr 1456 zur Hauptresidenz und zum Sitz des kaiserlichen Landgerichts Burggrafentums Nürnberg wurde. Der Hohenzollernfürst Friedrich VI. wurde 1415/17 auf dem Konzil in Konstanz von Kaiser Sigismund mit der Markgrafschaft Brandenburg belehnt und stieg damit in den Rang eines Kurfürsten auf. Die in Ansbach regierenden Markgrafen nannten sich von da an „*von Brandenburg-Onolzbach*“, obwohl lediglich Albrecht Achilles von 1470 bis zu seinem Tod 1486 neben seinen fränkischen Gebieten auch tatsächlich die Mark Brandenburg beherrschte. Seine Hofhaltung in Ansbach und vor allem seine glanzvollen Turniere machten Ansbach im 15. Jahrhundert zu einem Ort, wo Reichspolitik gemacht wurde und Kaiser und Könige ein und aus gingen. Um seine Herrschaft sowohl im „*untergebirgischen*“ Ansbach, als auch im „*obergebirgischen*“ Landesteil um Kulmbach

und Bayreuth wie auch in der Mark Brandenburg durchsetzen zu können, gründete Albrecht Achilles den Schwanenritterorden, dessen Kapelle in der Gumbertus-Kirche eine der wichtigsten Sehenswürdigkeiten Ansbachs ist.

Der Enkel Albrecht Achilles', Markgraf Georg der Fromme, führte 1528 die Reformation in Ansbach ein. Einige Jahre früher hatte er die Herrschaften Ratibor und Oppeln in Oberschlesien sowie Jägerndorf in Sudetenschlesien mit der gleichnamigen Stadt als größtem Ort erworben. Seit 1954 verbindet Ansbach eine Patenschaft mit den Vertrieben und Flüchtlingen aus dem heutigen Krnov in der tschechischen Republik, weswegen im Rathaushof auch ein kleines Museum, die sog. „Jägerndorfer Heimatstube“, eingerichtet wurde.

Der Sohn Markgraf Georgs, Markgraf Georg Friedrich, regierte bis 1603 und mit ihm starb die ältere Linie der Ansbacher Hohenzollern aus. Als neuer Herrscher kam – gemäß dem brandenburgischen Hausgesetz der „*dispositio achilleae*“ – Joachim Ernst aus „*Cölln an der Spree*“ in das Ansbacher Schloß. Er begründete die jüngere Linie der Ansbacher Markgrafen, die 1806 mit dem Tod Carl Alexanders ebenfalls ausstarb. Unter der Regierung Markgraf Georg Friedrichs war Ansbach maßgeblich an der Vorbereitung und am Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges und den schrecklichen Auswirkungen für das ganze Reich beteiligt. Im ansbachischen Auhausen an der Wörnitz wurde die Protestantische Union ins Leben gerufen, bei deren Gründung der Ansbacher Markgraf die treibende Kraft war. Am Ende des Dreißigjährigen Krieges waren rund zwei Drittel der Bevölkerung tot, weite Landstriche entvölkert und die Staatskasse leer. In den 1650er Jahren bemühte sich Markgraf Albrecht V. um den Wiederaufbau und nahm in großer Zahl Glaubensflüchtlinge aus dem „*Ländlein ob der Enns*“ sowie aus dem Erzbistum Salzburg auf, die sich geweiert hatten, zum Katholizismus zu konvertieren. In ihrer neuen fränkischen Heimat waren sie maßgeblich für die wirtschaftliche Erholung des Landes verantwortlich.

Erst unter der Regentschaft des Markgrafen Johann Friedrich ab 1672 begann sich auch wieder kulturelles Leben am Ansbacher Hof und in der Stadt zu regen: Unter Johann Wolfgang Franck wurde die deutsche Oper im „Lust- und Opernhaus“ im Hofgarten gepflegt, und der Fürst selbst veröffentlichte unter dem Pseudonym „Isidor Fidelis“ literarische Werke. Der junge Markgraf verstarb leider schon 32-jährig, und nach einer Zeit der Vormundschaftsregierung, die Stagnation in politischer, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht bedeutete, trat 1694 der erst 16-jährige Georg Friedrich an die Spitze des Fürstentums. Auch er war sehr musisch veranlagt und pflegte die italienische Musik. Francesco Antonio Pistocchi und Giuseppe Torelli komponierten und musizierten in Ansbach. Mit dem Graubündner Baumeister Gabriel de Gabrieli kam auch die südländische Baukunst nach Ansbach, und der Barock hielt Einzug im Stadtbild. Schon im Alter von 25 Jahren verstarb Georg Friedrich an einem Muskeltenschuß, der ihn in der Schlacht bei Schmidmühlen an der Vils getroffen hatte. Erneut gab es eine Vormundschaftsregierung mit all ihren negativen Auswirkungen. Die Nachfolge auf dem Ansbacher Thron trat Georg Friedrichs Halbbruder Wilhelm Friedrich an, der mit seiner Gattin Christiane Charlotte aus dem württembergischen Herzogshaus eine Blütezeit für Ansbach einläutete. Vor allem die rege Bautätigkeit, die sich in der Umgestaltung der Residenz zu einer barocken Anlage manifestierte, zeugt noch heute von der „*galanten Zeit des Rokoko*“. Diese Zeit lebt alljährlich mit den Rokoko-Spielen, die immer am ersten Juli-Wochenende stattfinden, auf. Dabei stellen die Mitglieder des Heimatvereins einen Besuch Friedrichs des Großen bei seiner Schwester in Ansbach nach.

1709 nahm in Ansbach eine Fayence-Manufaktur ihre Arbeit auf, der später eine Porzellan-Manufaktur folgte. Noch heute haben die Produkte aus den Ansbacher Betrieben einen hohen Stellenwert, und vor allem die in der vorherrschenden Farbe Grün bemalten Stücke aus der sogenannten „Grünen Familie“ sind in Fachkreisen sehr bekannt. Neben dem markgräflichen Hof konnte sich kein



Abb. 3: Mit alljährlichen Rokokospielen bleibt das 18. Jahrhundert und speziell die Regierungszeit von Markgraf Carl Wilhelm Friedrich im Bewußtsein der Ansbacher verankert.

Photo: Alexander Biernoth.

selbstbewußtes Bürgertum entwickeln. Markgraf Wilhelm Friedrich, der sich mit seiner Ehefrau Christiane Charlotte sehr gut verstand, verstarb 1723. Da sein Sohn Carl Wilhelm Friedrich noch minderjährig war, übernahm Christiane Charlotte als „*Obervormünderin*“ die Regierungsgeschäfte. 1729 übertrug die bereits todkranke Regentin ihrem 17-jährigen Sohn die Herrschaft. Noch im gleichen Jahr, kurz vor dem Tod der Mutter, heiratete Carl Wilhelm Friedrich mit der 14-jährigen preußischen Prinzessin Friederike Luise eine Schwester Friedrichs des Großen.

Carl Wilhelm Friedrich war eine schillernde absolutistische Herrschergestalt, die noch alljährlich durch die Rokoko-Festspiele im Volksbewußtsein präsent ist. Der auch als „*wilder Markgraf*“ bezeichnete Carl Wilhelm Friedrich war in vielen Bereichen eine extreme Persönlichkeit: Er unterhielt die größte Falknerei mit über 50 hauptamtlichen Falknern in der Sommerresidenz in Triesdorf, war oft ungestüm und unberechenbar sowie dem schönen Geschlecht sehr zugetan. So ging er

mit der Falknerstochter Elisabeth Wünsch eine „Ehe zur linken Hand“ ein und zeugte mit ihr vier Kinder, die er später unter dem Namen der „*Freiherren von Falkenhausen*“ in den Adelsstand erheben ließ. Er brachte den Umbau des Ansbacher Schlosses zu einer barocken Anlage zu Ende, ließ die Hofkirche St. Gumbertus und die Synagoge errichten. Seinem Schwager, dem preußischen König Friedrich dem Großen, verweigerte er die Gefolgschaft bei dessen kriegerischen Auseinandersetzungen. Angesichts preußischer Bedrohung und von einer drückenden Schuldenlast geplagt, verstarb Carl Wilhelm Friedrich noch nicht einmal 45-jährig, und sein einziger überlebender Sohn aus der Ehe mit Friederike Luise, Markgraf Christian Carl Friedrich Alexander, wurde 1757 sein Nachfolger.

Carl Alexander war aufgrund der hohen Schulden zu äußerster Sparsamkeit gezwungen und sah sich 1777 sogar genötigt, Ansbacher Truppen an die Krone Großbritanniens zu vermieten. Carl Alexander, der ab 1769 in

Personalunion auch Markgraf von Bayreuth war, interessierte sich aber mehr für die schöngeistigen Seiten des Lebens als für das Regieren. So dankte er 1791 unter dem Einfluß seiner Geliebten, der englischen Adligen Lady Elisabeth Craven ab, und übergab Ansbach an Preußen. Nachdem seine Ehe mit Friederike Caroline aus dem Haus Sachsen-Coburg-Saalfeld kinderlos geblieben war, wären seine beiden Fürstentümer nach seinem Tod sowieso an die Krone Preußen gefallen. In Ansbach regierte fortan der später als Reformler berühmt gewordene Karl August von Hardenberg als Statthalter des preussischen Königs.

Durch den Vertrag von Schönbrunn wurde das Fürstentum Ansbach 1806 Teil des neu-



Abb. 4: Markgraf Christian Carl Friedrich Alexander, der von 1757 bis 1791 regierte, hat Ansbach fast schuldenfrei an Preußen abgetreten und sich mit einer jährlichen Rente ausgestattet mit seiner Geliebten Lady Craven nach England zurückgezogen.
Photo: Alexander Biernoth.

gegründeten Königreichs Bayern. Obwohl sich die Einwohner in eindringlichen Bittbriefen für den Verbleib bei Preußen einsetzten, endete 1806 die Zeit als Residenzstadt und die Regierung des Rezatkreises (ab 1838 von Mittelfranken) ersetzte die markgräfliche Landesregierung.

Als Garnisonsstadt kam Ansbach im 19. Jahrhundert und vor allem im 20. Jahrhundert eine herausragende Rolle zu. Es sei hier nur auf das Kampfgeschwader 53, die sogenannte „Legion Condor“ hingewiesen, die im Stadtteil Katterbach ihren Fliegerhorst hatte. Noch am Ende des Zweiten Weltkrieges, am 21. und 22. Februar 1945, wurde der Ansbacher Bahnhof bombardiert, wobei weit über 600 Menschen zu Tode kamen. Im Bahnhofsviertel wurden dabei auch einige historische Bau- denkmäler vernichtet.

Nach dem Zweiten Weltkrieg stieg die Bevölkerungszahl um ein Drittel an, und die Einwohner wurden durch die Integration der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge sehr gefordert. In den 1950er und 1960er Jahren stagnierte die Entwicklung, was an der räumlichen Enge der Stadt Ansbach lag. Erst mit der Gebietsreform 1972 und den damit verbundenen Eingemeindungen wuchs Ansbach auf rund 100 Quadratkilometer Fläche zur fünfgrößten Stadt Bayerns. Nun war durch die Ausweisung von Industriegebieten vor allem entlang der Bundesautobahn A 6 im Süden der Stadt eine gedeihliche Entwicklung möglich. In der Stadtsanierung setzte Ansbach in den 1980er Jahren bundesweite Maßstäbe. Der teilweise Abzug der amerikanischen Truppen aus dem Stadtgebiet machte schließlich 1996 die Gründung einer Fachhochschule möglich. Heute präsentiert sich Ansbach als das kulturelle und wirtschaftliche Zentrum Westmittelfrankens, was nicht zuletzt durch die Gründung eines eigenen Theaterensembles vor drei Jahren seinen krönenden Höhepunkt fand.

Erläuterung zum Ansbacher Stadtwappen

von

Alexander Biernoth

„Der stat Onoltzbach schilt: drei lichtblaue fisch und eyn wiesse bach in rotem feld“ – So lautet die älteste Beschreibung des Ansbacher Stadtwappens, die 1530 in dem Buch „Anfang, Ursprung und Herkommen des Thurniers“ von Georg Rixner veröffentlicht worden ist. Heute sieht das Stadtwappen immer noch so aus, bis auf den kleinen Unterschied, daß der schräg von links oben nach rechts unten verlaufende Bach mit den drei Fischen sich durch ein grünes Feld schlängelt.

Entwickelt hat sich dieses Stadtwappen aus dem Wappenschild der Edelfreien von Schalkhausen-Dornberg, die bis zum Beginn des Interregnums 1256 als Untervögte der Stauer, danach bis zu ihrem Aussterben als alleinige Vögte die Herrschaft über Stadt und Stift Onolzbach, wie Ansbach früher hieß, ausübten. Am Beginn der Ansbacher Geschichte steht ein Benediktinerkloster, das der fränkische Adelige Gumbertus um 748 gegründet hat. Kurz vor seinem Tod schenkte er es Karl dem Großen, der wiederum tauschte es mit dem Würzburger Bischof gegen Besitzungen im Süden Thüringens. Für diesen übernahmen Vögte vor Ort die Verwaltung und den Schutz der Mönche.

Die Dornberger drängten den Einfluß der Würzburger Oberhirten zurück, so daß sie schließlich de facto die Landesherren in Ansbach waren. Nach ihrem Aussterben in männlicher Linie 1288 verkauften ihre Erben, die Grafen von Oettingen, Ansbach im Jahr 1331 an die Burggrafen von Nürnberg, die Hohenzollern, die 1456 ihre Hauptresidenz von der Cadolzburg nach Ansbach verlegten. Der Rat der Stadt Ansbach behielt als Siegel anfangs das der Dornberger bei. Es war ein weißer Balken, der sich von links oben nach rechts unten durch ein rotes Feld zog. Im Laufe der Zeit wurde aus dem Balken ein geschwungener Streifen und ab dem 16. Jahrhundert begann man, in diesem drei Fische abzubilden. Als sich im 17. Jahrhundert der Name der Ho-



Abb.: Das Ansbacher Wappen.

henzollernresidenz von Onolzbach zu Ansbach veränderte, wurde aus dem roten Feld ein grünes. Es sollte damit an den Onolzbach erinnert werden, der einst Ansbach den Namen gegeben hatte. 1702 berichtet Melchior Adam Spangenberg: „Onolzbach führet in ihrem Wappen drei Fische im Bache in einem grünen Schilde.“ Allerdings erscheint noch bis ins 19. Jahrhundert hinein das Stadtwappen manchmal ohne die drei charakteristischen Fische. Erst nach dem Übergang an das Königreich Bayern waren das offizielle Wappen der Stadt und die Dienstsiegel immer mit den drei Fischen versehen.

Im Volksmund wird überliefert, daß die drei Fische an den großen Fischreichtum der Rezat und auch des Onolzbaches erinnern sollten und daß der Markgraf einmal wegen der Rezatfische einen Rechtsstreit mit der Stadt verloren habe. Dieser Sieg über die Ansprüche des Landesherren veranlaßte die Räte der Stadt, so die Sage weiter, die Fische ins Wappen aufzunehmen. Ein ehemaliger Oberbürgermeister Ansbachs deutet das Stadtwappen so: Es geht fast überall in den Städten den Bach hinunter, nur in Ansbach schwimmen die Fische immer noch stromaufwärts.

Kaspar Hauser – (k)ein Rätsel unserer Zeit

von

Alexander Biernoth

Nachdem Kaspar Hauser am Pfingstmontag, den 26. Mai 1828, in Nürnberg auftauchte und binnen kürzester Zeit zum berühmtesten Findling der neueren Geschichte geworden war, kam er 1831 auf Betreiben von Philipp Henry, des 4. Earls of Stanhope, nach Ansbach. Hier erlag er am 17. Dezember 1833 den Folgen eines Mordanschlags.



Abb. 1: Als Kaspar Hauser am Pfingstmontag 1828 in Nürnberg auftauchte, machte er einen verwahrlosten und verwirrten Eindruck.

Diese zwei Jahre in Ansbach genügten, daß sich das „Kind Europas“ in die Geschichte der mittelfränkischen Regierungshauptstadt einschrieb und weit über Zeit und Raum zu ihrem bekanntesten Bürger wurde. Kaspar Hauser ruft seit über 175 Jahren ein weites Feld an Forschungen hervor – allen Fragen

voran das Rätsel seiner Herkunft. Selbst durch modernste Genanalysen, zuletzt im Auftrag des Fernsehsenders ZDF im Dezember 2002 durchgeführt, konnte seine wahre Abstammung nicht zweifelsfrei geklärt werden. Die Wahrscheinlichkeit, daß Kaspar Hauser als ein Sproß des badischen Herrscherhauses gelten kann, ist sehr groß. Seit 1998 stellt sich die Stadt Ansbach alle zwei Jahre im Rahmen der Kaspar-Hauser-Festspiele der Aufgabe, durch eine vielfältige Auswahl gegebener und neuer Arbeiten, das Einzigartige dieses Phänomens deutlich zu machen.

In der Ausgabe Nr. 48 vom 25. November 1996 hatte das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ getitelt: „Der entzauberte Prinz: Kaspar Hauser“. Durch die Untersuchung genetischer Reste, die sich an der Kleidung erhalten haben, die Kaspar Hauser am Tag des Attentats, dem 14. Dezember 1833, im Ansbacher Hofgarten getragen hatte und die heute im Ansbacher Markgrafen-Museum ausgestellt wird, meinten die Journalisten unter Führung von Stefan Aust eine verwandtschaftliche Beziehung des Findlings zum Hause Baden ausschließen zu können.

Ausgangspunkt für die Untersuchungen war die Kleidung, die Kaspar Hauser am Tag des Attentats getragen haben soll und die noch am gleichen Tag von der Polizei beschlagnahmt worden war. Die Kleidungsstücke waren in der Asservaten-Kammer des Ansbacher Landgerichts bis 1888 aufbewahrt worden. Nachdem die Akten im Mordfall Kaspar Hauser offiziell geschlossen worden waren, wurden die Asservate versteigert. Der Historische Verein für Mittelfranken erwarb die Kleidungsstücke und stellte sie in seinen Sammlungen aus. Nach der Vereinigung der Museumsbestände des Vereins mit denen der Stadt Ansbach im Jahr 1932 kamen die Kleidungsstücke in das Markgrafen-Museum, wo

die Kleidungsstücke bis auf den heutigen Tag in einer Vitrine ausgestellt sind.

Im Bund der Unterhose hatte sich ein nicht ganz handtellergroßer Blutfleck erhalten, der vor Verunreinigungen, wie Staub, geschützt war, weil die Hose darüber gezogen war. Aus dem zweilagigen Hosenbund wurde aus der dem Körper zugewandten Seite ein etwa streichholzschachtelgroßer Lappen herausgeschnitten und die darauf befindlichen Blutreste genetisch untersucht.



Abb. 2: Im Markgrafen-Museum ist auch die Unterhose Kaspar Hausers, die im Mittelpunkt der ersten Genuntersuchung stand, ausgestellt.

Dabei machten sich die Pathologen und Genforscher eine erst Anfang der 1990er Jahre entdeckte Erkenntnis zunutze: Neben der DNA im Zellkern gibt es noch in anderen Zellbausteinen, den so genannten Mitochondrien, genetisches Material. Die Mitochondrien enthalten von der Zellkern-DNA unabhängige und unverwechselbare Gene. Man bezeichnet sie als „mtDNA“. Sie besteht aus nur 16.569 Basenpaaren und ist damit viel kürzer als die Zellkern-DNA. Die Mitochondrien, und mit ihnen die DNA, werden nur über die Eizelle von der Mutter an das Kind weiter gegeben. Somit entspricht die „mtDNA“ eines Menschen immer genau der seiner Mutter. Die

„mtDNA“ von Personen aus einer mütterlichen Erbschaftslinie stimmen also miteinander überein. Das Erbmaterial in den Zellkernen eines Chromosoms einer jeden Zelle ist aus einer langen Kette von Molekülen aufgebaut, der Desoxyribonukleinsäure (DNS – beziehungsweise DANN, vom englischen „acid“ für Säure). Als Kettenglieder fungieren nur die vier immer gleichen Basen: Adenin (A), Thymin (T), Guanin (G) und Cytosin (C), circa 250 Millionen von ihnen bilden einen DNA-Strang. Dabei bildet die charakteristische Reihenfolge eines DNA-Moleküls den eigentlichen genetischen Code.

Bei der DNS in den Mitochondrien treten Unterschiede nur in Form von kleineren Abweichungen in der Basenabfolge auf, wie sie sich im Lauf der Generationen durch Mutation ereignen können. Das macht die „mtDNA“ zur geeigneten Grundlage für die Untersuchungen der Rechtsmedizin, wenn es darum geht, verwandtschaftliche Beziehungen einer Person auf Basis des „genetischen Codes“ festzustellen.

Bei diesen Untersuchungen analysiert man das Auftreten und die Reihenfolge der vier immer wiederkehrenden Basen-Bausteine, wie sie auf bestimmten „mtDNA“-Abschnitten auftreten. Dazu wird zunächst nach kleinsten Spuren von DNA in Gewebeproben, wie Haaren, Blut, Haut oder Knochen gesucht. Die DNA wird durch chemische Methoden vervielfältigt und sichtbar gemacht. Nachfolgend wird die unverwechselbare Reihenfolge der vier Bausteine C G T A bestimmt und mit der Reihenfolge anderer Proben auf Identität oder Nicht-Identität verglichen.

Nachdem nun sowohl von Wissenschaftlern des Rechtsmedizinischen Institutes der Universität München als auch vom Forensischen Institut des Britischen Innenministeriums in Birmingham der genetische Fingerabdruck aus dem Blut der Unterhose ermittelt worden war, wurde dieser Code mit Nachkommen der jüngeren Schwestern des Erbprinzen, für den man Kaspar Hauser hält, verglichen. Als direkte Nachfahren – und damit Träger der gleichen „mtDNA“ wie der vermeintliche Erbprinz Kaspar Hauser – wurden zwei Frauen ausfindig gemacht: Die eine Dame, Nachfahrin in vierter Generation der

ins Hohenzollern-Geschlecht eingeheirateten Josephine (1813–1900, jüngere Schwester des Erbprinzen, 1834 mit Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen verheiratet), ist Stephanie von Zallinger-Stillendorf in Bozen. Die zweite ist eine Nachfahrin der Marie von Hamilton (1817–1888, ebenfalls eine jüngere Schwester des Erbprinzen); sie gab unter notarieller Aufsicht Blut ab, möchte aber nicht in der Öffentlichkeit genannt werden.

Ergebnis der Untersuchung war, daß die „mtDNA“ des Blutes auf der Unterhose, nicht mit dem der beiden adligen Damen übereinstimmte. Das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ ging 1996 davon aus, daß die Blutreste auf der Unterhose wirklich von Kaspar Hauser stammen, und somit stand für die Hamburger Journalisten fest, daß Kaspar Hauser in keinem verwandtschaftlichen Verhältnis zum Haus Baden steht und auch nicht der Erbprinz sein könne.

In der Reihe „Sphinx“ haben sich Journalisten des Fernsehsenders ZDF im Jahr 2002 noch einmal mit der Problematik beschäftigt und die im Ansbacher Markgrafen-Museum verwahrte Kleidung nach weiteren Gen-Resten untersucht: Es wurden vier Gen-Proben auf der Kleidung gefunden, unter anderem wurden Schweiß-Reste aus dem Hutband im Zylinder entnommen, und zwei Haarlocken Kaspar Hausers, eine aus dem Ansbacher Museum, die andere aus dem Nachlaß Anselm von Feuerbachs, untersucht. Alle sechs Proben stammten beim Vergleich der „mtDNA“ von der gleichen Person. Die auf der Unterhose gefundenen Gen-Reste sind aber von einem anderen Menschen. Wie und warum die Blutspur auf dem Bund der Unterhose manipuliert wurde, ist ein Rätsel.

Die Wissenschaftler zogen als Schlußfolgerung: Wenn sechs an verschiedenen Stellen gefundene Gen-Proben von ein und der selben Person stammen, dann müssen sie von der historischen Figur Kaspar Hauser sein, da auch mit größter krimineller Energie nicht an so vielen Stellen die Gen-Spuren hätten gefälscht werden können. Der Vergleich des neuen DNA-Codes ergab eine sehr große Ähnlichkeit zu dem der beiden Nachfahren der Schwestern des Erbprinzen. Es ist damit wahrscheinlicher geworden, daß Kaspar Hau-

ser der badische Erbprinz war, aber endgültig bewiesen ist es noch nicht.

Einer der beteiligten Wissenschaftler faßte die Ergebnisse so zusammen: „Wenn man den DNA-Code der Ur-Ur-Ur-Ur-Enkelin von Stephanie de Beauharnais [die vermeintliche Mutter Kaspar Hausers, Anm. d. Verf.] vergleicht mit dem Kaspar Hauser zugeordneten Code, dann finden wir in allen wesentlichen Positionen Übereinstimmung, bis auf eine einzige Position, wo sie sich nicht decken. Zum jetzigen Zeitpunkt wäre es unverantwortlich, einen Ausschluß zu formulieren, so daß immer noch die Möglichkeit besteht, daß Kaspar Hauser ein biologischer Verwandter zum Haus Baden ist.“

Endgültig lösen könnte man den Fall Kaspar Hauser, wenn man im Erbbegräbnis des Hauses Baden in der Schloßkirche in Pforzheim den Sarg der Stephanie de Beauharnais und den ihres im Kleinkindalter verstorbenen, namenlosen Sohnes öffnen würde und die genetischen Codes der beiden Leichen eine Mutter-Sohn-Beziehung ergäben. Dann wäre die Erbprinzen-Theorie vom Tisch und Kaspar Hauser als Betrüger entlarvt.

Eine Untersuchung des Grabes von Kaspar Hauser auf dem Ansbacher Stadtfriedhof ist schwierig, da durch die beiden Bombenangriffe am 22. und 23. Februar 1945 auch die Umgebung des Grabes in Mitleidenschaft gezogen worden war. Eine Exhumierung der Leiche würde Zweifel an deren Authentizität aufwerfen und die Störung der Totenruhe in keinem Verhältnis zur wissenschaftlichen Erkenntnis stehen.

Trotz aller wissenschaftlichen Akribie bleibt die Frage, wem eine endgültige Aufklärung der Herkunft Kaspar Hausers nutzen würde. Der Stadt Ansbach käme ein touristisches Aushängeschild abhanden und ein Mythos, wie ihn seine hier zitierte Grabinschrift nährt, würde zerstört:

*Aenigma
sui temporis
ignota nativitas
occulta mors*

[Ein Rätsel seiner Zeit,
unbekannt seine Herkunft,
geheimnisvoll sein Tod].

Zeittafel zum Leben Kaspar Hausers

1787	Es kommt zur Aufspaltung des markgräflichen Hauses Baden: Carl-Friedrich heiratet zum zweiten Mal, die 40 Jahre jüngere Luise Geyer von Geyersberg. Da sie nicht standesgemäß war, ließ er sie zur „Reichsgräfin von Hochberg“ adeln.
1801	Carl-Ludwig, der älteste Sohn von Carl-Friedrich, stirbt. Ein auffälliges Dahinscheiden der männlichen Zähringer beginnt.
1806	Die Großherzogswürde wird an das Haus Baden verliehen, verknüpft mit dem Geschlechternamen „Zähringen“. Heirat von Großherzog Carl (Enkel von Carl-Friedrich) und Stephanie de Beauharnais, einer Adoptivtochter Napoleons.
1811	Tod des Großherzogs Carl-Friedrich.
1812	Am 26. September wird der Sohn und Erbprinz des badischen Großherzogs Carl und seiner Gemahlin Stephanie de Beauharnais – vermutlich der spätere Kaspar Hauser – geboren. Am 29. September kommt Johann Ernst Jakob Blochmann, Kind einer zu jener Zeit bei der Reichsgräfin von Hochberg bediensteten Familie, zur Welt. Vermutlich läßt die Gräfin von Hochberg, die ihren eigenen Kindern die Thronfolge sichern will, einige Tage später die beiden Säuglinge vertauschen.
1812–1815	Der vertauschte Erbprinz, alias Jakob Blochmann, verstirbt am 16. Oktober 1812 – vermutlich wird er ermordet. Der eigentlich Erbprinz, Kaspar Hauser, lebt bei seiner Ziehmutter Elisabeth Blochmann in Karlsruhe bis zu deren Tod 1815.
1815	Kaspar Hauser wird wahrscheinlich nach Schloß Beuggen bei Laufenburg am Hochrhein verschleppt, das damals im Besitz des Großherzogtums Baden war. Das leere Schloß, das wegen Typhusgefahr fluchtartig verlassen wurde, ist ein idealer Ort, um Kaspar zu verstecken. Dort könnte er in einem dunklen Kellergewölbe gefangen gehalten worden sein – in einem bis vor wenigen Jahren zugemauerten Verließ wurde eine Pferdezeichnung entdeckt, die auf Kaspar Hausers Aufenthalt dort hindeutet.
1816	Am Ufer des Rheins in der Nähe von Basel wird eine Flaschenpost mit geheimnisvoller Nachricht gefunden: „Ich werde in einem Keller bei Laufenburg am Rhein gefangen gehalten ...“ Bald darauf könnte Kaspar weiter verschleppt worden sein, da Schloß Beuggen aufgrund von Zeitungsberichten über den Inhalt der Flaschenpost nicht mehr sicher war. Seine wahrscheinlich letzte Station vor seiner Ankunft in Nürnberg ist Schloß Pilsach bei Neumarkt in der Oberpfalz.
1817	Alexander, der zweite Sohn von Carl und Stephanie, stirbt im Alter von einem Jahr.
1818	Carl, der leibliche Vater Kaspar Hausers stirbt.

1828	<p>Am 26. Mai (Pfingstmontag) taucht der etwa 16-jährige Kaspar Hauser auf dem Nürnberger Ünschlittplatz auf. Sein Entwicklungsstadium liegt unter dem eines Kleinkindes. Er hält einen Brief in der Hand, worin steht, daß er am 30. April 1812 von einer Magd geboren worden sei. Kaspar kommt ins Gefängnis auf die Nürnberger Burg. Anselm Ritter von Feuerbach (Präsident des Appellationsgerichtes in Ansbach) befreit Kaspar aus der Gefängnishaft und geht dem erstaunlichen Verdacht nach.</p> <p>Im Juni übergibt Feuerbach Kaspar in die Obhut des Gymnasiallehrers Georg Friedrich Daumer, der aufgrund einer Erkrankung nur noch eingeschränkt dienstfähig war und so genügend Zeit hatte, sich in seinem Haus auf der Insel Schütt in Nürnberg um den Findling zu kümmern. Ein umfassendes Erziehungsprogramm soll Kaspar in sein neues Leben in Freiheit führen.</p>
1829	<p>Am 17. Oktober wird im Wohnhaus des Lehrers Georg Friedrich Daumer ein erster Mordanschlag auf Kaspar Hauser verübt. Am selben Tag betritt Philipp Henry, der 4. Earl of Stanhope, zum ersten Mal die Bildfläche.</p> <p>Am 4. November teilt der bayerische König Ludwig I. Kaspar Hauser eine polizeiliche Schutzwache zu und setzt eine ungewöhnlich hohe Belohnung für Beweise zum Anschlag aus.</p>
1830	<p>Mit Ludwig stirbt der letzte männliche Zähringer. Leopold (Sohn der Reichsgräfin von Hochberg) besteigt als erster Hochberg den Thron des Großherzogtums Baden und begründet die bis 1918 im Land regierende Hochberg-Dynastie.</p>
1831	<p>Am 28. Mai treffen Kaspar Hauser und Lord Stanhope erstmals zusammen. Stanhope kümmert sich rührend um Kaspar und überschüttet ihn mit Geschenken und Aufmerksamkeiten. Zwischen den beiden entwickelt sich eine enge Beziehung.</p>
1832	<p>Am 19. Januar findet die Beziehung zwischen Hauser und Stanhope ein plötzliches Ende. Stanhope verläßt Ansbach und läßt Kaspar in Pflege bei dem Lehrer Johann Georg Meyer zurück. Sämtliche Briefe, die Kaspar an Stanhope schreibt, bleiben unbeantwortet.</p> <p>Im selben Jahr zieht Feuerbach in seiner Schrift „Kaspar Hauser – Beispiele eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen“ unmißverständlich das Fazit seiner Nachforschung über Kaspar Hauser: Er hält ihn für den entführten Erbprinzen aus dem Hause Baden.</p>
1833	<p>Am 29. Mai stirbt Anselm von Feuerbach in Frankfurt am Main – wahrscheinlich ist er vergiftet worden. Am 14. Dezember findet ein zweites Attentat auf Kaspar Hauser im Hofgarten von Ansbach statt. Ein Unbekannter sticht mit einem Dolch auf ihn ein. Nur drei Tage darauf, am 17. Dezember, stirbt Kaspar Hauser im Haus seines damaligen Pflegevaters Johann Georg Meyer an den Folgen des Attentats.</p> <p>Am 20. Dezember wird Kaspar Hauser unter „größter Anteilnahme der Bevölkerung“ auf dem Ansbacher Stadtfriedhof beigesetzt.</p>

Quellen:

Huf, Hans-Christian: Sphinx – Geheimnis der Geschichte. Von Spartacus bis Napoleon, München 2002.

Internetauftritt des ZDF: www.zdf.de.

„Der Spiegel“, Nr. 48 vom 25.11.1996.

Diverse Zeitungsartikel, u.a. aus den „Nürnberger Nachrichten“ und der „Fränkischen Landeszeitung“.

Der Ansbacher Robert Limpert – Vaterlandsverräter oder Märtyrer?

von

Robert Heurung

Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus beschränkt sich bis zum heutigen Tage auf eine verhältnismäßig knappe Liste von Namen. Oft stehen diese im Zusammenhang mit dem Militär oder mit Menschen, welche sich direkt mit der Beseitigung Adolf Hitlers oder mit einem Putsch gegen diesen befaßten. Eine Ausnahme hierbei war zum Beispiel die Gruppe um die jungen Erwachsenen Hans und Sophie Scholl, welche mit der Gründung der „Weißen Rose“ das Paradebeispiel für eine zivile Widerstandsgruppe stellten.

Es gibt jedoch noch einen anderen Namen, welcher im Zusammenhang mit dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus genannt werden muß – Robert Limpert. Erstaunlicherweise zeigte der mit 19 Jahren hingegerichtete Ansbacher Robert Limpert bereits seit seiner Jugend eine klare Abneigung gegen das nationalsozialistische Regime. Eine Abneigung gegen ein Regime, in dem er aufwuchs und in dem er lernte, sich eine eigene, unabhängige Meinung zu bilden. Wodurch aber drückte er seine Meinung aus? Wie handelte er folglich? Endlich warum mußte Robert Limpert bereits mit 19 Jahren sterben?

Wenn man sich mit der Person Robert Limperts sowie mit Berichten der Zeitzeugen befaßt, welche mit jenem eng oder nur flüchtig in Kontakt standen, so stellt man sich die Frage, inwieweit dies erlaubt, sein Handeln einzuschätzen. Weiterhin fragt man sich, inwiefern sein Handeln einen Sinn hatte; und – warum steht über Robert Limpert so wenig geschrieben?

Es gibt nur sehr wenig Fachliteratur, welche sich dann auch nur teilweise mit der Person Robert Limpert befaßt. Auffällig ist hierbei, daß allein eines dieser Bücher¹⁾ frei entstanden ist, während die restliche Literatur meist ausschließlich Bezug auf dasselbige

nimmt. Den meisten Aufschluß über Limperts Persönlichkeit geben die Akten über den „Fall Robert Limpert“, welcher eigentlich das Gerichtsverfahren gegen dessen ‚Henker‘ beinhaltet. Sie bestehen aus einer ausgiebigen Ansammlung der Aussagen von Zeitzeugen, Tatzeugen und Angeklagten sowie aus Stellungnahmen der zuständigen Sachbearbeiter des Falles und den letztendlichen Urteilen sowie deren Umsetzung. Ursprünglich entstammen diese Akten zum Teil den Archiven der Staatsanwaltschaften von Freiburg und Nürnberg. Der größte Teil jedoch wurde im Archiv der Ansbacher Staatsanwaltschaft aufbewahrt. Später wurden sämtliche Akten in das Staatsarchiv nach Nürnberg verlegt, wo sie in ihrer Gänze bis heute vorhanden sind.

I. *Werdegang und Person Robert Limperts*

Am 8. Februar 1945, gut ein halbes Jahr nach seinem 19. Geburtstag, verfaßte Robert Limpert in der Wohnung seines väterlichen Freundes, des Würzburger Domkapitulars Dr. Kainz, sein Testament. Zu diesem Zeitpunkt konnte er wahrscheinlich noch nicht ahnen, welchem Schicksal er etwa zwei Monate später erlegen sein würde. Der Grund für seine Niederschrift lag hauptsächlich in der Tatsache, daß er an einem schweren Herzleiden laborierte. Beigefügt hatte er auch seine eigene Todesanzeige, in die zur Vollendung nur noch das Todesdatum hätte eingesetzt werden sollen.²⁾

Robert Limpert wurde am 15. Juli 1925 in Ansbach geboren.³⁾ Seine Eltern, Isidor Limpert und Rosa Limpert, geborene Laubner, legten bei ihren Kindern stets Wert auf eine religiöse Erziehung und machten aus ihrer Abneigung gegen das nationalsozialistische Regime keinen Hehl.⁴⁾ Nachdem sein Vater

Isidor Limpert aufgrund antifaschistischer Äußerungen aus dem Amt eines Reichsbahninspektors entlassen worden war, nahm dieser eine Anstellung im Ansbacher Landratsamt an. Seine Mutter Rosa Limpert, eine sehr gebildete und hochmoralische Frau, steuerte durch ihre Anstellung als Lehrerin in gleicher Weise zum Familienunterhalt bei.⁵⁾

Wie die allermeisten Jugendlichen war Robert Limpert bis zum 18. Lebensjahr Mitglied der Hitlerjugend, wurde jedoch wegen seines Herzleidens und seines damit verbundenen üppigen Körperbaus von den aktiven Handlungen ausgeschlossen. Robert Limperts schulische Laufbahn war stets durch seine Position als Klassenprimus gekennzeichnet, wodurch er in seinen Eltern große Hoffnungen auf seinen späteren Lebensweg erweckte. Diese Hoffnungen schwanden jedoch bald, nachdem Limpert seine Ablehnung gegen das herrschende Regime immer mehr öffentlich zur Schau stellte.⁶⁾ Es gab nur wenige Lehrer, welche seine Ansichten teilten, zu denen unter anderen Dr. Karl Bosl zählte, welcher als erster nach Kriegsende das Amt des Oberbürgermeisters von Ansbach antrat.⁷⁾

„*Wer ist heute noch Nazi?*“, „*Ende mit dem Krieg!*“⁸⁾ Während einer routinierten Nachtwache am Ansbacher Gymnasium Carolinum schrieb Limpert diese beiden Sätze zusammen mit seinem damaligen Jugendfreund Wolfgang Hammer auf die Tafeln mehrerer Klassenzimmer. Zu dieser Zeit im Jahr 1943 besuchte er das Gymnasium im achten Schuljahr (heute Jahrgangsstufe 12). Dieser Streich zog ein Disziplinarverfahren nach sich, dessen Lehrerbesprechung die beiden Jugendlichen mit einem im Besprechungsraum versteckten Mikrophon belauschten. Nachdem sie dabei durch den Hinweis eines jüngeren Mitschülers vom Hausmeister auf frischer Tat ertappt worden waren, wurden beide von der Schule verwiesen und wechselten schließlich auf ein Gymnasium nach Erlangen, auf dem Robert Limpert sein Abitur ablegte. Der Schulwechsel hatte allerdings keine Auswirkungen auf Limperts Leistungen. Deutsch, Griechisch und Latein legte er mit der Note Eins ab, während er in allen anderen Fächern durchgehend die Note

Zwei erreichte. Die einzige Ausnahme war die Prüfung in Mathematik, die er mit einer Vier abschloß. Nachdem er seine Schulzeit absolviert hatte, sprach dieser, wie berichtet wird, fließend Latein, Spanisch, Italienisch und Griechisch und eignete sich nebenbei noch Kenntnisse in verschiedenen orientalischen Sprachen an.⁹⁾

Daraufhin beschloß er, in Wien Orientalistik zu studieren, was ihm aufgrund seiner politischen Ansichten aber verwehrt wurde. Ebenso wurde ihm die Immatrikulation an einigen anderen deutschen Universitäten verweigert, weshalb er sich schließlich bei der Universität in Fribourg in der Schweiz bewarb. Seitens der Universität stand der Immatrikulation nichts im Wege, jedoch verweigerte ihm das NS-Regime die Auswanderung, womit erneute Probleme auftraten. Nachdem auch dieser Versuch, einen Studienplatz zu erhalten, gescheitert war, trat Robert Limpert der Würzburger Universität im Wintersemester 1944/1945 als Gasthörer bei. Während dieser Zeit bemühte er sich weiterhin um eine Ausreisegenehmigung in die Schweiz, welche er schließlich auch im Hauptamt des Sicherheitsdienstes in Berlin erhielt.

Am 8. März 1945 wurde Robert Limpert zur Wehrmacht eingezogen und im Fliegerhorst Seligenstadt bei Würzburg stationiert. Acht Tage später jedoch, am 16. März 1945, erlitt er bei dem vernichtenden Fliegerangriff auf die Stadt Würzburg einen schweren Herzanfall und wurde daraufhin als wehruntauglich aus der Wehrmacht entlassen. Die folgenden Wochen verbrachte Limpert in seiner Heimatstadt Ansbach.

Am 18. April 1945 erreichte ein Brief sein Elternhaus, in dem er von der schweizerischen Universität in Fribourg als ordentlicher Student anerkannt wurde. Limpert aber konnte aufgrund der zwischenzeitigen Vorfälle diesen Bescheid nicht mehr selbst einsehen.¹⁰⁾

II. Der aktive Widerstand

Nach Augenzeugenberichten lebte Robert Limpert sein Leben stets nach seinen und den

familiär geprägten Ansichten. Vor allem auch sein starker katholischer Glaube veranlaßte ihn dazu, die in sich verzwickten Widersprüche des NS-Regimes herauszufiltern und dagegen vorzugehen. Zu diesen Widersprüchen zählte zum Beispiel Hitlers Lebensraumpolitik im Osten, welche gegen Ende des Krieges in einem krassen Gegensatz zum „Führerbefehl“ vom 19. März 1945 stand,¹¹⁾ welcher besagte, „das Deutsche Reich bis aufs Messer zu verteidigen“,¹²⁾ was einer Ausrottung des deutschen Volkes gleichgekommen wäre. Limpert erkannte diese Gefahren sehr früh und sah bereits zu Schulzeiten keinen Anlaß, seine Meinung darüber zu verbergen.

1. Die äußeren Umstände des Krieges im Zusammenhang mit Limperts Heimatstadt Ansbach

„Für die Befolgung dieses Befehls sind die in jeder Stadt ernannten Kampfkommandanten persönlich verantwortlich. Handeln sie dieser soldatischen Pflicht und Aufgabe zuwider, so werden sie wie alle zivilen Amtspersonen, die den Kampfkommandanten von dieser Pflicht abspenstig zu machen versuchen, [sic!] oder gar ihn bei der Erfüllung seiner Aufgabe behindern, zum Tode verurteilt.“¹³⁾

Mit diesem Nachtrag vom 12. April 1945, der von Himmler unterzeichnet wurde und auch für die Öffentlichkeit bestimmt war, war der Führerbefehl komplett. Er sollte für Hitler und dessen gnadenlose Anhänger den kompromißlosen, schließlich selbst gewählten Untergang des Reiches bedeuten. An diesem Tag verlief die Front nur noch etwa 30 Kilometer von Ansbach entfernt nahe Uffenheim.¹⁴⁾

Einige Tage zuvor war der damals 50-jährige Luftwaffen-Oberst Dr. Ernst Meyer als Kampfkommandant der Stadt Ansbach eingesetzt worden. Das immer intensivere Vorrücken der US-Truppen veranlaßte den überzeugten Nationalsozialisten, der nach wie vor an den ‚Endsieg‘ glaubte oder glauben wollte,¹⁵⁾ dazu, den Führerbefehl in die Tat umzusetzen, woraufhin er am 14. April 1945 ein Richtlinienkonzept für die Verteidi-

gung der Stadt Ansbach entwarf. Meyer legte in diesem Verteidigungsplan besonderen Wert auf die äußere Organisation der Waffenbeschaffung, des Meldewesens, des Sanitätswesens, des Umgangs mit Munition und des Aufbaus von Straßensperren. Jedoch ließ er auch überdeutlich verlauten, was mit Kapitulierenden, sogenannten Vaterlandsverrätern, geschehen würde: „Häuser, die die weiße Fahne zeigen, werden angezündet, die Schuldigen erschossen. Der Werwolf bekämpft den Feind und richtet den Verräter.“¹⁶⁾

Robert Limpert war der „Verräter“ in Ansbach, dessen Ziel es war, Meyers Vorhaben zunichte zu machen, um somit eine gewaltfreie Übergabe seiner Heimatstadt an die US-Truppen zu ermöglichen. Vor allem sein Miterleben der Bombenangriffe auf Würzburg sowie die Bombardements auf das Ansbacher Bahnhofsviertel vom 22. und 23. Februar 1945, bei welchem über 450 Menschen starben,¹⁷⁾ bestärkten ihn zusätzlich in seiner Überzeugung, nun endlich aktiv gegen den selbstmörderischen Krieg des NS-Regimes vorgehen zu müssen.

2. Limperts Flugblattaktionen

Nachdem Robert Limpert am 6. April 1945 von seinem Herzanfall, den er in Würzburg erlitten hatte, wieder genesen war, trat er nun endgültig in die Rolle eines aktiven Widerstandskämpfers. In den beiden Wochen zuvor traf er sich mehrmals mit seinen ehemaligen Schulkameraden Hans Stürtzer, Herbert Frank und Wolfgang Hammer zum gegenseitigen Gedankenaustausch über die momentane Lage des Krieges. Alle Beteiligten waren sich darin einig, daß es etwas gegen das Regime zu unternehmen galt, doch letztendlich war es Robert Limpert, welchem das Gespräch allein nicht mehr genügte und der endlich zur Tat schreiten wollte.

Nachdem ein Freund und Gönner Limperts¹⁸⁾ den Büroschlüssel seines Vaters verwendet hatte, vervielfältigten Limpert und sein Jugendfreund Hans Stürtzer in der Nacht vom 6. auf den 7. April fünfzig Flugblätter mit dem dort vorhandenen Vervielfältigungsapparat. Limpert versuchte jetzt zum ersten

Mal, die Ansbacher Bevölkerung direkt auf die Situation des Krieges aufmerksam zu machen, und entwarf folgendes Flugblatt:

„Ansbacher!

Die Heere der Alliierten haben in unvergleichlichem Siegeszug den Atlantikwall durchbrochen, ganz Frankreich erobert, den Westwall erstürmt und stehen nun tief in Deutschland.

Der Krieg, der allein von Hitler angezettelt wurde, ist verloren!

Jeder weitere Kampf ist sinnlos!

Er kostet unnötiges Blutvergießen, das Blut eurer Männer und Söhne!

Durch jeden Tag weiterer Kriegsverlängerung, [sic!] werden neue Städte zerstört, neue Landstriche verwüstet und damit der Wiederaufbau unmöglich gemacht.

Darum: Macht Schluß [sic!] mit dem Krieg in Ansbach!

Gehorcht den Bonzen nicht mehr!

Reißt die Panzersperren nieder und hisst die weiße Fahne, wenn die alliierten Panzer kommen!

Das Sekretariat der vereinigten 6 antinazistischen Parteien Ansbachs.“¹⁹⁾

Neben dem Schlüssel zum Büro besorgte Limpert noch den Zentralschlüssel für sämtliche Parteischaukästen Ansbachs. In der Nacht vom 7. auf den 8. April rissen Limpert und Stürtzer die meisten der in Ansbach aufgehängten Propagandaplakate der NSDAP ab und ersetzten sie durch ihre selbst erstellten Flugblätter. Ausgerüstet mit Mehlapp, welcher zuvor von Stürtzers Mutter angerührt worden war, klebten sie die Flugblätter in Parteikästen, deren Schlüssel sie zuvor bei der Stadtverwaltung entwendet hatten, an Schaufenster, Plakatwände und auch Kirchentüren, was sich besonders deshalb anbot, weil am Tag darauf, einem Sonntag, ein Konfirmationsgottesdienst abgehalten wurde.²⁰⁾ Während ihrer Aktion wurden die beiden Männer von einem Mann des Volkssturms entdeckt, worauf sie sich fluchtartig trennen mußten. Limpert wurde von dem Mann, welcher mit einem Gewehr ausgerüstet war verfolgt, konnte aber unerkannt entkommen.²¹⁾

Am Sonntag, den 7. April 1945, erschien Robert Limpert sogleich bei Herbert Frank und bat diesen, ein weiteres Flugblatt zu entwerfen. Darin forderte die Gruppe um Limpert die Ansbacher Bevölkerung erneut auf, im Falle des Einmarsches der Alliierten, keinen Widerstand zu leisten und sie unterstrichen ihre Forderung zusätzlich mit dem Kampfruf: „*Tod den Nazihenkern!*“²²⁾

Von diesen Flugblättern fertigte Limpert einhundert Stück an. In der Nacht vom 14. auf den 15. April machte sich Robert Limpert, diesmal allein, auf den Weg, um die Flugblätter erneut an den üblichen Stellen anzubringen. Nebenbei riß er sämtliche Plakate der Ansbacher Kampfkommandantur ab, welche zum Schaufeln eines Schutzwalls befahlen. Der Bau des Walls fand daraufhin nicht statt, obwohl auf die Verweigerung dieses Befehls die Todesstrafe angekündigt worden war. Wäre der Wall wirklich aufgeworfen worden, wäre die Wahrscheinlichkeit einer gewaltsamen Einnahme Ansbachs durch die US-Truppen deutlich gestiegen. Auch in dieser Nacht wurde Limpert mehrmals von Männern des Volkssturms und der SS beobachtet, er konnte jedoch abermals entkommen.

Am 15. April 1945 erschien Limpert erneut bei Frank, welcher ihm sogleich ein drittes Flugblatt entwarf. Diesmal schilderte das Flugblatt die Geschehnisse in bereits von den Alliierten eroberten Städten um Ansbach. Wiederum forderten sie auf, weiße Fahnen zu hissen, und wiederum unterstrichen sie ihren Aufruf mit der bereits oben genannten Forderung: „*Tod den Nazihenkern!*“²³⁾

Noch am Abend des 15. April 1945 fertigte Limpert zweihundert Abschriften des Exemplars an. In der Nacht vom 16. auf den 17. April machte sich Limpert erneut auf den Weg in die Ansbacher Innenstadt, diesmal in Begleitung von Wolfgang Hammer. Neben den zweihundert Plakaten rüsteten sie sich noch mit dreihundert Flugzetteln mit der Aufschrift

*„Wir verteidigen Ansbach nicht!
Tod den Nazihenkern!“²⁴⁾*

und 25 alliierten Flugblättern aus, bestehend aus „*Nachrichten für die Truppe*“ und „*Reden Roosevelts und Churchills*“.²⁵⁾

Am 17. April besuchte Robert Limpert seinen Freund Herbert Frank zum letzten Mal. Er berichtete über die Erfolge der Flugblattaktion und über die Verkündigung der NSDAP, daß im Falle einer weiteren solchen Aktion der Belagerungszustand über Ansbach verhängt werden würde. Robert Limpert richtete seinem Freund aus, daß er ihn am nächsten Tag wieder besuchen wolle. Doch das konnte er dann nicht mehr.

3. Das Durchtrennen der Kommunikationskabel

Am selben Tag betrug die Entfernung der 12. US-Panzerdivision bereits nur noch etwa zehn Kilometer. Die Panzer durchbrachen die Sperren bei Feuchtwangen, was eine Gesamtumzingelung der Stadt Ansbach ermöglichte. Die Truppen konnten ohne nennenswerten Widerstand nach Ansbach vorstoßen. Am Morgen des 18. April erreichten sie schließlich die Dombachsiedlung, welche fast direkt an die Stadtgrenze anschloß.²⁶⁾

Dies erfuhr Limpert, als er gegen 7.30 Uhr an einer Menschengruppe von ungefähr 15 Personen vorbeiging. Er beschloß sodann, sich zum Rathaus zu begeben, um dem noch verbliebenen dritten Bürgermeister Böhm die Lage mitzuteilen. Er erreichte von diesem schließlich die Zusage für die kampflose Übergabe der Stadt. Des weiteren erhielt er den Auftrag, die amerikanischen Truppen bei der Gneisenau-Kaserne abzufangen, um diesen dort gegen 10.00 Uhr die Kapitulation der Stadt mitzuteilen.

Zunächst machte sich Limpert auf den Weg zu seinem früheren Gymnasiallehrer Dr. Bosl, um ihn über den neusten Stand der Situation aufzuklären. Auf dem Weg zum Schutzkeller des Gymnasiums verbreitete er die Nachricht von der Kapitulation bei allen Personen, denen er begegnete. Nachdem er Bosl die Ereignisse berichtet hatte, ging er zu seines Vaters Freund und Gönner Herrn Heinrich Pospiech in den Luftschutzkeller „Raab“. Dort wiederum verkündete Kreishandwerksmeister Eschenbach, daß der Kampfkommandant Meyer die Stadt nicht kampflos übergeben wolle.²⁷⁾

Die Nachricht, welche Limpert in der Stadt verbreitet hatte, war schließlich bis zu Meyer vorgedrungen. Daraufhin begab sich der Kampfkommandant zu Bürgermeister Böhm und verlangte von ihm die Rücknahme seiner Entscheidung. Böhm behauptete schließlich, daß er eine solche Entscheidung niemals getroffen habe.

Aufgrund dieser Ereignisse hatte Robert Limpert indessen eingesehen, daß es keinen Sinn mehr hatte, den Weg zur Kaserne anzutreten und machte sich statt dessen auf den Weg in die Innenstadt. Auf dem Weg dorthin begegnete er Oberst Meyer und fragte ihn, ob die Stadt nun übergeben werde.

„Nein, die Stadt wird bis zum Letzten verteidigt!“²⁸⁾, war die Antwort, die er bekam, woraufhin er einen folgenschweren Entschluß faßte. Robert Limpert ging nach Hause in die Kronenstraße 6, wo er seinen Eltern von seinem Vorhaben berichtete, den Kampfkommandanten Oberst Meyer zu erschießen. Er nahm seinen Revolver, den er auch bei seinen nächtlichen Flugblattaktionen immer bei sich



Abb. 1: Denkmal, angebracht an Robert Limperts Wohnhaus in der Ansbacher Kronenstraße 6.
Photo: Robert Heuring.

getragen hatte, und wollte sich von seinen Eltern verabschieden. Nachdem sein Vater nachdrücklich auf ihn einredete, ließ Robert Limpert von seinem Vorhaben ab und beschloß statt dessen, das Telekommunikationskabel der Zentrale der Kampfkommandantur zu durchtrennen, wovon er sich auch von seinen Eltern nicht abbringen ließ.

Um circa 10.55 Uhr begab sich Limpert in die König-Ludwig-Promenade, in der sich die Zentrale befand. Ohne Vorsicht und seine Deckung vernachlässigend, näherte er sich dem Zaun, an dem entlang die Kabel verlegt waren, und durchtrennte diese mit einer Zange. Daraufhin begab sich Limpert wieder nach Hause,²⁹⁾ fest in dem Glauben, das Vordringen der US-Truppen durch seine Tat so sehr beschleunigt zu haben, daß es vielleicht nur noch eine Stunde dauern würde, bis sie die Innenstadt erreicht haben würden. Er wiegte sich also vorerst in Sicherheit.

Jedoch wurde er bei seiner Aktion von zwei Hitlerjungen beobachtet, welche Robert Limpert von der Schule her kannten. Diese hatten sich nach ihrer Beobachtung zu einer Gruppe von Männern begeben, von denen ihnen einer (Reulein, Vorname unbekannt³⁰⁾) riet, der Polizei Meldung zu machen. Dies taten sie schließlich auch.

4. Festnahme, Verurteilung und Hinrichtung Robert Limperts

Die beiden Jungen im Alter von 13 und 14 Jahren gingen auf die Polizeiwache und erzählten ihre Beobachtung dem Hauptwachtmeister Döhla. Während dieser sogleich seinen Vorgesetzten, Oberleutnant Zippold, informierte, berichtete ihm ein bislang unidentifizierter Soldat, daß er den Kampfkommandanten Meyer bereits über den Vorfall aufgeklärt habe und daß dieser sich bereits auf den Weg zur Polizeiwache gemacht habe.

Nachdem Zippold auf der Polizeiwache angekommen war, weihte er den Kommandanten der Schutzpolizei, Hauptmann Hauenstein, in die Geschehnisse ein. Auf Hauensteins Befehl hin schickte Zippold den Hauptwachtmeister Döhla los, um „sich nach Limpert

umzusehen und, wenn er ihn antrifft, auf die Wache zu verbringen.“³¹⁾ Döhla traf Limpert wider aller Erwartungen schließlich zu Hause an und brachte diesen auf die Polizeiwache. Erst auf dem Weg dorthin fiel dem Wachtmeister ein, Limpert nach einem Waffenbesitz zu fragen, worauf ihm der geladene Sechs-Schuß-Revolver von Limpert widerstandslos übergeben wurde.³²⁾ Auf der Wache angekommen, befahl Zippold, bei Limpert eine Leibesvisitation durchzuführen, bei der eine Zange, zwei Flugblätter sowie ein neuer Flugblattentwurf und eine schwarze Maske zum Vorschein kamen.³³⁾

Kommandant Hauenstein befahl daraufhin, den Fall an den Oberregierungsrat Bernreuther zu übergeben. Zippold sollte Bernreuther aufsuchen, um ihm den Sachverhalt zu übermitteln. Nachdem Zippold Bericht erstattet hatte, versuchte Bernreuther den Kampfkommandanten Meyer zu erreichen, sprach aber lediglich mit einer, den Zeitzeugen unbekannt Person (welche schließlich Meyer verständigte), woraufhin Bernreuther befahl, daß Limpert festzuhalten sei, da über ihn die Todesstrafe verhängt werden würde.³⁴⁾ Bernreuther leitete schließlich noch eine Durchsuchung im Hause Limpert ein, wobei aber nicht genügend Materialien gefunden wurden, welche eine Festnahme der restlichen Familie hätten begründen können.³⁵⁾ Als Zippold wieder auf der Wache eintraf, teilte ihm Hauenstein die künftige Vorgehensweise des Verfahrens mit, welche zur Durchführung einer ordentlichen Gerichtsverhandlung nötig gewesen war. Hauenstein machte sich daraufhin auf den Weg in die Luftschutzbefehlsstelle. Als er das Rathaus verließ, traf er auf Oberst Meyer, welcher ihn sofort wieder ins Rathaus zurückbeordnete.³⁶⁾ Anschließend ließ sich Meyer zu Limpert in die Arrestzelle bringen und verhörte diesen etwa zwei Minuten lang. Auf die Frage nach dem Telephonkabel antwortete Limpert nur, er hätte sich dafür „interessiert“.³⁷⁾ Meyer ging mit dem offenbar festen Entschluß zu Hauenstein zurück, aus der ihm übertragenen Macht heraus ein Standgericht zu bilden, und er erhob somit selbst Anklage gegen Limpert.³⁸⁾ Er befahl Hauenstein als Vorsitzenden und Zippold und den ihn begleitenden Unteroffizier „Franz“³⁹⁾ als Beisitzer. Nachdem er le-

diglich nach den Meinungen der benannten Personen gefragt hatte, äußerte Hauenstein, daß Limpert „*staatsfeindlicher Untriebe dringend verdächtig*“ erschien und daß das Beweismaterial erdrückend wäre. Zippold hingegen fügte nur hinzu, daß Limpert nicht der einzige Täter hätte sein können.⁴⁰⁾ Anschließend sprach Meyer das Todesurteil aus, nachdem sich Hauenstein zuvor dazu geweigert hatte, und brachte die Verfügung zur Hinrichtung handschriftlich zu Papier.

„*Limpert Robert, 15.07.25 zu Ansbach, Student, ledig, kath.*

Isidor Limpert u. Rosa, geb. Laubner wohnh. Ansb. Kronenstr. 6 ist als der Hersteller und Verfasser staatsfeindlicher Anschläge überführt und zum Tode durch Erhängen verurteilt.

Meyer, Oberst
18/445. Kampfkdt Ansbach.“⁴¹⁾

Der gesamte Vorgang, bestehend aus der Vernehmung Limperts und der Verhandlung, nahm etwa fünf Minuten in Anspruch. „*Das Urteil wird sofort vollstreckt*“⁴²⁾ lautete die abschließende Bekanntgabe Meyers.

Während Zippold und Hauenstein den von Meyer verlangten Strick besorgten, schaute sich dieser im Hof des Rathauses nach einer geeigneten Stelle für die Hinrichtung um. Nachdem er einen Haken im Torbogen des Rathauses ausfindig gemacht hatte, ging Meyer zurück zu Limpert und verkündete diesem das Urteil. Robert Limpert wollte dem etwas entgegensetzen, wurde aber von Meyer barsch mit den Worten „*Du bist ein Staatsverbrecher und du hast nichts mehr zu melden*“⁴³⁾ zum Schweigen gebracht. Auch die Bitte nach einem Pfarrer wurde Limpert verweigert. Limpert wurde kurz darauf von Meyer und den Polizeibeamten zum Rathausbogen geführt, als aber ein „*Malheur*“⁴⁴⁾ geschah, wie Meyer es später in einer Gerichtsverhandlung bezeichnete. Während Meyer persönlich die Schlinge anfertigte, duckte sich Limpert, machte einen Satz zur Seite und rannte weg. Ohne zu zögern, folgte Meyer dem Flüchtigen, dicht hinter ihm etwa vier Polizisten. Limpert geriet ins Straucheln, denn er war durch seinen Herzfehler und seine damit verbundene Korpulenz

nicht besonders sportlich, und stürzte. Der Kampfkommandant griff ihn sogleich an den Haaren, worauf Limpert einen „*gellenden*“⁴⁵⁾ Schrei ausstieß und zerrte ihn zurück in Richtung Rathaus. Meyer legte Limpert, der nun nicht mehr im Stande war sich zu wehren, da er von zwei Schutzleuten festgehalten wurde, die Schlinge um den Hals. Limpert schrie ein letztes Mal nach Hilfe, aber niemand kam hinzu. Nachdem dies passiert war, befahl der Oberst den Strick anzuziehen. Dies taten die Schutzleute.⁴⁶⁾ Ein Augenzeuge, der das Geschehen zufällig aus der Ferne beobachtete und Limpert nach eigener Aussage während des Vorgangs gar nicht erkannt hatte, schilderte die anschließenden Momente folgendermaßen:

„*Der Delinquent hatte die Arme empor gehalten und fingerte sich an der Wand und der frischgebauten Luftschutzmauer empor, da er unter sich zufolge der im Eck liegende [sic!] Ziegelsteine immer noch Boden fand. Da bückte sich der Oberst und scharfte mit seinen Händen die Steine unter den Füßen des Delinquenten weg. Da riß der Strick, der Delinquent fiel mit der Schlinge und einem Strickrest um den Hals auf den Boden. Schnell machte der Oberst eine neue Schlinge, legte sie dem am Boden Liegenden neuerdings um den Hals, Schutzleute zogen wiederum an. Der Delinquent ließ jetzt die Arme hängen und hatte das Gesicht gegen die Gumbertuskirche gerichtet. Seine Füße standen immer noch auf, aber sie trugen das Gewicht des eigenen Körpers nicht mehr. Mit eingeknickten Knien blieb er hängen.*“⁴⁷⁾

Dies war die letzte Amtshandlung Meyers. Nachdem er seine vorgebliche soldatische Pflicht erfüllt hatte, als die er seine Tat ansah, floh er aus der Stadt. Ungefähr drei Stunden später, gegen 17.30 Uhr, marschierten die US-Truppen kampfflos, von weißen Fahnen empfangen, in die Ansbacher Innenstadt ein.

III. Robert Limpert, ein Vaterlandsverräter? – Mißachtung und Abwertung

Es war ungefähr 18.45 Uhr, als Limperts lebloser Körper endlich von einem ausländi-

schen Zivilarbeiter heruntergenommen wurde.⁴⁸⁾ Kein Ansbacher hatte die Courage dies zu tun, vor Angst, mit einem Verräter identifiziert zu werden, einem Verräter, dessen einzige Schuld es war, seine Heimatstadt gerettet zu haben. An seinem Körper hingen die Flugblätter, ergänzt durch einen weiteren Zettel mit der Aufschrift: „*Ich bin der Verfasser*“.⁴⁹⁾

Bis in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts wurde der Fall ‚Robert Limpert‘ zwiespältig betrachtet. Nicht selten kam es dazu, daß Menschen Robert Limperts Tat vertuefelten, um ihre eigenen Fehler zu vertuschen. Dies begann zum Teil⁵⁰⁾ bereits bei den beiden Hitlerjungen, [REDACTED]⁵¹⁾ und Kurt Kramer⁵²⁾ und deren Familienangehörigen. Reicherts Vater rechtfertigte die Handlung seines Sohnes mit seiner Erziehung, „*alles, was nicht richtig ist*“,⁵³⁾ der Polizei zu melden. Weiterhin setzte er Limperts Tat auf's Tiefste herab, indem er behauptete: „*Man will dem Limpert nachrühmen, er hätte die Stadt gerettet – das ist ja gar nicht wahr, der Draht war ja in fünf Minuten wieder geflickt.*“⁵⁴⁾

Noch krasser aber verhielt sich Reicherts Mutter, indem sie, völlig zusammenhangslos, vermerkte, daß Robert Limpert ja von der Schule „*geflogen*“⁵⁵⁾ sei. Mit diesem Ausdruck wollte sie darauf aufmerksam machen, daß ihr Sohn nur beim Ertappen eines ohnehin von der rechten Bahn abgekommenen Robert Limperts geholfen hätte. Der schon oben angesprochene Herr Reulein, welcher Reichert und Kramer nach ihrer Beobachtung zur Polizei geschickt hatte, war zugleich der Onkel Reicherts. Als dieser später zur Untersuchung des Falls vernommen wurde, behauptete er, sich an nichts mehr erinnern zu können, gab jedoch bei der Gegenüberstellung mit den beiden Jungen zu, den Ratschlag zur Denunzierung Limperts erteilt zu haben. Bemerkenswert ist, daß bei der Vernehmung Helmuth Reicherts herauskam, daß Reulein von Reichert das Schweigen über seine Person verlangt hatte. Dies gelang nicht. Helmuth Reichert selbst entpuppte sich bei der Vernehmung als durchaus verlogen, da seine Aussagen immer wieder voneinander abwichen. Nach Aussagen des Untersuchungsausschusses des Falles Limpert, stimmte die

Aussage Reicherts erst nach mehreren Mahnungen mit derer des Kurt Kramer überein.⁵⁶⁾

Die gesamte Familie Reichert stellt in diesem Fall ein Beispiel für den durchaus sturen und unbelehrbaren Nazigeist dar. Darüber hinaus setzten die Eltern Reicherts, Limperts Tat mit allen ersichtlichen Mitteln an Aussagen so dermaßen herab, um ihren Sohn am Ende als Helden aufleben zu lassen.

Ebenso uneinsichtig verhielt sich Oberst Ernst Meyer. Nachdem er aus Ansbach geflohen war, suchte er Unterschlupf in einem Kriegsgefangenenlager, wo er von den Amerikanern identifiziert wurde. Von dort wurde er nach Dachau gebracht. Man entschied, daß seine Tat nicht vor dem internationalen Kriegsgericht verhandelt werden sollte, worauf er am 16. Oktober 1945 nach Ansbach in das Gefängnis verlegt wurde.⁵⁷⁾ Dort wurde der Fall den örtlichen Behörden übergeben. Meyer wurde schließlich zu zehn Jahren Gefängnishaft verurteilt. Nach sechs Jahren wurde er jedoch auf Bewährung entlassen. Anschließend nahm er eine Stelle als Physiker in der Industrie an. Mit 72 Jahren ging er schließlich in ein Altersheim, in dem er im Alter von 97 Jahren starb.⁵⁸⁾

Während der kompletten Gerichtsverhandlung beteuerte Meyer stets, seine Pflicht getan zu haben. Nie zeigte er Einsicht. In aller Öffentlichkeit stellte er sich als Helden dar, der einen Vaterlandsverräter zur Strecke gebracht hätte.⁵⁹⁾ Offen erzählte er von seiner Abneigung gegen Limperts Person, allein schon deshalb, weil Limpert nicht an der Front gekämpft hatte.

Sogar von Unbeteiligten wurde Meyers Ansicht unterstützt. So behauptete ein SS-Generalleutnant sogar, daß Meyer unter Einsatz seines Lebens den Entschluß gefaßt habe, den Kampf um Ansbach frühzeitig zu beenden. Meyers Verteidigung ging soweit, daß man Limpert sogar als Soldatenmörder hinstellte, durch dessen Tat der Rückzugsbefehl viele Soldaten um Ansbach nicht mehr hatte erreichen können. Dabei war längst bekannt, daß die Kampfkommandantur zum besagten Zeitpunkt schon vorher in die Innenstadt verlegt worden war.⁶⁰⁾

IV. Robert Limpert, der Märtyrer – Ehrung und Andenken

Dennoch schafften es solche Aussagen nicht, den Namen Robert Limpert aus der Geschichte Ansbachs zu verdrängen, denn es gab auch andere Beteiligte, welche ihre Schuld eingestanden. So zum Beispiel die Familie des Hitlerjungen Kurt Kramer. Als der Vater des Jungen aus dem Krieg heimkehrte und vom Fall Limpert hörte, verurteilte auch er die Tat der Hitlerjungen, also die Denunziation Limperts. Zuerst wußte er nicht, daß sein Sohn einer von den beiden Denunzianten war. Seine Meinung änderte sich jedoch auch nicht, als er von den näheren familiären Umständen erfuhr, welche mit dem Fall verknüpft waren. Ebenso verhielt sich die Mutter Kramers, welche als gläubige Katholikin behauptete, noch ein Gewissen zu haben, welches die Tat ihres Sohnes nicht guthieß. Auch der Junge selbst stellte sich bei der gerichtlichen Vernehmung als einsichtig heraus. Er sagte sofort die Wahrheit und zeigte durchaus Reue für das, was durch seine Meldung geschehen war.⁶¹⁾

Besonders die in Ansbach einmarschierten Amerikaner waren von Limperts Tat sehr beeindruckt. In der nach Kriegsende erschienenen Publikation über die Operationen der 7. Amerikanischen Armee wurde die Tat Robert Limperts als einziges Beispiel aufgeführt, welches für eine sporadisch aufgetretene deutsche Opposition in den letzten Tagen des Krieges steht. Sogar eines seiner Flugblätter wurde ins Englische übersetzt und dieser Publikation, also dem Kriegsbericht der 7. Amerikanischen Armee über den Vormarsch auf Ansbach, beigefügt.⁶²⁾

Kurz nach dem Tode Limperts fertigte sein Schulfreund Heinrich Pospiech ein Denkmal an, welches bis heute an dessen ehemaligem Wohnhaus in der Kronenstraße 6 angebracht ist. Limpert wird hier als Märtyrer dargestellt, der vom Rücken eines Pferdes das bevorstehende Unheil hinausschreit, umgeben von der Henkerschlinge, welche sein Ende bedeuten soll.⁶³⁾

Bereits am 24. Mai 1945 verfaßten einige Freunde Limperts ein Bittschreiben an den

damals noch amtierenden Oberbürgermeister der Stadt Ansbach Hans Schergele, indem sie eine Tafel zum Gedenken an Limpert forderten.⁶⁴⁾ Dies wurde, wie sich später herausstellte, mit der Begründung abgelehnt, daß in den Fall Limpert zu viele hoch angesehene Bürger der Stadt Ansbach verwickelt gewesen seien, darunter die hohen Polizeibeamten oder der ehemalige dritte Bürgermeister Böhm.



Abb. 2: Gedenktafel an Robert Limpert, angebracht im Torbogen des Rathauses zu Ansbach.
Photo: Robert Heuring.

Mittlerweile wurde jedoch eine Gedenktafel im Rathausbogen angebracht, in der nur zu deutlich auf Limperts Schicksal hingewiesen wird:

„UNHEIL WOLLTE ICH VON DER
VATERSTADT WENDEN
DAFÜR ERLITT ICH EHRLOSEN TOD“⁶⁵⁾

Diese Worte sollen nachdrücklich daran erinnern, was Robert Limpert für seine Heimatstadt getan hat.

Schluß

Robert Limpert wurde noch am 18. April 1945 auf dem Waldfriedhof am Rande Ansbachs beerdigt. Auch heute noch erhalten, liegt das Grab am äußersten Rand des Friedhofs direkt am Übergang zum angrenzenden Wald.⁶⁶⁾ So scheint es, daß Robert Limpert selbst im Tode noch ein Außenseiter bleibt. Auf der Suche nach Limperts Grab kam Erstaunen auf, als keiner der befragten Friedhofsbesucher wußte, wo das Grab liegt. Ebenso wußten bei Befragungen⁶⁷⁾ viele junge Ansbacher nichts mit dem Namen „Robert Limpert“ anzufangen, ja sie wußten nicht einmal, da es diesen Menschen einmal gab.

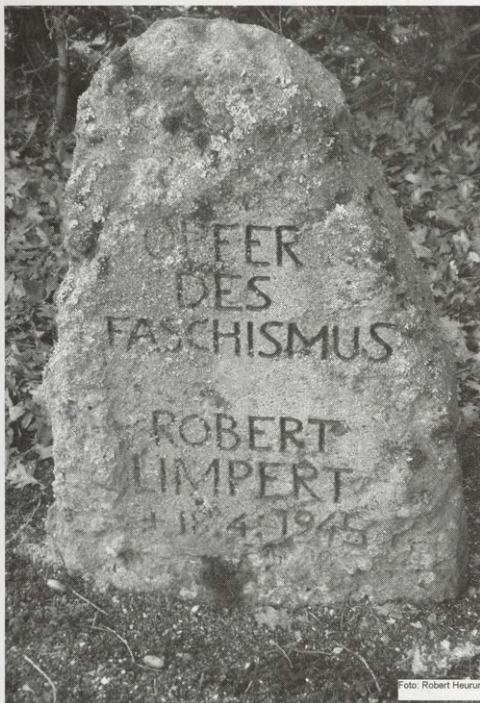


Abb. 3: Robert Limperts Grab auf dem Waldfriedhof Ansbach. Photo: Robert Heurung.

Robert Limpert lebte sein Leben wohl ständig von der Gewißheit begleitet, einmal sei-

nem Herzleiden zu erliegen. Er dachte wahrscheinlich, daß er nicht so lange leben würde wie ein durchschnittlich gesunder Mensch. So beschloß er, in seinem Leben etwas Besonderes zu erreichen. Mit seinem Einsatz und seiner Tat kämpfte er nicht nur für seine Überzeugung, sondern auch für die Leben aller anderen in seiner Heimatstadt. Das Ergebnis seines Kampfes konnte Robert Limpert nicht mehr erleben. Limperts Tat wurde von vielen Menschen der Nachkriegszeit nicht wahrgenommen, denn Limperts Ruf wurde durch die Feigheit zu vieler Ansbacher belastet, welche erst nach dem Krieg einsahen, daß ein 19-jähriger das tat, was eigentlich alle hätten tun sollen.

Schließlich war es nicht das Herzleiden, sondern der menschenverachtende Nationalsozialismus, welcher für Robert Limpert den Tod bedeutete und welcher selbst in der aussichtslosen Situation des Kriegsendes die Gedanken einiger Fanatiker beherrschte.⁶⁸⁾ Nachdem die Schweizer Universität Fribourg vom Schicksal Robert Limperts erfahren hatte, schickte die Universitätsleitung nochmals einen Brief an das Haus Limpert. Dieser Brief enthält einen Satz, welcher Robert Limperts Lebenseinstellung ohne Widersprüche aufzeigt: „Ihr Sohn ist als Märtyrer seiner Ueberzeugung gestorben.“⁶⁹⁾

Quellen:

- Dr. habil. Karl Bosl u.a.: An den Herrn Oberbürgermeister der Stadt Ansbach Dr. Hans Schergele. Betrifft: Robert Limpert. Ansbach 24.5.1945.
- Dr. Brabnik, Oberstaatsanwalt: Begnadigung des ehemaligen Obersten Ernst Meyer. Verfassungsort unbekannt 31.12.1954.
- Dr. Eichinger, damaliger Landgerichtsinspektor: Augenzeugenbericht von Landgerichtsinspektor Dr. Eichinger, in: Leben und Kampf Robert Limperts. Ansbach 24.5.1945.
- Fränkische Landeszeitung: Bericht über den Nachtrag zum Führerbefehl. Ansbach 12.4.1945.
- Pfarrer Dr. Wolfgang Hammer: Zeugenaussage über den Fall „Robert Limpert“. Ansbach 1945.

Georg Hauenstein, ehemaliger Polizeihauptmann:
Aussage. Betreff: Tod des ledigen Studenten
Robert Limpert. Ansbach 4.6.1945.

Kurt Kramer: Handschriftliche Niederlegung der
Aussage (beglaubigt vom Kriminalobersekretariat
Ansbach). Ansbach 1945.

Isidor Limpert: Zeugenaussage bei der Kriminal-
polizei Ansbachs über Robert Limpert. Ansbach
4.5.1945.

Dr. Ernst Meyer: Handschriftliche Niederlegung
des Todesurteils. Beglaubigt durch die Stadt
Ansbach am 4.6.1945. Ansbach 18.4.1945.

Dr. Ernst Meyer: Aussage im Gerichtsgefängnis
Ansbach. Ansbach 26., 27., 30.10.1945.

Helmuth Reichert: Handschriftliche Niederlegung
der Aussage (beglaubigt vom Kriminalobersekretariat
Ansbach). Ansbach 1945.

Johann Zippold, ehemaliger Polizeioberleutnant:
Aussage vor der Staatsanwaltschaft Ansbach.
Ansbach 14.9.1945.

Augenzeugenbericht (Unterschrift unleserlich), in:
Leben und Kampf Robert Limperts. Ansbach,
24.5.1945.

Polizeibericht (Verfasser unbekannt, der Bericht
ist jedoch einzusehen im Staatsarchiv Nürnberg):
Informationen im Falle Limpert. Die Tat
des Robert Limpert und dessen Verfolgung
durch die hiesige Polizei. Ansbach 2.9.1945.

Sämtliche oben aufgelistete Quellen entstammen
dem: Staatsarchiv Nürnberg. Bestand: Staats-
anwaltschaft Ansbach. Nr. 650 I, III.

Interview mit Leo u. Gertrud Heurung vom
14.2.2008.

Literatur:

Ute Althaus: „NS-Offizier war ich nicht“. Die
Tochter forscht nach. Hg. von Haland und
Wirth. Gießen 2006.

Elke Fröhlich: Bayern in der NS-Zeit. Die Herausforderung
des Einzelnen. Geschichten über
Widerstand und Verfolgung. Bd. 6. Hg. von
Martin Borszat und Elke Fröhlich. München
1983, S. 229-257.

Diana Fitz: Ansbach unterm Hakenkreuz. Hg. von
der Stadt Ansbach. Ansbach 1994, überarbeitete
Aufl. 2002.

Lara Hausleitner: 60 Jahre danach: Luftangriffe
und Kriegsende in Ansbach. Zeitzeugen berichten.
Hg. von der Stadt Ansbach. Ansbach
2005.

Anmerkungen:

1) Gemeint ist: Fröhlich, Elke: Bayern in der NS-Zeit. Die Herausforderung des Einzelnen. Geschichten über Widerstand und Verfolgung. Bd. 6. Hg. von Martin Borszat und Elke Fröhlich. München 1983, S. 229-257.

2) Vgl. Isidor Limpert: Zeugenaussage bei der Kriminalpolizei in Ansbach über Robert Limpert. Ansbach 4.5.1945. Staatsarchiv Nürnberg [künftig: StA Nbg.]: Bestand: Staatsanwaltschaft Ansbach. Nr. 650 I.

3) Vgl. Dr. Ernst Meyer: Handschriftliche Niederlegung des Todesurteils. Beglaubigt durch die Stadt Ansbach am 4.6.1945. Ansbach 18.4.1945 (In verschiedenen Quellen treten Widersprüche zum Geburtsmonat Juni/Juli auf, jedoch ist der Juli im allgemeinen am meisten benannt). StA Nbg.: Bestand: Staatsanwaltschaft Ansbach. Nr. 650 I.

4) Vgl. Isidor Limpert: Zeugenaussage.

5) Lt. Interview mit Leo u. Gertrud Heurung v. 14.2.2008.

6) Wie Anm. 4.

7) Vgl. Fröhlich: NS-Zeit (wie Anm. 1), S. 229.

8) Pfarrer Dr. Wolfgang Hammer: Aussage über den Schülerstreik und dessen Folgen, in: Ebd.

9) Vgl. Isidor Limpert: Zeugenaussage; sowie: Interview Leo u. Gertrud Heurung.

10) Vgl. Isidor Limpert: Zeugenaussage.

11) Vgl. Althaus, Ute: „NS-Offizier war ich nicht“. Die Tochter forscht nach. Hg. von Haland & Wirth im Psychosozial-Verlag. Gießen 2006, S. 159; weiterhin: Zeitungsartikel (Verfasser unbekannt): Bericht über den Führerbefehl. Berlin, 29.11., Jahr unbekannt. StA Nbg.: Bestand: Staatsanwaltschaft Ansbach. Nr. 650 I.

12) Vgl. Fröhlich: NS-Zeit (wie Anm. 1), S. 232.

13) Fränkische Landeszeitung: Bericht über den Nachtrag zum Führerbefehl. Ansbach 12.4.1945. StA Nbg. Bestand: Staatsanwaltschaft Ansbach. Nr. 650 I.

14) Vgl. Fröhlich: NS-Zeit (wie Anm. 1), S. 235.

15) Ebd., S. 232.

16) Althaus: „NS-Offizier war ich nicht“ (wie Anm. 11), S. 160-162.

17) Vgl. Hausleitner, Lara: 60 Jahre danach. Luftangriffe und Kriegsende in Ansbach. Zeitzeugen berichten. Hg. v.d. Stadt Ansbach. Ansbach 2005, S. 4.

- 18) Einer der Mitaktivisten um Limperts Gruppe, genaue Person jedoch unbekannt.
- 19) Pfarrer Dr. Wolfgang Hammer: Zeugenaussage über den Fall „Robert Limpert“. Ansbach 1945. StA Nbg. Bestand: Staatsanwaltschaft Ansbach. Nr. 650 I.
- 20) Vgl. Hausleitner: 60 Jahre danach (wie Anm. 17), S. 43.
- 21) Vgl. Pfarrer Dr. Wolfgang Hammer: Zeugenaussage.
- 22) Ebd.
- 23) Ebd.
- 24) Ebd.
- 25) Woher er diese Alliierten-Flugblätter beschafft hatte, ist jedoch nicht bekannt.
- 26) Vgl. Fröhlich: NS-Zeit (wie Anm. 1), S. 244.
- 27) Vgl. Dr. Eichinger, damaliger Landgerichtsinspektor: Augenzeugenbericht von Landgerichtsinspektor Dr. Eichinger, in: Leben und Kampf Robert Limperts. Ansbach 24.5.1945. StA Nbg. Bestand: Staatsanwaltschaft Ansbach. Nr. 650 I.
- 28) Ebd.
- 29) Ebd.
- 30) Vgl. Polizeibericht (Verfasser unbekannt): Informationen im Falle Limpert. Die Tat des Robert Limpert und dessen Verfolgung durch die hiesige Polizei. Ansbach 2.9.1945. StA Nbg. Bestand: Staatsanwaltschaft Ansbach. Nr. 650 I.
- 31) Georg Hauenstein, ehemaliger Polizeihauptmann: Aussage. Betreff: Tod des ledigen Studenten Robert Limpert. Ansbach 4.6.1945. StA Nbg. Bestand: Staatsanwaltschaft Ansbach. Nr. 650 I.
- 32) Vgl. Fröhlich: NS-Zeit Wie Anm. 1), S. 247.
- 33) Vgl. Georg Hauenstein: Zeugenaussage.
- 34) Vgl. Johann Zippold, ehemaliger Polizeioberleutnant: Aussage vor der Staatsanwaltschaft Ansbach. Ansbach 14.9.1945. StA Nbg. Bestand: Staatsanwaltschaft Ansbach. Nr. 650 I.
- 35) Vgl. Fröhlich: NS-Zeit (wie Anm. 1), S. 248.
- 36) Vgl. Georg Hauenstein: Zeugenaussage.
- 37) Dr. Ernst Meyer: Aussage im Gerichtsgefängnis Ansbach. Ansbach 26., 27., 30. 10.1945. St A Nbg. Bestand: Staatsanwaltschaft Ansbach. Nr. 650 I.
- 38) Vgl. Dr. Ernst Meyer: Aussage.
- 39) Genauer Name unbekannt.
- 40) Vgl. Dr. Ernst Meyer: Aussage. Ebenso: Georg Hauenstein: Zeugenaussage.
- 41) Dr. Ernst Meyer: Handschriftliche Niederlegung des Todesurteils. Beglaubigt durch die Stadt Ansbach am 4.6.1945. Ansbach 18.4.1945. StA Nbg. Bestand: Staatsanwaltschaft Ansbach. Nr. 650 I.
- 42) Georg Hauenstein: Zeugenaussage.
- 43) Fröhlich: NS-Zeit (wie Anm. 1), S. 251.
- 44) Ebd.
- 45) Augenzeugenbericht (Unterschrift unleserlich). In: Leben und Kampf Robert Limperts. Ansbach, 24.5.1945. StA Nbg. Bestand: Staatsanwaltschaft Ansbach. Nr. 650 I.
- 46) Vgl. Dr. Ernst Meyer: Aussage. Ebenso: Augenzeugenbericht.
- 47) Augenzeugenbericht.
- 48) Vgl. Augenzeugenbericht.
- 49) Dr. Ernst Meyer: Aussage.
- 50) Dieser Punkt bezieht sich nur auf die Familie „Reichert“. Der Name „Kurt Kramer“ wurde nur der Vollständigkeit halber aufgeführt.
- 51) Vgl. [REDACTED]: Handschriftliche Niederlegung der Aussage (beglaubigt vom Kriminalobersekretariat Ansbach). Ansbach 1945. StA Nbg. Bestand: Staatsanwaltschaft Ansbach. Nr. 650 I.
- 52) Vgl. Kurt Kramer: Handschriftliche Niederlegung der Aussage (beglaubigt vom Kriminalobersekretariat Ansbach). Ansbach 1945. StA Nbg. Bestand: Staatsanwaltschaft Ansbach. Nr. 650 I.
- 53) Vgl. Polizeibericht (Verfasser unbekannt): Informationen im Falle Limpert.
- 54) Ebd.
- 55) Ebd.
- 56) Ebd.
- 57) Vgl. Althaus: „NS-Offizier war ich nicht“ (wie Anm. 1), S. 174.
- 58) Vgl. Dr. Brabnik, Oberstaatsanwalt: Begnadigung des ehemaligen Obersten Ernst Meyer. Verfassungsort unbekannt 31.12.1954. StA Nbg. Bestand: Staatsanwaltschaft Ansbach. Nr. 650 I.
- 59) Vgl. Althaus: „NS-Offizier war ich nicht“ (wie Anm. 1), S. 25, S. 174.
- 60) Vgl. Fröhlich: NS-Zeit (wie Anm. 1), S. 253.
- 61) Vgl. Polizeibericht (Verfasser Unbekannt): Informationen im Falle Limpert.
- 62) Vgl. Fröhlich: NS-Zeit (wie Anm. 1), S. 252f.

- 63) Siehe Abb. 1, fotografiert von Robert Heurung. Ansbach 13.2.2008.
- 64) Vgl. Dr. habil. Karl Bosl u.a.: An den Herrn Oberbürgermeister der Stadt Ansbach Dr. Hans Schergele. Betrifft: Robert Limpert. Ansbach 24.5.1945. StA Nbg. Bestand: Staatsanwaltschaft Ansbach. Nr. 650 I.
- 65) Siehe Abb. 2, fotografiert von Robert Heurung. Ansbach, 13.2.2008.
- 66) Siehe Abb. 3, fotografiert von Robert Heurung. Ansbach 13.2.2008.
- 67) Zufällige Befragungen von Ansbacher Bürgern, durchgeführt von Robert Heurung am 13.2.2008.
- 68) In diesem Zusammenhang wäre es auch interessant, intensiver auf eine Gegenüberstellung der Personen Limpert und Meyer einzugehen. Dies würde jedoch den Rahmen dieses Beitrags deutlich sprengen.
- 69) Fitz, Diana: Ansbach unterm Hakenkreuz. Hg. von der Stadt Ansbach. Ansbach 1994, überarbeitete Auflage 2002.

Ansbacher Stadtpaziergang zu verschiedenen Baustilen

von

Hartmut Schötz

Am Beispiel des Ansbacher Stadthauses, Johann-Sebastian-Bach-Platz 1, lernt der Teilnehmer dieses „schriftlichen“ Stadtpaziergangs einen Bau der Spätgotik kennen. Markgraf Georg der Fromme ließ das heutige

Ansbacher Stadthaus als Versammlungsort für seine Landstände durch Sixt Kornburger 1531 erbauen. Auch das kaiserliche Landgericht des hohenzollerschen Burggrafentums in Franken hatte hier seinen Sitz. Das Haus



Abb. 1: Das Ansbacher Stadthaus am Johann-Sebastian-Bach-Platz.

teilt den Johann-Sebastian-Bach-Platz vom Martin-Luther-Platz ab. Es ist ein breit dastehender Bau mit hohem Satteldach und spitzen Giebeln. Diese sind durch Zinnen geschmückt, und von ihren Feldern sollen früher die überlebensgroßen Statuen von Kaisern und Königen auf die unten Vorbeigehenden herabgeblickt haben. Dieser plastische Schmuck ist zusammen mit dem großen Dachstuhl aber im Jahr 1633 durch einen Sturm zerstört worden. 1755 wurde die Hofapotheke aus dem Haus neben dem Rathaus in das heutige Stadthaus verlegt. Nachdem Ansbach 1791 preußisch geworden war, gab es keine Hofapotheke mehr, nur der Name blieb bestehen. Der Zugang zu den oberen Stockwerken erfolgt über die schmale, steinerne Treppe, deren reich ornamentierte Portale mit den spätgotischen Umrahmungen eine besondere Sehenswürdigkeit sind.

Die Gotik führt uns weiter in die Gotische Halle im Ansbacher Schloß. Die Halle besticht durch ihre lichte Weite und ihr prachtvolles Rippengewölbe. Hier ist heute die Sammlung Ansbacher Fayencen und Porzellane des 1962 verstorbenen Dr. Adolf Bayer ausgestellt. 1963 hat der Bayerische Staat die Privatsammlung von den Erben erworben.

Nun gelangen wir zur Büttensstraße 16, einem Gebäude in Stil der Renaissance. Nach dem Lichtmeßsteuerregister war der Platz dieses Hauses schon vor 1400 bebaut gewesen. Das heutige Haus „Zur Löwengrube“ ist mit dem Jahr 1566 bezeichnet und vermutlich durch Blasius Berwart den Älteren erbaut worden. Es handelt sich hier um ein Fachwerkhhaus mit vorgeblendeter Holzverkleidung im Stil der Renaissance. Das reich geschnitzte Fachwerk der Obergeschosse zeigt drei Pilasterordnungen über facettierten Postamenten. Die Füllungen der Felder sind in Form von Maßwerk, Netzwerk, Eierstäben und umkränzten Wappen ausgeführt.

Ein schlichter Barockbau ist das Haus Karlsplatz 3. Bei diesem Gebäude handelt es sich um eines der Wohngebäude in diesem Geviert, die ab 1748 nach von Hofbaumeister Leopoldo Retty signierten Rissen durch seinen Nachfolger Johann David Steingruber ausgeführt worden sind. Markant ist die einfache, aber noble Putzgliederung, die in deutlichem Gegensatz zu den sonst häufig zu beobachtenden üppigen Dekorationen der Barockzeit steht.

Gleich neben der einstigen Markgrafenresidenz ist am Johann-Sebastian-Bach-Platz



Abb. 2: Das Barockhaus Karlsplatz 3.



Abb. 3: Das Zopfstil-Gebäude Maximilianstraße 32.

28 ein markantes Gebäude im Stil des Rokoko zu finden. Unter Einbeziehung eines früheren Befestigungsturmes, der zur Anlage des Vorgängerbaues des Ansbacher Schlosses gehörte und dessen Reste noch im heutigen Bau vorhanden sind, wurde das Gebäude aus- und umgebaut. Der Leiter des Umbaus des heutigen Wohn- und Geschäftshauses war im Jahre 1739 kein Geringerer als der damalige markgräfliche Hofbaumeister Leopoldo Retty. Der abgerundete Hausteil war ursprünglich ein Turm der Schloßanlage. Diesen Turm erwarb Hofbaumeister Retty nach einem Kaufbrief vom 22. April 1739 um 900 Gulden, wie Dr. Günther Schuhmann bereits 1953 aus den Archivalien des Staatsarchivs Nürnberg erforscht hat. Der aufmerksame Betrachter erkennt an dem Bau den typischen Rocaille-Stuck mit Masken und Fruchtgehängen. Ähnliche Stukkaturen finden sich auch in den Innenräumen mancher Ansbacher Gebäude, darunter Arbeiten von Gabriel de Gabrieli oder Leopoldo Retty, wie im Falle der Dekorationen in der ersten Etage des Hauses Bischof-Meiser-Straße 9 (Retty-Palais).

Weiter führt uns der Weg zum Hause Maximilianstraße 32, das den sogenannten Zopfstil aufweist. Dieses Gebäude in der Herrieder Vorstadt ist über dem Eingang mit der Jahreszahl 1789 bezeichnet. Erbaut wurde es von Maurermeister Johann Caspar Förch wohl nach einem Entwurf des beim Hofbauamt tätigen Johann Jakob Atzel. Das Walm-dachhaus ziert an der Straßenfassade Stuckornamentik im Zopfstil. Wir finden stuckierte Blattbekrönungen mit Früchten über den Fenstern des Obergeschosses und Vasen mit Blattwerk über denen des Erdgeschosses.

Auch Klassizismus und Empirestil finden sich in Ansbach. Letzteren weist z.B. das Gebäude in der Maximilianstraße 34 auf. Das Objekt steht direkt neben dem zuvor genannten. Es ist heute das einzige erhaltene Ansbacher Haus im Empirestil. Für den Bau zeichnete der letzte Vorstand des Ansbacher Baudirektoriums, welcher im Sinne der markgräflichen Verordnungen das ganze Bauwesen in Stadt und Land beeinflusste, verantwortlich. Sein Name war Johann Dietrich Carl Spindler. Spindler wurde durch die preußische Regierung zum Bauinspektor ernannt. Bald nachdem ihn 1806 die bayerische Regierung in ihren Dienst übernommen hatte,



Abb. 4: Empire am Haus Maximilianstraße 34.

fertigte er die Pläne zum Bau des Hauses Maximilianstraße 34 für den damaligen Stadtkämmerer Wunsch an. Im Erdgeschoß zeigt das Haus den für die Bauzeit typischen Fugenschnitt, und das Fenster über der Toreinfahrt krönt eine Palmettenuische. Das aus der Bauzeit erhaltene Eichenholztor mit geschnitzter Empiregirlande hat im rechten Teil einen Türflügel. Über dem Tor findet der Betrachter eine steinerne Blumengirlande. Das Treppenhaus ist in einem Turm an der rückwärtigen Traufseite untergebracht. Die aus der Bauzeit erhaltene Eichentreppe führt bis zur Mansarde empor. Nicht ohne Grund habe ich das Gebäude Nr. 34 in der Maximilianstraße als das einzig erhaltene Haus dieses Stils in der Stadt Ansbach bezeichnet. Denn außer einem leider abgebrochenen Saalbau gab es in der Alten Poststraße nur noch ein Giebelhaus dieses Stils, das aber nach einem entstellenden Umbau der 1960er Jahre seinen Charakter als Baudenkmal eingebüßt hat.

Auch auf dem Friedhof bei Heilig-Kreuz gibt es Klassizismus zu entdecken. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts erbaute der zuletzt erwähnte Baumeister Johann Dietrich Carl Spindler sich eine eigene Gruft auf dem Heilig-Kreuz-Friedhof neu. Die vorher bereits zum Teil eingestürzte Gruft des 1703 verstorbenen Stadtpfarrers Tietzmann verwandelte ihr Gesicht durch den Neubau völlig. Spindler zeigt hier eine an Ägypten erinnernde Formensprache, die durch Napoleons Feldzüge stark in Mode gekommen war. Wir sehen eine Art ägyptischen Tempel ohne Dach mit Rundbogeneingang, wie er der klassizistischen Baupoeche zuzuordnen ist.

Da die Stilrichtung der Neurenaissance in den Bauten der Stadt Ansbach nur wenig vorkommt, ist das Gebäude Johann-Sebastian-Bach-Platz 24 besonders imposant. In Städten wie Fürth oder Nürnberg wurden dagegen viele solcher Gebäude errichtet. Trotz Kriegsverlusten sind sie dort auch heute noch in reicher Zahl vorhanden. Die Renaissance ist der Stil, der in der Wiederanknüpfung an die Kunst der Antike die Gotik ablöste. Zu Beginn der achtziger Jahre des vorletzten Jahrhunderts begann man erneut, Beuten in diesem Stil hochzuziehen. Im Jahr 1882 entstand anstelle eines Vorgängerbaues dieses Gebäu-



Abb. 5: Das Haus Johann-Sebastian-Bach-Platz 24 weist Neurenaissance auf.

de des Gewerbevereins Ansbach. Das Haus zeigt eine für die Neurenaissance charakteristische Fassade. Wir finden Backstein mit Hausteingliederung. An der Fassade befindet sich eine Büste, die den einstigen Ansbacher Bürgermeister Bernhard Endres darstellt. Eine beim Abbruch des Gebäudes Bütenstraße 6 gerettete Haustür aus der Zeit der Gründerjahre wurde dankenswerterweise wieder in den Neubau eingesetzt.

Der Jugendstil ist in Ansbach besonders stark in der Jüdtstraße vertreten. Obwohl es in Städten wie Fürth oder Nürnberg markantere Jugendstilbauten gibt, ist die langgestreckte Häuserzeile an der Jüdtstraße ein außerordentlich gelungenes Beispiel für die Architektur dieser Zeit. Der Beginn der Jüdtstraße ist die sogenannte Reuter-Vorstadt, benannt nach ihrem Erbauer Johann Stephan Reuter. Er errichtete an der Jüdtstraße die repräsentativste Mietshausbebauung des nach ihm benannten Viertels. In ihrem südlichen



Abb. 6: Die Häuserzeile Jüdtstraße entstand im Jugendstil.

Teil handelt es sich um eine acht Gebäude umfassende, malerisch den Hang hinauf gestaffelte Häuserzeile. Laut der Bezeichnung der Bauten mit den Nummern 12 bis 26 ist die Häuserflucht im Jahr 1910 errichtet worden. Trotz schlichter Ausformungen sind auch in der einstigen Markgrafenstadt die für diesen Stil so typischen floralen Ornamente zu finden. Nebenbei bemerkt besitzt der schon erwähnte Ansbacher Heilig-Kreuz-Friedhof mit dem Grabstein der Kaufmannsfamilie Carl Munck auch ein gutes Exempel für den Jugendstil in der damaligen Denkmalkunst.

Im Frühjahr 2003 konnte das Haus der Volksbildung, Promenade 29, das in der Stilrichtung der neuen Sachlichkeit ausgeführt wurde, wiedereröffnet werden. Dies ist mit ein Grund, warum das Haus in unseren Ansbacher Stilspaziergang einbezogen wird. Borkholderhaus heißt dieses Gebäude heute, nachdem es teilweise durch die Erbschaft des Oberbürgermeistersohnes Dr. Günther Borkholder saniert und nach zeitgemäßen Ansprüchen umgebaut werden konnte. Erbaut wurde es in den Jahren 1929/1930 durch Robert Erd-

mannsdorffer als Lichtspieltheater der Vereinigung für Volksbildung e.V. Der Bauhausstil oder auch Stil der Neuen Sachlichkeit löste den Jugendstil mit seinen schwingenden und floralen Formen ab. Der Bauhausstil mit geradlinigen, sachlichen Bauformen wurde 1919 in Weimar an der staatlichen Hochschule für Bau und Gestaltung begründet und von ihr vertreten. Diese Hochschule befand sich 1926 bis 1932 in Dessau und danach in Berlin.

Kann man Hochhäuser auch als einen besonderen Baustil betrachten? Wenn ja, dann wäre hier das Horn-Hochhaus zu nennen. Ab 1961 entstanden die ersten Hochhäuser in Ansbach. Zum ersten Mal wurde hier auf die Bebauung der Umgebung bewußt keine Rücksicht genommen, sondern ganz ungezwungen ein alles weit überragender Baukörper erstellt. Mit diesem anschließenden Blick in die Moderne wollen wir unseren kleinen architektonischen „Stadtspaziergang“ beenden, der Ihnen vielleicht Lust gemacht hat, Ansbach wieder einmal einen ausführlicheren Besuch abzustatten.

Programm und Tagesordnung der 62. Bundesbeiratstagung am 17. Oktober 2009 in Ansbach

- Ab 09.45 Uhr Begrüßungskaffee
- 10.15 Uhr Festakt im Bezirksrathaus Ansbach
- Begrüßung durch den 1. Bundesvorsitzenden Dr. Paul Beinhofer,
Regierungspräsident von Unterfranken
- Grußworte
- Festvortrag von Herrn Prof. Dr. Stefan Kummer (Uni Würzburg)
zum Thema:
„Balthasar Neumann als fürstlicher Baumeister“
- Verleihung der Ehrenmitgliedschaft
- Überreichung des Kulturpreises des FRANKENBUNDES
- Ehrung
- Schlußwort des 2. Bundesvorsitzenden Dipl.-Ing. Heribert Haas,
Präsident a.D. des Amtes für ländl. Entwicklung Oberfranken
- 12.30 Uhr Mittagessen in der Kantine des Bezirksrathauses Ansbach
- 14.00 Uhr Delegiertenversammlung im Bezirksrathaus Ansbach
- Tagesordnung:
1. Situationsbericht der Bundesleitung
 2. Aktivitäten der Gruppen im Jahr 2009
 3. Vorschau auf Veranstaltungen des Gesamtbundes im Jahr 2010
 4. Verschiedenes

Für die Nichtdelegierten gibt es eine interessante einstündige Stadtführung in der
Innenstadt von Ansbach.

49. Fränkisches Seminar 2009 in Ansbach und Neuendettelsau
zum Thema:
„Gestalter der Macht:
Fürstliche und herrschaftliche Baumeister des Barock in Franken“

Die inhaltliche Organisation und Seminarleitung liegt in den Händen von Frau Dr. Verena Friedrich, M.A., Institut für Kunstgeschichte der Universität Würzburg, Fürth.

Vorgesehener Ablauf:

Samstag, 17. Oktober 2009

Vormittags während des Festakts in Ansbach

„*Balthasar Neumann als fürstlicher Baumeister*“

Referent: Prof. Dr. Stefan Kummer, Universität Würzburg

Abendvortrag in Neuendettelsau

„*Die Baumeisterfamilie Richter in Südthüringen und Franken –
Repräsentation im Protestantismus*“

Referent: Dr. Helmut-Eberhard Paulus, Direktor der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten

Sonntag, 18. Oktober 2009

9.00 Uhr Begrüßung und Einführung ins Thema

Dr. Verena Friedrich, Universität Würzburg

9.30 Uhr „*Markgraf Christian Ernst von Bayreuth und der Architekt Antonio (della)
Porta: Ein neuer Anlauf auf der Suche nach einem geeigneten Architekten*“

Referentin: Dr. Ingrid Bachmeier, Bayreuth

10.00 Uhr „*Die Fassade der Neuen Residenz Bamberg von Leonhard Dientzenhofer –
Genese und Anspruch*“

Referent: Dr. Christian Dümmler, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege,
Seehof bei Bamberg

10.30 Uhr Diskussion und Kaffeepause

11.15 Uhr „*Der Anspachische Bau Inspector baut jetzt dem Herrn Geheimden Rath von
Rothenhahn zu Eiringshof ein schönes Haus*“ – Fürstliche und Markgräfliche
Baumeister und deren Tätigkeit für die fränkische Reichsritterschaft“

Referent: Dr. Volker Rößner, Burgpreppach

11.45 Uhr „*Joseph Saint-Pierre und die Architektur unter den Bayreuther Markgrafen
Friedrich und Wilhelmine*“

Referent: Wolfgang Hegel M.A., Würzburg

12.15 Uhr bis 12.30 Uhr Diskussion. Danach Mittagspause bis 14.30 Uhr

14.30 Uhr „*Das Gilardihaus in Allersberg – Der fürstliche Baumeister Gabrieli als
Gestalter eines privaten Wirtschaftsunternehmens*“

Referent: Dr. Rembrant Fiedler, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege,
Seehof bei Bamberg

15.00 Uhr „*Leben und Wirken der Brüder Carl Friedrich und Johann Wilhelm von Zöcha*“

Referent: Alexander Biernoth, Ansbach

15.30 Uhr Zusammenfassung und Schlußdiskussion

(Änderungen vorbehalten)

INFORMATIONEN ZUR TEILNAHME

am 49. Fränkischen Seminar 2009: „*Gestalter der Macht*“

17. – 18. Oktober 2009 im DiaLog Conference Center Neuendettelsau

Teilnahmegebühren:

Der Teilnahmebetrag beträgt für eine Einzelperson 130,00 !, für Paare 250,00 !.

In diesem Betrag sind folgende Leistungen enthalten: 1 Abendessen (kalt), 1 Übernachtung mit Frühstück, 1 Vormittagsimbiss, 1 Mittagessen (3 Gänge), 1 Nachmittagskaffee, Tagungsgetränke und Tagungsgebühr.

Verbindliche Anmeldung:

Bitte melden Sie sich bis zum **01. Oktober 2009** verbindlich in der

Bundesgeschäftsstelle des FRANKENBUNDES, Stephanstraße 1, 97070 Würzburg,
(neue Faxnummer !]: 0931 – 45 25 31 06 oder per E-Mail unter info@frankenbund.de)
an und überweisen die Tagungsgebühren auf das Konto des *FRANKENBUNDES*:
42 00 14 87 // BLZ: 790 500 00 // Sparkasse Mainfranken.

Müssen Sie Ihre Anmeldung später als zwei Wochen vor Seminarbeginn stornieren, muß der *FRANKENBUND* die Stornogebühren, die das Tagungshaus verlangt, leider an Sie weitergeben – es sei denn, es kann für Ersatz gesorgt werden.

Hier im Anschluß und auf der Rückseite des Heftumschlags finden Sie das Anmeldeformular zum Ausschneiden und Einsenden.



Hiermit melde ich mich / melden wir uns verbindlich an zum
49. Fränkischen Seminar: „*Gestalter der Macht*“.

Vorname

Nachname

Geburtsdatum*

Vorname

Nachname

Geburtsdatum*

Straße

PLZ / Ort

Telefon*

E-Mail-Adresse* // besondere Wünsche*

(* = freiwillige Angabe)

Anmeldeschluß: 01.10.2009!

Die Teilnahmegebühr von! werde ich / werden wir bis zum 01.10.2009 auf das Konto des FRANKENBUNDES (Kto: 42 00 14 87 // BLZ: 790 500 00 // Sparkasse Mainfranken) überweisen. Mit der Unterschrift erkenne(n) ich / wir auch die Teilnahmebedingungen an.

Datum

Unterschrift

Das Militärspital zu Würzburg von 1750

von

Wolfgang Bühling

Im Verlauf der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts legten sich die Würzburger Fürstbischöfe, wie praktisch alle Territorialherren des Alten Reiches, Haustruppen zu. Diese verstanden sich als „*ein Instrument des Fürsten, nicht des Landes*“. Daneben hatten die Stände als Mitglieder der Reichskreise zu den Kreistruppen zu konkurrieren, die der Reichsverteidigung, besonders in den Franzosenkriegen und in der Türkenabwehr dienten. Der für die Wehrformen dieses Zeitalters geprägte Ausdruck „*Stehende Heere*“ impliziert, daß die Einheiten auch während der Friedensperioden beibehalten wurden. Wenngleich diese idealtypische Vorgabe aus unterschiedlichen Gründen, besonders während des 17. Jahrhunderts nicht erreicht wurde, standen die Verwaltungsgremien des Hochstifts vor der Tatsache, daß für mehrere hundert bis einige tausend Mann Unterkunft, Ernährung, Bekleidung und gegebenenfalls Krankenversorgung gestellt werden mußte, ohne daß zunächst die Infrastruktur einer Garnison auch nur ansatzweise vorhanden war.

Generell folgte auf die Errichtung der Truppen in einem Abstand von einigen Jahrzehnten der Bau von Kasernen, dem wiederum nach einigen Dekaden Militärspitäler folgten. Für das Hochstift Würzburg ließ sich mit der „*Paraquen*“¹⁾ hinter dem Schottenkloster die erste Kaserne auf dem Boden des Alten Reiches nachweisen. In der Nachbarschaft dieser vergleichsweise kleinen Truppenunterkunft entstand um die Wende zum 18. Jahrhundert die großzügigere „*Alte Kaserne*“. Das hier thematisierte Militärspital ging 1750 in Betrieb. Was die Krankenversorgung anging, mußte somit bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts auf Ersatzlösungen zurück gegriffen werden. In der Frühzeit der Würzburger ste-

henden Truppen ab 1636 war diese Problematik eher gering, da nur zwei Kompanien in der Residenzstadt lagen, deren Kranke in das Juliuspital als herrschaftliche Einrichtung eingewiesen wurden. Die Tendenz der Obrigkeit, die Versorgung der kranken Soldateska – analog zur Einquartierung – der Bürgerschaft als Naturalleistung aufzubürden, begann mit der Truppenvermehrung ab 1670. Ins Blickfeld geraten vor allem Dingen die städtischen Spitäler, die nach damaligem Verständnis keine Einrichtungen „*ad curam*“ waren, sondern vielmehr Herbergen für Alte, Gebrechliche und Behinderte. Das Ehehaltenhaus, ein städtisches Pfründerheim für alte Dienstboten, wurde über viele Jahrzehnte als Militärkrankenpflege, somit für herrschaftliche Belange, zweckentfremdet.²⁾

Planungen und Standortwahl

Die Planungsüberlegungen der Würzburger geheimen Kanzlei zum Militärspital waren im Akt „*Militärsachen 311*“³⁾ des Staatsarchivs niedergelegt. Bedauerlicherweise ist dieser Faszikel zusammen mit den meisten anderen Militärakten 1945 verbrannt. Es ist sicher kein Zufall, daß dieser bis 1752 fortgeführte Vorgang 1727 angelegt worden war. Zu diesem Zeitpunkt war die Konzentration der hochstiftischen Streitkräfte mit der Inbetriebnahme der Neuen Kaserne am Mainufer zum Abschluß gekommen, und es war absehbar, daß die in puncto Militärkrankenpflege in Anspruch genommenen Behelfslösungen nicht mehr auf Dauer tragbar sein würden.

Bezüglich der Lokalisation gab es prinzipiell drei Möglichkeiten. Die eine davon wäre gewesen, erneut einen Platz „*extra muros*“ zu wählen. Daß diese Variante tatsächlich dis-

kutiert wurde, geht aus dem bereits angeführten Projekt der Erweiterung des Ehehaltenhauses durch Anbau neuer Flügel hervor.⁴⁾ Aber wie sehr sich ein vor den Toren gelegener Standort hinsichtlich der Separierung kontagiöser Patienten auch anbot, so lief er andererseits den militärischen Erfordernissen direkt zuwider. Denn die gesamte Stadt war ja zur Festung ausgebaut, und gerade in den 1720er Jahren war die Bastionärbefestigung durch den Schluß der Südfront komplettiert worden. Das Umfeld der Stadt mußte somit, zumindest in Kernschußweite der Artillerie, von Bebauung frei bleiben. Das Ehehaltenhaus lag zwar knapp außerhalb dieser Distanz, jedoch hätte man im Belagerungsfall das Spital evakuieren und eine Ersatzlösung innerhalb der Umwallung sicherstellen müssen.

Eine Standortwahl innerhalb der rechtmainischen Stadt wäre gleichfalls problembehaftet gewesen. Johann Philipp Franz von Schönborn hatte bekanntlich bereits die Erbauung der Neuen Kaserne unter Einlegung älterer Bausubstanz gegen den erbitterten, freilich letztlich hoffnungslosen Widerstand der Stadt durchgesetzt.⁵⁾ Eine Wiederholung im Falle eines zweiten militärischen Projekts wäre einer Brüskierung von Bürgermeister und Rat gleichgekommen. Unbebaute Areale waren im Osten und Nordosten der Stadt noch verfügbar. Diese Region war jedoch spätestens seit dem Baubeginn zur fürstbischöflichen Residenz den Zwecken von Hofhaltung und Repräsentation vorbehalten. Wenn man in einer solchen Umgebung überhaupt militärische Zweckbauten zuließ, waren allenfalls die Unterkünfte für die Garde, wie sie 1773–78 in der Kapuzinergasse entstanden, statthaft.

Ein Bauplatz im „*Maynßer Viertel*“, wie er schließlich gewählt wurde, erfüllte einerseits die Forderung nach dem Schutz durch die Umwallung, stellte andererseits aber auch Rat und Bürger zufrieden. Lag er doch in einem Stadtviertel, welches von der rechtmainischen Hauptansiedlung deutlich abgesetzt war. Dazu wurde die damals einzige Brückenverbindung durch Wachen an den Brückentoren kontrolliert. Im übrigen war das Mainviertel als Vorfeld der Festung Marienberg seit alters her als militärischer Einflußbereich akzeptiert.

Der Bauplatz nördlich des Schottenklosters

Wie die bekannte Würzburg-Ansicht von Matthäus Merian zeigt, bildete das um 1138 von irischen „peregrini“ gegründete Kloster noch 1631 die äußerste Nordwestecke des Mainviertels und damit der Stadt.⁶⁾ Auf der Nordspitze des „Girbergs“, eines plateauartigen Ausläufers des Marienbergs, lag es inmitten seiner eigenen Weingärten und Felder, von diesen nur durch die mittelalterliche Ummauerung getrennt. Die neuzeitliche Fortifikation, deren Rohbau im Mainviertel 1666 fertiggestellt worden war,⁷⁾ schuf insbesondere durch ihre Bastion St. Jacob, später als Bastion Nr. 35 bezeichnet, eine völlig neue Umgebungssituation. Dieses dreiecksförmige, mit seiner Spitze nach Nordwesten weisende Werk war auf der Innenseite mit wallartigen Aufschüttungen hinterfütert, die ein im Bauhorizont gelegenes, oval-artiges Areal umgrenzten. Im Falle der Bastion 35 lief diese sogenannte Hohle in einen sich verbreiternden Platz in Richtung Klosterkomplex aus. Dieser wurde nach Süden zu von der Baulinie Kloster – Nordflügel – „*Krankenparaquen*“ begrenzt. Auf dieser Fläche, parallel zur „*Krankenparaquen*“ im Abstand von 15 Metern, sollte das Militärspital zu stehen kommen.

Das Grundstück bot vor allem den Vorteil, daß es bereits in ärarialischem Besitz war und damit ohne weiteren Kostenaufwand zur Verfügung stand. Im 17. Jahrhundert waren die für die Befestigung notwendigen Flächen gegen Entschädigung vom Schottenkloster „zur Fortifikation einge-zogen“ worden.⁸⁾ Auch von der Logistik her war die Lage günstig, denn der Norden des Mainviertels beherbergte schon seit langem herrschaftliche, zumeist militärische Einrichtungen. Bereits 1609 war auf dem Schottenanger das Gießhaus, eine Rüstungsschmiede, entstanden.⁹⁾ Die „*Paraquen*“ hinter dem Schottenkloster (1673 bzw. vor 1700), Alte Kaserne (1704) sowie das an der Straße nach Zell gelegene Jagdzeughaus (1724) hatten weiter zur „Militarisierung“ des Mainviertels beigetragen. Die Lokalisierung des Militärspitals bot naturgemäß eine gute Versorgung für die Kranken aus der Alten Ka-

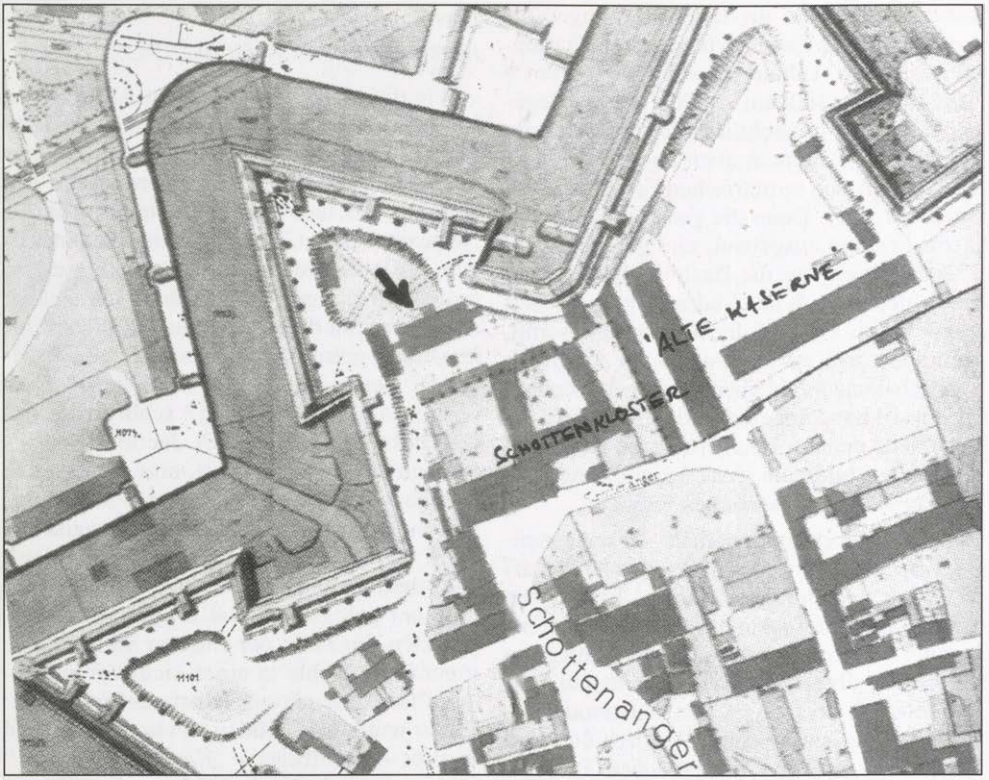


Abb. 1: Die Rekonstruktion von Seberich zeigt sehr schön die Lage des Militärspitals in der Hohle der Bastion Nr. 35 (Entnommen aus: Franz Seberich: Die Stadtbefestigung Würzburgs, Band II, Ergänzungen Verfasser).

serne, war aber andererseits, was die stets befürchtete Infektionsgefahr anging, ausreichend weit davon abgesetzt. Der letztlich durch die „Krankenparaquen“ seit Jahrzehnten erprobte Standort hatte sich offensichtlich bewährt.

Bauherren und Baufortgang

Soweit die lokalhistorische Literatur das Militärspital überhaupt erwähnt, lobt man dort Karl Philipp von Greiffenklau dafür, daß er „im Jahre 1750 hinter dem Schottenkloster auf der Bastion 35 ein Spital“ errichtete.¹⁰⁾ Ganz so einfach lagen die Dinge aber nicht. Tatsächlich begannen die Maurerarbeiten zum „Neuen Lazareth“ bereits am 15. September 1745, entsprechende Vorbereitungen müssen also ab Mitte des Jahres im Gange gewesen sein. Als Initiator und Gründer des Mi-

litärspitals ist demnach Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn (1729–1746) zu würdigen. Es war, abgesehen von den ständig erforderlichen Reparaturen an der Fortifikation, der einzige Wehrbau, den der baufreudige Schönborn in Würzburg veranlaßte. Bis zu dessen Tod am 25. Juli 1746 war der Rohbau in etwa bis zur Hälfte ausgeführt.¹¹⁾

Daß das Domkapitel bereits einen Tag später die Einstellung des gesamten herrschaftlichen Bauwesens im Hochstift verfügte, war keineswegs ungewöhnlich. Nicht nur, daß man dadurch dem neu zu wählenden Landesherren rein formell die weitere Veranlassung vorbehalten wollte, das allzeit auf Sparsamkeit bedachte Gremium hoffte vielmehr, daß das eine oder andere „Bauwesen“ weniger kostspielig ausgeführt oder sogar ganz entfallen würde. So hatte beispielsweise Chri-

stoph Franz von Hutten 1724 das von seinem Vorgänger begonnene Jagdschloß Mädellofen, einen Neumann-Entwurf, wieder einleiten lassen.¹²⁾

Was den Gesichtspunkt der Sparsamkeit anging, hatte sich das Domkapitel mit dem am 29. August 1746 eingesetzten Anselm Franz von Ingelheim für einen geeigneten Regenten entschieden. Wie sehr der neue Fürstbischof dem Bausektor abhold war, zeigen die Gesamtausgaben aus den Fortifikationsbaurechnungen. Waren im Abrechnungszeitraum April 1746 bis März 1747 noch durch Friedrich Karl veranlaßte Gesamtkosten in Höhe von 19.058 fl. angefallen, so waren es von April 1748 bis März 1749 lediglich 442 fl. (Tab. 1).

Daß auch der Bau am Militärspital vollständig eingestellt und während des ersten Regierungsmonats Anselm Franzens nicht wieder aufgenommen worden war, zeigt ein Bericht des Capitain Müller. In der Hofkammersitzung vom 26. September 1746 trug dieser vor, daß das nach Einstellung des Bauwesens „in interregno“ nun „das für die Kranken Soldaten angefangene und an Mauerwerk halb vollendete Lazareth also dem Wetter exponiert stehe.“ Schäden an Holz und Mauerwerk seien unausbleiblich, und Müller schlug deshalb vor, wenigstens das restliche Mauerwerk aufzuführen und das Gebäude einzudecken. Die Kosten für diese Bausicherungsmaßnahme veranschlagt er auf 550 Reichstaler.¹³⁾

Anselm Franz scheint diesen Vorschlag akzeptiert zu haben, denn die Abschlagszahlungen für die Maurer am „Neuen Lazareth“ setzten sich über den gesamten Regierungszeitraum von knapp zweieinhalb Jahren fort. Die starke Reduzierung der Ausgaben für das militärische Bauwesen ermöglichte nur einen

sehr zögerlichen Baufortgang. Daß andererseits fast die gesamte für die Wehrbauten ausgegebene Summe dem Militärspital zugute kam, läßt auf eine ambivalente Haltung des Fürstbischofs schließen: Einerseits hat er sich der Notwendigkeit einer Fortführung des Baus nicht verschlossen, andererseits konnte er sich nicht dazu durchringen, das von seinem Vorgänger mit Verve begonnene Projekt ebenso zügig fortzuführen und zu Ende zu bringen.

Die Vollendung des Militärspital-Hauptgebäudes blieb so einem dritten Bauherrn vorbehalten: Karl Philipp von Greiffenklau, der am 14. April 1749 Fürstbischof geworden war. Im zweiten Abrechnungszeitraum seiner Amtszeit stiegen die Gesamtausgaben in den Fortifikationsbaurechnungen auf fast 10.000 fl.¹⁴⁾ Im Zeitraum 1749/50 folgten Tapezierer-, Schreiner- und Schlosserarbeiten, der Innenausbau des Spitals hatte offensichtlich zumindest begonnen.¹⁵⁾ Ab April 1750 sprechen die Fortifikationsbaurechnungen von 44 Öfen, Wasserbehältern, Bettstätten und Fensterladen.¹⁶⁾ Wenn auch 1751 noch Fensterläden und „Güßstein“ bezahlt werden, darf man doch von einer weitgehenden Fertigstellung im Jahre 1750 ausgehen. Die Inbetriebnahme, also die erste Belegung mit Patienten, ist nicht überliefert.

Der Zugang zum Militärspital erfolgte vom Schottenanger aus westlich des Klosters über die Wallgasse. Wie eine Photographie aus den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts zeigt, prangte über der dortigen Toreinfahrt das Wappen des Fürstbischofs Adam Friedrich von Seinsheim (1755–1779).¹⁷⁾ Tatsächlich fand das Militärspital in diesem Regenten einen weiteren, vierten Bauherrn. Gleich zu Beginn seiner Regierungszeit entstand 1755/56 der „Nebenbau des Lazareths“.¹⁸⁾

Abrechnungszeitraum	Ausgaben	Signatur StA Wü
April 1746-März 1747	19.058 fl.	Rechnungen 32 185
April 1747-März 1748	1.406 fl.	Rechnungen 32 186
April 1748-März 1749	442 fl.	Rechnungen 32 187
April 1749-März 1750	2.389 fl.	Rechnungen 32 188
April 1750-März 1751	9.137 fl.	Rechnungen 32 189

Tab. 1: Gesamtausgaben aus den Fortifikationsbaurechnungen (Befestigung und andere Wehrbauten).

Das Militärspital von 1750 – ein Bauwerk Balthasar Neumanns?

Die Suche nach direkten Hinweisen für die Beteiligung des bedeutenden Barockbaumeisters am Militärspital-Bau erbrachte lediglich eine Fundstelle in den Hofkammerprotokollen. Im überkommenen ungedruckten und gedruckten Schriftwechsel¹⁹⁾ erwähnt Neumann das Projekt mit keinem Wort. Auch die aus dem Nachlaß stammenden Plankonvolute, in erster Linie die Bestände „Delin.“ der Universitätsbibliothek Würzburg sowie die Sammlung Eckert, enthalten, ebenso wie die Graphikbestände der einschlägigen Stadt- und Staatsarchive, keine diesbezüglichen Werkzeichnungen. Ergebnislos verlief auch die Überprüfung auswärtiger Bestände nach eventuell versprengten Planunterlagen.²⁰⁾

Neumanns Einfluß auf den Bau des Spitals ergibt sich allerdings zwanglos aus seinem Geschäftsbereich im Rahmen des Würzburger Militärs. Bereits 1724 hatte er mit der Beförderung zum Ingenieur- und Artilleriemajor²¹⁾ den höchsten Dienstgrad im Ingenieurwesen der Haustruppen erreicht²²⁾ und war damit verantwortlicher Bauleiter aller Wehrbauten des Hochstifts. Bekanntlich hatte sein Gönner Friedrich Karl von Schönborn (1729–1746) die Kompetenzen auch auf das übrige herrschaftliche Bauwesen ausgedehnt. Es darf damit als unstrittig gelten, daß Balthasar Neumann während der Endphase der Planungen zum Militärspital, die in den Jahren 1744/45 gelegen haben muß, sowie während der Erstellung der ersten Hälfte des Rohbaus bis zum Tode Friedrich Karls die Oberleitung oblag.

Schwieriger zu beurteilen, ist die Zuständigkeit Neumanns unter der Regierung Anselm Franzens von Ingelheim, also im Zeitraum August 1746 bis Februar 1749. Die Neumann-Forschung plädierte bisher für eine praktisch vollständige Entfernung Neumanns aus dem herrschaftlichen Bauwesen in dieser Periode. Von Freeden nahm dies schon 1937 für den Bereich der Stadtbaukommission an.²³⁾ Das 1987 publizierte Itinerar verzeichnet für den Herbst 1746 dessen „*Entlassung als Oberbaudirektor des militärischen, kirchlichen und zivilen Bauwesens*“.²⁴⁾ Abgesehen

davon, daß es Hinweise gibt, daß Neumann auf dem zivilen Sektor keineswegs vollständig ausgeschaltet war,²⁵⁾ sind seine Kompetenzen auf dem Gebiet des militärischen Bauwesens vermutlich überhaupt nicht beschnitten worden. Dieses Postulat, welches von Lüde in ihrer Hamburger Dissertation zum Bauwesen in Würzburg 1720 bis 1750 erhebt,²⁶⁾ findet seine plausible Grundlage in der unausgesetzten Bestallung Neumanns als Ingenieuroffizier. Er selbst hat nach dem Tode Anselm Franzens gegenüber der Hofkammer betont, daß er unter dessen Regierung „*dreyer Officiern Dienstleistungen jederzeit hätte zu versehen gehabt.*“²⁷⁾

Am 12. Juli 1749 dekretiert der neue Landesherr Karl Philipp von Greiffenklau „*die Obsorg und Direction über sämtliches Bauwesen, sowohl hier als auch auf dem Land dem Obristen Neumann anwieder aufzutragen.*“²⁸⁾ Somit ergibt sich dessen uneingeschränkte Zuständigkeit mit Sicherheit für die dritte Bauphase. In diese fällt auch der einzige einschlägige archivalische Beleg: Als Mitte 1749 die vorwiegend den Innenausbau betreffenden, restlichen Maurerarbeiten am Militärspital vergeben werden, prüft Neumann die Kostenvoranschläge der Maurer und berät in dieser Sache die Hofkammer.²⁹⁾

Balthasar Neumanns architektonisches Werk, vor allem auch die große Fülle seines Schaffens in den vierziger Jahren, war nur mit der Unterstützung eines größeren Mitarbeiterstabs zu bewältigen. Bekanntlich unterhielt er ein Zeichenbüro,³⁰⁾ in dem neben zivilen Beschäftigten über die Jahre hinweg auch mehrere Angehörige des würzburgischen Ingenieurwesens tätig waren.³¹⁾ Daß Neumann die Bauaufsicht am Militärspital, wie aus dem oben angeführten Zitat des Hofkammerprotokolls hervorgeht, an seinen damaligen Mitarbeiter, den erwähnten Captain Müller, delegierte, erscheint somit durchaus verständlich. Bei diesem muß es sich im übrigen um Michael Anton Müller gehandelt haben, der damals noch zur fürstbischöflichen Infanterie gehörte, da der Artillerieoffizier Johann Georg Müller, ein weiterer Mitarbeiter Neumanns, zum fraglichen Zeitpunkt, also im September 1746, noch Leutnant war.³²⁾

Es ist ja auch plausibel, daß der im Zenit seines Schaffens stehende Schöpfer komplizierter Wölbformen, der als Beauftragter zahlreicher Landesherren Schloß- und Kirchenbauten erstellte, nur noch wenig persönliches Interesse an anspruchlosen Projekten hatte. Folglich könnte er solche Bauvorhaben, wie auch in heutigen Architekturbüros üblich, nur zu gerne einem begabten Mitarbeiter überlassen haben.

Die Frage, ob Müller auch den Entwurf selbst ausgeführt hat, läßt sich auf der Basis des zur Verfügung stehenden Materials nicht beantworten. An seiner prinzipiellen Befähigung hierzu ist jedenfalls nicht zu zweifeln: 1752 tritt er die Nachfolge Neumanns als „Dozent für Civil- und Militärbaukunst“ an der Universität Würzburg an,³³⁾ und spätestens nach dessen Tod 1753 übernimmt Michael Anton Müller als Ingenieurmajor die Leitung des würzburgischen militärischen Bauwesens.³⁴⁾ 1754 tauchen in den Musterlisten erstmals zwei Major-Planstellen im würzburgischen Artillerie- und Ingenieurwesen auf.³⁵⁾ Die jahrzehntelang von Neumann in Personalunion verwaltete Führung des Bauwesens einerseits und des Artilleriecorps andererseits wird ganz offensichtlich nach dessen Tod zweigeteilt. Dabei fiel Johann Georg Müller, der auch in den Hofkalendern ab 1754 im Majorsrang erwähnt wird,³⁶⁾ als dem Feldzugserfahrenen die Leitung des Artilleriecorps zu.

Als sicher darf gelten, daß der Entwurf des 1745 begonnenen Militärspitals aus Balthasar Neumanns Baubüro stammte. Daß Friedrich Karl dieses Projekt an seinem Oberbaudirektor vorbei an einen auswärtigen Architekten vergeben haben sollte, kann nach Lage der Dinge ausgeschlossen werden.

Das Militärspital – Stellung in der zeitlichen Entwicklung

Es soll an dieser Stelle noch einmal betont werden, daß der Gegenstand der Betrachtungen in den „Friedensspitälern“ zu sehen ist, welche die medizinische Versorgung der Truppe am Dauerstandort sicherzustellen hatten und von den Feld- und Kriegslazaretten zu unterscheiden sind. Die ersten Häuser dieser Richtung auf mitteleuropäischem Boden finden sich in den römischen Valetudinarien, wobei insbesondere die in monumentaler Steinbauweise errichteten Bauten in den Lagern von Novaesium und Vetera eine auf Dauer ausgerichtete Konzeption erkennen lassen.³⁷⁾

Die Autoren der Militärgeschichtsschreibung sind sich darüber einig, daß das Mittelalter weder stehende Heere noch ein geordnetes Sanitätswesen kannte.³⁸⁾ Ein solches bildete sich in frühen Ansätzen in den Landsknechtsheeren an der Schwelle zur Neuzeit im Bereich der Feldmedizin aus. Nach einer friedensmedizinischen Infrastruktur verlangten ohne Zweifel erst die im Laufe des 17. Jahrhunderts sich in allen europäischen Staaten entwickelnden stehenden Heere. Dabei folgt der Aufstellung der Truppen in aller Regel nach einigen Dezennien die Einrichtung von Kasernen, und dieser wiederum nach mehreren Jahrzehnten der Bau von Militärkrankenhäusern. Abweichungen von dieser Faustregel gab es offenbar vor allem im zentralistisch strukturierten Ausland. So bemerkte Jetter, daß das Militärspital von Bayonne bereits vor Einführung der stehenden Heere in Frankreich existierte.³⁹⁾ (Vgl. Tab. 2).

Die große Masse der Garnisonsspitäler entstand in Deutschland erst im Verlauf des 19.

Ort	Jahr	Fundstelle
Pamplona	ca. 1579	Knorr (wie Anm. 38), S. 736
Bayonne	1644	Jetter (wie Anm. 39), S. 70
Straßburg	1691	Jetter (wie Anm. 39), S. 71
Nancy	1702	Jetter (wie Anm. 39), S. 71
Moskau	1706	Knorr (wie Anm. 38), S. 393
St. Petersburg	1717	Beck ⁴⁰⁾ , S. 8

Tab. 2: Erste Garnisonsspitäler im europäischen Ausland (ohne Berücksichtigung der Marinehospitäler).

Ort	Jahr		Fundstelle
München-Giesing	1692	Neubau, Mischspital	KA, A VII, Bd. 356
Düsseldorf	1709	Mischspital, ab 1772 ganz übernommen	Beck (wie Anm. 40), S. 23
Berlin	1710	Pesthaus, 1726 sicher als Garnisonslazarett erwähnt	Beck (wie Anm. 40), S. 5f.
Potsdam	1711/13	Altbau, altes Gardelazarett	Beck (wie Anm. 40), S. 6
Dresden	1714	Altbau, ehem. Pesthaus	Beck (wie Anm. 40), S. 6
Potsdam	1751	Neubau	Beck (wie Anm. 40), S. 10
Frankfurt/Oder	nach 1763		Beck (wie Anm. 40), S. 20
Potsdam	1772	Neubau	Beck (wie Anm. 40), S. 20
Gumpendorf/Wien	1775		Beck (wie Anm. 40), S. 10
München	1778	Neubau Müllerstraße	Filchner ⁴¹ , S.1-7
Wien	1785	„Militär-Hauptspital“	Beck (wie Anm. 40), S. 27
Karlsruhe	1785 in Bau	Mischspital	Jetter ⁴² , S. 116
Hannover	1790		Beck (wie Anm. 40), S. 23

Tab. 3: Militärspitäler im Alten Reich.

Jahrhunderts. Innerhalb unseres Betrachtungszeitraums bleibt die Zahl der bisher in der Literatur dokumentierten Neugründungen durchaus überschaubar und verteilt sich etwa gleichmäßig über die Dauer des 18. Jahrhunderts. Das Würzburger Militärspital von 1750 läge zeitlich dabei etwa in der Mitte der in der Tabelle 3 wiedergegebenen Abfolge.

Bereinigt man die Tabelle um die zweckentfremdeten Zivilbauten und legt die Kriterien „Neubau“ und „Militärspezifität“ zugrunde, so ergibt sich eine überraschende Tatsache: Das Würzburger Militärspital von 1750 stellt den ersten Neubau eines reinen Militärkrankenhauses im Alten Reich dar!

Auch im Vergleich mit den ersten zivilen Krankenhausneubauten erweist sich das Militärspital als außergewöhnlich frühe Gründung. Erst 1789 werden unter Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal das Allgemeine Krankenhaus in Bamberg⁴³ und 1793 der in diesem Sinne zu wertende Südflügel-Neubau des Juliusspitals in Würzburg fertiggestellt.⁴⁴

Beschreibung des Spitalkomplexes

Planunterlagen aus der hochstiftischen Zeit über die Spitalgebäude sind nicht erhalten geblieben. Bei entsprechend kritischer Auswertung lassen sich jedoch Archivalien aus späterer Zeit sowie, bezüglich des äußeren Erscheinungsbildes, der jetzige Zustand des noch existierenden Hauptgebäudes heranziehen.

Was die Grundrisse angeht, verdanken wir entsprechende Aufmaße der Tätigkeit des bayerischen Ingenieur-Oberleutnants Carl Zear, der 1816 zur Genie-Direktion Würzburg versetzt wurde und der 1820 die „*Allerh. Anerkennung*“ für die „*mit der einsichtsvollsten Beharrlichkeit und Anstrengung ausgeführten, vollständigen Aufnahmen und Zeichnungen der Stadt Würzburg und der Festung Marienberg*“ erhielt.⁴⁵ Unter diesen Arbeiten befand sich auch ein 1820 aufgemessener, dreiteiliger Plansatz, der das Areal vom Militärspital über das mittlerweile säkularisierte und dem Spital zugeschlagene Schottenkloster bis zur Alten Kaserne umfaßte.⁴⁶

Zu diesem Zeitpunkt waren zwar die Gebäude des alten Spitals nach Verlegung der Krankenzimmer in das Schottenkloster bezüglich ihrer Nutzung verändert worden. Wie der Vergleich mit einer erhalten gebliebenen Inventarliste aus dem Jahr 1802⁴⁷ zeigt, entsprach die innere Aufteilung wie auch die Numerierung der Räume aber noch dem Zustand aus der fürstbischöflichen Epoche. Die ältesten zur Verfügung stehenden Fassadenaufrisse wurden durch das Architekturbüro Professor Boßlet 1946 bzw. 1953 anlässlich des Umbaus des im Krieg praktisch unzerstört gebliebenen Hauptgebäudes und des nur teilweise ausgebrannten Nebenbaus zu einem Heim für herberglose Jugendliche angefertigt. Sie repräsentieren die ursprüngliche Bausubstanz des Militärspitals.



Abb. 2: Die Südfassade des ehemaligen Militärspitals vor der Renovierung (etwa 1975) noch mit dem Erker an der Ostseite (Photo: Architekturbüro Wacker, Höchberg).

Das Militärspital-Hauptgebäude

Das Militärspital von 1750 zeigt die Konzeption eines dreigeschossigen Baus mit zwölf Fensterachsen und Mansarddach. Die Grundrißfläche bemißt sich ohne die Erker zu 32,15 x 13,15 Meter, die Geschoßhöhen betragen im Erdgeschoß 3,61 Meter, im 1. Obergeschoß 3,46 Meter und im 2. Obergeschoß 3,01 Meter.⁴⁸⁾ In der Mitte der östlichen Giebelmauer befand sich ein bis zum 2. Obergeschoß reichender, erkerartiger Anbau von 4 x 5 Metern Grundfläche.

Ein ähnlicher Anbau sprang an der Nordfassade vor, der allerdings auf die Erdgeschoß-Ebene begrenzt und mit einem Hintereingang versehen war. Die Haupteingänge, zwei Türen von kaum mehr als Fensterbreite, lagen in der zweiten und elften Fensterachse der Südfassade. Fenster- und Türumrahmungen waren, ebenso wie das Gesims, in Buntsandstein gehalten. In Höhe des 2. Stockwerks trägt die Südfront das aus Keuper gehauene Wappen des Fürstbischofs Ingelheim.

Während des für Würzburg verheerenden Luftangriffs vom 16. März 1945 brannte dieses Gebäude nicht aus, sondern wurde nur gering durch Sprengbombensplitter beschädigt⁴⁹⁾

und blieb somit in seiner wesentlichen Substanz erhalten. Bei der Betrachtung der gegenwärtigen äußeren Erscheinungsform sind Veränderungen zu berücksichtigen, die sämtlich aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg stammen: 1946 erhielt das Mansarddach 14 Gauben.⁵⁰⁾ Im Zuge weiterer Umbaumaßnahmen in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts wurden der östliche Erker eingelegt, der nördliche Anbau bis zum Dachgeschoß aufgemauert und die westliche der Eingangstüren durch ein Fenster ersetzt.⁵¹⁾

Grundriß und innere Raumaufteilung

Die Darstellung erfolgt ohne weitere Einzelzitate aus der Plandarstellung von Zear⁵²⁾ in Kombination mit der Raumauflistung aus dem Inventar von 1802.⁵³⁾ An der Nordseite des Erdgeschosses reihten sich Apotheke und Ordinationszimmer (Flucht Nr. 3), die in den nördlichen Anbau hineinreichende Küche (Raum Nr. 4) sowie die Unterkünfte des Hausvaters und der Dienstmägde (Flucht Nr. 5) aneinander. Hinter dem westlichen Eingang eröffnete sich nach links ein Vorratsraum, nach rechts führte eine Türe in den Raum Nr. 1, einem ca. 45 qm großen Krankenzimmer mit

elf Betten. Vermutlich wurden hier Patienten untergebracht, die einer besonders intensiven Pflege bedurften und denen der Transport über die engen und steilen Treppenhäuser in die oberen Geschosse nicht zuzumuten war. Neben dem Krankenzimmer lag ein ebenso großer Kapellenraum, der einen eigenen Ausgang zur Hofseite besaß. Im Erker an der östlichen Giebelwand befanden sich, ebenso wie in den oberen Stockwerken, die Aborte.

Die beiden Obergeschosse waren ihrem Grundriß nach identisch. Von den Treppenhäusern her führten jeweils zwei Türen in den Krankbereich, der durch kreuzförmig angelegte Trennwände in vier 58 qm große Zimmer unterteilt wurde, die untereinander durch Türen verbunden waren (Im 1. OG Raum Nr. 8, 9, 12 und 13; im 2. OG Raum Nr. 16, 17, 20 und 21). In den vier Gebäudeecken befand sich in beiden Obergeschossen jeweils ein Raum von 16 qm, der dem Inventar zufolge jeweils zwei Betten enthielt und vermutlich für höhere Dienstgrade oder sporadisch aufgenommene weibliche Patienten vorgesehen war. Der Raum Nr. 22 im 2. OG war für einen „*Commandirten UnterOfficier*“, also für einen der turnusmäßig abgestellten Feldschere, reserviert.

Das Zuhaus, die ehemalige „Krankenparaquen“

Im Erdgeschoß der alten „*Krankenparaquen*“ waren zu Ende der hochstiftischen Zeit Kanzlei (Nr. 23), Badstube (Nr. 24), die „*Stößerey*“ (Nr. 30), die Wohnung des Kapellendieners und Pförtners (Nr. 29) sowie die „*Todtenkammer*“ (Nr. 35) untergebracht. Letztere Nummer erscheint auf dem Aufriß von 1820 nicht mehr, da zwischenzeitlich ein neues Leichenhaus am Klostertrakt errichtet worden war. Die erste Etage des Zuhauses enthielt die Wohnung des Spital-Chirurgen (Nr. 25 und 26), welche auch in das Mezzanin-Geschoß hineinreichte (dort Nr. 27 und 28), die Wohnung des Stößers (Nr. 31) sowie ein Krankenzimmer mit zehn Betten (Nr. 32). Ein weiteres Krankenzimmer mit neun Betten befand sich im Mezzanin-Geschoß (Raum Nr. 34).

Das Nebengebäude von 1756

Dieses war, im Gegensatz zu den beiden anderen Gebäuden, mit einem Gewölbekeller ausgestattet und enthielt im darüberliegenden Erdgeschoß das Laboratorium der Apotheke und Vorratsräume. Im Obergeschoß befand sich eine großzügig angelegte Wohnung, die 1802 und in der bayerischen Zeit dem Apotheker zur Verfügung stand, in der Frühzeit der hochstiftischen Epoche möglicherweise den Verwalter beherbergte.

Zur Kritik des Militärspitals

1. Kritik der Standortwahl

Ein bei der Standortwahl nicht ausreichend berücksichtigter Gesichtspunkt war zweifellos der der Wasserversorgung. Das Spital besaß keinen eigenen Brunnen und auch der des benachbarten Schottenklosters war unzureichend. Versuche, einen Brunnen zu schlagen, waren erfolglos verlaufen,⁵⁴⁾ und noch 1817 mußten jährlich 600 Gulden aufgewendet werden, um für das mittlerweile auf das Schottenkloster ausgedehnte „*Königliche Militair-Haupt-Spital*“ Wasser in Butten herbeischaffen zu lassen.⁵⁵⁾ Eine zwischen Hauptgebäude und Zuhaus angelegte Zisterne⁵⁶⁾ führte nur unreines Wasser und diente hauptsächlich dem Zweck, die Vorplätze vor der Verschlammlung zu bewahren.⁵⁷⁾

Ein zweiter Kritikpunkt ergab sich unter der militärischen Perspektive der Festungsbaukunst. Die Eskarpe der Bastionen Nr. 35 und 36, welche das Spital zickzackförmig umlegten, hatte zwar eine Gesamthöhe von etwa elf Metern.⁵⁸⁾ Davon reichte jedoch circa die Hälfte in den außen angelegten Graben hinab, und lediglich die zweite Hälfte erhob sich über den Bauhorizont. Mit anderen Worten ragten, unter Berücksichtigung der zwei Meter hohen Brustwehr, immer noch fast drei Fünftel des siebzehneinhalb Meter hohen Gebäudes über die Umwallung empor und boten damit dem Artilleriebeschuß durch potentielle Belagerer ein direktes Sichtziel. In einem ganz ähnlich gelagerten Fall wurde später (1829–32) in Minden das auf der Bastion Nr. III erbaute Garnisonsspital als bombenfestes Festungslazarett ausgelegt.⁵⁹⁾

2. Kritik des Militärspital-Baus

Die Auswertung der Grundrisse läßt mehrere schwere Mängel der Innenaufteilung erkennen. Abgesehen davon, daß für den Antransport von Liegendkranken keine überdachte Toreinfahrt mit ausreichender Eingangsbreite zur Verfügung stand, waren die Treppenhäuser für diesen Zweck zu steil und vom Kurvenradius zu eng angelegt. Eine erfolgreiche Evakuierung des Gebäudes im Brandfall wäre für Liegendkranke oder Gehbehinderte mehr als fraglich gewesen. Die geradezu primitive Aufteilung der beiden Obergeschosse sah keinerlei Raum für einen bei einem Krankenhaus unverzichtbaren Flur für Ver- und Entsorgung sowie Lüftung vor. Kranke aus den westlichen Zimmern mußten anfangs die östlichen Zimmer durchqueren, um zum Aborterker zu gelangen.⁶⁰ Was Funktions- und Vorratsräume angeht, hatte man sich bei Erstellung der Konzeption wohl darauf verlassen, daß hierfür die alte „*Krankenparaquen*“, also das Zuhaus, zur Verfügung stand. Aus Platzmangel im Hauptgebäude mußten jedoch hierin zwei Krankenzimmer verbleiben und Personalwohnungen eingerichtet werden, so daß nur wenige Funktionsräume, darunter die Badestube, hier unterkamen. Letzteres führte zu dem Kuriosum, daß die Kranken aus dem Hauptbau über den Hof gebracht werden mußten, um in den Genuß eines medizinischen oder Reinigungsbades zu kommen.

Das insgesamt zu knapp kalkulierte Raumangebot ging vor allem zu Lasten der Funktions- und Vorratsräume. So wird bereits im Gutachten von 1750⁶¹ der zusätzliche Bau eines Waschhauses mit darunter liegendem, 16 bis 20 Fuder fassenden Weinkeller gefordert, „*indeme das geringe Kellerlein unter der Pfleeg nit mehr als 2 1/2 Fuder enthaltet, auch zur Medicin muß gebrauchet werden.*“ Das Vorhaben wird erst 1755/56 im Rahmen der Errichtung des Nebenbaus realisiert.

Daß das Militärspital von 1750 zu klein geraten war, mag auf eine finanzielle Vorgabe des Fürstbischofs zurückzuführen sein. Denn letzten Endes lag ja die Festlegung des Kostenrahmens von Wehrbauten beim Fürstbischof, und es gibt durchaus Hinweise dafür,

daß Friedrich Karl in den letzten beiden Jahren seiner Regentschaft die Ausgaben für das Bauwesen bereits deutlich beschränken mußte, bevor es durch Anselm Franz fast gänzlich eingestellt wurde.

Aber auch, was die wenig zweckmäßige Konzeption des Spitals angeht, war das Bauherren-Konsortium Fürstbischof-Hofkammer-Hofkriegsrat ursächlich beteiligt, da man diese Thematik in den Gremien offenbar gar nicht aufgegriffen hat und insbesondere auf die Beratung durch kompetente Fachleute verzichtete. Als Anselm Franz seinen Leibmedikus Vogelmann 1749 beauftragt, ein Gutachten über die Einrichtung des „*neuerbauten Lazarets*“ zu erstellen,⁶² kann sich dies nur noch auf Mobilien und Betriebsordnung beziehen, denn am Baukonzept war zu diesem Zeitpunkt keine Änderung mehr möglich.

Zudem muß sich auch das Architekturbüro die Frage gefallen lassen, ob es nicht Mitte des 18. Jahrhunderts hätte möglich sein sollen, essentielle Erfordernisse hinsichtlich Pflegetechnik und Patientenversorgung beim Entwurf eines Spitalneubaus besser zu berücksichtigen. Dabei dürfen selbstverständlich nicht einschlägige Kriterien des Allgemeinen Krankenhauses als Maßstab herangezogen werden, welche ja erst Jahrzehnte später konkret formuliert werden. Aber man hätte doch zumindest erwarten können, daß Erfahrungen und Prinzipien aus dem Bereich der neueren Zivilspitäler übernommen worden wären, die zwar damals noch nicht vorwiegend auf die Behandlung von Kuristen abzielten, aber doch in weiten Bereichen der Pflege und Betreuung hilfsbedürftiger und bettlägeriger Personen gewidmet waren.

Hierbei braucht man gar nicht auf idealtypische Großprojekte, etwa die des Architektur-Theoretikers Joseph Furtenbach,⁶³ zu verweisen. Es gibt durchaus Beispiele für sensible und intelligente Entwürfe kleiner Zivilspitäler in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wie etwa das Landhospital in Bruchsal (um 1724)⁶⁴ oder die nicht ausgeführte Planung für das Forchheimer Spital von Michael Küchel (um 1748).⁶⁵ Auch das 1751 in Betrieb gegangene Militärspital in Potsdam war

auf die Bedürfnisse der Krankenpflege zumindest insofern ausgerichtet, als es einen Mittelkorridor für die Ver- und Entsorgung enthielt.⁶⁶⁾

Auf dem Sektor des Spitalbaus hatten Balthasar Neumann und seine Mitarbeiter nur wenig Erfahrung. In Würzburg kann nur der Neubau des Dietrich-Spitals (1724–1727) mit Neumann in Verbindung gebracht werden, das allerdings ein vornehmes Pfründnerspital für einen kleinen Kreis Bedienter des Domkapitels darstellte⁶⁷⁾ und dessen Innenaufteilung mehr oder weniger der eines bürgerlichen Wohnhauses entsprach.⁶⁸⁾ Dagegen hatte Neumann Anfang der dreißiger Jahre die Pläne für das Katharinenspital in Bamberg geliefert, dessen großzügige Anlage auch eine moderne und pflegetechnisch günstige Konzeption des Pfründnertraktes einschloß.⁶⁹⁾

Die Frage, welches Genre beim Entwurf der Krankenabteilungen im ersten und zweiten Obergeschoß des Spitals Pate stand, läßt sich leicht beantworten: das Kasernenbauwesen! Ein Vergleich von Ausschnitten aus den Grundrissen der nach dem Linearsystem erstellten Alten und Neuen Kaserne zeigt eine frappierende Ähnlichkeit mit dem Grundkonzept des Militärspitals. Im Falle der Neuen Kaserne gesellt sich hierzu noch die Übereinstimmung der Stockwerke, so daß man mit einer gewissen Verallgemeinerung sogar sagen kann, daß das Militärspital ein aus dem 240 Meter langen Bau herausgeschnittenes Segment der Neuen Kaserne darstellt.

Übrigens trifft die Vermutung, das Spital könnte ursprünglich als Kaserne errichtet worden sein und später einen Nutzungswandel erfahren haben, nicht zu. Die Baurechnungen sprechen bereits im Anfangsstadium der Arbeiten im Herbst 1745 eindeutig vom „*Neuen Lazareth*“.⁷⁰⁾ So liegt denn wohl den Planungen die Idee zugrunde, daß ein Haus für gesunde Soldaten auch für krankes Militär gut genug sei – eine wahrhaftig nicht gerade differenzierte Architekturphilosophie!

Es bleibt das enttäuschende Resümee, daß hier die historische Chance vertan wurde, die beeindruckend frühe Militärspitalgründung durch eine intelligente innenarchitektonische

Konzeption zu einem epochemachenden Krankenhausbau zu gestalten. Daß Balthasar Neumann bei entsprechender Aufgabenteilung durch den Fürstbischof hierzu in der Lage gewesen wäre, kann nicht bezweifelt werden. Dessen Inanspruchnahme durch den Landesherrn erstreckte sich jedoch im fraglichen Zeitraum auf eine Vielzahl anderweitiger Projekte, worunter die Ausgestaltung der Residenz mit Gobelins, Tapeten und Spiegeln einen breitbasig und detailliert diskutierten Posten einnahm.⁷¹⁾

Am Ende der hochstädtischen Epoche mußte der würzburgische, in bayerische Dienste übernommene Stabsmedikus Friedrich am 23. Januar 1803 an den Vorsitzenden der General-Lazarett-Inspektion in München, Geheimrat Besnard, berichten: „*Wir waren sehr beschämt, als General von Triva unser Spital untersuchte und wir alle diese Fehler eingestehen mußten.*“⁷²⁾

Zur Lazarettordnung

Landesweite Lazarettordnungen entstehen allgemein erst im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wie z.B. die bayerische „*Militärspital-Ordnung anno 1755*“.⁷³⁾ Diese wird erst 1793 durch die „*Churpfälzbaierische Militärlazareth-Einrichtung*“ modernisiert.⁷⁴⁾ Wo Lazarettordnungen fehlten, wurde versucht, dies durch Instruktionen für einzelne Chargen, etwa für den Verwalter oder für das ärztliche Personal, zu kompensieren. Beide Wege wurden bei der Indienststellung des Würzburger Militärspitals und in den Jahren danach simultan beschritten. Einerseits umriß eine Reihe von Instruktionen per Dekret Pflichten und Verantwortlichkeiten der einzelnen Ämter, wie etwa des Lazarett-Chirurgen⁷⁵⁾ oder des Hospital-Pfarrers.⁷⁶⁾

Andererseits strebte man aber von Anfang an die Schaffung einer fachübergreifenden Lazarett-Ordnung an. Ein erstes, nicht erhalten gebliebenes Gutachten hierzu ließ Anselm Franz durch seinen Leibarzt Vogelmann, „*der über 20 Jahr als Garnisonsmedicus zu Mayntz gestanden*“,⁷⁷⁾ anfertigen. Daß dieses Gutachten tatsächlich erstellt und dem Hofkriegsrat vorgelegt wurde, belegt ein entsprechen-

des Hofkriegsratsprotokoll, von dem allerdings heute nur noch ein Repertoriumseintrag zeugt.⁷⁸⁾

1750 wurde dann den Hofkammer-Räten Mejer und Braun „die Commission aufgetragen,“ eine Lazarett-Ordnung zu erstellen. Die Ausarbeitung dieses Gutachtens vom November 1750 verkörperte ein Vierzig-Punkte-Programm zu Disziplinarordnung, alimentärer Versorgung, Personal-Entlohnung und Mobilienausstattung.⁷⁹⁾ Wie aus den Randbemerkungen hervorgeht, wurden 35 der Einzelpunkte von höchster Stelle approbiert, drei zurückgestellt und nur zwei abgelehnt.

Von den vierzig Einzelpunkten sollen hier diejenigen angesprochen werden, die von besonderem sozial- und medizingeschichtlichen Interesse sind.⁸⁰⁾ Verworfen wurde der Vorschlag, „die Weiber in schweren Umständen der Kranckheit dahie aufzunehmen“ (Punkt Nr. 1). Man befürchtete nicht nur „Confusiones“ im Spital, sondern auch, daß dies der Herrschaft „zum größten Aggravio gereichen würde,“ zu deutsch also finanzielle Lasten. Obrigkeitliche Zustimmung dagegen erfährt Punkt Nr. 2: „Einem jeden gemeinen Mann werden von dem Tag seiner Aufnahm an die gewöhnliche Löhnung sambt Brod abgezogen dergestalten, daß das Geld der Soldatenpflieg anheimfallet, das Brod hingegen in dem herrschafftli: Magazin zurückbleibet.“⁸¹⁾

Punkt Nr. 3 beinhaltet die wöchentliche Speiseordnung:

„Wochentliche Speiß=Ordnung

Sonntag.

Mittags eine Supp Pfund Rindfleisch nebst gemüß.
Abends eine Supp nebst eingemachtem Fleisch.

Montag.

Mittags eine Supp,
Pfund Rindfleisch und Reyß.
Abends eine Supp nebst eingemachtem Fleisch.

Dienstag.

Mittags eine Supp, Rind oder Kalbfleisch, nebst gersten,
Abends eine Supp und eingemachtes Fleisch.

Mittwochen.

Wie am Sonntag,

Donnerstag

Wie am Montag,

Freitag

Mittags Linsen und Weckklöß,

Abends eine Haabermehl Supp und Zwetschgeren.

Sambstag

Mittags eine gebrennte Supp nebst gemüß von Kohl, Spinath oder dergl.

Abends eine [?] Supp und Haabermehlbrey, oder [?]

Auf gleiche Weise wäre es zu halten wann in der Wochen neben=fastäg einfallen solten.“

Einen weiteren Beitrag zur Lazarettordnung stellt das „Promemoria betreffend die neue Einrichtung des Hochfürstl. Würtzburg. Lazarets“ dar.⁸²⁾ Im Gegensatz zum Gutachten der Kammerräte beinhaltet das „Promemoria“ vorwiegend medizinische Belange und scheint somit von ärztlicher Seite verfaßt zu sein. Es ist jedoch weder signiert noch datiert. Eine gewisse zeitliche Eingrenzung ist dadurch möglich, als darin die Doktoren Würth und Sulzbeck als verpflichtete Militärärzte erwähnt werden. Nachdem Würth 1749 aus Karlstadt gekommen war und 1757 auschied,⁸³⁾ sind damit bereits die Eckdaten für die Entstehung gegeben. Eine weitere Eingrenzung auf frühestens 1754, das Jahr der ersten Erwähnung Sulbecks in den Hofkalendern, kann deshalb nicht zwanglos vorgenommen werden, da dieser möglicherweise bereits ab 1750 als nicht in den Hofkalendern aufgeführter Unterarzt im Spital tätig gewesen sein könnte. Entweder war das „Promemoria“ also eine bereits zur Gründung des Lazaretts verfaßte medizinische Ergänzung zum Gutachten der Kammerräte oder aber es stellte einen später herausgegebenen Verbesserungsvorschlag für den laufenden Betrieb dar.

Inhaltlich betrachtet, war die erste Forderung, „daß ein jeder Patient a parte liege,“ was das Militär angeht, zur damaligen Zeit

keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Üblich war die Unterbringung von jeweils zwei Mann auf einer Holzpritsche mit dem eigenen Strohsack. Die Abmessungen einer solchen Bettlade betrug beispielsweise im Falle der Kaserne in Königshofen 7 x 5 Schuh,⁸⁴⁾ nach Würzburger Maß⁸⁵⁾ somit 205 x 146 cm.

Weiterhin forderte das „Promemoria“, „bey jedem Bett zwilligen fürhang anzuordnen,“ und für jeden Patienten „4. Lazaret-Hembter, 4 Paar leinen Strümpff, dann einen Schlaffrock von gutem Zwilch, 2 Schlaffhauben und ein paar pantofell“ bereitzuhalten. Ferner mußte „ein jedes Bett numeriert werden, wie auch die vasa deren Medicamenten ...,“ sowie für jedes Bett „deren Medicinischen 2, deren Chirurgischen patienten 3 kleine Schußblaken“ vorrätig sein. Außerdem gehörte „zu ohnentbährlichem Gebrauch dann ein Tabell, auf welcher der puls alle Stund aufgezeichnet werden kann.“ Die Zimmer sollten zweimal täglich „gelehrt“ und ausgeräuchert werden und mit einer großen Tafel ausgestattet sein, auf welcher die Diätverordnungen vermerkt wurden.

Dem Garnisonsmedikus wurde aufgetragen, daß er „... die in Lazaret liegenden täglich und fleißig besorge, alle Zimmer durchgehe, Bett vor Bett mann vor mann examinire, nach nothdurft ordiniere, anbey die von ihm vorgeschriebene Diet und Medicin sorgfältig anbefehle ...“ Er solle hierzu „... alle sowohl Sonn als auch Feyer und wercktag des sommers frühe umb 7. des winders umb 8 uhr“ in dem Lazarett erscheinen, „auch außer der Zeit so fern ein casus sich ereichne ...“

Sulzbeck als „*Medicinae et Chirurgiae Doctor*“ aber solle „alle chirurgischen patienten wunden und Schaden ... visitieren, nach Befinden operieren, solche verbinden und nach Möglichkeit curieren ...“ Dazu oblag Sulzbeck, dem täglich zwei Visiten abverlangt wurden, die Fachaufsicht über die in das Lazarett kommandierten Feldschere und außerdem die Vertretung Würths im Krankheitsfalle.

Daß alle in den Entwürfen aufgeführten Einzelpunkte realisiert und über die gut fünfzig Jahre hochstiftischer Nutzung des Militärspitals durchgehend umgesetzt wurden,

muß bezweifelt werden. Die großzügige Ausstattung der Patienten mit Leibwäsche beispielsweise war jedenfalls zu Ende des Hochstifts nicht mehr Usus.⁸⁶⁾ Zählerbiger erwiesen sich dagegen für das Ärar vorteilhafte Regelungen, wie beispielsweise der Einbehalt des Soldes, der gemäß Verpflegungsordonnanz auch 1802 noch im Schwange war.⁸⁷⁾

Personalwesen

Vorstand des neuen Militärspitals wurde zunächst der frühere Landphysikus zu Karlstadt, Lorentz Ignatz Wirth, der bereits 1748 als Garnisonsmedikus im Gespräch war⁸⁸⁾ und am 11. August 1749 als solcher bestellt wurde.⁸⁹⁾ 1754 erscheint ein zweiter ärztlicher Mitarbeiter, der Doktor der Medizin und Philosophie Joseph Joachim Sulzbeck, als „*Director Chirurgiae*“ tituiert.⁹⁰⁾ Als Wirth 1757 ausschied, rückte Sulzbeck als Chefarzt des Lazarett nach. Er wurde nunmehr offiziell als „*Würcklicher Garnisons- und des löblichen Fränckischen Crayses Feld-Medicus wie auch des Hochf. Lazareths Director Chirurgiae*“ bezeichnet.⁹¹⁾ Sulzbeck bekleidete dieses Amt über mehrere Jahrzehnte und gab es erst 1790 an Joseph Heinrich Sulzbeck, vermutlich einen Verwandten, ab.⁹²⁾ Nach Leonhard Zorn (1796–1798) beschließt Nikolaus Friedrich, „*der Medicin Doctor und ordentlicher Lehrer der medicinischen Praxis,*“ die Reihe der hochstiftischen Garnisonsmedici.

Noch zu Zeiten des alten Lazarett war projektiert worden, einen „*Stadtchirurgus*“ als Vorgesetzten der dorthin kommandierten Feldschere anzustellen.⁹³⁾ Die Wahl fiel auf Michael Simon, der im Hofkalender von 1751 als „*Lazaret-Chirurgus*“ des neuen Militärkrankenhauses erschien.⁹⁴⁾ 1752 war die Stelle vakant.⁹⁵⁾ Später versah der erste Sulzbeck als akademisch gebildeter „*Medicinae und Chirurgiae Doctor*“ das chirurgische Ressort offenbar ohne Unterstützung durch einen Bader-Chirurgen, auch nachdem er 1758 zum Chefarzt und Garnisonsmedikus aufgetückt war. „... so hat Doctor Sulzbeck keinen benöthigt, massen er als *Chirurgiae Doctor* zeit 1. Marty ohne dies aller selbsten gethan, so solte auch dieser sothane Diensten

continuieren ...“ hieß es dazu im „Promemoria“.⁹⁶⁾ Mit fortschreitendem Dienstalter scheint Sulzbeck diese Personalunion aber doch zuviel geworden zu sein. War die Rubrik „Garnisonschirurg“ in der Musterliste von 1772 noch leer,⁹⁷⁾ so tauchte die Position des Lazareth-Chirurgus 1773 erneut auf⁹⁸⁾ in Gestalt des Johann Sebastian Rüttinger, der auch noch 1802 dieses Amt als „Spital-Unterchirurg und Controleur“ innehatte.⁹⁹⁾ 1797 wurde schließlich der Professor und Oberlandwundarzt Hermann Brünnighausen zum Generalstabs-Chirurgus ernannt.¹⁰⁰⁾

In den gut fünfzig Jahren Würzburger Militärspitalgeschichte von 1750 bis zum Ende des Hochstifts spiegeln sich wichtige medizinhistorische und sanitäts-geschichtliche Entwicklungen wider. Die Übernahme des langjährigen zivilen Garnisonsmedikus Sulzbeck als „General-Stabsmedicus“ im Range eines Obristwachtmeisters im Jahre 1776¹⁰¹⁾ markiert die Einführung des Sanitätsoffiziers in die würzburgischen Truppen. Der von der Obrigkeit wohl auch aus Kostengründen geförderte Modus, Chirurgie und Innere Medizin durch ein und denselben Arzt versehen zu lassen, stellt gleichzeitig einen frühen Versuch dar, das durch Bader-Chirurgen und Feldschere betreute Fach zur Sache akademisch gebildeter Ärzte zu machen. Letzten Endes wurde dies erst durch die Bestallung von Dr. Brünnighausen realisiert, die 1797 ein paritätisches Nebeneinander der Fachbe-

reiche begründete. Dies drückte sich im übrigen auch ganz pragmatisch in der Höhe der Gehälter aus. Generalstabsmedikus und Generalstabschirurg bezogen je 390 fl. Jahresgehalt, zuzüglich der Honorare für beider Dozententätigkeit an der Universität.¹⁰²⁾ Sowohl der Internist als auch der Chirurg waren somit trotz ihres militärischen Ranges keineswegs ausschließlich Sanitätsoffiziere, sondern betätigten sich weitreichend im zivilen Bereich. Brünnighausen z.B., der im übrigen Absolvent der Universität Würzburg war, praktizierte neben seiner Dozententätigkeit als Chirurg und Geburtshelfer.¹⁰³⁾

Hinsichtlich des nachgeordneten medizinischen Personals kam man auf das bereits 1729 diskutierte Verfahren zurück, die bei den Regimentern stehenden Feldschere turnusmäßig zum Dienst in das Militärspital zu kommandieren. Das „Promemoria“ sah dazu vor, „daß von jedem löblichen Infanterieregiment 2 Feldscherer für beständig in Lazaret commandiert und wohnhaft bleiben sollen“ Diese sechs Feldschere sollten sich nun in zwei Gruppen zu drei ein um den anderen Tag abwechseln, wobei auf jeden acht Stunden durchgehender Wachzeit entfielen. Dadurch sollte sichergestellt werden, „... daß keine minut das Lazaret von Feldscherern verlassen“ wäre.¹⁰⁴⁾

Die Feldschere hatten also, nach heutigen Begriffen, den Dienst qualifizierter Kranken-

Charge	Namen	Zugegangen	Ob und wo vorher gedient	Wo zu Haus	Alter
Staabsmedicus	Nik. Friedrich	1798	---	Würzburg	41
Staabschirurg	Hermann Jos. Brünnighausen		---	---	
Garnisonspfarrrer	Adam Welsch	1800*	Curator zu Gambach	Escherndorf	62
Verwalter	Karl Lauppert	1797	Oberlieutenant in der Linie	Würzburg	35
Apotheker	Ant. Hofmann	1795	---	Waldsassen Oberpfalz	37
Krankenvatter	Joh. Röttinger	1764	In der Linie	---	88
Controleur	Franz Mennig	1763		Würzburg	59
Pförtner und Kapellendiener			Ist ein Pensionist und hat als solcher jährl. 45 fl.		
Stösser in der Apotheke			Wird aus dem Musquetier Stand genohmen		
Krankenwärter			Werden nach Nothdurfft aus der Linie genohmen		
Mägde des Krankenvatters			deren meistens 2 sind		

Tab. 4: Auszug aus der „Musterliste des Lazarettpersonals vom 16. Januar 1803“, KA, Serienakten Würzburg, Bund 36, Nr. 7. (* Diese Angabe ist offensichtlich fehlerhaft, Welsch wurde bereits 1780 als Garnisonsgeistlicher bestallt [Vgl. unten Kap. Seelsorge]).

pfleger versehen. Zusätzlich wurden aus den Mannschaftsdienstgraden der Truppen Krankenwärter verpflichtet. Diese hatten keinerlei sanitätsdienstliche Vorbildung und sind somit heutigen Stationshilfen oder Krankenpflegehelfern vergleichbar.

Das Verfahren, Feldschere und Krankenwärter aus der Truppe in das Spital zu kommandieren, wurde bis 1802 beibehalten. Auch bei den Zivilangestellten blieb die 1750 konzipierte Personalstruktur, wenn man von zwischenzeitlich hinzugekommenen Apotheker und dessen Gehilfen absieht, bis 1802 konstant.¹⁰⁵ Der Hausvater fungierte in erster Linie als Fourier und Koch, der Hausmutter oblag vor allem die Wäsche, beide wurden von drei Dienstmägden unterstützt. Die addierten Jahreslöhne von Hausvater (24 fl.), Hausmutter (18 fl.) und den drei Mägden (zusammen 30 fl.) machten noch nicht einmal drei Viertel des Jahresgehalts des bestellten Verwalters aus (100 fl.).¹⁰⁶ Die Position des letzteren wird, gemessen an der effektiven Arbeitsleistung, eher als eine Art Pfründe zu werten sein, zu der noch eine umfangreiche Wohnung im ersten Flügel der Alten Kaserne kam. Als weiterer Zivilangestellter war ein Pfortner mit dem Nebenamt des Kapellendieners beschäftigt.¹⁰⁷

Apothekenwesen

Die Belieferung der würzburgischen Truppen mit Medikamenten war bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Gegenstand einer vertraglichen Regelung zwischen Hofkammer und den Würzburger Stadtapothekern. Entsprechende Kontrakte, die auch die auswärtigen Garnisonen des Hochstifts, nicht jedoch die in die Reichsfestung Philippsburg kommandierten Soldaten einschlossen, waren 1744 und 1749 erneuert worden.¹⁰⁸ Ende der vierziger, Anfang der fünfziger Jahre werden diese „schädlichen Accorde“ mehrfach in den Sitzungen der Hofkammer thematisiert.¹⁰⁹ Ganz offenbar verstanden es die Würzburger Apotheker, die auf einem Pauschalisierungssystem beruhenden Kontrakte immer mehr zu ihrem Vorteil abzuschließen, denn das kontinuierliche Anwachsen der Medikamentenko-

sten von 1.383 fl. im Jahre 1736 auf 9.126 fl. im Jahre 1744¹¹⁰ läßt sich in diesem Zeitraum weder durch eine Vermehrung des Militärs noch durch eine Verteuerung der Pharmazutika erklären.

Probleme gab es aber nicht nur wegen zu hoher Kosten, auch mit der Qualität der gelieferten Arznei stand nicht immer alles zum besten. Obwohl er sich vertraglich verpflichtet hatte, „gute und frische Medicin“ zu liefern, mußte sich der Inhaber der Apotheke zum Adler, Johann Adam Brechenmacher, 1750 vorwerfen lassen, „verfälschten balsamum peruvianum“ geliefert zu haben.¹¹¹

Auf Anordnung des Domkapitels wurden im Interregnum von 1749 die „allhiesige 5. Stadtapotheker, und zwar einer nach dem anderen, ad consilium vorberufen“ und diesen seitens der Hofkammer erklärt, daß man bereit sei, pro Mann der Soldateska nach effektivem Stand einen halben Reichstaler jährlich zu zahlen. Für den Fall, daß sich die zu diesem Kontrakt nicht verstünden, wolle man alternativ in Zukunft „die Medicin aus allhiesigem Julierspital“ nehmen.¹¹² Bereits 1750 ging aber ein neuerliches Gesuch der Stadtapotheker auf Erhöhung der Vergütung ein. Fürstbischof und Hofkammer sahen sich einem Kartell gegenüber, welches versuchte, „einen gleich denen vorigen Zeiten schädlichen Accord zu erzwing[en].“¹¹³

Der Fürstbischof erwog zwei Varianten des Vorgehens, um sich aus der Abhängigkeit von den Stadtapothekern mit ihrer „übermäßig hohen Tax“ zu befreien. Erstens die bereits diskutierte Möglichkeit, die Arznei für das Militär von der Juliuspital-Apotheke zu beziehen.¹¹⁴ Warum diese nicht gewählt wurde, obwohl sie sich aufgrund einer vorhandenen Apotheken-Infrastruktur anbot und dazu ohnehin fürstbischöflicher Regie unterlag, muß offen bleiben. Möglicherweise hätte hierzu die Kapazität der Spitalapotheke nicht ausgereicht.

Zweitens drohte man den Apothekern, die Arzneien bei der Frankfurter Messe oder von den ganzjährig lieferbereiten „Materialisten“ in Frankfurt oder Nürnberg auf eigene Rechnung zu beziehen.¹¹⁵ Natürlich war der Ob-

rigkeit wie den Stadtapothekern klar, daß eine solche Ankündigung nicht ohne weiteres in die Tat umzusetzen war. Denn mit dem Bezug der Rohwaren von auswärts allein war es ja nicht getan. Es fehlte nicht nur an einem Garnisonsapotheker nebst Hilfspersonal zur kunstgerechten Prüfung, Aufbereitung und Lagerung der Medikamente, sondern es ermangete zu diesem Zeitpunkt, nach der Inbetriebnahme des Militärspitals, auch an Raumangebot zur Unterbringung der Einrichtungen. Dieses stand erst nach der Fertigstellung des Nebenbaus am Lazarett, also 1756, zur Verfügung, und so ist es nicht verwunderlich, daß konkrete Ansätze für die Einrichtung einer Militärspital-Apotheke erst Ende 1755 wieder auftauchten. Im November dieses Jahres diskutierte die Hofkammer die Bedingungen für die „Errichtung eines corporis pharmaceutici.“¹¹⁶⁾ Möglicherweise wurde dieses zunächst von einem Zivilapotheker im Nebenamt mitbetreut, denn erst ab dem Jahre 1773 erwähnen die Hofkalender regelmäßig einen „Militaire-Hospital-Apotheker“¹¹⁷⁾.

In den Beständen des Historischen Vereins im Staatsarchiv Würzburg findet sich ein „Catalogus remedium simplicium in hospitali militari Wirceburgi.“¹¹⁸⁾ Die nicht datierte Archivalie ist als Brief gesiegelt, war ursprünglich als solcher gefaltet und ist an „Herrn Garnisonschirurgus Werner in Kitzingen“ adressiert. Das Dokument muß somit aus der Zeit der Kitzinger Garnison stammen und kann daher nur zwischen 1751 und 1782 entstanden sein. Die Pharmakopöe enthält in 409 Positionen Einzelsubstanzen von „*acaciae germanicae exsiccatae*“ bis „*unicornu marinum*“, jedoch keine composita. Sie stellt offenbar einen Dienstbehelf für das von Würzburg aus mitversorgte Lazarett in Kitzingen dar.

Setzt man den Zeitpunkt der Einrichtung der Würzburger Militärspitalapotheke mit spätestens 1773 an, findet sich, etwa im Vergleich mit dem Kurfürstentum Bayern, wo eine erste Lazarettapotheke 1791 in München entsteht,¹¹⁹⁾ wiederum ein sehr frühes Gründungsdatum. Auch im Bereich der Militärpharmazie tritt uns somit eine aufgeschlossene und fortschrittliche Haltung der würzburgischen Behörden entgegen. Die anlässlich

der Übernahme durch Bayern erstellte „Kurze Übersicht zur Fürstl.-Würzburgischen Militär-Spithal Verfassung“ vermerkte im Jahre 1802: „Das Spithal unterhaltet seine eigene Apotheke, zu der die rohen Materialien von Franckfurt bezogen, und von dem angestellten Apotheker nach Ordination der Ärzte zubereitet werden.“¹²⁰⁾ Die Apotheke gehörte übrigens zu den Teilen des Militärspitals, die Generalmajor von Triva nach seiner Visitation im Januar 1803 in seinem Bericht an den bayerischen Kurfürsten als „ganz wohl geraten“ beschreibt.¹²¹⁾ Und dies, obwohl die Anordnung der einzelnen Räume untereinander keineswegs besonders vorteilhaft war. Lag doch, wie oben dargestellt, die Offizin im Hauptgebäude, das Laboratorium im Nebenbau und die Stößerei in der alten „Krankenparaquen“. Dem Apotheker stand ein ungelearnter Gehilfe zur Seite, welcher „aus dem Musquetier Stand genommen“ wurde.¹²²⁾ Dieser „Stößer“ verfügte über ein eigenes Zimmer in der „Krankenparaquen“, – für einen Angehörigen der Mannschaftsdienstgrade zur damaligen Zeit eine zweifellos privilegierte Art der Unterkunft.

Bettenkapazität und Belegung

Stadtphysikus Horsch veranschlagte 1805 die Gesamtkapazität des zu diesem Zeitpunkt noch unveränderten Militärspitalkomplexes auf 190 Betten,¹²³⁾ eine Zahlenangabe, in der sich die Überbelegung während des zweiten Koalitionskrieges widerspiegeln mag, die sich jedoch, auch unter den anspruchswenigen Kriterien der Zeit, nicht als auf die Dauer praktikabel einordnen läßt.

Eine für die Friedensmedizin repräsentative Belegkapazität dürfte dagegen aus dem Inventar des Spitals vom 31. Dezember 1802 sprechen, das im Parterre des Hauptgebäudes elf, in dessen beiden Geschoßen 47 bzw. 50, sowie in den beiden Zimmern der „Krankenparaquen“ 19, insgesamt somit 127 Krankenbetten verzeichnete.¹²⁴⁾

Schon in Punkt 31 des Gutachtens vom November 1750 war vorgeschlagen und approbiert worden, Ab- und Zugang der Kranken in Form von Rapport-Tabellen zu dokumen-

tieren.¹²⁵⁾ Dies sollte nicht nur der inneren Ordnung des Spitals dienen, sondern auch die Obereinnahme darüber informieren, bei wie vielen und welchen Truppenangehörigen der Sold wegen stationärer Aufnahme einbehalten werden konnte. Gerade unter letzterem Aspekt darf es als sicher gelten, daß diese Rapportführung auch wirklich kontinuierlich betrieben wurde.

Aufgrund der Kriegsverluste der Würzburger Archivalien sind lediglich zwei Hinweise zur Belegungsstatistik des Militärspitals erhalten. Der erste stammt kurioserweise aus dem Würzburger General-Anzeiger vom 28. Juni 1935, in dem Oberstabsarzt Dr. Heilmann einen ganzseitigen Artikel über das Reichswehr-Standortlazarett im Schottenkloster veröffentlichte.¹²⁶⁾ Heilmann schließt seine Ausführungen mit einem Absatz über die Militärspital-Belegung des Jahres 1779, wobei es ihm aber offenbar gar nicht bewußt war, auf welche Baulichkeiten sich diese Daten bezogen. Grundlage dieser Mitteilung war zweifellos der 1945 verbrannte, Heilmann aber noch zugängliche Akt Militärsachen 2554 des Staatsarchivs Würzburg.¹²⁷⁾

„Zum Schlusse sei ein Jahresrapport des Generalstabs-Medicus Josef Sultzebeck vom Jahre 1779 erwähnt, wonach in diesem Jahre zu den vorhandenen 36 noch 606 neue Kranke im Militärhospital aufgenommen wurden, nämlich von Leib-Garde-Korps 5, von den Husaren 7, der Artillerie 12, dem Dragoner-Regiment 121, dem Stetten-Regiment 100, dem Kreis-Regiment 126, dem Wurmb-Regiment 104, dem Drachsdorf-Regiment 104, Invaliden 2.“ – Wie ersichtlich, hat sich in die Ausführungen ein Rechen- oder Druckfehler eingeschlichen, denn als Summe der hier angegebenen Neuaufnahmen ergäbe sich korrekt eine Zahl von 581.

Neben den Angehörigen der Würzburger Haustruppen stand also das Spital auch den Soldaten des Kreiskontingents zur Verfügung. Zu Jahresbeginn ist das Haus mit 36 Patienten deutlich unterbelegt. Unter der Annahme einer durchschnittlichen Verweildauer von vier Wochen ergäbe sich bei den angegebenen insgesamt 642 Patienten eine durchschnittliche Belegung von 49 Betten. Selbst-

verständlich kann von diesem einen Jahresrapport nicht zwanglos auf die Belegung in den anderen Jahrgängen geschlossen werden.

Da der einzige im Original erhaltene statistische Beleg, der „*Quartals Militair Spital Rapport*“ vom 1. Januar bis 31. März 1801,¹²⁸⁾ aus Kriegszeiten stammt, soll seiner Besprechung eine kurze Einführung vorangestellt werden. In die 52 Jahre, die das Militärspital unter hochstiftischer Regie erlebte, fielen zwei Kriegsperioden. Der Siebenjährige Krieg (1756–1763) ließ das Hochstift als Kriegsschauplatz ungeschoren, brachte aber Durchmärsche und Einquartierungen und hinterließ Spuren in der Lazarettgeschichte. Zu der bereits erwähnten Versorgung der kranken kaiserlichen Mannschaft in dem erst wenige Jahre zuvor geräumten Ehehaltenhaus kam 1759/60 die Belegung des Lazarett mit den Kranken der vier einquartierten kursächsischen Bataillone. Hierzu mußte das Spital seitens der Haustruppen geräumt und die eigenen Kranken „*ausser der Stadt mit grosser Beschwerden in die 9 Monath*“ untergebracht werden.¹²⁹⁾

Auch die Kriegswirren im Gefolge der Französischen Revolution von 1789 betrafen das Hochstift zunächst nicht unmittelbar. Allerdings wurden bereits zwischen 1793 und 1796 kaiserliche Truppen im Garnisonsspital behandelt.¹³⁰⁾ Nach einer vorübergehenden Besetzung der Residenzstadt im Jahre 1796 kam es aber Ende 1800 zu einer erneuten Belagerung und zur Einnahme der rechtsmainischen Stadt Marienberg und Mainviertel konnten unter dem österreichischen Oberst Dall' Aglio erfolgreich verteidigt werden, wobei von beiden Seiten ein intensiver Einsatz der Artillerie und im Rahmen von Ausfällen der Festungsbesatzung auch infanteristische Kampfhandlungen erfolgten. Dall' Aglio mußte allerdings Anfang 1801 den Marienberg aufgrund eines zwischen den Kriegsparteien abgeschlossenen Waffenstillstands an den französischen General Dumonceau übergeben. Nach dem Friedensschluß von Lunéville am 9. Februar 1801 zogen die Besatzungstruppen bald wieder ab.¹³¹⁾

Vor diesem Hintergrund wird die Tatsache erklärlich, daß laut dem Militärspital-Rapport

des ersten Quartals 1801 insgesamt 285 Franzosen und Holländer dort behandelt wurden. Daß die Würzburger Haustruppen nur mit 18 Mann erscheinen, hat seinen Grund darin, daß der überwiegende Teil davon im Feld stand und die linksmainische Stadt im wesentlichen durch österreichische (kaiserliche) Infanterie und Artillerie, Bamberger Haustruppen und fränkische Kreisinfanterie verteidigt wurde.¹³²⁾

Bodenständige Haustruppen	18
Fränkische Kreistruppen	72
Land-Regiment	2
Kaiserliche (Österreicher)	54
Bamberger	38
Übrige Alliierte	43
Franzosen und Holländer	285

512

Tab. 5: Herkunft der Patienten im Würzburger Militärspital im ersten Quartal 1801. Auszug aus dem „Quartals Militair Spital Rapport“ (StA Wü, HV M.S.f. 647 a).

Hochgerechnet auf ein ganzes Jahr, ergäbe sich aus den Belegungszahlen des ersten Quartals 1801 eine um den Faktor 3,19 höhere Belegung als im Friedensjahr 1779. Die Auswertung des Tabellariums bietet aber noch in anderer Hinsicht interessante Aufschlüsse. Die zum Jahresschluß 1800 verzeichnete Belegung mit 169 Mann übersteigt deutlich die zwei Jahre später inventarisierten 127 regulären Betten sowie die Durchschnittszahlen von 1779.

Nach dem Abzug der gallobatavischen Truppen im Gefolge des Friedensschlusses vom 9. Februar war die Inanspruchnahme des Spitals rasch rückläufig. Zu Ende März wurden lediglich 61 Patienten stationär behandelt, darunter nur noch 6 Franzosen und Holländer.

Von allen 512 Patienten waren bis Ende März 27 verstorben, 424 als „curirt“ entlassen. Die Mortalitätsrate betrug unter Franzosen und Holländern 3,45 %, unter den Alliierten 8,8 % und im gesamten Kollektiv 5,12 %. In der Gesamtzahl sind auch 7 Soldatenweiber und 4 Kinder enthalten, die schließlich als kuriert entlassen verbucht werden, möglicherweise aber ohnehin gesunde Begleitpersonen fremder Truppenangehöriger waren.

Der Quartalsrapport beinhaltet auch eine, nach dem damaligen nosologischen Verständnis erstellte, Diagnosenstatistik:

Entzündungs Fieber	68
Nerven Fieber	63
Cathar Fieber	38
Bluth Husten	4
Wechsel Fieber	35
Chronische Kranckheit	24
Glieder Kranckheit	24
Chirurgische	198
Ausschlag	36
Venerische	22

Tab. 6: Diagnosenstatistik des ersten Quartals 1801. Auszug aus dem „Quartals Militair Spital Rapport“ (StA Wü, HV M.S.f. 647 a).

Unter Nervenfieber verstand man vor allem Typhus neben anderen mit neurologischen Symptomen einhergehenden Erkrankungen.¹³³⁾ „Cathar Fieber“ läßt sich zwanglos als eine Erkrankung der Atemwege erklären. Hinter dem „Bluth Husten“, der in vier Fällen ausschließlich bei Angehörigen der gallobatavischen Armee auftrat, wird sich die Tuberkulose verbergen. Mit „Wechsel Fieber“ wird phänomenologisch eine Krankheitsgruppe unklarer und vermutlich unterschiedlicher Ätiologie umrissen. Rheumatische und rheumatoide Krankheitsbilder finden sich unter „Glieder Kranckheit“ subsumiert. Der „Ausschlag“ dürfte zu wesentlichen Teilen Scabies gewesen sein, aber auch Dermadrome umfaßt haben. Trotz der Kampfhandlungen im Dezember 1800 überwogen die internen, neurologischen, rheumatologischen und dermatologischen Erkrankungen die chirurgischen Fälle um das Zweieinhalbfache.

Seelsorge

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren die Garnisonskranken im Ehehaltenhaus durch den Pfarrer von St. Peter, diejenigen im „Alten Lazareth“ („Krankenparaqueen“) durch den Pfarrer von St. Burkard im südlichen Mainviertel betreut worden.¹³⁴⁾ Mit der Errichtung des Militärspitals und der damit verbundenen Zusammenlegung der Lazaretteinrichtungen bot man nun die Versehung

des Spitals den Mönchen im unmittelbar benachbarten Schottenkloster an. Hierfür sollte ein Jahresgehalt von 91 Gulden fränkisch zusätzlich 40 Gulden Aufwandsentschädigung ausgeworfen und der „in dem alten Lazareth befindliche vorhiesige Kranckenvatter Zimmermann“ für den Sold eines gemeinen Soldaten als Kirchendiener beschäftigt werden.¹³⁵⁾

Im Dezember 1750 wurde Pater Maurus Stuart de Boggs als Militärgeistlicher im Nebenamt bestellt.¹³⁶⁾ Maurus Stuart, der 1754 zum Prior des Klosters ernannt wurde, stand dem Konvent ab 1763 vor, nachdem sich dessen Abt, Placidus Hamilton, in seine Heimat zurückgezogen hatte.¹³⁷⁾

Anlässlich der Pensionierung des Maurus Stuart im Jahre 1780¹³⁸⁾ bemühte sich der Pfarrer von St. Burkard um die erneute Vereinigung der Militärkuratie mit seiner Pfarrei.¹³⁹⁾ Man wählte jedoch eine andere Lösung, nämlich die Gründung einer eigenen Lazarettpfarrei, als deren erster Pfarrer Adam Welsch 1780 bestellt wurde, der dieses Amt bis zu seinem Tod 1812 innehatte.¹⁴⁰⁾ Diese Stelle war für ihren Inhaber durchaus lukrativ, denn neben freier Wohnung in einem eigens angekauften Haus am Schottenanger (heute Schottenanger 2)¹⁴¹⁾ beliefen sich die jährlichen Gesamtbezüge an Geld und Naturalien auf 597 Gulden. Allerdings ist dabei zu berücksichtigen, daß dem Geistlichen nicht nur die Versehung des Lazaretts, sondern auch die seelsorgerische Betreuung der übrigen Garnison einschließlich Frauen und Kinder oblag.¹⁴²⁾

Wie auf dem ärztlichen Sektor und im Apothekenwesen erleben wir also auch auf dem Gebiet der Militärseelsorge in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Entwicklung von der externen, nebenamtlichen Betreuung der Funktionen hin zur internen Bestallung hauptamtlicher Militärangestellter. Bereits die „Krankenparaquen“, später „Altes Lazareth“ genannt, muß eine Kapelle besessen haben, denn für 1744 ist ein Legat von 50 fl. an das „Lazarethkirchlein“ belegt.¹⁴³⁾ Bei der Errichtung des neuen Militärspitals wurde eine neue Kapelle im Erdgeschoß neben dem Krankenzimmer untergebracht; diese besaß einen eigenen Ausgang nach Süden zum Hof hin.¹⁴⁴⁾

Die Sterbematrikel der Lazarett-Pfarrei in Würzburg

Das Diözesanarchiv Würzburg verwahrt unter den Beständen der Pfarrei St. Burkard zwei Bände Sterbematrikel der „Lazarethpfarrei“ aus dem Zeitraum 1751 bis 1814.¹⁴⁵⁾ Die Matrikel sind bis 1780 in tabellarischer Form gehalten. Pfarrer Adam Welsch führte das Register danach zunächst in Fließtext weiter. Erst ab 1804 werden Todesursachen aufgeführt.

Die Frage ist, ob der Titel „Lazarettpfarrei“ nicht ein Kürzel von „Garnisons- und Lazarettpfarrei“ darstellt und in diesen Registern auch Personen erscheinen, die außerhalb des Militärspitals, etwa im Bürgerquartier oder in einer der Kasernen, verstarben. Denn bereits die Bestallung des Pater Maurus vom Dezember 1750¹⁴⁶⁾ schloß die Betreuung der „Caßerne über den Mayn“ mit ein, und sein Nachfolger war, wie auch die Pfarreiakten belegen, für die gesamte Garnison inklusive der Familienangehörigen zuständig.¹⁴⁷⁾ Einen Hinweis hierzu gibt die „Tabella Status Parochiae pro Anno 1776“¹⁴⁸⁾ in der die Rubrik „sämtliche Verstorbene“ 47 Personen, darunter acht Kinder, umfaßt. Die Sterbematrikel der Lazarettpfarrei führen für 1776 nur 24 Personen, und zwar ausnahmslos Soldaten, auf. Wir können also mit hinreichender Sicherheit davon ausgehen, daß extern Verstorbene in separaten Registern erfaßt wurden und die Sterbematrikel der Lazarettpfarrei somit einen direkten Hinweis auf die Mortalität der Patienten des Militärspitals geben.

Auffällig an den Sterbematrikeln ist zunächst, daß, entgegen der ursprünglichen Intention, ab 1752 auch Soldatenfrauen und Kinder in das Garnissonsspital aufgenommen wurden. Allerdings lassen sich im Auswertungszeitraum 1751–1779 unter 1.023 insgesamt verstorbenen Personen nur 17 weibliche Patienten nachweisen. Darunter machen die Soldatenwitwen etwa sechzig Prozent aus, was den Gedanken nahelegt, daß die Aufnahme der Soldatenfrauen an eine gewisse soziale Bedürftigkeit, vielleicht auch an bestimmte militärische Verdienste der Ehemän-

ner gebunden war. Die Zahl der im Lazarett verstorbenen Soldatenkinder, die 1751 und 1754 noch fast ein Drittel aller Verstorbenen ausmachte, war in den sechziger und siebziger Jahren sehr stark rückläufig.

Unter den verstorbenen Soldaten waren 58% dreißig Jahre alt oder jünger. Hierin spiegelt sich natürlich einerseits das aktive Dienstalter der Mannschaftsdienstgrade wider, andererseits aber auch zweifellos die mangelnde Kurabilität vieler Krankheiten. Auffallend gering ist der Anteil von Verstorbe-

nen, die das 54. Lebensjahr vollendet haben. Über den gesamten Zeitraum machten diese 4,7% aus. Nur zwölf der zwischen 1751 und 1779 im Militärspital Verstorbenen waren 65 Jahre und älter. Wirklich Betagte, wie ein 89jähriger Invalide oder der als Bildschnitzer bekannt gewordene Konstabler Benedictus Witz, der 1779 im Alter von 80 Jahren verstarb, sind die absolute Ausnahme.

In den Sterbematricken erscheinen praktisch ausnahmslos Angehörige der bodenständigen Würzburger Haustruppen und des

Jahr	Gesamt	Soldaten	Davon 30 Jahre und jünger	Soldatenfrauen und -witwen	Soldatenkinder
1751	62	42	27	--	19
1752	53	45	32	1	7
1753	19	16	14	--	3
1754	48	31	25	2	15
1755	51	43	28	--	8
1756	75	64	30	1	10
1757	89	83	53	1	7
1758	63	56	27	3	7
1759	58	55	16	--	3
1760	14	13	4	--	--
1761	15	11	5	--	2
1762	34	33	19	--	1
1763	38	35	15	1	2
1764	30	29	18	--	1
1765	25	23	13	--	2
1766	22	20	15	--	2
1767	22	20	13	--	2
1768	20	19	12	--	1
1769	22	22	13	--	--
1770	18	17	11	--	1
1771	49	44	29	4	1
1772	49	47	32	2	--
1773	28	28	15	--	--
1774	20	19	11	--	1
1775	14	11	7	2	1
1776	24	24	14	--	--
1777	19	19	11	--	--
1778	19	16	7	--	3
1779	23	23	11	--	--
Gesamt	1023	908	527	17	99

Tab. 7: Auszug aus den Sterbematricken der Garnisons- und Lazarettpfarrei Würzburg. DAW, Matrikel Würzburg-St. Burkard, Militärmatrikel Bd. B 2.

würzburgischen Kreiskontingents. Lediglich während des Siebenjährigen Krieges werden 1759 26 österreichische Truppenangehörige aufgelistet. Daraus darf allerdings nicht geschlossen werden, daß nicht auch zu anderen Zeiten größere Kontingente fremder Truppen im Würzburger Militärspital aufgenommen wurden. So finden sich von den polnischen und kursächsischen Soldaten, welche das Garnionsspital 1760 fast ausschließlich in Beschlag genommen hatten,¹⁴⁹⁾ keine in den Sterbematricken, da hierfür vermutlich separate Register angelegt wurden.

Für das Jahr 1779 stehen nicht nur die Angaben aus den Sterbematricken zur Verfügung, sondern auch eine Belegungsstatistik. Hieraus läßt sich bei 642 in diesem Jahr behandelten Patienten und 23 Verstorbenen eine Gesamtmortalität von 3,58% errechnen.

Der Militärfriedhof vor dem Zeller Tor

Im Gutachten der Kammer-Räte vom November 1750 war als Soldatenfriedhof ein Platz in der Nähe des Zeller Tores, nämlich ein „garth[en] mit brettern umfaßt,“ vorgeschlagen worden.¹⁵⁰⁾ Dies geschah mit der Begründung, daß es zu beschwerlich sei, „die abgelebte von dem Zeller=biß Burckardiner=Thor hinaus zu tragen.“ In der Hofkammersitzung vom 12. Dezember wird dann ein Riß des Hauptmanns Müller „über die glaciens und revers-Plätz, so ausser dem Zeller Thor gelegen, gnädigster Herrschafft zugehörig“ erörtert und anhand dessen das Grundstück für den Kirchhof festgelegt.¹⁵¹⁾ In der Sitzung vom 20. Juli 1752 steht das Angebot des Würzburger Bildhauers Johann Michael Hüttmann, ein steinernes Kruzifix mit Piedestal für 30 Reichstaler zu liefern, sowie Kostenvoranschläge für eine fünf Schuh hohe Umfassungsmauer für den Friedhof auf der Tagesordnung.¹⁵²⁾ Der rund 250 Quadratmeter große Militärfriedhof entstand circa 120 Meter westlich der Spitze der Bastion Nr. 36 inmitten der Weingärten der damals noch unbebauten Zellerau,¹⁵³⁾ unmittelbar angrenzend an einen Baumgarten, der bereits auf dem

Neumannschen Stadtplan von 1715 nördlich der Lage „Schulzenlaub“ erscheint.¹⁵⁴⁾

Aspekte zu Logistik und Finanzierung

Das Brennholz für das Spital, etwa „30 Karrn“ jährlich, wurde aus den herrschaftlichen Forsten geliefert¹⁵⁵⁾ und von der Obereinnahme als Ausgabe verrechnet.¹⁵⁶⁾ Frischwasser mußte, wie erwähnt, faßweise herbeigekarrt werden. „Kalb-, Rind- und Hammelfleisch, auch eingeweyd, dann Füß und Ochsenmäuler“ wurden vom Hofmetzger in der „Sämmels-Gaß“ bezogen, der auf alle Waren einen Mengenrabatt einräumte.¹⁵⁷⁾

Die bis 1802 und darüber hinaus gepflogene Naturalienlieferung des Juliusspitals von 116 Malter Korn bereitete Probleme, denn nur ein geringer Teil davon ließ sich direkt in der Spitalküche verarbeiten oder als Teil des Dienstlohns an die Angestellten weitergeben. So lagen bei der Inbetriebnahme des neuen Militärspitals im Speicher der Soldatenpflege (Eehaltenhaus) 200 Malter altes, vom „Schrantzen-Wurm“ bedrohtes Korn, so daß erwogen wurde, die künftigen Lieferungen bei den Bäckern gegen „Sammel=Weck“ einzutauschen. Die „Sammel=Weck“, also Weißbrot, erachtete man für besonders wichtig in der Krankenkost und gestand jedem Patienten davon für vier Kreuzer pro Tag zu. In Zeiten, „wann aber der Waitzen theuer, und folgsam die Weck klein seynd,“ legte man noch einen Kreuzer pro Tag dazu. Die übrigen Frischwaren hatte der Verwalter in Verbindung mit dem Hausvater jeweils einzukaufen und der Obereinnahme zu verrechnen. Der Wein wurde vom Juliusspital geliefert und in den Kellern unter dem Nebenhaus gelagert. Marketenderei jeder Art war verboten. Im Bereich der Buchführung wollte man fortschrittlich sein und ersetzte das bis dato bei den Fleischlieferungen gebräuchliche Kerbholz durch „ein ordentlichens Buch“.¹⁵⁸⁾

In der Rechnungsführung unterlag das Spital der für öffentliche Ausgaben, wie die Verteidigung, zuständigen fürstlichen Kasse, nämlich der Obereinnahme. Der geringste der insgesamt vier Geldzuflüsse zur Kostendeckung des Militärspitals bestand in Form von Zin-

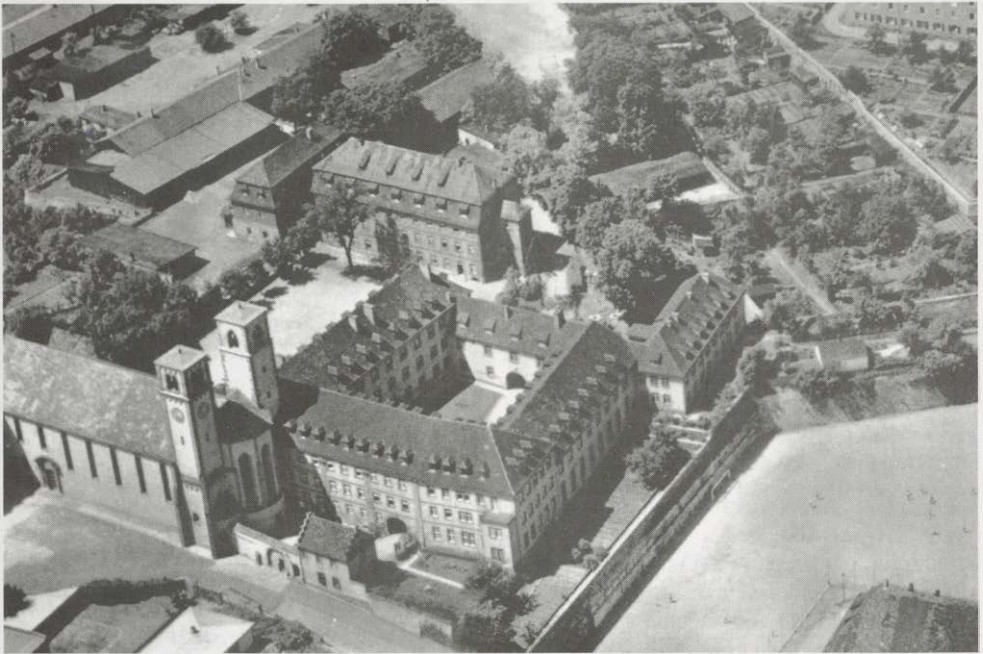


Abb. 3: Diese Luftaufnahme um 1960 zeigt den früheren Charme des eingewachsenen Don-Bosco-Komplexes im nördlichen Mainviertel. Das ehemalige Schottenkloster im Vordergrund ist wieder aufgebaut. Hinter seiner Nordwestecke das ehemalige Militärspital, nunmehr Lehrlingsheim (Diözesanarchiv Würzburg).

sen eines Kapitals aus Legaten und Vermächtnissen, das 1802 bescheidene 3.318 Gulden betrug.¹⁵⁹⁾ Deutlich mehr zu Buche schlugen die Kontributionen der Stadt- und Landspitäler, die etwa 1802 978 Gulden ausmachten.¹⁶⁰⁾ Die dritte Finanzierungsschiene, die Sperrung der Soldauszahlung der Spitalpatienten, bedingte zwar keinen direkten Geldeintrag, stellte aber eine Einsparung bei den Militärausgaben der Obereinnahme dar. Ausgehend von der für 1779 abgeschätzten Durchschnittsbelegung von rund 50 Betten ließe sich bei einem Monatssold des gemeinen Mannes von zwei Gulden¹⁶¹⁾ eine Summe von 1.200 fl. jährlich beispielhaft errechnen. Um solche Beträge verminderte sich demnach das Budget der Obereinnahme für das Militärlazarett, das etwa 1794 3.064 fl. betrug.¹⁶²⁾

Das spätere Schicksal des Militärspitals

Im Rahmen des Übergangs des Hochstifts Würzburg an das Kurfürstentum Bayern 1802

wurde das hier beschriebene Militärspital mit seinen Zuhäusern (dem Apothekenbau und den uralten „Paraquen“ aus dem 17. Jahrhundert) vom Münchner Militärärar vereinnahmt. Die dortige Ingenieurabteilung untersuchte über mehrere Jahre hinweg die Möglichkeiten, das Garnisonskrankenhaus in eine geeignetere und großzügigere Baulichkeit zu transferieren. Ins Visier gerieten dabei vor allem die säkularisierten Klöster, allen voran das vergleichsweise moderne Kloster St. Stephan. Das in zwei handkolorierten Plansätzen niedergelegte Umbau-Vorhaben zerschlug sich mit der Installation des Großherzogtums Würzburg und lebte auch nach der erneuten Eingliederung des ehemaligen Fürstbistums nach Baiern 1815 nicht mehr auf. Dagegen sollte die interkurrente gemeinsame Nutzung des Spitalbaus und des unmittelbar angrenzenden Schottenklosters als Kriegslazarett im Rahmen der Koalitionskriege 1813 richtungsweisenden Charakter bekommen. Diese, aus der Not geborene Einrichtung wurde von den Militärbehörden in der langen anschließenden

den Friedensperiode beibehalten, erwies sich auch weiterhin als äußerst zählebig und fand ihr Ende erst in den dreißiger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts. Trotz zahlreicher Eingaben der Würzburger Standortärzte vor allem in den letzten beiden Dekaden des 19. Jahrhunderts konnte man sich in München nicht zu einem Lazarettneubau wie in München und Amberg entschließen. Auch die Reichswehr übernahm den altersschwachen Komplex, der zwischenzeitlich nur durch einige Pavillons auf der Bastion erweitert worden war, noch einmal als Garnisonskrankenhaus. Erst mit der Eröffnung des Wehrmächts-Standortlazarets am Galgenberg im Jahr 1937 erfolgte mit dem Einzug der Heeresfachschule für Verwaltung eine Umwidmung.

Beim Luftangriff am 16. März 1945 wurde das Konventgebäude des Klosters weitgehend zerstört, das barocke Militärspital aber blieb nahezu unversehrt. So konnten die Salesianer Don Boscos, welche das Gelände 1945 erwarben, hier unmittelbar nach dem Krieg eine Unterkunft für heimatlose Jugendliche einrichten. Es dient heute als Lehrlingsheim des Berufsbildungswerks Caritas-Don Bosco. In den achtziger Jahren des jüngst vergangenen Jahrhunderts erfolgte eine grundlegende Renovierung mit Entkernung und Abriß des Erkers am Ostgiebel. Durch eine gewisse Abgelegenheit und die Tatsache, daß das Areal Privatgelände ist, findet der stattliche Barockbau in der Öffentlichkeit kaum Beachtung.

Anmerkungen:

- 1) I.e. „Baracke“.
- 2) Vgl. hierzu Bühling, Wolfgang: Kaserne und Lazarett im Hochstift Würzburg 1636–1802 [med. Diss.]. Würzburg 1999.
- 3) Staatsarchiv Würzburg (künftig: StA Wü), Militärsachen 311 (verbrannt), vgl. Auszug aus dem Repertorium 15/XIV in der Beilage Nr. 1.
- 4) Stadtarchiv Würzburg (künftig: StadtA Wü), Ratsprotokolle (= RP) 1720, fol. 262.
- 5) Freeden, Max H. von: Balthasar Neumann als Stadtbaumeister. Berlin 1937 (= Kunstwissenschaftliche Studien, Bd. XX), S. 34.
- 6) Universitätsbibliothek Würzburg (künftig: UB Wü), Sammlung Brod, 36/B 2.7. Auf diesem

größerformatigen Nachstich von 1660 (sog. „Pariser Merian“) ist das Kloster nicht, wie im Original, angeschnitten.

- 7) Seberich, Franz: Die Stadtbefestigung Würzburgs. II. Teil: Die neuzeitliche Umwallung. Würzburg 1963 (= Mainfränkische Hefte 40), S. 20.
- 8) StA Wü, Standbuch 545, fol. 171-174.
- 9) Freeden, Max H. von/Engel, Wilhelm: Fürstbischof Julius Echter als Bauherr. Würzburg 1951 (= Mainfränkische Hefte 9), S. 92.
- 10) Kopp, Walter: Würzburger Wehr. Eine Chronik zur Würzburger Wehrgeschichte. Würzburg 1979 (= Mainfränkische Studien Bd. 22), S. 88.
- 11) StA Wü, Hofkammerprotokolle (= HKP) 1746, fol. 831.
- 12) Heeg-Engelhart, Ingrid: Archivalien zur Baugeschichte des „Neuen Jagdhauses Mädelhofen“, in: Jagdschlösser in den Schönbornlanden. München 1994 (= Arbeitshefte des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege Bd. 68), S. 59-66, hier S. 61f.
- 13) StA Wü, HKP 1746, fol. 831.
- 14) Vgl. Tab. 1.
- 15) StA Wü, Rechnungen 32188, fol. 16-41.
- 16) StA Wü, Rechnungen 32189, fol. 9-51.
- 17) Nebeneingang des Schottenklosters, Ansichtspostkarte um 1910, Sammlung Drexler, Würzburg.
- 18) StA Wü, Rechnungen 32194, fol. 14-46.
- 19) StA Wü, Bausachen 355; StadtA Wü, Zieglerscher Nachlaß, „Neumanniana“; Lohmeyer, Karl: Die Briefe Balthasar Neumanns an Friedrich Karl von Schönborn. Saarbrücken-Berlin-Leipzig-Stuttgart 1921, QBF, I. Teil. Zweiter Halbband, QBF, II. Teil, Erster Halbband.
- 20) Insgesamt wurden überprüft: UB Würzburg, Slg. Delin. I/II, Mainfränkisches Museum, Slg. Eckert, Stadtarchiv Würzburg, Staatsarchiv Würzburg, Kriegsarchiv München, Staatsarchiv Bamberg, Staatsbibliothek Bamberg, Generallandesarchiv Karlsruhe, Württembergische Landesbibliothek, Landeshauptarchiv Koblenz, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg.
- 21) Freeden Max H. von/Trenschel, Hans-Peter: Daten zum Leben und Werk Balthasar Neumanns, in: Aus Balthasar Neumanns Baubüro. Würzburg 1987, S. 31-85, hier S. 38.

- 22) Die späteren Dienstgrade Neumanns als Oberstleutnant (ab 1729) und als Oberst (ab 1741) waren Bestellungen durch den fränkischen Reichskreis und hatten mit seiner Stellung im hochstiftischen Würzburger Militär nichts zu tun.
- 23) Freeden: Neumann (wie Anm. 5), S. 19.
- 24) Freeden: Daten (wie Anm. 21), S. 75.
- 25) Obwohl Neumann in den Hofkalendern nicht mehr als Mitglied der Stadtbaukommission aufgeführt wird, ist seine Teilnahme an drei von sechs Sitzungen während der Ingelheimischen Regentschaft dokumentiert. StadtA Wü, Ratsbücher Nr. 32, fol. 176, 178, 182, 188, 191 und 195.
- 26) Lüde, Annegret von: Studien zum Bauwesen in Würzburg 1720 bis 1750 [phil. Diss.]. Würzburg 1987 (= Mainfränkische Studien Bd. 40), S. 122.
- 27) StA Wü, HKP 1749, fol. 524.
- 28) Ebd., fol. 525.
- 29) Ebd., fol. 649.
- 30) Zu den Mitarbeitern Neumanns vgl. Sedlmaier, Richard/Pfister, Rudolf: Die fürstbischöfliche Residenz zu Würzburg. München 1923, Textband S. 171, sowie Hotz, Joachim: Das „Skizzenbuch Balthasar Neumanns“. Wiesbaden 1981, Teil 1, S. 52-62.
- 31) Etwa Joseph Raphael Tatz, Johann Georg Müller und Johann Michael Fischer, vgl. Hotz: Skizzenbuch (wie Anm. 30), Teil 1, S. 53, 54 sowie 60f.
- 32) StadtA Wü, Hofkalender 1747, S. 56.
- 33) StA Wü, HKP 1752, fol. 24.
- 34) Müller wird bereits 1752 offiziell als Ingenieurmajor genannt. Da es in den Haustruppen nur eine solche Stelle gab, könnte Neumann diese Planstelle an Müller abgetreten haben, freilich unter Beibehaltung seiner eigenen Bezüge als „Ingenieur und Architect“. Vgl. StA Wü, Standbuch 805, fol. 695.
- 35) Kriegsarchiv (= Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Abt. IV, künftig: KA), Serienakten Würzburg, Bund. 63, Nr. 42.
- 36) Diözesanarchiv Würzburg (künftig: DAW), Hofkalender 1754, fol. 75.
- 37) Schultze, Rudolf: Die römischen Legionslazarette in Vetera und anderen Legionslagern. Bonner Jahrbücher Heft 139. Darmstadt 1934, S. 54-63, hier S. 62.
- 38) Vgl. Knorr, Emil: Entwicklung und Gestaltung des Heeres-Sanitätswesens der europäischen Staaten. Hannover 1880, S. 40; Ring, Friedrich: Zur Geschichte der Militärmedizin in Deutschland. Berlin 1962, S. 11-13.
- 39) Jetter, Dieter: Grundzüge der Hospitalgeschichte. Darmstadt 1973, S. 70.
- 40) Beck, Wolfgang: Zur Geschichte der Militär-lazarette im nördlichen Deutschland (Von den Anfängen bis um 1900) [med. Diss.]. Köln 1980.
- 41) Filchner, Eduard: Das königliche Militär-Lazareth an der Müllerstrasse. München 1875.
- 42) Jetter, Dieter: Geschichte des Hospitals. Bd. 1: Westdeutschland von den Anfängen bis 1850. Wiesbaden 1966 (= Beihefte zu Sudhoffs Archiv. Heft 5).
- 43) Schemmel, Bernhard [Hrsg.]: Das Allgemeine Krankenhaus Fürstbischof Franz Ludwig von Erthals in Bamberg von 1789. Bamberg 1989, S. 8-10.
- 44) Wendehorst, Alfred: Das Juliuspspital in Würzburg. Bd. I: Kulturgeschichte. Würzburg 1976, S. 60.
- 45) Klarmann, J.: Offiziers-Stammliste des Bayerischen Ingenieur-Corps 1744-1894. München 1896, S. 41f.
- 46) KA, Plansammlung Würzburg, Nr. 30, 32 und 35.
- 47) KA, Serienakten Würzburg, Bund 36, Nr. 7. „Beschreibung des Churfürstlichen Militair-Spithals zu Würzburg“ vom 31. Dez. 1802.
- 48) Maße entnommen aus Plansatz 1:100 „Don Bosco-Heim Würzburg, Schottenanger 15 Lehrlingswohnheim - Innere Umgestaltung, Mai 1977“. Freundliche Überlassung durch Herrn Architekt Wacker, Höchberg.
- 49) StadtA Wü, Bauakte Nr. 3867, Schottenanger 15, Erläuterungsbericht zum Bauvorhaben Jugendheim Schottenanger, Bauabschnitt I, Professor Boßlet vom 10.8.1946. Vgl. hierzu die detaillierte Darstellung im „Zerstörungsmodell“ der Stadt von Otmar Gross auf der Basis der Auswertung alliierter Luftbilder (Standort: Fürstenbaumuseum Festung Marienberg).
- 50) Wie Anm. zuvor.
- 51) Plansatz Don-Bosco-Heim Würzburg, Lehrlingswohnheim, Mai 1977. Architekturbüro Wacker, Höchberg.
- 52) KA, Plan-Sammlung Würzburg, Nr. 32 und 35.
- 53) KA, Serienakten Würzburg, Bund 36, Nr. 7.
- 54) KA, C 211, Prod. 1, S. 15.

- 55) StA Wü, Aktenabgabe der Regierung von Unterfranken, 43/45. Nr. 13841.
- 56) Vgl. KA, Plan-Sammlung Würzburg, Nr. 32.
- 57) StA Wü, Sammlungen des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg (= HV) M.S.f. 645 d, „Vorschlag wegen dem Neuen Lazaret über den Mayn“, Punkt Nr. 28.
- 58) Seberich: Stadtbefestigung (wie Anm. 7), S. 242.
- 59) Beck: Militärlazarette (wie Anm. 40), S. 43-45.
- 60) Diesem Übel wurde erst abgeholfen, als zwischen Haupt- und Nebenbau ein weiterer Abort-Trakt eingerichtet wurde (Vgl. KA, Plan-Slg. Wü 32 und 35).
- 61) StA Wü, HV M.S.f. 645 d, Pos. Nr. 15.
- 62) StA Wü, G 15944 (verbrannt), Repertoriumseintrag 15/XIV, B. 56.
- 63) Jetter: Hospitalgeschichte (wie Anm. 39), S. 36.
- 64) Jetter: Geschichte des Hospitals (wie Anm. 42), S. 98f., Abbildung des Grundrisses S. 99.
- 65) Jetter: Geschichte des Hospitals (wie Anm. 42), S. 108f., Abbildung des Grundrisses S. 108.
- 66) Beck: Militärlazarette (wie Anm. 40), S. 18.
- 67) Schott, Herbert: Das Verhältnis der Stadt Würzburg zur Landesherrschaft im 18. Jahrhundert [phil. Diss.]. Würzburg 1993 (= Mainfränkische Studien Bd. 58, zugleich Band XLVIII der Reihe Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg. Würzburg 1995), S. 481, 1789 beherbergte das Spital zwölf Pfründer.
- 68) UB Wü, Sammlung Delin. II/81. Vgl. hierzu auch Jetter: Geschichte des Hospitals (wie Anm. 42), S. 96. Ob Neumann später auch einen Konkurrenzentwurf zum Forchheimer Spital Kuchels geliefert hat, ist fraglich. Von seiner Hand existiert nur noch eine Zeichnung der projektierten Spitalkirche (Mainfränkisches Museum, Sammlung Eckert, SE 215).
- 69) Breuer, Tilmann/Gutbier, Reinhard: Stadt Bamberg. Innere Inselstadt. 1. Halbband. München 1990 (= Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege [Hrsg.]. Die Kunstdenkmäler von Bayern. Regierungsbezirk Oberfranken. VII. Stadt Bamberg 5 - Innere Inselstadt. 1. Halbband), S. 335-365. Vgl. besonders die Grundrisse auf S. 342.
- 70) StA Wü, Rechnungen 32186, fol. 41.
- 71) StA Wü, Bausachen 355, Fasc. IV, 1742-1746.
- 72) KA, C 211, Prod. 1, S. 27.
- 73) Roßbach, Karl: Geschichte der Entwicklung des bayerischen Militär-Sanitätswesens von seinen Anfängen bis zur Errichtung des neuen deutschen Reiches. Ingolstadt 1904, S. 28.
- 74) KA, AV II, Bund 356, Druckwerk vom 17. Dezember 1793.
- 75) StA Wü, HKP 1750, fol. 104-106.
- 76) StA Wü, HKP 1750, fol. 803f.
- 77) StA Wü, HKP 1748, fol. 705.
- 78) StA Wü, Repertorium 15/XIV, Bl. 56: G 15944, „*Würzburger Hofkriegsrathsprotokoll, betr. das Gutachten des Leibmedikus Vogelmann, wie das neuerbaute Lazarett zur Erleichterung des Ärars u. zur Versorgung der kranken Soldaten bestens eingerichtet werden könnte. 1749*“.
- 79) StA Wü, HV M.S.f. 645 d, „*Unterthänigst=ohnmaßgeblicher Vorschlag Wie das neu=erbaute Lazareth od[er] Pflieg jenseits des Mayns in d[er] alten Caßerne für die Krancken Soldathen eingerichtet, und führo hin unterhalten werden könte, Wirtzburg den 23.ten 9bris: 1750.*“
- 80) Sämtliche Angaben wie Anm. zuvor.
- 81) Der Gedanke war keineswegs neu, denn bereits zu Zeiten der Soldatenpflege im Ehehaldenhaus wurde der Sold der stationär Aufgenommenen einbehalten. StA Wü, HKP 1724, fol. 254.
- 82) StAWü, HV M.S.f. 645 d.
- 83) Vgl. unten Kap. Personalwesen.
- 84) StA Wü, Rechnungen 31312, Beilage für 1771.
- 85) Hendges, Gabriele: Maße und Gewichte im Hochstift Würzburg vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. München 1989 (= Materialien zur bayerischen Landesgeschichte Bd. 8), S. 38.
- 86) KA C 211, Prod. 5, S. 17.
- 87) StA Wü, HV M.S.f. 187, „*Kurze Übersicht zur Fürstl. Würzburgischen Militär-Spithal Verfassung*“.
- 88) StA Wü, HKP 1748, fol. 705, Schreibweise in den Hofkammerprotokollen „*Würth*“.
- 89) StA Wü, HKP 1749, fol. 704.
- 90) DAW, HK 1751, S. 76.
- 91) DAW, HK 1758, S. 78.
- 92) DAW, HK 1790, S. 98.
- 93) StA Wü, HKP 1748, fol. 730, HKP 1749, fol. 921.
- 94) DAW, HK 1751, S. 76.

- 95) DAW, HK 1752, S. 77.
- 96) StA Wü, HV M.S.f. 645 d, „*Promemoria betreffend die neue Einrichtung des Hochfürstl. Würzburg. Lazarets*“.
- 97) KA, Serienakten Würzburg, Bund 63, Nr. 42.
- 98) DAW, HK 1773, S. 79.
- 99) StA Wü, HV M.S.f. 187.
- 100) DAW, HK 1798, S. 96, vgl. Roßbach: Militär-Sanitätswesen (wie Anm. 73), S. 182.
- 101) DAW, HK 1777, S. 76.
- 102) StA Wü, HV M.S.f. 17, fol. 1004.
- 103) Horsch, Phil[ipp] Jos[e]ph: Versuch einer Topographie der Stadt Würzburg in Beziehung auf den allgemeinen Gesundheitszustand und die dahin zielenden Anstalten. Arnstadt–Rudolstadt 1805, S. 369f.
- 104) StA Wü, HV M.S.f. 645 d.
- 105) StA Wü, HV M.S.f. 187.
- 106) StA Wü, HV M.S.f. 645, „*Vorschlag wegen dem Neuen Lazaret*“, Punkte 33 und 39.
- 107) DAW, HK 1777-1802.
- 108) StA Wü, HKP 1750, fol. 316.
- 109) StA Wü, HKP 1749, fol. 215; 1750, fol. 218 und 546.
- 110) Heiler, Thomas: Die Finanzen des Hochstifts Würzburg im 18. Jahrhundert. in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 47. Würzburg 1985, S. 159-189, hier, S. 185.
- 111) StA Wü, HKP 1750, fol. 317 und 546.
- 112) StA Wü, HKP 1749, fol. 215.
- 113) StA Wü, HKP 1750, fol. 218.
- 114) Ebd.
- 115) Ebd.
- 116) StA Wü, HKP 1755, fol. 586.
- 117) DAW, HK 1773, S. 79.
- 118) StA Wü, HV M.S.f. 60.
- 119) Roßbach: Militär-Sanitätswesen (wie Anm. 73), S.44.
- 120) StA Wü, HV M.S.f. 187.
- 121) KA, Serienakten Würzburg, Bund 36, Nr. 7, Schreiben von Triva an Kurfürst vom 17. Januar 1803.
- 122) KA, Serienakten Würzburg, Bund 36, Nr. 7, Musterliste des Lazarettpersonals, 16. Januar 1803.
- 123) Horsch: Topographie (wie Anm. 103), S. 299.
- 124) KA, Serienakten Würzburg, Bund 36, Nr. 7, „*Beschreibung des Churfürstlichen Militair-Spithals zu Würzburg*“.
- 125) StA Wü, HV M.S.f. 645 d.
- 126) Würzburger General-Anzeiger, Ausgabe vom 28.6.1935, S. 9.
- 127) StA Wü, Militärsachen 2554, „*Rapport über die vom 1. Jan. mit Ende Dez. 1779 im fürstlichen Lazarett krank gelegene Mannschaft, deren Zu- und Abgang, die Verstorbenen und die Ende 1779 darin Verbliebenen*“. Laut Eintrag in Repertorium 15/XIV, Bl. 56, 1945 verbrannt.
- 128) StA Wü, HV M.S.f. 647 a, „*Quartals Militair Spital Rapport deren samtlch von 1ten Jener bis mit Ende Martio 1801 in dem Hochfürstlichen Würzburgischen Militair Spital von Nachstehenen löblichen Regimentern, Battailons Corps krank gelegenen Mannschaften, wie folgent*“.
- 129) StA Wü, HKP 1760, fol. 928.
- 130) DAW, B I 30, Schreiben des Garnisonspfarrers Adam Welsch.
- 131) Vgl. hierzu Dall’ Aglios Tagebuch, herausgegeben von Karl Gottfried Scharold: Geschichte der vom ehemaligen Hochstifte Würzburg mit verschiedenen auswärtigen Mächten geschlossenen Militär-, Allianz- und Subsidiën-Verträge, in: Archiv des Historischen Vereins für den Untermainkreis. 3. Band. 1. Heft Würzburg 1835, S. 1-28.
- 132) Kopp: Wehr (wie Anm. 10), S. 110f.
- 133) Metzke, Hermann: Lexikon der historischen Krankheitsbezeichnungen. Neustadt Aisch 1995, S. 61.
- 134) StA Wü, HKP, 1750, fol. 793.
- 135) StA Wü, HKP, 1750, fol. 794.
- 136) StA Wü, HKP, 1750, fol. 804.
- 137) Wieland, Michael: Das Schottenkloster zu St. Jakob in Würzburg. Würzburg 1863, S. 114 u. 134.
- 138) Ebd., S. 114.
- 139) StA Wü, Repertorium XIV, Bl. 56, Repertoriumseintrag über den verbrannten Akt Geistl. Regg. 734 XIII.
- 140) Stamminger, Johann Baptist: Die Pfarrei zu St. Burkard in Würzburg. Würzburg 1889, S. 47.
- 141) Ebd.
- 142) StA Wü, HV M.S.f. 17, fol. 1003.
- 143) Stamminger: St. Burkard (wie Anm. 140), S. 46.

- 144) KA, C 211, Prod. 21, S. 10f.
- 145) DAW, Matrikel Würzburg-St. Burkard, Militärmatrikel, Bd. B 2.
- 146) StA Wü, HKP 1750, fol. 793.
- 147) DAW, „Akten der Garnisons- und Lazaret-Pfarrey“, I 28, I 29 und I 30.
- 148) DAW, „Akten der Garnisons- und Lazaret-Pfarrey“, I 30.
- 149) StA Wü, HKP 1760, fol. 928.
- 150) StA Wü, HV M.S.f. 645, „Vorschlag wegen dem Neuen Lazareth über den Mayn“, Punkt 17.
- 151) StA Wü, HKP 1750, fol. 778f.
- 152) StA Wü, HKP 1752, fol. 298-300.
- 153) KA, Plansammlung Würzburg, Nr. 286, Plan der Stadt Würzburg von Schmauß, 1828.
- 154) KA, Plansammlung Würzburg, Nr. 285, Neumann-Plan, 1715.
- 155) StA Wü, HV M.S.f. 187.
- 156) Heiler: Finanzen (wie Anm. 110), S. 189. Die Ausgaben betragen 1795 für die gesamte Garnison Würzburg immerhin 14.768 fl. an Holz.
- 157) StA Wü, HV M.S.f. 645 d, Vorschlag wegen dem neuen Lazaret, Punkt 5.
- 158) StA Wü, HV M.S.f. 645 d, Vorschlag wegen dem Neuen Lazaret, Punkte 3, 6, 9, 32 und 34.
- 159) StA Wü, HV M.S.f. 187.
- 160) Ebd.
- 161) StA Wü, HV M.S.f. 645 d, Vorschlag wegen dem Neuen Lazaret, Punkt 2.
- 162) Heiler: Finanzen (wie Anm. 110), S. 189.

Fried Heuler Zum 120. Geburtstag und 50. Todestag des begnadeten fränkischen Bildhauers

von

Willi Dürrnagel

Der Bildhauer Fried Heuler war eines der „Aushängeschilder“ mainfränkischer Plastik zwischen 1919 und seinem Tod im Jahr 1959. Geboren wurde er am 23. Mai 1889 in Albertshausen bei Kissingen als Sohn eines Lehrers aus einem alten fränkischen Geschlecht, das schon in den Heidingsfelder Archivalien vor dem Bauernkrieg genannt wird. Es war eine Familie, aus der weitere Lehrer hervorgingen, die sich auf pädagogischen Sondergebieten einen Namen von gutem Klang schufen. Auch er selbst war ursprünglich zum Lehrerberuf bestimmt. Aber er verließ schon bald die Präparandenschule in Haßfurt, um bei Artur Schlegelmünnig in Würzburg in die Bildhauerlehre einzutreten. Hier erwarb er sich ebenso wie die bedeutende Würzburger Bildhauerin Emy Roeder oder Valentin Kraus die gründliche handwerkliche Ausbildung in Holz und Stein, die alle seine

späteren Werke kennzeichnete und in der Einheit von Idee und Form sowie in der technischen Beherrschung der Gestaltungsmittel überzeugend machte.

Seine künstlerische Entwicklung führte ihn in viele europäische Städte – München, Florenz und Rom, Paris, Brüssel, Berlin waren die Stationen. Dabei wirkten besonders Rodin und der Brüsseler Dubois auf ihn ein. Preise fielen ihm auf der Akademie in Brüssel und in Berlin zu. Der letztere führte ihn statt nach Rom noch 1914 nach Südrußland. Der Erste Weltkrieg beendete diese Künstlerwandererschaft und entließ ihn schließlich in seine unterfränkische Heimat. Er wurde 1919 (also vor genau 90 Jahren!) in Würzburg ansässig, um bis zu seinem Tode in der Stadt und ab 1945 in seinem Haus in Veitshöchheim zu arbeiten. In den 1920er Jahren leitete Heuler die



Abb.: Fried Heuler bei der Arbeit am Denkmal für die Opfer des 16. März 1945. Photo: Walter Röder.

Modellierklasse der Handwerkerschule des Polytechnischen Zentralvereins Würzburg.

Hatte er von 1934 bis 1936 Berufsverbot, so gelang es ihm, in den Wirren der nationalsozialistischen Kulturpolitik danach wieder Fuß zu fassen und mit Werken wie „Der Arbeitsmann“ erneut öffentliche Anerkennung zu erringen. Fried Heulers Arbeitsschwerpunkt lag im plastischen Bereich und umfaßte Porträt, Akt sowie figürliche Darstellungen christlicher und allegorischer Themen.

Fried Heuler fiel es zu, über die Ungeheuerlichkeit zweier Kriege in einer Generation als Künstler auszusagen und deshalb sind seine mit besten Werke Mahnmale: Weit bekannt ist das Würzburger Kriegerdenkmal im Husarenwäldchen am Rennwegerring, das er 1931 schuf. 1953/54 entstand das Monument vor dem Hauptfriedhof, mit dem der Opfer des Luftangriffs am 16. März 1945 gedacht wird. In beiden Schöpfungen hat er die schicksalhafte Verbundenheit einer ganzen Generation in Leid und Tod, in Klage und

Hoffnung als wahrer Bild-Hauer im Menschenbild sichtbar gemacht.

Es ist nicht möglich, hier aus der Fülle seiner Werke über viele Jahrzehnte auch nur die bedeutendsten aufzuzählen und zu würdigen. Doch zählen sicher die „Fortuna“ auf dem Brunnenhäuschen der Festung Marienberg und der Postreiter am Paradeplatz dazu.

Sein Schaffen umfaßt alle Bereiche des Plastischen. Mit allen Materialien war er fähig, die mannigfaltigsten Aufträge für sakrale und profane Zwecke oder selbst gestellte Aufgaben in gleich souveräner Weise auszuführen. Überall sind sie im Lande verstreut: Seine Plaketten und Bildnisbüsten, seine Stein- und Bronzeplastiken. Seine Kleinfiguren sind künstlerische Dokumente einer einfallsreichen Phantasie und spielerischen Laune. Er schuf auch hervorragende, fast minutiös ausgeführte Zeichnungen. Ebenso bezeichnend für die Vielseitigkeit seiner Meisterschaft sind seine frühen Bildnisradierungen. Sein Aquarell zum Untergang Würzburgs 1945 – eine

authentische Darstellung des Feuersturms, den er vom Steinberg aus beobachten mußte – ist inzwischen ein einzigartiges historisches Dokument, ist es doch die einzige farbige Abbildung jener Schreckensnacht.

Rund 40 Jahre wirkte Heuler im mainfränkischen Raum und deutlich sichtbar sind die Spuren seiner Arbeit. Mancherlei Ehrungen wurden ihm dafür zuteil. Er bekam die Silberne Stadtplakette der Stadt Würzburg verliehen, und das Bayerische Kultusministerium berief ihn, der jahrzehntelang Mitglied der Münchener Künstlergenossenschaft war, in seinen beratenden Kunstauschuß. Die Vereinigung der Kunstschaffenden Unterfrankens bereite ihm zu seinem 60. Geburtstag

1949 im historischen Wenzelsaal des Rathauses eine schöne Ausstellung.

Er war nach dem Krieg in Veitshöchheim ansässig, wo er mit 70 Jahren am 27. September 1959 nach längerer schwerer Krankheit verstarb. Am 29. September 1959 wurde er auf dem Würzburger Hauptfriedhof zur letzten Ruhe gebettet. Der Direktor der „Kunst- und Handwerkerschule Würzburg“ Fritz Mertens würdigte Fried Heuler als guten, selbstlosen, immer noblen Kameraden und meinte, daß seine Werke für ihn selbst ebenso viele Ehrenmale geworden sind; immer würden sie ein bedeutender Anteil an dem vielschichtigen Reichtum seiner mainfränkischen Heimat bleiben.

60 Jahre Adidas: Das fränkische Element

von

Klaus-Peter Gäbelein

Herzogenaurach, im Herzen Frankens gelegen, ist stolz auf sein Weltunternehmen „ADIDAS“. Der Franke an sich ist stolz: stolz auf seine Geschichte, seine Kirchen, Burgen und Schlösser, auf seine fränkische Landschaft, seine Traditionen, stolz auf seine Bratwürste und seine Bierkeller, stolz auf den Frankenwein, der als „Krankenwein“ Wunder vollbringen soll. Aber auch „ADIDAS“, das Weltunternehmen mit den drei „Riemen“ oder dem unvergleichlichen Dreiblatt, kann stolz auf seine Herzogenauracher sein und auf Franken. Schon seit dem Mittelalter sagt man den Franken (in der Sprache des Mittelalters bedeutet „frank“ soviel wie frech, frei und unbeugsam) Erfindergeist und nimmermüdes Unternehmertum nach. Eben solche Franken waren es auch, die seit dem Mittelalter die erste Taschenuhr erfanden und den Globus; die ersten Papiermühlen im Reich standen an der Pegnitz; Albrecht Dürer verhalf Nürnberg mit seinen Kunstwerken zu Weltgeltung und von der fränkischen Bischofsstadt Bamberg aus wurden lange Zeit die politischen Fäden gezogen.

Schlappenherstellung am „Auerochsenwasser“

30 Kilometer lang schlängelt sich die Aurach durch das Herz Frankens. Genau an diesem „Auerochsenwasser“ gruppiert sich um eine barocke Schloßanlage zu Beginn des 20. Jahrhunderts das malerische Herzogenaurach mit seinen 3.500 Einwohnern.

Im Norden der Stadt mit historischen Stadtkern und altehrwürdigen Mauern liegt am „Hirtengraben“ das Haus der Familie Dassler. Vater Christoph arbeitete als Facharbeiter in einer der hiesigen Schuhfabriken, Mutter Pauline wusch und bügelte für bessere Herzogenauracher Bürger, und die Kinder Maria, Fritz, Adolf und Rudolf unterstützten die Mutter beim Austragen der Wäsche. Als „Wäscherbuben“ waren die Jungen im Ort bekannt.

In Herzogenaurach, der bekannten Tuchmacher- und Weberstadt, hatte sich am Ende des 19. Jahrhunderts infolge der zunehmenden Industrialisierung ein wirtschaftlicher

Wandel vollzogen. Die handgefertigten Filz- und Lodenstoffe wurden durch maschinell gefertigte Webwaren abgelöst. Die hiesigen Handweber schafften dank ihres Erfindergeistes den Absprung und stellten in der Folge Pantoffel her, im Fränkischen als „Schlappen“ bezeichnet. Einigen der „Schlappenschuster“ gelang es, kleine Fabriken zu gründen. Daher gab es zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Herzogenaurach bereits 25 Schusterwerkstätten und sechs Schuhfabriken, was den Herzogenaurachern auch den Spitznamen „die Schlappenschuster“ einbrachte.

Vom Bäcker zum Sportschuhspezialisten

Adolf Dassler, der „Übervater“ der deutschen Sportschuhindustrie, liebte den Sport über alles. Zusammen mit seinen Freunden maß sich der „Adi“, wie er von Freunden gerufen wurde, im Laufen und Springen, man spielte Fußball und jagte auf den gefrorenen Weibern dem Puck nach oder man boxte und versuchte sich sogar im Skispringen. Kurz nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 begann der damals 14-jährige Adolf eine Bäckerlehre bei der Bäckerei Weiß in der Herzogenauracher Bamberger Straße. Knapp 70 Stunden schuftete er jede Woche und verdiente bei freier Kost und Logis im zweiten Lehrjahr immerhin eine Reichsmark im Monat. 1917 legte er die Gesellenprüfung ab, wurde kurze Zeit später in die „kaiserliche Armee“ einberufen und an die Front geschickt.

1918 hatte Deutschland den Krieg verloren und wurde weltweit als Alleinschuldiger angeklagt. Zum Glück jedoch kehrte Adi Dassler unverwundet von den Schlachtfeldern zurück. Da ihm die harte Arbeit in der Backstube ein Greuel war, überredete er seine Mutter, die damals soeben ihren Wäscherberuf aufgeben hatte, ihm die gerade einmal 20 Quadratmeter große Waschküche für seine Produktionsversuche zur Verfügung zu stellen. Adolf Dassler war besessen von der Idee, Schuhe für Sportler zu entwickeln, und zwar für jede Sportart einen eigenen, besonderen Schuh.

Mit „Geda“-Schuhen an die Weltspitze

Es war ein schwieriger Start für Adolf Dassler. Ohne Materialien, ohne Maschinen, sogar

ohne elektrischen Strom begann er, Schuhe zu reparieren. Von der Armee ausrangierte „Ersatzstoffe“ wie Tornister, Zeltplanen oder Lederhelme bildeten die Grundlage für seine „Allzweckschuhe“. Vater Christoph stand dem Junior mit Rat und Tat zur Seite, und dieser entwickelte immer neue Ideen, um die Schuhe möglichst fest und haltbar herzustellen. Er wollte dem Fußballer einen Schuh anpassen, in dem er dank aufgenagelter Stollen einen besseren Halt hatte. Auch der Rennläufer sollte durch die metallenen Eisendonnen bessere Sprintmöglichkeiten erhalten.

1924 schloß sich Adi Bruder Rudolf dem „Unternehmen“ an, und die beiden meldeten die Firma unter dem Namen „Gebrüder Dassler Sportschuhfabrik“ an. Ein erstes Firmenzeichen entstand. Man warb mit dem Herzogenauracher Türmersturm und dem Firmenschriftzug „Geda“ (für Gebrüder Dassler). „Für Turnen, Spiel und Sport – allen überlegen“, heißt es weiter in dieser Werbeanzeige. Adi Sportkamerad Zehlein, Schmied an der Herzogenauracher Hauptstraße lieferte handgefertigte Dornen für die „Sprintschuhe“, auf die Adolf sein erstes Patent erhielt.

Das kleine Unternehmen florierte. Bald beschäftigte man weitere Mitarbeiter und produzierte bis zu 50 Paar Schuhe täglich. 1927 erwarben die Dasslers ein eigenes größeres Fabrikgebäude in der Nähe des Herzogenauracher Bahnhofs. Sie beschäftigten nun bereits 25 Mitarbeiter und erhöhten so die Produktion auf hundert Paar Schuhe am Tag.

Mit Schuhen aus dem Hause Dassler starteten zahlreiche Athleten bei den Olympischen Spielen 1928 in Amsterdam, und vier Jahre später gewann der deutsche Sprinter Arthur Jonath bei den Spielen in Los Angeles die Bronzemedaille im 100-Meter-Lauf – in Dassler Spikes! Dies war die erste olympische Medaille für die Firma Dassler.

Vom Autodidakten zum Sportschuhspezialisten

Adi Dassler, rast- und ruhelos, wenn es um die Qualitätssteigerung seiner Produkte ging, wollte seine Fähigkeiten und seine Sportschuhe immer weiter verbessern. Daher be-

suchte er ab 1932 die Schuhfachschule im pfälzischen Pirmasens. Was seine Kollegen in zwei Jahren erlernten, schaffte er in der halben Zeit, unermüdlich und kämpferisch wie immer.

In der Schuhhochburg Pirmasens fand Adolf Dassler nicht nur das technische ‚Know How‘ für seinen beruflichen Aufstieg, sondern er fand hier auch die große Liebe. 1934 heiratete er die 17 Jahre jüngere Katharina Martz. Fünf Kinder gingen aus der Ehe hervor: Horst und seine vier Schwestern Inge, Karin, Brigitte und Sigrid.

Ein weiterer Höhepunkt in der Firmengeschichte des Hauses Dassler waren die Erfolge bei den Olympischen Spielen von Berlin im Jahr 1936. Die deutschen Athleten trugen beim Einmarsch ins Stadion Dassler Schuhe. Rund 40 Goldmedaillen wurden von Athleten mit Herzogenaauracher Produkten gewonnen. Auch der ungekrönte König der Spiele, der US-Athlet James Cleveland (Jesse) Owens, verdankte seine Erfolge den Rennschuhen, die Adi Dassler für ihn entwickelt und für die Adis Sportsfreund Zehlein die Dornen handgeschmiedet hatte.

Die Geschäfte liefen in der Folgezeit so gut, daß die Dassler Brüder 1938 ein zweites Fabrikgebäude in der Stadt kauften. Im Stammhaus im Süden der Stadt und in der Würzburger Straße stellten dann 118 Mitarbeiter im Durchschnitt 1.000 Paar Schuhe am Tag her, darunter auch das nach dem Präsidenten des Deutschen Leichtathletikverbandes benannte Modell „Waitzer“. Für elf verschiedene Sportarten fertigte man im Hause Dassler inzwischen die unterschiedlichsten Spezialschuhe: Neben normalen Turn-, Renn- und Fußballschuhen konzipierte man u.a. Spezialschuhe für Hammerwerfer und Hochspringer, ja sogar Eishockeystiefel. Doch dann beendete der unselige Krieg 1939 den rasanten Aufstieg der Sportschuhfirma Gebrüder Dassler.

Von der Kriegswirtschaft zur Firmengründung von „ADIDAS“

Nach Hitlers Überfall auf Polen beschlagnahmte die Militärverwaltung die Firma Dassler. Die meisten Mitarbeiter und auch Adi Dassler selbst wurden zum Militär eingezo-

gen. Da die meisten deutschen Betriebe für die Rüstungsproduktion arbeiten mußten, blieb dies dem Sportschuhunternehmen Dassler ebenfalls nicht erspart. Adi Dassler wurde „uk“ (beim Militär „unabkömmlich“) gestellt und mußte in Ermangelung der wichtigsten Rohstoffe Schuhe, Leinenbeutel und am Ende auch „Panzerschreckwaffen“ (ein Ersatz für die Panzerfaust) für die Wehrmacht herstellen.

Am 16. April 1945 besetzten die US-Streitkräfte Herzogenaaurach. Wie einige andere Betriebe in der Stadt wurden auch die Dassler-Werke und das Dassler'sche Wohnhaus, das im Ort als „die Villa“ bekannt war, besetzt. Da das Haus einen gewissen Komfort bot, fühlten sich die US-Offiziere hier äußerst wohl. Die Firma wurde einem Treuhänder unterstellt und gegen die beiden Firmenbesitzer wurde ein Entnazifizierungsverfahren eingeleitet.

Glücklicherweise war die amerikanische Militärverwaltung am Wiederaufbau der Wirtschaft in ihrer Zone interessiert. Die Dassler Brüder erhielten Aufträge, und das bedeutete, daß die Firma mit Rohstoffen ausgestattet wurde, die auch für die eigene Produktion verwendet werden konnten. Dadurch entging die Firma der Demontage im Reich. Man fertigte zunächst 1.000 Paar Eishockey Stiefel für die US-Amerikaner und konnte außerdem aus dem Obermaterial von gebrauchten Baseball-Handschuhen elegante Turn- und Sprintschuhe herstellen. Ausrangierte US-Zelte, Schlauchboote oder die Gummischläuche von US-Trucks dienten des weiteren als Rohmaterial für „neues“ Schuhwerk. So konnten die Dassler Brüder ihre Firma über die harten Jahre der Nachkriegszeit retten, zumal die Besitzer auch entnazifiziert worden waren.

Die Trennung der Dassler-Brüder und der neue Name

Der 20. Juni 1948 war ein Sonntag. An diesem Tag erhielt jeder Erwachsene in den drei Westzonen 40 Mark der neu eingeführten Deutschen Währung, der D-Mark. Die Unruhe und die Ungewißheit, die sich in der Bevölkerung breit gemacht hatte, war Tage zuvor auch im Hause Dassler zu spüren. Die beiden Brüder und auch die beiden Familien hatten sich in der Nachkriegszeit völlig aus-

einander gelebt. Man hatte sich nicht über die unternehmerischen Konzepte und über die Zielsetzung des Betriebs einigen können. Bei all den unterschiedlichen Auffassungen blieb somit nur die Trennung.

Die Aufteilung des Betriebs verlief äußerst korrekt. Adi behielt das erste „alte“ Fabrikgebäude am Bahnhof, Rudolf übernahm die Fertigungsräume im Westen der Stadt in der Würzburger Straße. Die Maschinen, Materialien und Patente wurden exakt geteilt. Alle Patente, über die man sich nicht einigen konnte, wurden eingefroren. Die Belegschaft konnte sich frei entscheiden, für wen sie künftig arbeiten wollte. 47 Mitarbeiter entschieden sich im Juni 1948 für die Firma von Adolf Dassler, 15 wechselten zur Konkurrenz in der Würzburger Straße.

Adi Dassler wollte seine Firma zunächst „*addas*“ nennen. Diese Registrierung scheiterte allerdings am Einspruch einer Kinder Schuhfabrik namens „*Ada Ada*“. Darauf entschied sich Adolf für den Namen „*adidas*“, einer Kombination seines Spitznamens „*Adi*“ und der ersten drei Buchstaben des Familiennamens Dassler. Am 18. Juni 1949 erfolgte die Eintragung des Firmennamens in das Handelsregister.

Die Startschwierigkeiten und die Erfolgchancen der beiden Unternehmen waren nach der Trennung gleich groß. Doch nicht nur auf Grund der größeren Mitarbeiterzahl hatte „*adidas*“ in der Folge immer die Nase vorn. Vor allem in Bezug auf Neuerungen war der Tüftler und Erfinder Adi Dassler mit seinen neuen Schuh-Creationen nicht zu schlagen. Hierzu gehörten der erste Hallensprintschuh, der erste Multinockenschuh mit einer Gummisohle sowie der erste „*Samba*“, ein Fußballschuh mit Saugnäpfen in der Sohle für bessere Haftung auf glattem Untergrund.

Der harte, aber meist faire Wettbewerb zwischen den beiden Firmen führte zugunsten der Verbraucher zu enormen Verbesserungen im Sportschuhsektor. Die Rivalität führte aber auch zu einer zunehmenden Entfremdung der beiden Familien, jedoch nie zu einer Feindschaft, auch wenn die Regenbogenpresse bis in die 1970er Jahre immer wieder von Gravenkämpfen zwischen „*adidas Familien*“ und

„*Puma Familien*“ im beschaulichen Herzogenaurach berichten zu müssen glaubte. In der Firmenleitung respektierte man sich, ließ sich ansprechen, um der Erste oder Bessere zu sein. Aber wie formulierte es Rudolf Dassler einmal in einem Interview? „*Wir sind immer noch Brüder, und Brüder sind keine Feinde!*“

Adidas – die Weltfirma

Adi Dassler wollte nach der Trennung von seinem Bruder ein eigenes Markenzeichen für seine Artikel. Man hatte im Laufe der Jahre Schuhe mit einem Streifen, mit zwei oder mehreren, mit drei auffälligen Nähten produziert. Doch Adi wollte mehr. Er suchte nach einem Markenzeichen, das man schon von den Zuschauertribünen aus erkennen konnte. So entschied sich der „*Chef*“ für die „*Drei Riemen*“, wie er sein ‚Logo‘ nannte. Mit der Registrierung seines Firmennamens ließ Adi Dassler auch die „*Drei Streifen*“ als offizielles Markenzeichen gesetzlich schützen. Gerade diese Streifen sollten in den nächsten 60 Jahren weltweit für Furore sorgen. In allen Sportbereichen begann die Firma „*adidas*“ nun, Athleten mit Drei-Streifen-Schuhen auszustatten, denn in den 1950er und 1960er Jahren erlaubten die internationalen Regeln den Athleten noch nicht, Geldprämien oder Werbeverträge anzunehmen.

Ab 1952 besuchte Adi Dassler alle großen Sportereignisse. Bei den Olympischen Spielen in Helsinki (1952) konnte er den mehrfachen Olympiasieger, die „*tschechische Lokomotive*“ Emil Zatopek von der Qualität der *adidas*-Schuhe überzeugen, und Adis Anwesenheit auf der Trainerbank beim WM-Endspiel von 1954 neben dem Trainer Sepp Herberger ist legendär. Alle Sportexperten können mit dem angeblichen Ausruf des Bundestrainers „*Adi stolle auf*“ etwas verbinden. Adi Dassler fand für alle Fußballnationalspieler nicht nur das richtige Schuhwerk, er war auch der Experte für das richtige Stollenmaterial auf schwierigstem Untergrund, eben dank seines Schraubstollenpatents für Fußballstiefel.

Bald wurden auch Spikes mit auswechselbaren Dornen produziert, nicht nur für den europäischen Markt, auch für Übersee. Die

Auftragsbücher bei „adidas“ quollen über. Die Fabrikationsgebäude in Herzogenaurach mußten wiederholt vergrößert werden. Größer wurden aber auch die Erfolge der Athleten in adidas-Schuhen. Zwischen 70 und 80 Prozent aller Medaillen wurden zwischen 1960 und 1975 in Schuhen mit den drei Streifen erzielt.

Adis Erfinder- und Entwickleregeist kannte keine Grenzen. Neue Polyamid-Sohlen für Fußballschuhe und Spikes, Schuhe mit Luftpolstersohle oder Rennschuhe aus feinstem Känguruhleder ermöglichten in allen Sportarten immer neue Bestleistungen.

Am Höhepunkt der Entwicklung

Weiter führte der Weg der Firma „adidas“ empor zu ungeahnten Dimensionen. 1962 stieg Adi Dassler ins Textilgeschäft ein. Erstmals liefen Spieler des FC Bayern München in eleganten eng anliegenden Trainingsanzügen auf. Die altehrwürdigen „Pumphosen“ der Nachkriegsjahre hatten ausgedient. Bald gab es aber nicht nur Trainingsanzüge mit den drei Streifen. Sporttrikots und Freizeitkleidung mit drei Streifen wurden der große Renner. Seit 1963 ließ die Firma adidas auch Fußballer produzieren. Der „Santiago“, aus 18 Lederflecken zusammengenäht, wurde später durch den schwarz-weißen „Telstar“ abgelöst, der sogar aus 32 Lederflecken, den sog. „Panels“, bestand. 1970 war er der offizielle Spielball der Fußballweltmeisterschaft in Mexiko. Bei internationalen Fußballturnieren rollen seit 40 Jahren adidas-Bälle, entwickelt in den Forschungszentren in Herzogenaurach und Scheinfeld.

Die Olympischen Spiele 1972 in München und die Fußballweltmeisterschaft in der Bundesrepublik mit dem WM-Sieg der deutschen Mannschaft in der bayerischen Hauptstadt zwei Jahre später bildeten sicherlich den Höhepunkt in der Firmenentwicklung von Adi Dasslers Unternehmen. 78 bzw. 80 Prozent aller Athleten liefen bei den beiden Großveranstaltungen in Sportkleidung oder Schuhen mit den drei Streifen auf. Viele trugen voller Stolz das zusätzlich neu entwickelte Firmenlogo, das „Dreiblatt“, auf den Trikots.

Als Adi Dassler 1978 als erster Nicht-Amerikaner in die „Hall of Fame“, die Ruhmeshalle der amerikanischen Sportindustrie aufgenommen wurde, konnte er diese Auszeichnung nicht mehr entgegennehmen. Der Gesundheitszustand des 78-Jährigen hatte sich zusehends verschlechtert. Nach einem Herzinfarkt verstarb der große Mann der Sportartikelbranche am 6. September 1978 in der Erlanger Universitätsklinik.

Ein Nachruf auf den großen Sohn der Stadt Herzogenaurach, der die Ehrenbürgerwürde ausgeschlagen hatte, mußte Seiten füllen. Adolf Dassler war Tüftler und Erfinder, Genie in Sachen Sportentwicklung, aber immer auch Freund der Athleten und seiner Firma der Chef, der von seinen Mitarbeitern nichts weiter als das verlangte, was er selbst vorgelebt hat.

Adi Dasslers Erbe

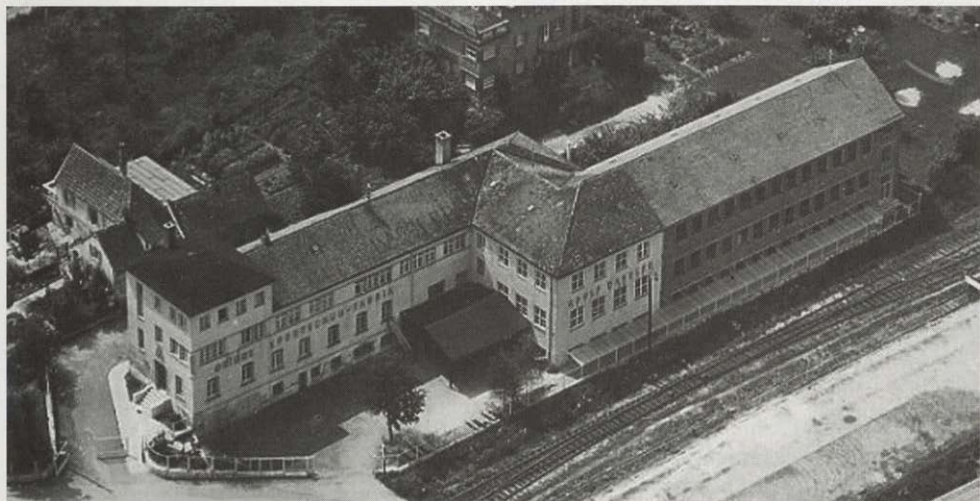
Die Verantwortung für das Unternehmen „adidas“ lag nach Adis Tod in den Händen von seiner Frau Käthe, dem Schwiegersohn Alfred Bente und Sohn Horst Dassler. Dieser war schon mit 20 Jahren als Vertreter des Unternehmens in die Fußstapfen seines erfolgreichen Vaters getreten. Nach dem Tod seiner Mutter (1984) führte er die Firma „adidas“ und die Tochterunternehmen Pony, Le Coq Sportif (Frankreich), Arena (Badmoden), Schwahn (Textil), Erima (Sportbekleidung) und Carlo Gruber (Freizeitmode) weiter. Er besaß ausgezeichnete Kontakte zu einflußreichen Persönlichkeiten in der Welt des Sports und zu den internationalen Sportverbänden. 1984 wurde ihm vom „Internationalen Olympischen Committee“ (IOC) der höchste Olympische Orden verliehen. Doch schon drei Jahre später verstarb der Konzernchef Horst Dassler im Alter von nur 51 Jahren am 9. April 1987.

Horst Dassler hatte die Umstrukturierung des Unternehmens von einem „produzierenden Unternehmen“ in ein „marketing-orientiertes“ Unternehmen in die Wege geleitet, denn die Gewinne brachen infolge der steigenden Produktionskosten in den eigenen Betrieben ein; außerdem hatte der immer härtere

Wettbewerb auf den Weltmärkten ein neues Konzept herausgefordert. Die vier Töchter des Firmengründers versuchten zusammen mit einem Vorstand und Aufsichtsrat, das Unternehmen weiter zu führen.

Doch bald mußten die meisten deutschen Produktionsstätten geschlossen werden und „adidas“ büßte Ende der 1980er Jahre seine Weltmarktführung ein. Bis 1990/91 verkauften die vier Dassler Schwestern ihre 80 Prozent Firmenanteile und Horsts Kinder die restlichen 20 Prozent. Schon 1989 war das Unternehmen in eine AG umgewandelt worden, und der neue Eigentümer Bernard Tapie erwies sich nicht als der erhoffte Retter. Die „Ära Tapie“ brachte das Unternehmen an den Rand des Ruins.

Dank des beherzten Eingreifens von Mme. Gilberte Beaux (Aufsichtsratsvorsitzende) und von Robert Louis-Dreyfuß wurde die Talsohle in den 1990er Jahren überwunden. „Adidas“ ist wieder auf der Erfolgsspur, hat sich mittlerweile von der Salomon Gruppe wieder getrennt und schreibt dank der Beteiligung am US-Konzern „Taylor Made“ und an der US-Gruppe „Rebok“ sowie des sehr erfolgreichen Vorstandes Herbert Hainer trotz eines äußerst schwierigen Marktes erfreulicherweise wieder deutlich schwarze Zahlen. Das Bekenntnis zum Standort Herzogenaurach und der Erwerb der „Herzo-base“ haben dem Unternehmen nicht nur zahlreiche Sympathien eingebracht, sondern der Region auch insgesamt rund 2.500 Arbeitsplätze gesichert.



Adidas-Stammhaus im Jahre 1956.

Neue Abteilung im Deutschordensmuseum Bad Mergentheim: „Deutscher Orden heute seit 1809“

von

Maike Trentin-Meyer

Viele wissen nicht, daß der Deutsche Orden nicht nur an den Kreuzzügen im Mittelalter beteiligt war, sondern auch heute noch existiert. Er wirkt mit seinen drei Instituten (Brüder, Schwestern und Familiaren) im sozialkaritativen Bereich. Seit Napoleon die Existenz des Ordens 1809 – vor genau 200 Jahren – in den Rheinbundstaaten beendet hatte, war ein Fortbestand nur noch in der Habsburgermonarchie Österreich möglich. Erst durch die Vertreibungen nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Orden wieder in Deutschland ansässig.

Das Deutschordensmuseum in Bad Mergentheim hat in Anwesenheit des Hochmeisters des Ordens, Dr. Bruno Platter aus Wien, am 27. Juni 2009 die neue Abteilung „Deutscher Orden heute seit 1809“ eröffnet, die die schweren Zeiten des Ordens im 19. und 20. Jahrhundert beleuchtet und den Orden des 21. Jahrhunderts vorstellt. Dieses Ereignis ist mit der Freude darüber verbunden, daß der Deutsche Orden nun sein 200-jähriges Fortbestehen trotz Napoleons Befehl feiern kann.

Die letzten 200 Jahre waren sicherlich die schwersten für den Orden. Nach jahrzehntelangem Stillstand in Österreich konnte der Orden durch die Fürsprache von Staatskanzler Clemens Wenzel von Metternich in den 1830er Jahren wieder aufleben. Kaiser Franz I. wurde Schutz- und Schirmherr des Ordens. In jenen Jahren war Österreich von Massenarmut und Sittenverfall geplagt, von einem nützlichen Orden und seinem Wirken erhoffte man sich Besserung.

Seit 1839 nahm die Zahl der Ordenspriester wieder zu, sie übernahmen Pfarreien und versahen seelsorgliche Dienste. Ein 1841 neuge-

gründetes Schwesterninstitut übernahm künftig die Aufgaben von Krankenpflege und Unterricht für Mädchen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte der Orden Schwerpunkte in ziviler Krankenpflege und dann auch im Sanitätsdienst im Krieg, nun finanziell unterstützt von Marianern und Ehrenrittern.

Krise

Nach dem Ersten Weltkrieg geriet der Orden in eine seiner größten Krisen. Durch das Habsburger-Gesetz, das alle Herrschaftsrechte der Habsburger aufhob, ihr Vermögen beschlagnahmte und die Mitglieder der Familie des Landes verwies, geriet der Deutsche Orden, den man als Hausorden der Habsburger ansah, in höchste Gefahr. Ihm drohte die Säkularisation. Dies konnte nur abgewendet werden, indem man ihn in einen klerikalgeistlichen Orden unter der Leitung eines priesterlichen Hochmeisters umwandelte. Aus diesem Grunde sah sich Hochmeister Erzherzog Eugen von Österreich 1923 dazu gezwungen, vom Hochmeisteramt zurückzutreten. Sein Nachfolger wurde Bischof Norbert Klein – der Orden war gerettet. Nach 1918 zerfiel die Habsburgermonarchie in mehrere Staaten. Dort bildeten sich die Ordensprovinzen Österreich, Tschechoslowakei, das spätere Jugoslawien und Südtirol (in Italien), in denen er sich meist gut entwickelte.

Gebeutelt von Nationalsozialismus und Kommunismus

Als 1938 der Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich erfolgte, hatte dies auch Folgen für den Deutschen Orden. Erst wurde er

in Österreich, dann in der Tschechoslowakei aufgehoben und enteignet. Nach der deutschen Besetzung Jugoslawiens verlor der Orden auch dort seinen Besitz. Seit 1948 wurde der Orden in der Tschechoslowakei von den Kommunisten verfolgt. Durch Nationalsozialismus und Kommunismus kamen mindestens 13 Ordensbrüder und -schwestern um das Leben.

Verzerrtes Bild in Preußen und im Reich

Gerade in dem Zeitraum, als der Deutsche Orden in den Rheinbundstaaten verschwand und auf Österreich konzentriert wurde, entdeckte man ihn in Preußen neu. Durch die Entdeckung der Marienburg an der Nogat, die der Hauptsitz des Ordens im Mittelalter gewesen war, als Denkmal hoher Baukunst begann man, die Leistungen des Ordens im Mittelalter zu bewundern. Der Deutsche

Orden wurde zum Mythos stilisiert, wozu die nationalistische Schrift des Historikers Heinrich Treitschke über den Deutschen Orden beitrug. 1813 wurde in den Befreiungskriegen das Eiserne Kreuz gestiftet, das unabhängig vom Dienstgrad für Tapferkeit verliehen wurde. Es orientierte sich in seiner Gestaltung am Ordenskreuz. Auch Kaiser Wilhelm II. berief sich auf die Tradition des Deutschen Ordens. Diese Rezeption, die die Geschichte des Ordens instrumentalisierte, erlebte dann noch einmal einen Höhepunkt in der Weimarer Republik und im Hitlerstaat. Der Deutsche Orden war ein Teilmythos des Hitlerstaates. Er galt als Vereinigung von Staatengründern, als Vorkämpfer des Deutschtums, als Slawengegner, als Lebensraumgewinner. Im Rückblick befremdet es doch arg, daß zur gleichen Zeit der Orden in Österreich aufgehoben und enteignet wurde, während man sich andererseits ideologisch auf den mittelalterlichen Orden und seine Leistungen berief.



Abb.: Ein Einblick in die neu eröffnete Abteilung des Deutschordensmuseum.

Photo: Photo Besserer, Lauda-Königshofen.

Nach 1945

Heimatvertriebene Brüder und Schwestern aus der Tschechoslowakei brachten nach 1945 den Deutschen Orden nach 140 Jahren wieder nach Deutschland zurück. Die Schwestern gründeten ihr Mutterhaus in Passau, für die Brüder nahm die Brüderprovinz ihren Anfang in Darmstadt, heute hat sie ihren Hauptsitz in Weyarn in Oberbayern. Die Priesterbrüder bauten die Deutschordenswerke, einen Sozialkonzern, auf, der heute vor allem in der Sucht- und Behindertenhilfe sowie Alten- und Krankenpflege in rund 60 Häusern mit rund 3.000 Betten und 2.400 Mitarbeitern wirkt.

Nach 1945 unterstützte Hochmeister Marian Tumler die Idee, Laien als Familiaren an

den Orden zu binden. Die Familiaren, die in Deutschland im Deutschherrenbund zusammengefaßt sind, unterstützen den Deutschen Orden in seinem Wirken ideell und finanziell. Sie bauten die zerstörte Kommende in Frankfurt-Sachsenhausen nach dem Krieg als neues Ordenszentrum wieder auf. Den Deutschen Orden gibt es heute nicht nur in Deutschland, sondern auch in Österreich, Italien, Tschechien, der Slowakei, Slowenien und in Belgien. Generaloberer ist der Hochmeister, der in Wien nahe dem Stephansdom residiert.

Wir danken dem Deutschherrenbund, der durch großzügige Spenden die Neueinrichtung der Museumsabteilung „Deutscher Orden heute seit 1809“ ermöglicht hat.

Rosenthal-Archiv in Selb an das Museum „Porzellanikon“ übergeben

Der Insolvenz-Verwalter der Firma Rosenthal Volker Böhm sprach am 12. August 2009 in Europas größtem Porzellanmuseum, dem Porzellanikon in Selb, von einem „fröhlichen Termin“, denn nachdem die traditionsreiche Weltmarke Rosenthal vom italienischen Besteckhersteller Sambone Paderno übernommen worden war, stand das 1978 gegründete Firmen-Archiv zum Verkauf. Nun hat es die Oberfrankenstiftung erworben, was, wie Böhm betonte, „eine Lösung, die allen Interessen gerecht wird“, darstelle. Nicht zuletzt sei der erfolgreiche Verkauf auch im Interesse der Insolvenzgläubiger.

Die Vertragsunterzeichnung fand im Rosenthal-Museum, das dem Porzellanikon angegliedert ist, statt. Gleich nachdem die Unterschrift geleistet war, übergab der Regierungspräsident von Oberfranken Wilhelm Wenning, der gleichzeitig Vorsitzender der Oberfrankenstiftung ist, das etwa 15.000 Stücke umfassende Archiv dem Porzellanmuseum als Dauerleihgabe. Der Landrat des Landkreises Wunsiedel im Fichtelgebirge Dr. Karl Döhler sprach in seiner Eigenschaft als Zweckverbandsvorsitzender und damit Hausherr des

Porzellanikons dementsprechend von einem „großen Tag“ für die ganze Region: „Daß diese einmalige Sammlung für die Region gesichert werden konnte, ja am Firmensitz von Rosenthal verbleiben, vor allem auch, daß sie in Gänze und zusammenbleiben kann – das ist für uns alle ein großes Glück!“

Die Sammlung wurde aus Anlaß des 100-jährigen Firmenjubiläums 1978 von der Rosenthal AG eingerichtet. Die ältesten Bestände stammen aus dem Jahr 1880. Das Archiv umfaßt sämtliche Produktionsentwürfe aus mittlerweile über 130 Jahren Firmengeschichte. Darunter sind auch viele Originale, die nicht in Serie gingen, sowie das gesamte Schriftenarchiv, also Muster- und Dekorbücher, Künstlerentwürfe, Skizzen etc. Unter den Künstlern, die für Rosenthal arbeiteten, sind so bedeutende Namen wie Walter Gropius, Raymond Loewy, Lucio Fontana, Salvador Dalí, Niki de St. Phalle oder etwa Andy Warhol.

Der Direktor des Porzellanikons Wilhelm Siemen, bezeichnete das Archiv als das „kreative Gedächtnis des Unternehmens“. Siemen



Abb.: Wilhelm Wenning, Dr. Karl Döhler und Wilhelm Siemen (v.l.n.r.) bei der Unterzeichnung des Kaufvertrags. Photo: Porzellanikon.

verspricht, daß es diesem und darüber hinaus der Branche und der Designforschung europaweit auch weiterhin als solches dienen und zugänglich bleiben werde.

Dem Porzellanikon ist seit 2004 das 600 Quadratmeter umfassende Rosenthal Mu-

seum angegliedert. Dessen Kuratorin Petra Werner leitet u.a. das Rosenthal-Archiv bereits seit 17 Jahren. Die Dauerleihgabe der Oberfrankenstiftung wird der internationalen Bedeutung des Porzellanikons weiteres deutliches Gewicht verleihen.

Ausstellung zum „Winterhilfswerk“ in Neuendettelsau

von

Alexander Biernoth

„Das Winterhilfswerk – Ein Sozialwerk als Instrument des NS-Regimes“: Unter diesem Motto wurde Anfang September eine Sonderausstellung im Löhe-Zeit-Museum eröffnet. Der Museumsleiter Dr. Hans Rößler hat diese Ausstellung, die vom Museum Malerwinkelhaus in Marktbreit erarbeitet wurde, übernommen und durch einige aus Neuendettelsau stammende Exponate ergänzt. Im Mittelpunkt stehen dabei die Spendenabzei-

chen des Winterhilfswerkes, die der ehemalige Leiter des Missionswerkes, Horst Becker, zusammengetragen hat. Dr. Hans Rößler berichtete, daß die Schau über das Winterhilfswerk mittlerweile die 30. Sonderausstellung in elf Jahren ist.

Im September 1933 hatte die NS-Volkswohlfahrt das nationalsozialistische „Winterhilfswerk des Deutschen Volkes“ gegründet,

das in den Wintermonaten Geld- und Sachspenden von der Bevölkerung gesammelt, in einigen Fälle auch „eingetrieben“ hat, wie Dr. Rößler sagte. Es gab neben Straßensammlungen – in Neuendettelsau ist auch eine originale Sammelbüchse des Gaus Franken zu sehen – auch Haussammlungen. Der Blockwart, so berichtete Horst Becker, ging von Wohnung zu Wohnung und bat um Spenden. Zum Dank dafür erhielt man Abzeichen, die an die Wohnungstür geheftet wurden, um die Unterstützung der Bewohner für das Werk deutlich zu machen.

„Wer nicht mitmacht, ist dagegen,“ so schilderte ein Zeitgenosse die erzwungene Unterstützung des Winterhilfswerkes. Der 83-jährige Horst Becker beschreibt sich selbst als einen passionierten Sammler, der die Sammlung zum Teil von seinen Eltern ererbt, zum Teil später von Freunden geschenkt bekommen und auch selbst zusammengetragen hat. Über 800 Spendenabzeichen des Winterhilfswerkes sind auf diese Weise zusammengekommen. In bedürftigen Regionen, wie der Eifel oder der Rhön, wurden die Spendenabzeichen in Auftrag gegeben, damit dort die Hersteller einige Zeit Lohn und Brot hatten.

Mit der Ausstellung soll aber auch verdeutlicht werden, wie Dr. Rößler erläuterte, daß das Winterhilfswerk ein Propaganda-Instrument des NS-Regimes war, das mit damals modernsten Medien und Werbemitteln versuchte, die Bevölkerung für die NSDAP zu vereinnahmen. Mit der Sonderausstellung aus Marktbreit, die im wesentlichen aus elf Informationstafeln und einigen Werbematerialien besteht, werde auch verdeutlicht, wie prägend diese NS-Organisation für den Alltag der Menschen war.

Die Sonderausstellung über das Winterhilfswerk ist noch bis 29. November 2009 im Löhe-Zeit-Museum im Bahnhof Neuendettelsau zu sehen. Das Museum ist samstags und sonntags von 14 bis 17 Uhr geöffnet. Sonderführungen können beim Museumsleiter Dr. Rößler unter der Rufnummer 09874/68 61 39 vereinbart werden. Im Zusammenhang mit der Sonderausstellung wird am Montag, den 9. November 2009, ab 19.30 Uhr Dr. Eckart Dietzfelbinger einen Vortrag zum Thema „Mittelfranken im Nationalsozialismus“ halten. Der Vortrag findet im Vortragssaal des Centrums „Mission EineWelt“ in der Hauptstraße 2 in Neuendettelsau statt.



Abb.: Der Leiter des Löhe-Zeit-Museums Neuendettelsau, Dr. Hans Rößler (links), und Horst Becker erläutern die Bedeutung des „Winterhilfswerkes“ als Instrument der Machtausübung des nationalsozialistischen Regimes in Deutschland.
Photo: Alexander Biernoth.

Das Faksimile VOLKACHER SALBUCH 2009

von

Ute Feuerbach

Der Volkacher Stadtschreiber Niclas Brobst und sein Sohn Sebastian haben 1504 einen für die Verwaltung einer Stadt einzigartigen Folioband gefertigt, in dem sie nicht allein – wie der Name Salbuch besagen soll – das Vermögen der Pfarrei Volkach eingetragen, sondern auch den gesamten Rechtsstatus der Stadt dokumentiert haben. Einzigartig daran war nicht die Konzeption des Sal- und Amtsbuches, wie es sich in vielen Stadtkanzleien der Zeit findet; einzigartig ist die Illuminierung mit 128 farbigen Miniaturen, die genauen Malanweisungen folgend das behandelte Ereignis so zeigen, wie es in Volkach regelmäßig stattgefunden hat, wie z.B. den Eid des Schulmeisters vor dem Bürgermeister, die Arbeit des Müllers oder den Prozeß des Volkacher Zentgerichts gegen einen Weindieb.

Lange bewahrt in der Kanzlei der Stadt hat es die vielen Kriege überstanden, die für so manch' andere bibliophile Kostbarkeit die Gefahr der Zerstörung oder der Verschleppung bedeuteten. Im 18. Jahrhundert zog es die Aufmerksamkeit historisch interessierter Beamter und Pfarrer auf sich, so daß es damals der Gefahr ausgesetzt war, für gutes Geld an Sammler verkauft zu werden. Dabei waren zunächst die kopiales Überlieferung, also die Abschriften wichtiger Urkunden, oder die Aufzeichnung des Würzburger Städtekrieges am Ende des Bandes Gegenstände der historischen Untersuchungen gewesen; die Zeichnungen fanden wenige Liebhaber.

Doch seit Anfang des 20. Jahrhunderts sind es gerade die Miniaturen, die zwar als künstlerisch wenig wertvoll eingestuft wurden, aber doch als aussagekräftig für die Kulturgeschichte des ausgehenden Mittelalters hohe Beachtung fanden. So wurden im letzten Jahrhundert ausgewählte Zeichnungen aus dem Volkacher Salbuch mehrmals in Publikationen abgebildet, ohne daß sie dabei in ihrem Kontext gezeigt wurden. Als besonders erfolgreich erwies sich die Publikation des

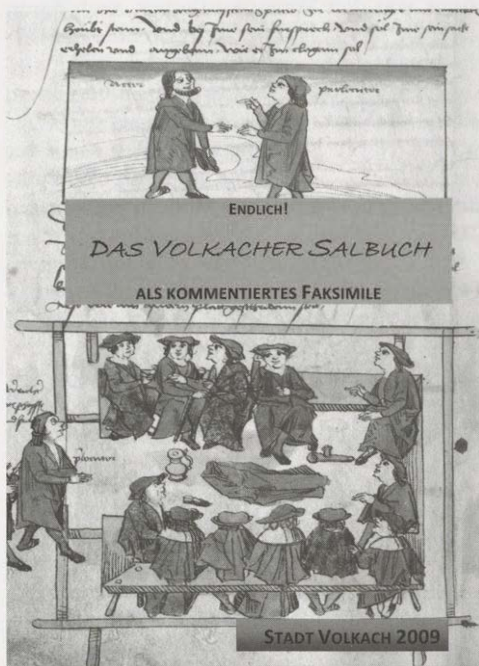


Abb.: Das Volkacher Salbuch gibt es jetzt bald als Faksimile.

Rechtswissenschaftlers Karl-Sigismund Kramer aus dem Jahr 1986, die unter dem Titel „Fränkisches Alltagsleben um 1500. Eid, Markt und Zoll im Volkacher Salbuch“ erschien. Er ging aus der Sicht der Volkskunde an die Interpretation der Miniaturen, um exemplarisch am Salbuch das Rechtsleben in der Stadt aufzuzeigen. Auch wenn das Volkacher Salbuch nur etwa zu einem Viertel seines Umfangs illustriert ist, so ist seit dieser Kramer'schen Veröffentlichung der Bildkanon so bekannt geworden, daß die Nachfrage nach einem Faksimile, also einer dem Original nahe kommenden Kopie, deutlich gewachsen ist.

Der Heimatverein Volkacher Mainschleife hat sich deshalb schon seit seiner Gründung besonders um eine solche Ausgabe des Sal-

buches bemüht. Daher konnte endlich zum Volkacher Stadtjubiläum 2006 im Archivverlag eine kleine Mappe herausgegeben werden, in der photographisch neu aufgenommene und ausgewählte Bilder dem interessierten Publikum vorgelegt wurden. Allerdings war den Verantwortlichen auch daran gelegen, das Volkacher Salbuch über die Bilder hinaus in seinem gesamten Inhalt der wissenschaftlichen Forschung zu übergeben, zumal der Anfang des 20. Jahrhunderts gewählte Name Volkacher Salbuch in erster Linie auf das Besitz- und Einkunftsverzeichnis und nicht auf die mit Bildern versehenen Teile Bezug nahm. Denn mit Salbuch werden Texte *„bereits im zeitgenössischen Sprachgebrauch, etwa in den einschlägigen Aufzeichnungen des benachbarten Klosters Kitzingen im 14./15. Jahrhundert [als ‚im alten zinsregister oder salbuch‘] bezeichnet“*, wie Prof. Klaus Arnold in seinem Vortrag in Volkach im letzten Jahr nochmals herausgehoben hatte.

Als im vergangenen Jahr 2008 namhafte Wissenschaftler aus der Mittelalterforschung, der fränkischen Landesgeschichte und Kunstgeschichte für eine intensive Bearbeitung des Folianten aus der mittelalterlichen Stadtkanzlei von Volkach gewonnen werden konnten, die ihre Ergebnisse in einer Tagung dem interessierten Publikum vorstellten, war es längst an der Zeit, unter Mithilfe öffentlicher Unterstützung ein „Projekt Faksimile“ anzugehen. Dies vor allem, weil das Buch selbst nun fundiert kommentiert vorgelegt werden konnte.

Die Stadt Volkach zeigt deshalb mit großer Freude und Stolz dem historisch Interessierten wie der Wissenschaft an, daß zum 1. No-

vember 2009 das Volkacher Salbuch als Faksimile, d.h., dem Original nahekommende Ausgabe der von Niclas Brobst vorgesehenen illuminierten Blätter (150 Seiten) vorgelegt wird. Begleitet wird es von einem zweiten Band, in dem nicht nur die wissenschaftlichen Beiträge der Volkacher Tagung von 2008 aufgenommen sind, sondern auch eine Transkription der für das Faksimile ausgewählten Seiten, so daß eine parallele Verfolgung des die Bilder umgebenden Textes auch für den nicht Schriftkundigen möglich gemacht wird.

Dieser zweite Band wird einen Umfang von etwa 350 Seiten haben und ebenfalls mit Bildern ausgestattet sein, die über die Miniaturen des Volkacher Salbuch hinausführen. Beide Bände werden in einem ansprechenden Schuber ausgeliefert, der jede Bibliothek schmücken wird. Aufgrund der weitreichenden Förderung durch den Kulturfond Bayern, durch die Unterfränkische Kulturstiftung und den Heimatverein Volkacher Mainschleife kann dieses zweibändige Werk bis zum 1. November 2009 in Subskription, d.h., in einer Vorbestellung vor dem Erscheinungstermin, zu einem Preis von 69 Euro geordert werden. Nach dem Erscheinen wird der Preis von 89 Euro noch immer in einem Preissegment liegen, das weit unter dem sonst üblichen Angebot von kommentierten Faksimiles ist.

Da die Herausgeber Prof. Dr. Klaus Arnold und Dr. Ute Feuerbach im Auftrag der Stadt Volkach handeln, ist zunächst die Subskription nur im Rathaus der Stadt Volkach unter der Telefonnummer 0 93 81 – 4 01 40 oder schriftlich anzuzeigen. Der Verkauf über den Buchhandel wird auch nach Erscheinen ausschließlich in der Regie der Stadt erfolgen.

Fürsten und Industrielle – Schloß Mainberg in acht Jahrhunderten

Wissenschaftliche Tagung des Historischen Vereins Schweinfurt
am Samstag, den 14. November 2009, 10–17 Uhr,
Schloß Mainberg, Roter Saal,
Ernst-Sachs-Str. 6, 97453 Mainberg.

Das vor den Toren Schweinfurts gelegene Schloß Mainberg verbindet wie wenige andere Schlösser das Mittelalter mit der Moderne. Es erlebte Blütezeiten am Ausgang des Mittelalters als fürstliche Residenz der Gräfin Margarete von Henneberg (1450–1509) sowie unter den beiden Schweinfurter Industriellen Wilhelm Sattler (1784–1859) und Ernst Sachs (1867–1932). Gerade die Besitzer des 19. und 20. Jahrhunderts machten das Schloß auch überregional bekannt. In den letzten fünfzig Jahren jedoch stand es nur noch selten im Rampenlicht. Ziel der Tagung ist es, die facettenreiche Geschichte von Schloß Mainberg wieder stärker ins öffentliche Bewußtsein zu rücken.

Die Vorträge werden als Gemeinschaftsveröffentlichung des Historischen Vereins Schweinfurt und der Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte (Würzburg) publiziert werden. Die Sparkassenstiftung Schweinfurt, die Unterfränkische Kulturstiftung und die Gemeinde Schonungen unterstützen das Projekt.

- | | | |
|-----------|--|--|
| 10.00 Uhr | Begrüßung und Einführung | Dr. Uwe Müller
Bgm. Kilian Hartmann
Dr. Thomas Horling |
| 10.15 Uhr | Das Reich, Bischöfe und der Adel –
Die Frühzeit der Burg Mainberg und
der Raum Schweinfurt vor 1300 | Dr. Thomas Horling |
| 10.45 Uhr | Adeliges Frauenleben am Ausgang des Mittelalters
– Gräfin Margarete von Henneberg (1450–1509) | Irmgard Wenner M.A. |
| 11.15 Uhr | Kaffeepause | |
| 11.30 Uhr | Saal, Küche und Kapelle. Einblicke in die
neue Bauforschung auf Schloß Mainberg | Dr. Daniel Burger |
| 12.00 Uhr | Mittagspause | |
| 14.00 Uhr | <i>„höchst gelungene, durch vorzügliche Schönheit
und Billigkeit der Preise sich auszeichnende
Papiertapeten, welche den französischen nicht nur
gleichstehen, sondern sie sogar übertreffen“.</i>
Die Tapetenfabrik von Wilhelm Sattler
auf Schloß Mainberg | Andrea Brandl M.A. |
| 14.30 Uhr | <i>„Mannigfaltiges und meist Werthvolles
aus fast allen Wissenschaften“.</i> Die Bibliothek
Wilhelm Sattlers auf Schloß Mainberg | Dr. Uwe Müller |
| 15.00 Uhr | <i>„... ein Museum zahlloser Sehenswürdigkeiten.“</i>
Kunstwerke und Kunstsammlungen auf
Schloß Mainberg | Dr. Erich Schneider |
| 15.30 Uhr | Kaffeepause | |

- 15.45 Uhr Wilhelm Hegers „haariges Wirtschaftswunder“ Karl-Heinz Hennig
- 16.15 Uhr „Im Krieg gebaut – Auf Sieg vertraut“.
Ernst Sachs und die Innenausstattung
seines Schlosses 1916/17 Dr. Martin Brandl
- 17.00 Uhr Ende

Die Tagung steht allen Interessierten offen. Wegen begrenzter Platzkapazitäten ist Anmeldung erforderlich: Schloß Mainberg, Ernst-Sachs-Str. 6, 97453 Mainberg, Tel. 09721/5010, E-Mail: info@schloss-mainberg.info.

Thomas Horling

Aufsätze

Fürstliche Baumeister in Franken:

Verena Friedrich

Gestalter der Macht. Fürstliche und herrschaftliche Baumeister des Barock in Franken.. 376

Stefan Kummer

Balthasar Neumann als Fürstlicher Baumeister..... 379

Rembrand Fiedler

Das Gilardihaus in Allersberg – der fürstliche Baumeister Gabriel de Gabrieli
als Gestalter eines privaten Wirtschaftsunternehmens 390

Alexander Biernoth

Karl Friedrich von Zocha – Herkunft, Leben und Werk..... 398

Christoph Bittel

Von der Residenzstadt des Deutschen Ordens zur Oberamtsstadt –
vor 200 Jahren wurde Bad Mergentheim württembergisch..... 401

Hartmut Schötz

Anmerkungen zu dem Beitrag von Robert Heurung: „Der Ansbacher Robert Limpert –
Vaterlandsverräter oder Märtyrer?“ im Frankenlandheft 5/2009, S. 310–322 412

Frankenbund intern

Peter A. Süß

Bericht über die 62. Bundesbeiratstagung am 17. Oktober 2009 in Ansbach 413

FRANKENBUND-Termine 2010 416

Helmut Flachenecker

Ehrenmitgliedschaft des Frankenbundes für Prof. Dr. Stefan Kummer 416

Armin Griebel

Kulturpreis des Frankenbundes 2009 für Steffi Zachmeier..... 418

Kunst und Kultur

Birgit Speckle

In Weinfranken verwurzelt – Winzer, Weinbau und Silvaner. Eine Wanderausstellung
des Fränkischen Weinbauverbands und des Bezirks Unterfranken 421

Klaus-Peter Gäbelein

Rudolf Dassler: „Ein Ausruhen auf Lorbeeren kennt ein Geschäftsmann nicht“ –
Die Firma PUMA in Herzogenaurach..... 441

Aktuelles

Bernhard Wickl

Förderung von Facharbeiten durch den Jugendfonds des FRANKENBUNDES..... 445

Wilfried Conrad

Autoren im FRANKENBUND – 45 Jahre AVF..... 445

Sebastian Balcerowski

Vorstand des Autorenverbandes Franken blickt optimistisch in die Zukunft 446

Hartmut Schötz

Skulpturenmeile 2009 von Ernst Steinacker in Ansbach..... 447

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Mitarbeiterverzeichnis

Sebastian Balcerowski	Steinacker Straße 24, 90765 Fürth
Alexander Biernoth	Gymnasiallehrer Ritter-von-Lang-Allee 9, 91522 Ansbach
Dr. Christoph Bittel	Edelfinger Straße 24, 97980 Bad Mergentheim
Wilfried Conrad	Tiroler Straße 37, 91207 Lauf
Prof. Dr. Helmut Flachenecker	Lehrstuhl für Fränkische Landesgeschichte, Institut für Geschichte der Universität Würzburg, Am Hubland, 97074 Würzburg
Dr. Rembrant Fiedler	Referent beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege Schloß Seehof Schloßstraße 22, 46049 Bamberg
Dr. Verena Friedrich M.A.	Kunsthistorikerin; Dozentin am Institut für Kunstgeschichte der Universität Würzburg Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth
Klaus-Peter Gäbelein	1. Vorsitzender des Heimatvereins Herzogenaurach e. V. Höchstadter Weg 11, 91074 Herzogenaurach
Dr. Armin Griebel	Leiter der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik Schloßstraße 3, 97215 Uffenheim
Prof. Dr. Stefan Kummer	Ordinarius für mittlere und neuere Kunstgeschichte an der Universität Würzburg Am Hubland 97074 Würzburg
Hartmut Schötz	Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach
Dr. Birgit Speckle	Bezirksheimatpflege Unterfranken Silcherstraße 5, 97074 Würzburg
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.



*Gesegnete Weihnachten
und für das Jahr 2010
Glück, Gesundheit und Frieden*

wünscht

allen Bundesfreunden und allen Lesern

*die Bundesleitung des Frankenbundes,
Vereinigung für Fränkische Landeskunde und Kulturpflege e. V.*

Gestalter der Macht Fürstliche und herrschaftliche Baumeister des Barock in Franken

von

Verena Friedrich

Das Territorium unseres heutigen Franken war im 17. und 18. Jahrhundert in zahlreiche reichsständische Fürstentümer, Graf- und Herrschaften des fränkischen Reichskreises gegliedert, zu denen die in Franken besonders zahlreichen, in sechs Ritterkantonen organisierten Reichsritter mit ihren Kleinstterritorien hinzukamen. Das jeweilige Zentrum eines Herrschaftsgebietes bildete die Residenz, d.h., der ständige Sitz von Fürst oder Herrschaft mit dem fürstlichen oder herrschaftlichen Schloß.

Von jeher war der Herrschaftssitz Gegenstand repräsentativen Bauens, ganz besonders jedoch in der Zeit des Barock.¹⁾ Dabei mangelte es in den Ökonomiken oder Hausbüchern des 17. Jahrhunderts durchaus nicht an mahnenden Worten, sich überflüssigen Prunkes zu enthalten. Georg Engelhard von Löhnseyn (1552–1622) betitelte das entsprechende Kapitel in seinem 1622 posthum veröffentlichten und 1676 im Nachdruck erschienenen Werk *„Hof-Staats- und Regier-Kunst“*: *„Ein Fürst soll sich vor unnützen Gebäuden hüten“*. Weiter warnte er eindringlich: *„Solches hat zwar vor der Welt ein stattlich Ansehen / und können hohe Potentaten ihnen dadurch einen grossen Namen machen / aber vor Gottes Augen ist solch ein irdisch gebäu überschwenglicher Kosten und Pracht / als Gold / Silber und Edalgestein eitel Noth und Unflath / der kann es in einem Augenblick alles zugrunde stürzen / oder in einem Feuer in die Luft schicken ... Aller Reichthum, alle Pracht dieser Welt vergehet, derowegen große Herren viel besser thun / die solch übrig Geld anderswohin zu des Landes Besten anlegen.“*²⁾

In dem von Wolf Helmhardt von Hohberg (1612–1688) verfaßten Hausbuch *„Georgica Curiosa. Das ist: Umständlicher Bericht ... von dem Adelichen Land- und Feldleben“* von 1682 und 1687 findet sich gar ein ganzes Kapitel mit dem Titel *„Von unnötigen Pracht=Gebäuen“*.³⁾ Hierin zitiert Hohberg unter anderen das schöne italienische Sprichwort: *„Il bel fabricare è un dolce impoverire“* – *„Schön und zierlich bauen macht lieblich in Armuth einrinnen.“*⁴⁾

Ein paar Jahrzehnte später, ist von diesen Mahnungen in der Hausbuchliteratur der Zeit nichts mehr zu lesen. Franciscus Philippus Florinus schrieb 1719 in seinem Werk vom *„Oeconomus Prudens et Legalis Continuatus oder Grosser Herren Stands und adelicher Haus=Vatter“* unter dem Kapitel *„Von der fürstlichen Hoffhaltung insgemein“*: *„Nützliche und ansehnliche Gebäude aufführen / ist zu allen Zeiten nicht nur vor eine wohlvergonnete Lust grosser Herren / sondern auch vor ein Stück des Amtes gehalten worden.“*⁵⁾ Dabei sollten freilich überflüssige Pracht und damit Geldverschwendung vermieden werden, doch sei hierbei einem Fürsten kein Maß oder Ziel vorzuschreiben *„...wohlwissend / daß die Erhaltung dessen Autorität und Ansehens / sowohl bey Frembden / als seinen Unterthanen / unter anderm auch in der ersprießlichen Splendeur seiner Hoffhaltung bestehe.“*⁶⁾

Was mag zu diesem Meinungswandel geführt haben? Zwischen diesen beiden Extremen, der Ablehnung von überflüssiger Pracht an Herrschaftssitzen und deren Goutierung

am höfischen Repräsentationsbau, lag der Bau des Schlosses von Versailles.

Jean-Baptiste Colbert, Staatsminister Ludwigs XIV. hatte bereits 1664 in einer Denkschrift seinen König auf die Möglichkeit hingewiesen, durch große Bauprojekte zu wahrer Größe zu gelangen: „*Euere Majestät wissen, daß nichts die Größe und den Geist eines Fürsten in höherem Maße beweist, als die Errichtung von Bauwerken; die ganze Nachwelt mißt die Fürsten am Maßstab herrlicher Gebäude.*“⁷⁾

Auch einer der Bauherren der Würzburger Residenz, Fürstbischof Friedrich Carl von Schönborn, richtete hinsichtlich der großen Bauaufgabe seinen Blick in die Zukunft. In einem Brief an seinen Hofmaler Johann Rudolf Byß aus dem Jahre 1737 schrieb er zu den bevorstehenden Ausstattungsarbeiten: „...und mir darüber täglich neue gedanken auffgehen, die sich ... als dan mündlich wohl werden underreden und ausklügeln lassen umb etwas recht schönes und gustoses der nachwelth zu hinderlassen.“⁸⁾ Jahre später äußerte er gegenüber dem Domkapitel in einem Rechenschaftsbericht über die unter seiner Regierung erfolgten Maßnahmen, die Residenz sei „...zum mehrern ansehen dieses in teütsch land so groß geachteten fürst- und herzogthumbs, wie auch zur zierde der statt ...von grund auf neu erbauet, und respect mässig meubliret...“⁹⁾ worden.

Der Architekt und Kunsttheoretiker André Félibien, leitete im Vorwort zu seinem Werk „*Principes de l'Architecture, de la Sculpture & de la Peinture*“ (1676–1690) die Legitimation des Fürsten zum Bauen gar von Gott selbst ab: „*Dieu qui est la sagesse même prend la qualité de souverain Architecte de l'Univers*“¹⁰⁾ (Gott, der die Weisheit selbst ist, nahm sich das Vorrecht des Fürsten als Architekt des Universums). Viel profaner beurteilte der Staatsökonom Johann Friedrich Penther die Bedeutung des Bauens, in dem er postulierte: „*Die Aufbauung eines so ansehnlichen Werckes dienet der peuplierung des Landes,*“¹¹⁾ denn herbeigeholte Künstler und Handwerker ließen sich nicht selten an den Arbeitsstätten nieder. Ja, sogar Voltaire schrieb 1770 in einem Brief an Friedrich II.

von Preußen, der Palastbau sei ein positives Mittel, das Geld im Lande zu lassen und der Bevölkerung durch Arbeit Brot zu geben.¹²⁾

Rang und Ruhm des Herrschaftsbereiches sowie Macht, Würde und Ehre des Potentaten wurden im Zeitalter des Absolutismus durch die Hofhaltung repräsentiert, wobei Glanz und Prachtentfaltung gleichgesetzt wurden mit politischem Ansehen. Darüber hinaus mußte der Schloßbau aber auch vorkommenden zeremoniellen Aufgaben genügen, wie sie im Jahre 1700 anlässlich einer Sitzung der Reichsfürsten in Nürnberg im sog. „*Protocollum Particulare das Ceremoniell betreffend*“ niedergelegt wurden.¹³⁾

Samuel John Klingensmith bezeichnete diese Aufgabe des Schloßbaues für das Staatszeremoniell sehr treffend als „*Utility of splendor*“,¹⁴⁾ als den Nutzen der Pracht. Das Zeremoniell umfaßte je nach dem Rang des jeweiligen Fürstenhauses feierliche Wahl- und Krönungsfestivitäten, Huldigungen, Landesfeiern, das Gesandtschaftszeremoniell, Landtagsfeiern, Fragen der Präzedenz auf Reichs- und Kreistagsversammlungen sowie Distinktionsfragen innerhalb der Familien und ihrer Linien.

Der Zeremonialwissenschaftler Johann Christian Lünig (1662–1740) gab hierzu folgende erhellende Definition: „*Ceremonien sind Gebräuche, wodurch diejenigen, welche von der göttlichen Vorsehung über das gemeine Glück anderer Menschen sind erhoben worden, Ihre Hoheit und Vorzug wollen verehret wissen.*“¹⁵⁾ Vor allem das Empfangszeremoniell galt es einzuhalten, bei dem es um die entscheidende Frage der Präzedenz – des Vorrang-Rechtes – ging. Ohne Ehrenhof, Haupttreppe und eine vorbestimmte Raumfolge konnten hochgestellte Gäste oder Gesandte nicht offiziell, d.h., mit dem ihnen gebührenden Zeremoniell, empfangen werden.

Schriftlich ausführlich niedergelegt wurde das „*Protocollum Particulare*“ erst 1754 durch Friedrich Carl von Moser, in seinem Werk „*Teutsches Hofrecht*“. ¹⁶⁾ Dort schrieb er über das Zeremoniell die Einfahrtshöfe eines Schlosses betreffend: „*Gemeiniglich hat man*

zwey, deren der vorderste der äußere und der in dem Bezirck der Schloß-Gebäude selbst befindliche der innere Schloß-Hof heißt. Bey weitläuffig gebauten Schlössern, seynd deren auch mehrere, welche zum Unterschied ihre eigenen Benennungen haben.“¹⁷⁾ Diese Aufteilung in mindestens zwei Höfe hatte zereemoniellrechtliche Gründe. Nur ranghöchste Gäste durften in den innersten Hof vorfahren. Alle anderen mußten im ersten Hof aussteigen.

Bezüglich der Treppen schrieb Friedrich Carl von Moser: „Die Treppen dienen, seit dem veränderten Geschmack in der Baukunst und nach Abschaffung der beschwerlichen Wendel- wie auch anderer unbequemer Treppen nicht nur der Vergrößerung der Pracht eines Schloß-Gebäudes, dessen große Zierde sie ausmachen, sondern sie haben auch nicht geringen Einfluß in das Ceremoniel bey Hof überhaupt und gegen Fremde insbesondere.“¹⁸⁾ Nach der Treppe mußten dem „*Protocollo Particolare*“ zufolge ein Gardesaal, zwei Vorzimmer und das Audienzzimmer selbst vorhanden sein.¹⁹⁾ Ein repräsentativer Festsaal war gleichfalls vonnöten.

Die Aufgabe eines Schlosses und seiner prunkvollen Ausstattung war es demzufolge, den Standesgenossen wie der Öffentlichkeit sowohl die tatsächliche als auch die in Anspruch genommene Position von Fürst und Herrschaft vor Augen zu führen. Bemühungen in dieser Richtung sind selbst dann noch spürbar, wenn die Reichsstandschaft nur auf die Person bezogen, das Territorium klein und die finanziellen Mittel beschränkt waren.²⁰⁾

Die territoriale Größe der zu regierenden Herrschaft spielte nämlich keine entscheidende Rolle beim Zeremoniell. Entscheidend war deren reichsrechtliche Qualität als reichsständische Herrschaft.²¹⁾

Schon um 1700 heißt es in dem Vorbericht zu dem anonymen Traktat „*Der geöffnete Ritterplatz*“: „so werden denn auch prächtige Gebäuden nothwenig erfordert / alß vortreffliche Zeugen der Fürsten und Regenten Macht/ Hoheit und magnificence.“²²⁾ Friedrich Carl von Moser formulierte den Zusammenhang zwischen Potentatentum und Resi-

denz – hier dem Fürstensitz – folgendermaßen: „In der Residenz erscheint der Fürst als das Haupt seines Volcks und in dem Glanz der angebohrnen oder erlangten Würde.“²³⁾

So sollte die Residenz Johann Friedrich Penther zufolge „nicht nur aller Unterthanen, sondern auch aller Fremden Augen auf sich ziehen,“²⁴⁾ und der Zeremoniellwissenschaftler Julius Bernhard von Rohr rechtfertigte den Repräsentationsbau mit den Worten: „Der gemeine Mann, welcher bloß an den äusserlichen Sinnen hanget, und die Vernunft wenig gebrauchet, kann sich nicht allezeit recht vorstellen, was die Majestät des Königs ist, aber durch die Dinge, so in die Augen fallen, und seine übrigen Sinne rühren, bekommt er einen klaren Begriff von seiner Majestät, Macht und Gewalt.“²⁵⁾

Die fürstlichen und herrschaftlichen Schloßbauten dürfen also durchaus als „*Gradmesser der Macht*“ betrachtet werden, wie dies Hubert Ehalt für die höfische Kunst postulierte²⁶⁾. „**Gestalter der Macht**“ waren folglich die fürstlichen und herrschaftlichen Baumeister, denen sich das diesjährige Fränkische Seminar widmete.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. hierzu die im folgenden mehrfach zitierte Dissertation von Frank Wolf Eiermann: *Requisita Dignitatis. Die deutsche Residenz als Bauaufgabe im 17./18. Jahrhundert an Beispielen im fränkischen Reichskreis*. Erlangen 1995.
- 2) Georg Engelhard von Löhneysen: *Hof- Staats- und Regier-Kunst*. Frankfurt/Main 1676, 57. Kapitel, S. 164.
- 3) Wolf Helmhard von Hohberg: *Georgica Curiosa*. Das ist: Umständlicher Bericht und klarer Unterricht Von dem Adelichen Land- und Feld-Leben. I. Buch, Cap. LXXXII, S. 78f.
- 4) Ebd.
- 5) Franciscus Philippus Florinus: *Oeconomus Prudens et Legalis Continuatus* oder *Grosser Herren Stands und adelicher Haus-Vatter*. Nürnberg 1719, S. 852, § 1.
- 6) Florinus: *Oeconomus* (wie Anm. 5): Von der fürstlichen Hoffhaltung insgemein, S. 60, § 3.

- 7) Zitiert ohne Quellenangabe bei Eiermann: Requisita (wie Anm. 1), S. 31.
- 8) Staatsarchiv Würzburg (künftig StAWü), Bausachen 355, III, 308. Prod. fol. 126 r, v.
- 9) StAWü, Domkapitelprotokolle 1746, Eintrag am 1. Februar 1746.
- 10) André Félibien: Des Principes de l'Architecture, de la Sculpture & de la Peinture. Paris 1699, Nachdruck Farnborough 1966.
- 11) Johann Friedrich Penther: Vierter Theil der ausführlichen Anleitung zur Bürgerlichen Bau-Kunst. Augsburg 1748, Kap. Residenzbau, S. 9.
- 12) Zitiert ohne Quellenangabe bei Eiermann: Requisita (wie Anm. 1), S. 31.
- 13) Vgl. hierzu ausführlich: Ebd., S. 14f.
- 14) Samuel John Klingensmith: The Utility of Splendor. Program and Plan in the Palaces of the Court of Bavaria 1600-1800. 1987, S. 5.
- 15) Johann Christian Lünig: Theatrum ceremoniale historico-politicum. Leipzig 1719/20, Teil I, S. 2.
- 16) Friedrich Carl von Moser: Teutsches Hofrecht. Frankfurt/Main 1754 (Bd. I), 1755 (Bd. II).
- 17) Ebd., Bd. I, S. 295, § 38.
- 18) Ebd., Bd. II, S. 286, § 6.
- 19) Eiermann: Requisita (wie Anm. 1), S. 17.
- 20) Der Reichsritter blieb mit seinen Territorien Mitglied im Ritterkanton, konnte aber für seine Person in die Reichskollegien aufgenommen werden, wenn diese zustimmten.
- 21) Eiermann: Requisita (wie Anm. 1), S. 19.
- 22) Der geöffnete Ritterplatz, darinnen die vornehmste Ritterliche Wissenschaft und Übungen, Hauptsächliches und Merckwürdiges zu beobachten ... zur Außführung der Durchläuchtigen Welt. Hamburg 1700.
- 23) Moser: Hofrecht (wie Anm. 16), Bd. I, 1754, S. 274.
- 24) Penther: Anleitung (wie Anm. 11), S. 9.
- 25) Julius Bernhard von Rohr: Einleitung zur Ceremonial-Wissenschaft der Großen Herren. Berlin 1729, S. 2.
- 26) Hubert Ehalt: Ausdrucksformen absolutistischer Herrschaft. Der Wiener Hof im 17. und 18. Jahrhundert. München 1980, S. 81.

Balthasar Neumann als Fürstlicher Baumeister

von

Stefan Kummer

Als Architekt in hochfürstlich-würzburgischen Diensten hatte Balthasar Neumann ein großes, viele Bereiche des Bauens umschließendes Aufgabengebiet zu überblicken und im wahrsten Sinne des Wortes zu „beherrschen“. Dem „*Belvedere*“, das sich der vielgesuchte und vielerfahrene Baumeister auf seinem Wohnhaus, dem Hof Oberfrankfurt in der Franziskanergasse zu Würzburg, errichten ließ, dichtete der Volksmund vielleicht deshalb die Aufgabe an, es habe Neumann als Ausguck gedient, um von hier aus all seine Baustellen in Würzburg im Auge zu behalten.¹⁾ Denn dem hochfürstlichen Ingenieurhauptmann war *de facto* seit 1720 und *de iure* seit 1721/22 die Aufgabe zugefallen, das ge-

samte Bauwesen in Würzburg planerisch zu lenken und das Baugeschehen zu leiten, nachdem Fürstbischof Johann Philipp Franz von Schönborn eine Bauverordnung und schließlich ein „*Baumandat*“ erlassen hatte, um der baulichen Weiterentwicklung seiner „*Haupt- und Residenzstadt*“ im Sinne der barocken Stadtbaukunst den Weg zu weisen.²⁾ Aufgaben wie diese waren allerdings, obwohl sie vom Landesherrn, dem Fürstbischof, veranlaßt wurden, nur zum kleineren Teil Aufgaben eines Fürstlichen Baumeisters.

Die Würzburger Bautätigkeit lenkte Neumann eher in der Funktion eines „*Stadtbau-meisters*“, um eine Formulierung Max Her-

mann von Freedens aufzugreifen und zugleich an dessen bahnbrechende Arbeit über Neumanns städtebauliches Wirken zu erinnern. In der Bezeichnung „Stadtbaumeister“ kommt zum Ausdruck, daß Neumanns städtebauliches Wirken in Würzburg großteils eine kommunale Angelegenheit war. Hierunter fallen zum Beispiel der Bau eines Wasserleitungssystems und von Brunnenanlagen zur innerstädtischen Wasserversorgung, eines Kanalsystems zur Entwässerung, die Arbeiten zur baulichen Regulierung und Verbesserung des Oberen und Unteren Marktplatzes sowie Neumanns vielfältige stadtbaukünstlerische Eingriffe zur Gestaltung des Straßenbildes. Freilich gab es durchaus Überschneidungen der stadtbaumeisterlichen Aufgaben mit denen des Fürstlichen Baumeisters, wie noch zu demonstrieren ist. Zu betonen ist jedoch, daß Neumann nur die Funktionen eines Stadtbaumeisters ausübte, aber nicht ein solches Amt bekleidete. Dasselbe gilt für seine Tätigkeit als „Landbaumeister“: Wiederum ohne ein solches Amt innezuhaben, entfaltete Neumann auch auf dem Lande eine umfassende architektonische Tätigkeit, da er als verantwortlicher Leiter für die Errichtung der „herrschaftlichen“, d.h. der staatlichen, Bauten sowie als „Inspector“ für das kirchliche Bauwesen im gesamten Hochstift Würzburg zuständig war,³⁾ worauf hier nicht näher eingegangen werden kann.

Vielmehr wird im folgenden der speziellen Frage nachgegangen, inwiefern Balthasar Neumann ein genuin Fürstlicher Baumeister war und durch welche Eigenschaften und Tätigkeiten er sich in dieser Eigenschaft auszeichnete. Wieder ist zunächst dem möglichen Mißverständnis vorzubeugen, daß Neumann ein Amt bekleidet habe, das mit einer solchen oder einer ähnlichen Titulatur, wie Hofarchitekt, Hofbaudirektor usw., versehen wurde. Dem ist keineswegs so. Obwohl Neumann als Baumeister im Dienst des Fürstbischofs und des Hochstifts ein gewaltiges Arbeitsgebiet zu bewältigen hatte, nahm er all diese Aufgaben nicht eigentlich *ex officio* wahr. Die Position eines Stiftsbaumeisters oder eines Fürstlichen Baumeisters, geschweige denn eines Hofarchitekten, war im Hochstift Würzburg überhaupt nicht zu vergeben. Neu-

manns dienstliche Stellung war keineswegs vergleichbar mit dem Amt eines Kurfürstlichen bzw. Königlichen Schloßbaudirektors, wie es der Erbauer des Berliner Schlosses, Andreas Schlüter, bekleidete, oder gar mit der Position eines *premier architecte du roi*, wie sie Robert de Cotte am französischen Hof einnahm.⁴⁾

Der Würzburger Baumeister war vielmehr von Beginn seiner architektonischen Laufbahn an bis zu seinem Lebensende in dienstlicher Hinsicht stets ein Ingenieuroffizier, d.h. ein Militärarchitekt, geblieben. Als solcher wurde er, sozusagen im Nebenamt, auch für das gesamte zivile hochfürstlich-würzburgische Bauwesen einschließlich des Residenzbaus herangezogen.⁵⁾ Es leuchtet ein, daß Neumann wegen seiner militärischen Position in besonderer Weise zum Gehorsam verpflichtet war. In den ersten Jahren seines architektonischen Schaffens, als er noch nicht, wie später, mit privaten Aufträgen überhäuft war, hat ihn seine dienstliche Stellung weder in beruflicher und finanzieller noch in gesellschaftlicher Hinsicht zufriedengestellt. Dies geht aus einem Bittschreiben Neumanns an den Würzburger Fürstbischof hervor, das er im Zeitraum um 1722/24 verfaßte. In seinem Gesuch umreißt der Baumeister sein vielfältiges, auf umfassenden architektonischen und mathematischen Kenntnissen beruhendes Aufgabengebiet. Er schildert, daß die Einhaltung teilweise umständlicher bürokratischer Prozeduren, wie sie die Hofkammer (d.h., die für die Staatsfinanzen und das Bauwesen des Hochstifts entscheidende Regierungsinstanz) von ihm erwarte, und die erforderliche schnelle Erledigung der an ihn ergangenen Befehle des Fürstbischofs oft nicht unter einen Hut zu bringen seien. Für seine Zivilbautätigkeit im Dienste des Fürsten, insbesondere für seine Arbeiten an der Residenz erhalte er „keinen *kreitzer extra*“ mehr an Gehalt. Im Hinblick auf die von ihm angestrebte Verehelichung, die ihm seine Stellung als Ingenieuroffizier nicht erlaube, und auf den Rat guter Freunde hin wende er sich an Seine Hochfürstlichen Gnaden mit der Bitte, ihn zum Kammerrat zu ernennen. Als Mitglied der Hofkammer könne er nicht nur seine dienstlichen Aufgaben effi-

zienter erfüllen, sondern es würden sich auch allgemein seine Lebensumstände verbessern.⁶⁾

Obwohl diesem Gesuch nicht entsprochen wurde, fand sich Neumann im Laufe seines Schaffens mit seiner Stellung als Ingenieur- bzw. Militärarchitekt ab, zumal er für seine Tätigkeit als inoffizieller Zivilbaumeister des Hochstifts zwar keine Gehaltserhöhung, aber teilweise reichliche Gehaltszulagen erhielt und sich schließlich auch seine Besoldung deutlich verbesserte, nachdem er 1729 Obristleutnant und 1741 Obrist des Fränkischen Kreises geworden war. Als solcher nahm er selbstverständlich bei Hofe eine angesehene Stellung ein.⁷⁾ Zudem wurde ihm auf Veranlassung Friedrich Karls von Schönborn im Jahre 1729 zusätzlich zu seinen identischen Aufgaben im Hochstift Würzburg die Aufsicht über das Militär- und vielleicht auch über das Zivilbauwesen im Hochstift Bamberg übertragen.⁸⁾ Zum Wohlstand Neumanns trugen mit Sicherheit auch die erwähnten zahlreichen Privataufträge bei, die er seit der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre erhielt. Seit dieser Zeit bezeichnete sich Neumann ungeachtet fehlenden offiziellen Titels und offensichtlich mit Duldung des Landesherrn als „Seiner Hochfürstlichen Gnaden Obristwachtmeister bzw. Artillerie-Obrist, Ingenieur bzw. Ersterem Ingenieur, und Architect“. Zu dieser Selbsttitulatur durfte er sich auch deswegen als berechtigt ansehen, da er seit 1718 ein sogenannter „gebrödeter“, d.h. zum Hofstaat gehörender, Bediensteter war.⁹⁾ Seine Dienstherrn betrachteten indessen den Architekten Neumann wegen seiner militärischen Position nicht als autonome Künstlerpersönlichkeit, sondern als Untergebenen und somit als Vollzugsorgan des fürstlichen Bauherrn. In überaus drastischer Art und Weise bringt dies die folgende Episode zum Ausdruck:

Anlässlich des Richtfestes der Würzburger Residenz am 30. Dezember 1744 wurde vom Zimmermann ein Denkspruch aufgesagt, der auf einem Flugblatt gedruckt worden war und den Neumann am selben Tage dem in Würzburg nicht anwesenden Bauherrn, Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn, zusandte.¹⁰⁾ Nach dem Empfang des Blattes und

sicherlich zum Zwecke späterer Publikation unterzog der Fürst den Richtspruch einer durchgreifenden Überarbeitung. In unserem Zusammenhang ist vor allem die Redaktion jener Passage von großem Interesse, die sich auf Balthasar Neumanns Rolle als verantwortlicher Architekt des Residenzbaus bezieht. In der am 30. Dezember aufgesagten Fassung hatte es noch folgendermaßen geheißen:

„O Welt=erschollnes Werck! Ein Wunder unsrer Zeiten,
An dem Kunst und Natur sich um den Vorzug neyden,
Thürn, Kuppel, Babionen [Pavillons] hier zeigen ihren Stoltz,
Mit vieler Müh aufgeführt aus Rauh=gehau'nem Holtz,
Dort Kunst=verdruckte G'wölber, so ausser Zirckel gehen,
Bald flach, bald hoch gesprengt, wohl aufeinander stehn,
Hier steht aus rauhen Stein von Göttern ein Figur,
Dort schwebt ein Anmuths=Engel aus g'schließener Stucatur,
Hier von des Würcers Händ man Wunder=Stuck erblickt,
Dort ein geschickter Pensel das Aug mit Farb erquickt,
So gar das harte Eisen muß unterm Hammer liegen,
Und sich nur nach Gefallen des Künstlers lassen biegen,
Es braucht darzu kein Zeugnuß, wir hab'n sichtbare Proben,
Das gantze Werck an sich thut seinen Meister loben,
Und wer mag dieser seyn? ein Neu=berühmter Mann,
Der Künstler und Werck=Leuth sorgfältigst gewiesen an,
Nach grosser Fürsten=Sinn, die Selbst mit eingesehen,
Wie diese Residentz in allem mögt bestehen,
Nach ihrem Grund und Riß, nach Theilung Maaß und Zoll,
Wie es die Bau=Kunst lehrt, das Ordnung stehen soll.“¹¹⁾

Nach der handschriftlichen Umarbeitung durch den Fürstbischof lautete der auf Neumann bezügliche Passus indessen folgendermaßen:

„Doch braucht all dieses nicht von mehrer Zeugnuß proben,
dann That und ganze Werck thun ihren Meister loben,
doch wunder nicht zu viel mein wehrter wanders-Mann,
dann Künstler und werckleuth hat hier gewiesen an
Ein grosser Fürsten-Sinn, der selbst mit eingesehen,
Wie all gemachlichkeit, nebst zierd und kunst bestehen,
Nach ihrem grund und riss, nach Theilung Maas und zoll,
Wie die erfarnus lehrt, das ordnung stehen soll,
dem kame ferner zu, ein Obrist, haischt Neumann,
der jedermann belehret, was jeder wer recht will,
auch solches thuen kann.“¹²⁾

Das war eine harsche Korrektur, die der Fürstbischof sicherlich *cum ira et studio* hingeworfen hat. Der Zimmermannspruch dürfte ihn ziemlich verstimmt haben, weil darin die

Rolle des Bauherrn im Vergleich zu der des Architekten marginalisiert worden war. Sicherlich – und vermutlich zu recht – hat Friedrich Karl in Neumann den *spiritus rector* des Textes¹³⁾ zu erkennen geglaubt, woraus erklärlich würde, daß er die außerordentlichen Verdienste seines Baumeisters um die Residenz in verletzender Weise herabsetzte. Nachdem sein erster Zorn verraucht war, unterzog Fürstbischof Friedrich Karl selbst oder ein von ihm beauftragter Literat den Richtspruch einer erneuten Überarbeitung, bevor er 1745 in der anlässlich der Einweihung der Würzburger Hofkirche erschienenen Festschrift publiziert wurde.¹⁴⁾ In dieser letztgültigen Fassung, in welcher Neumanns Leistung wenigstens partiell gewürdigt wird, gelangte der Zimmermannspruch schließlich in Ignaz Gropps „Wirtzburger Chronick deren letzten Zeiten“ von 1748. 50.¹⁵⁾

*„Es braucht darzu kein Zeugnis, wir hab'n sichtbare Proben,
das gantze Werk an sich thut seinen Meister loben.
Doch wund're nicht zu viel, mein werther Wanders Mann!
Dann Künstler und Werck=Leuth hat hier gewiesen an
Ein grosser Fürsten=Sinn, der selbst mit eingesehen,
Wie all Gemächlichkeit, nebst Zierd und Kunst bestehen,
Nach ihrem Grund und Riß, nach Theilung, Maas und Zoll,
wie es die Bau=Kunst lehrt, das Ordnung stehen soll.
Dem kame ferner zu ein Obrist, heist Neumann,
Der kunstreich hat vollstreckt, was war gewiesen an.“¹⁶⁾*

In den unterschiedlichen Fassungen des Denkspruches begegnen dem Historiker zwei nahezu diametral einander gegenüber stehende Auffassungen von dem Verhältnis zwischen Auftraggeber und Auftragnehmer und damit von der Urheberschaft an den Kunstwerken allgemein. Der ursprüngliche, am 30. Dezember 1744 vom Zimmermann deklamierte Richtspruch, an dessen Abfassung Neumann, wie dargelegt, sicherlich nicht ganz unbeteiligt war, bringt wohl nicht nur dessen eigene Meinung über die Autorschaft am Residenzbau, sondern auch die aller, an dem großen Werk beteiligten Künstler zum Ausdruck: Denn hier erscheint die Künstlerschaft allgemein als Schöpfer des Bauwerks und der Architekt insbesondere als der Mann, welcher die Arbeit aller an der Entstehung des Bauwerks beteiligten Künstler lenkte und koordinierte. Die Mitwirkung der Bauherrschaft

indessen, die selbstverständlich nicht unerwähnt blieb, wird auf die Unterstützung des Architekten durch fürstliche Baugesinnung und Einsichtnahme in die Planungen beschränkt.

In geradezu schroffem Gegensatz dazu stand Friedrich Karls von Schönborn Auffassung vom fürstlichen Auftraggeber und seinem Architekten. Er vertrat eine Position, die nicht nur als standestypisch erscheint, sondern für ein Mitglied des vom „*bauwurmb*“ heimgesuchten Hauses Schönborn geradezu selbstverständlich gewesen sein dürfte. Nahezu in Bausch und Bogen weist Friedrich Karl den Anspruch des Architekten auf eine Führungsrolle beim Residenzbau und damit auf dessen Urheberschaft zurück. Diesem wird lediglich bescheinigt, ein lebendes Exempel der alten Volksweisheit zu sein: daß nämlich ein jeder das kann, was er auch wirklich will. Um seinen Baumeister in die Schranken zu weisen, läßt Friedrich Karl in der ersten Korrekturfassung des Zimmermannspruches selbst die Baukunst und ihre Prinzipien nicht als Richtschnur für die Erbauung der Residenz gelten, sondern allein die „*Erfahrung*“ in der Baupraxis, die der Bauherr zweifellos in besonderem Maße besaß. Künstler und Werkleute hat nach Meinung Fürstbischof Friedrich Karls nicht der Baumeister, sondern „*ein grosser Fürsten-Sinn*“ angewiesen, womit sich der Bauherr zum Schöpfer der Residenz erklärte. Dieser bezeichnet Balthasar Neumann bewußt nicht als Architekten oder Baumeister, sondern titulierte ihn als „*Obristen*“, der lediglich „*dazu kam*“ und entweder, wie noch in der ersten Korrekturfassung des Spruches, als Exempel für Willenstärke, oder, wie dann schließlich in der publizierten Endfassung des Textes konzediert wird, als immerhin „*kunstreicher*“ Vollstrecker des fürstlichen Willens apostrophiert wird.

Es ist hier nicht der Ort, die weit auseinanderklaffenden Auffassungen des Bauherrn und des Architekten über die Verdienste eines jeden von beiden bei der Entstehung der Residenz ausführlich zu diskutieren. Nicht zu bestreiten ist freilich, daß auch der beste und einsichtigste Bauherr nichts ohne seinen Ar-



Abb. 2: Das Frontispiz von Paul Deckers „Fürstlichem Baumeister“.

Baulösungen zur Folge hatte. Dies war den Zeitgenossen sehr wohl bewußt. So heißt es z.B. in der 1733 erschienenen Ausgabe der von Julius von Rohr verfaßten „Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der grossen Herren“: „Wie der Staat [hier i. S. von „Aufwand“, „Pracht“ gemeint] allenthalben in gantz Teutschland von ein 50. biß 60. Jahren her [d.h.: seit 50/60 Jahren] gewaltig zugenommen; also haben sich von dieser Zeit an auf den Fürstlichen Schlössern, so wohl in Ansehung des Bauens als des Ausmeublirens, gewaltige Veränderungen ereignet.“²¹⁾

Nahezu am Ende dieser Periode der Umwälzungen im Schloßbau entstand die Würzburger Residenz, zu deren Errichtung deshalb von einem Architekten umfassende Kenntnisse auf dem Gebiet der neuesten Schloß- bzw. Residenzbaukunst erwartet werden durften. Kein anderer Baumeister im Hochstift Würzburg war für diese schwierige Aufgabe so gut gerüstet, wie der gelernte Geschütz-

gießer Balthasar Neumann, der im Alter von 25/26 Jahren, 1712/13, dank mehrerer, von seiner Vaterstadt Eger gewährter Darlehen die Gelegenheit zu einem weitgehend autodidaktischen Architekturstudium unter der Anleitung des Ingenieurhauptmannes Andreas Müller erhalten hatte; hinzu kam der Besuch der Artillerieschule, nachdem er als Fähnrich in das Würzburger Militär eingetreten war.²²⁾ Von Neumanns Wissensdurst zeugt auch seine architektonische Fachbibliothek, die damals kaum ihresgleichen in Würzburg besessen haben dürfte.²³⁾ Schon als Student begann er sich Architekturlehrbücher anzuschaffen.²⁴⁾ Hinzu kamen die damals gängigen Kupferstichpublikationen, in denen die wichtigsten Gebäude Italiens und anderer Länder Europas abgebildet waren.²⁵⁾

Dieses Rüstzeug war notwendig, um den hohen architektonischen Ansprüchen eines fürstlichen Bauherrn zu genügen. Meist waren diese in ihrer Jugendzeit auf sogenannten Ka-

valierstouren weit in der Welt herumgekommen; man denke nur an die Bauherren der Würzburger Residenz, Johann Philipp Franz und Friedrich Karl von Schönborn, die in jungen Jahren in Rom gelebt hatten und die wichtigsten Länder und Städte Europas aus eigener Anschauung kannten.²⁶⁾ Dementsprechend fein entwickelt und anspruchsvoll war ihr architektonischer Geschmack. Für einen Ingenieurarchitekten, wie Neumann, der bisher nur Teile von Böhmen sowie von Franken und von der großen Welt nur Wien und Mailand gesehen hatte,²⁷⁾ war es zunächst sicherlich nicht leicht, solchen Ansprüchen zu genügen, als er 1719, bald nach der Wahl Johann Philipp Franz' von Schönborn zum Fürstbischof, zur Planung und Errichtung einer neuen Residenz in Würzburg herangezogen wurde.²⁸⁾ Seine fehlende Weltläufigkeit und seine noch mangelnde praktische Erfahrung als Architekt hatte Neumann indessen mit Hilfe fleißigen Studiums, vor allem so wichtiger Literatur, wie des genannten Werkes von Decker und anderer Architekturtheoretiker, erfolgreich auszugleichen verstanden. Ungeachtet beträchtlicher Konkurrenz durch andere Architekten der Schönborn-Familie, die in die Planungen einbezogen wurden, behauptete sich der Würzburger Ingenieur mit seinen für das Bauprojekt grundlegenden Ideen und stieg schließlich zum entscheidenden Baumeister des neuen, aufsehenerregenden Schlosses auf.²⁹⁾ Dies spricht für eine eminente, wenn nicht gar geniale Begabung Neumanns.

Was wurde konkret von einem fürstlichen Baumeister, mithin von Balthasar Neumann als dem Architekten der Residenz erwartet? Zunächst einmal mußte er eine genaue Kenntnis von den Funktionen und Aufgaben eines fürstlichen Schlosses³⁰⁾ haben. Ein Residenzschloß nahm meist nicht nur den Fürsten selbst, sondern in der Regel einen ansehnlichen Hofstaat auf, der aus einer Vielzahl von Personen zum Teil sehr unterschiedlichen Ranges bestand. Für die Bedürfnisse des am Hofe verkehrenden Adels sowie der Inhaber hoher und höchster Hofämter war, was Kost und Logis anbelangt, ebenso zufriedenstellend zu sorgen, wie für die Versorgung und Unterbringung eines Heeres subalternen Be-

diensteter. Ferner waren häufig Dienststellen des Staates im Schlosse unterzubringen: in der Würzburg Residenz beispielsweise die Hofkammer, der Kriegsrat und der Geistliche Rat. Nicht zuletzt mußte reichlich Raum geschaffen werden für die standesgemäße Unterbringung hoher und gelegentlich höchster Gäste. Alle diese Menschen waren täglich zu versorgen, wofür dementsprechende Einrichtungen, wie ausgedehnte Vorratsräume und eine Vielzahl von Küchen samt Speisesälen, benötigt wurden. Für die vielen, teils sehr heterogenen Funktionsabläufe in einer fürstlichen Residenz hatte der Architekt ein Raumprogramm aufzustellen, das nicht nur all diesen Bedürfnissen Rechnung trug, sondern vor allem ein würdiges Hofleben sowie einen reibungslosen, möglichst geräuscharmen Betrieb der Staatsgeschäfte gewährleistete.

Selbstverständlich war an einem barocken Fürstenhof das allgegenwärtige und das gesamte Hofleben streng regulierende Zeremoniell zu berücksichtigen und zu wahren, woraus sich eine Fülle baulicher Probleme ergab: Je nach Stand einer Person war das Logis im Gebäude zu lokalisieren, zu bemessen und einzurichten. Außerdem gab es zwingende Abläufe im Zeremoniell, die auf die Raumeinteilung Auswirkungen hatten. Ein Architekt mußte sehr genaue Kenntnis von den zahllosen und noch dazu je nach Hof auch unterschiedlich gehandhabten Regeln des fürstlichen Zeremoniells besitzen, um eine funktionsgerechte Residenz planen und errichten zu können. Aber auch für *commodité*, für den Komfort des Wohnens, war zu sorgen: Das begann mit der frühzeitigen, genauen Planung der Wasserzufuhr und der Abwasserableitung. Eng verbunden war damit die Anlage der zahlreichen Sanitäreanlagen, der sog. *Priveter*, die den Bedürfnissen von Hunderten von Menschen zu entsprechen hatten. Der Residenzbau in Würzburg beispielsweise begann, wie aus den Baurechnungen hervorgeht,³¹⁾ mit Wasserbau und Priveterkästen in den Kellern; erst dann wuchsen die schönen Fassaden aus dem Boden. Im Zusammenhang damit und auch mit den Kelteranlagen im Keller war für Belüftungsschächte zu sorgen sowie für unzählige Heizanlagen und eine Fülle von Kaminen (die an der

Würzburger Residenz heute fast alle verschwunden sind). Für den ungestörten Verkehr mußten viele Treppenanlagen unterschiedlicher Form und Größe sorgen.

Alle bisher genannten Aufgaben, denen ein Fürstlicher Baumeister zu genügen hatte, setzten vor allem umfassenden Verstand, großes technisches Verständnis und überragende Organisationsfähigkeiten voraus. Aber damit war es noch lange nicht genug. Paul Decker hatte in den schönen Kupferstichen seines *Fürstlichen Baumeisters* veranschaulicht, daß von einem solchen Architekten darüber hinaus – und zwar in besonderem Maße – die Beherrschung der hohen ästhetischen Standards der Baukunst gefordert wurde, wobei deren Spektrum groß war. Die ‚richtige‘ Proportionierung und die angemessene Gliederung der Schloßfassaden gemäß den in der Architekturtheorie aufgestellten Regeln der Säulenordnungen sowie die dem jeweiligen Zweck des Schlosses als auch dem allgemeinen Schönheitssinn der Epoche entsprechende Wahl der Dekorationselemente wurde als selbstverständlich betrachtet.

Auch in ikonographischer Hinsicht³²⁾ wurde vom Baumeister Einiges erwartet: Er mußte sich beispielsweise ebenso darin auskennen, welcher plastisch-figürliche Schmuck für ein Stadtschloß und welcher sich für ein Sommer- oder ein Jagdschloß geziemte. Nicht zuletzt wurden vom Fürstlichen Baumeister auch Kenntnisse in der Kunst der ornamentalen Ausschmückung der Räume sowie ihrer Gestaltung mit Malerei und Bildwerken erwartet. Aus all dem resultiert, daß der Architekt eines Schlosses ein Heer von Bauleuten und Künstlern zu dirigieren verstehen mußte, und zwar gemäß einer durchgängigen Vorstellung von dem Erscheinungsbild des Äußeren wie des Inneren eines solchen Bauwerks.

Meines Erachtens liegt Neumanns größte Leistung in seiner überragenden Fähigkeit als Dirigent aller an dem Bau beteiligten Künste, wodurch die vielgerühmte, vollkommene Einheitlichkeit entstand, die Architektur und Dekor der Würzburger Residenz bilden: Wohin das Auge blickt, erkennt man dieselbe Handschrift, ungeachtet der Tatsache, daß Neumann keineswegs jedes Detail selbst er-

funden hat.³³⁾ Aber er hat sämtliche Gliederungen und Schmuckelemente der Residenz seinem Ordnungssinn unterworfen und damit erreicht, daß das Bauwerk samt seinem Dekor wie aus einem Gusse erscheint. Hierdurch übertrifft die Residenz alle Schlösser der Epoche und hierdurch verkörperte sich in Balthasar Neumann geradezu das Ideal des Fürstlichen Baumeisters.

Daß diesem die erreichte Einheitlichkeit gelang, setzte jenseits überragenden technischen und künstlerischen Könnens auch immensen Fleiß voraus. Es gab kein Detail an diesem Bau, das Neumann zu gering war, als daß er ihm nicht seine Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Dies geht in eindrucksvoller Weise aus den vielen Briefen des Architekten an Friedrich Karl von Schönborn hervor, in denen er dem häufig abwesenden Bauherrn vom Fortschritt der Arbeiten an der Residenz berichtete.³⁴⁾ Keiner der an der Ausschmückung des Bauwerks tätigen Künstler war sich selbst überlassen, sondern alle waren der Aufsicht des Architekten unterworfen. Hieraus resultiert nicht zuletzt auch der einheitliche Stil der Paradezimmer und der großen Säle, die in den Jahren zwischen 1738 und 1753 ausgestattet wurden.³⁵⁾

Auch die Umgebung des Schlosses hatte der Fürstliche Baumeister in seine planerischen Überlegungen einzubeziehen und mit zu gestalten. Auf Balthasar Neumann geht in den Grundgedanken die Anlage des Hofgartens der Würzburger Residenz zurück, wenn auch die gärtnerischen Anlagen in den Jahrzehnten und Jahrhunderten nach ihm immer wieder erneuert wurden.³⁶⁾ Die weitausgreifenden Pläne des Architekten, welche die vorgesehenen ausgedehnten Wirtschaftsbauten im Südwesten des Residenzgebäudes betrafen, wurden indessen wohl aus finanziellen Gründen nicht verwirklicht. Dafür gelang Neumann die Einbindung des Schlosses in das Straßennetz der Altstadt, teils durch Verbreiterung und Neugestaltung schon vorhandener Straßen, teils durch Neuanlage von Straßen.³⁷⁾ Hierdurch wurde die etwas exponierte Lage der Residenz abgemildert, zugleich aber das fürstliche Schloß als das neben dem Dom wichtigste Gebäude der

Stadt herausgehoben. Diese stadtplanerischen Maßnahmen überschneiden sich mit den eingangs erwähnten Aufgaben Neumanns als Würzburger „Stadtbaumeister“.

Zuletzt sei noch, ohne näher darauf eingehen zu können, Balthasar Neumanns Tätigkeit als Erbauer fürstlicher Gebäude außerhalb der Haupt- und Residenzstadt, auf dem Lande, erwähnt. Die in dieser Hinsicht bedeutendste Aufgabe, die er zu bewältigen hatte, waren die Errichtung des fürstbischöflichen Sommerschlusses zu Werneck in den Jahren 1732–1744³⁸⁾ und der Umbau des Sommerschlusses zu Veitshöchheim von 1749 bis 1753.³⁹⁾

Die erwähnten Briefe Balthasar Neumanns an Friedrich Karl von Schönborn,⁴⁰⁾ jenen Fürst, dem er die längste Zeit, nämlich 17 Jahre, diente, geben zu erkennen, daß „*Seiner Hochfürstlichen Gnaden Ingenieur und Architect*“ nicht nur in fachlicher, sondern auch in menschlicher Hinsicht ein idealer Fürstlicher Baumeister war: Geschmeidig in der Form, wie es für einen Untergebenen zu damaliger Zeit selbstverständlich bzw. höchst ratsam war, vertrat er doch mit dem ausgeprägten Selbstbewußtsein des bürgerlichen Fachmanns seinen jeweiligen Standpunkt, und dies meist so überzeugend, daß der Fürst seinen Baumeister gewähren ließ. Das überaus gedeihliche Zusammenwirken von Baumeister und Bauherrn ist letzten Endes der ausschlaggebende Grund dafür gewesen, daß Balthasar Neumann als Fürstlicher Baumeister so Außerordentliches leisten konnte.

Anmerkungen:

- 1) Zu dem „*Belvedere*“ s. Max H. von Freeden: Balthasar Neumann. Leben und Werk. 2. Aufl. (1. Aufl. 1953) München 1963, S. 26; Hans Reuther: Balthasar Neumann. Der mainfränkische Barockbaumeister. München 1983, S. 234.
- 2) Grundlegend hierfür und das Folgende nach wie vor: Max H. von Freeden: Balthasar Neumann als Stadtbaumeister. Berlin 1937 (Nachdruck Würzburg 1978), S. 11–20. Siehe ferner: Hans-Peter Trenchel: Würzburg. Denkschrift zur städtebaulichen Entwicklung, in: Aus Balthasar Neumanns Baubüro. Pläne der Sammlung Eckert. Zu Bauten des großen Barock-

architekten. Sonderausstellung aus Anlaß der 300. Wiederkehr des Geburtstages Balthasar Neumanns. Mainfränkisches Museum Würzburg, 16. Mai – 19. Juli 1987. Würzburg 1987, S. 114, Kat. Nr. 18; ders.: Würzburg. Mandat zur Gestaltung des bürgerlichen Bauwesens, in: ebd., S. 115, Kat. Nr. 19; Annegret v. Lüde: Studien zum Bauwesen in Würzburg 1720 bis 1750 (Mainfränkische Studien 40). Würzburg 1987, S. 43–51, 84–86, 94–145; Johannes Süßmann. Vergemeinschaftung durch Bauen. Würzburgs Aufbruch unter den Fürstbischöfen aus dem Hause Schönborn (Historische Forschungen 86). Berlin 2007, S. 268ff.; ders.: Balthasar Neumann als fürstbischöflicher Baukommissar, in: Die Kunst der Mächtigen und die Macht der Kunst. Untersuchungen zu Mäzenatentum und Kulturpatronage. Hg. v. Ulrich Oevermann, Johannes Süßmann u. Christine Tauber (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel, Bd. 20). Berlin 2007, S. 223–239.

- 3) Siehe hierzu insbesondere v. Lüde: Bauwesen (wie Anm. 2), S. 109–112, 122.
- 4) Guido Hinterkeuser: Das Berliner Schloss. Der Umbau durch Andreas Schlüter. Berlin 2003, S. 111; Robert Neuman: Robert de Cotte and the Perfection of Architecture in Eighteenth-Century France. Chicago (u. a.) 1994.
- 5) Vgl. v. Lüde: Bauwesen (wie Anm. 2), S. 46ff. Siehe hierzu auch: Wolfgang Bühling: Balthasar Neumann als Soldat, in: Frankenland 55 (2003), S. 255–285.
- 6) Staatsarchiv Würzburg (im folgenden abgekürzt: StAWü), Bausachen 355, Bd. I/1, f. 18–21; vgl. Quellen zur Geschichte des Barocks in Franken unter dem Einfluß des Hauses Schönborn. 1. Teil [1693–1729], 2. Halbband, unter Mitverwendung der Vorarbeiten v. P. Hugo Hantsch, Andreas Scherf † u. Anton Chroust † bearb. v. Max H. v. Freeden (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte VIII 1, 1, 2). Würzburg 1955, S. 973–976, Nr. 1266. Von Freeden hält es für möglich, daß die undatierte Bewerbung Neumanns sowohl noch zur Zeit Johann Philipp Franz' von Schönborn († 1724) als auch erst in der Amtszeit Fürstbischof Christoph Franz' von Hutten (seit 1724) abgefaßt worden sein könnte. – Die fehlende Besoldung für seine Zivilbautätigkeit erwähnt Neumann auch am 27. Dezember 1730 in einem Brief an Friedrich Karl von Schönborn (StAWü, Bausachen 355, Bd. I/2, 91. Prod., fol. 225r–228v; s. u. vgl. Karl Lohmeyer: Die Briefe Balthasar Neumanns an Friedrich Karl von Schönborn, Fürstbischof von Würzburg

- und Bamberg, und Dokumente aus den ersten Baujahren der Würzburger Residenz (Das rheinisch-fränkische Barock. Hg. v. Karl Koetschau u. Karl Lohmeyer 1). Saarbrücken–Berlin–Leipzig–Stuttgart 1921, S. 23; s. dazu v. Lüde: Bauwesen (wie Anm. 2), S. 46f., 136ff., 162, Anm. 163.
- 7) Zur Dienstlaufbahn Neumanns s. vor allem Bühling: Neumann (wie Anm. 5), passim. Zur Besoldung Neumanns und seiner Stellung bei Hofe s. v. Lüde: Bauwesen (wie Anm. 2), S. 46, 136–142, 142–145 und Bühling: Neumann (wie Anm. 5), S. 275.
- 8) Joseph Keller: Balthasar Neumann. Artillerie- und Ingenieur-Obrist, fürstlich bambergischer und Würzburger Oberarchitekt und Baudirektor. Eine Studie zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts. Würzburg 1896, S. 19.
- 9) Siehe z.B. das 1727 von Markus Friedrich Kleinert gemalte Porträt Neumanns, das folgende Beschriftung aufweist: „*Seiner Hochfürstl. / Gnaden zu Würtz / burg Obrist. Wacht. / Meister der Artillerie / Ingenieur, und Architect / Balthasar Neumann*“ usw. (Aus Balthasar Neumanns Baubüro [wie Anm. 2], S. 19 [Abb.] u. S. 96–97). – S. ferner die zur Einweihung der Hofkirche von Balthasar Neumann herausgegebene Festschrift: Die Lieb zur Zierd des Hauß Gottes/ Dem Ost=Franken zur ohnvergeßlichen Erinnerung hinterlassen./ Als/ Der Hochwürdigste des Heil. Römischen/ Reichs Fürst und Herr/ Herr Friderich Carl/ Bischoff zu Bamberg und Wirtzburg, auch Hertzog zu Francken, usw./ In Dero neu=aufgeführtem und nun verfertigtem Wirtzburgischen Bischoff= und Fürsten=Sitz/ Die prächtigst erbaute und kostbarst ausgezierte/ Bischoff=Fürstliche Hof=Kirch An dem 15. Sonntag nach Pfingsten, den 15. Sept. 1743/ Mit denen gewöhnlichen Heiligen Alt=Christ=Katholischen Kirchen=/ Ceremonien/ Höchst=feyerlich einzuweihen geruhet haben, [etc.] In öffentlichen Druck herausgegeben/ von/ Balthasar Neuman, Sr. Hochfürstl. Gnaden zu Bamberg und Wirtzburg, auch des Hochlöbl. Fränckischen Crayßes Artillerie=Obristen, Ersterem Ingenieur, und Architecten, von welchem diese Hochfürstl. Residenz und Hof=Kirch ist angefangen, und vollendet worden. Würzburg 1745, Titelblatt. – Zum Status Neumanns als eines „gebrödeten“ Hofbediensteten siehe v. Lüde: Bauwesen (wie Anm. 2), S. 142ff.
- 10) StAWü, Bausachen 355, 514. Prod. fol. 223r–224r; Lohmeyer: Briefe (wie Anm. 6), S. 153; Hans-Peter Trensche: Würzburg. Residenz Denkspruch zum Richtfest, in: Aus Balthasar Neumanns Baubüro. Katalog (wie Anm. 2), S. 181, Nr. 82.
- 11) Aus Balthasar Neumanns Baubüro. Katalog (wie Anm. 2), S. 183, Abb. (Katalog-Nr. 82).
- 12) Zitiert nach Trensche: Denkspruch (wie Anm. 10), S. 181. Siehe hierzu auch Michael Renner: Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn und die Entstehungsgeschichte der Gedichte für das Richtfest der Residenz in Würzburg 1744, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 17 (1965), S. 44–53.
- 13) Hierfür spricht der in dem Denkspruch sich manifestierende souveräne Überblick über die einzelnen an der Errichtung des Bauwerks und seiner Ausstattung beteiligten Künste und vor allem einige von besonderem architektonischen Fachverstand zeugende Formulierungen, so wie etwa der folgende Passus: „*Dort Kunst=verdruckte G'wölber, so ausser Zirckel gehen*“ (siehe: Aus Balthasar Neumanns Baubüro. Katalog [wie Anm. 2], S. 183, Abb. [Katalog-Nr. 82]). Vgl. Neumanns Charakterisierung der Wölbung des Gartensaals der Residenz in einem Brief an Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn vom 15. März 1744: „*da mir [d.h.: wir] in der einrüstung des curiosen gewöhlms der sala terrena begrifen seindt, so hat es doch alle tag ahnfragspuncten gegeben, nunnehro aber, vndt, wie ich glaube, alle zweifel aufgelöst undt ins werck gesetzt, daß ich abkommen kan*“ (StAWü, Bausachen 355, 485. Prod. fol. 156r–157r; vgl. Lohmeyer: Briefe [wie Anm. 6], S. 138; s. hierzu auch v. Lüde: Bauwesen (wie Anm. 2), S. 105.
- 14) Die Lieb zur Zierd (wie Anm. 9), S. 55–57. Der Denkspruch bis „*Das gantze Werck an sich thut seinen Meister loben:*“ mit Ausnahme des Doppelpunktes ist identisch mit dem Text vom 30. 12. 1744. In der nächsten Zeile fährt der Text folgendermaßen fort:
 „*Doch wünder nicht zuviel, mein werther Wanders=Mann! Dann Künstler und Werck=Leuth, hat hier gewiesen an Ein grosser Fürsten=Sinn, der Selbst mit eingesehen, Wie all Gemächlichkeit, nebst Zierd und Kunst bestehen, nach ihrem Grund und Riß, nach Theilung, Maas und Zoll, wie es die Bau=Kunst lehrt, das Ordnung stehen soll. Dem kame ferner zu ein Obrist, heist Neumann, Der Kunstreich hat vollstreckt, was war gewiesen an. Der Bau ward angefangen, vor vier und zwanzig Jahr, Anjetzo ausgeführt durch G'brüdeten Fürsten=Paar,*“ etc. Paraphrasiert wurde der Denkspruch in der am Einweihungstage der Kirche von dem Hochfürstl. Geistlichen Rat und Kanoniker von Stift

- Haug Dr. Caspar Arnold Baum gehaltenen Ansprache (S. 17–38) auf S. 30.
- 15) Trenschel: Denkspruch (wie Anm. 10), S. 181.
- 16) Ignatius Groppe: Wirtzburgische Chronick deren letzteren Zeiten, oder ordentliche Erzählung deren Geschichten, Begebenheit= und Denckwürdigkeiten, welche in denen dreyen letzteren Hundert Jahr=Lauffen, das ist von dem Jahr 1500. bis anhero in dem Hoch=Stift Wirtzburg und Franckenland bey Geistlich= und Weltlichen Weesen sich zugetragen. Bd. 2: Anderer Theil von dem Jahr 1642 biß 1750. Würzburg 1750, S. 584; s. auch: Würzburger Chronik. Bd. 2: Geschichte, Namen, Geschlecht, Leben, Thaten und Absterben der Bischöfe von Würzburg und Herzoge zu Franken, auch was während der Regierung jedes Einzelnen derselben Merkwürdiges sich ereignet hat, bearbeitet nach Groppe und anderen Quellen. Würzburg 1963, S. 366.
- 17) S. den Versteigerungskatalog der Bibliothek Balthasar Neumanns und seines Sohnes Franz Ignaz: Verzeichniss der Bücher, Kupferstiche und Handzeichnungen aus der Verlassenschaft des Fürstl. Würzburg. Herrn Artillerie-Obersten und berühmten Architekten Franz Michael Ignaz von Neumann, welche zu Würzburg im Gasthose zum Eichhorn den 18ten Junius und folgenden Tage 1804, jedes Mahl Nachmittags von 2–6 Uhr öffentlich versteigert werden. Würzburg 1804, S. 32, Nr. 581–82. Franz Ignaz Neumann hatte bekanntlich die Bibliothek und die Plansammlung seines Vaters geerbt, so dass ein großer Teil der Versteigerungsmasse aus Balthasar Neumanns Besitz stammte (s. Hanswernfried Muth: Die „Sammlung Ekkert“ des Mainfränkischen Museums Würzburg, in: Aus Balthasar Neumanns Baubüro. Katalog [wie Anm. 2], S. 87–90, hier: S. 87). Obwohl nicht ausgeschlossen werden kann, daß erst Franz Ignaz (von) Neumann das Werk Deckers für seine Bibliothek erwarb, erscheint dies als unwahrscheinlich, da der *Fürstliche Baumeister* zur Schaffenszeit des jüngeren Neumann sicherlich als völlig veraltetes Werk galt.
- 18) Paul Decker: Fürstlicher Baumeister, Oder Architectura Civilis: Wie Grosser Fürsten und Herren Palläste, mit ihren Höfen, Lusthäusern, Gärten, Grotten, Orangerien, und anderen dazugehörigen Gebäuden füglich anzulegen, und nach heutiger Art auszuführen. Bd. 1. Augsburg 1711, S. V. – Vgl. mit Paul Deckers Auffassungen: Nikolaus Goldmann-Leonhard Christoph Sturm: Nicolai Goldmanns vollständige Anweisung zu der Civil-Bau-Kunst Braunschweig 1699, S. 146. – Zu Paul Deckers „Fürstlichem Baumeister“ s. Barbara Kutschner: Paul Deckers „Fürstlicher Baumeister“ (1711/16). Untersuchungen zu Bedingungen und Quellen eines Stichwerks. Mit einem Werkverzeichnis. Frankfurt/Main (u. a.) 1995.
- 19) S. o. Anm. 9.
- 20) Vgl. dazu Ulrich Schütte: Die Lehre von den Gebäudetypen, in: Architekt und Ingenieur. Baumeister in Krieg und Frieden (Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek, Nr. 42). Wolfenbüttel 1984, S. 189–191.
- 21) Julius Bernhard von Rohr: Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der grossen Herren. Neue Auflage (1. Aufl.: 1729). Berlin 1733 (Neudruck. Hg. und kommentiert v. Monika Schlechte. Leipzig–Weinheim 1990), S. 79.
- 22) Max H. von Freeden: Balthasar Neumanns Lehrjahre. Das Bruchstück einer Lebensbeschreibung aus Familienbesitz im Vergleich mit Quellen und Überlieferung, in: Archiv des Historischen Vereins von Mainfranken 71 (1937/38), S. 1–18, hier: S. 6–7, 11, 16; zu Neumanns militärischer Laufbahn s. insbesondere Bühling. Neumann (wie Anm. 5), S. 255ff.
- 23) S. o. Anm. 17.
- 24) S. Neumanns Gesuch an den Rat der Stadt Eger um ein Darlehen vom März 1712 bei v. Freeden: Lehrjahre (wie Anm. 22), S. 6.
- 25) S. dazu das „Verzeichnis“ der Neumannschen Bibliothek (wie Anm. 17), S. 23ff. u. insbes. S. 30–49.
- 26) Max Domarus: Würzburger Kirchenfürsten aus dem Hause Schönborn: Gerolzhofen 1951, S. 109–115, 158–162.
- 27) Zu Neumanns Vita s. Max H. von Freeden/Hans-Peter Trenschel: Daten zum Leben und Werk Balthasar Neumann, in: Aus Balthasar Neumanns Baubüro. Katalog (wie Anm. 2), S. 31–85, hier: S. 31–33.
- 28) S. hierzu zuletzt u. vorläufig: Stefan Kummer: Balthasar Neumann und die frühe Planungsphase der Würzburger Residenz, in: Balthasar Neumann. Kunstgeschichtliche Beiträge zum Jubiläumsjahr 1987. Hg. v. Thomas Korth u. Joachim Poeschke. München 1987, S. 79–91.
- 29) Kummer: Planungsphase (wie Anm. 28).
- 30) Schütte: Gebäudetypen (wie Anm. 20), S. 189–204.

- 31) Diese Erkenntnis und alle folgenden auf die Würzburger Residenz bezüglichen Mitteilungen gründen sich auf ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördertes Projekt zur Erforschung der „Genese der Würzburger Residenz“ am Institut für Kunstgeschichte der Universität Würzburg (Prof. Dr. Stefan Kummer, Dr. Verena Friedrich, Dr. Michaela Neuberger). Die Publikation der Forschungsergebnisse ist in Vorbereitung.
- 32) Gemeint ist der Inhalt aller gemalten und plastischen figürlichen Darstellungen, wie z.B. der Ausmalungen, des Statuenschmucks usw.
- 33) Vgl. dagegen noch Keller: Neumann (wie Anm. 8), S. 29.
- 34) Lohmeyer: Briefe (wie Anm. 6), *passim*.
- 35) S. hierzu: Verena Friedrich: Rokoko in der Residenz Würzburg. Studien zu Ornament und Dekoration des Rokoko in der ehemaligen fürstbischöflichen Residenz zu Würzburg (Bayerische Schloßerverwaltung: Forschungen zur Kunst- und Kulturgeschichte 9). München 2004.
- 36) S. hierzu zuletzt: Stefan Kummer: Johann Prokop Mayers Planungen für den Würzburger Hofgarten, in: Verena Friedrich (u. a.), *Pomona Franconica – Früchte für den Fürstbischof*. Begleitbuch zur Ausstellung der Universitätsbibliothek Würzburg. Würzburg 2007, S. 227–236, hier: S. 228–230.
- 37) v. Freeden: Stadtbaumeister (wie Anm. 2), S. 44ff., 79; Jörg Lusin: Die städtebauliche Entwicklung, in: *Geschichte der Stadt Würzburg*. Hg. v. Ulrich Wagner. Bd. 2: Vom Bauernkrieg 1525 bis zum Übergang an das Königreich Bayern 1814. Stuttgart 2004, S. 264–290, hier: S. 284–287; Stefan Kummer: Das Würzburger Stadtbild im Wandel, in: *Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst* 56 (2004), S. 112–129, hier: S. 122–124.
- 38) Erich Schneider: Die ehemalige Sommerresidenz der Würzburger Fürstbischöfe in Werneck (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Fränkische Geschichte, 8. Reihe: Quellen und Darstellungen zur Fränkischen Kunstgeschichte 14). Neustadt/Aisch 2003.
- 39) Veitshöchheim. Schloß und Garten. Bearb. v. Walter Tunk u. Burkard von Roda, 4. Aufl. (Veröffentlichungen der Bayerischen Verwaltung der Staatlichen Schlösser, Gärten und Seen). München 1982.
- 40) Lohmeyer: Briefe (wie Anm. 6).

Das Gilardihaus in Allersberg – der fürstliche Baumeister Gabriel de Gabrieli als Gestalter eines privaten Wirtschaftsunternehmens

von

Rembrand Fiedler

Gabriel de Gabrielis (1671–1747) Bauten haben die barocke Architektur Frankens vor allem in der Markgrafschaft Ansbach und im Hochstift Eichstätt wesentlich bereichert. Im Gegensatz zu den Schriftquellen sind Gabrielis Bauten zum größten Teil gut erhalten. Das liegt neben deren handwerklich-technischer Tauglichkeit vor allem an der anhaltend hohen Akzeptanz seiner Architekturen als gestalteter Kunst. Trotz der heftigen Umbrüche in der Architekturgeschichte der letzten 250

Jahre werden Gabrielis Architekturen auch heute noch von uns als besonders sympathische Schöpfungen geschätzt.

Diese Sympathie, also die aus sinnlich-gefühlsmäßiger Übereinstimmung entstandene Zuneigung, die wir den Bauwerken Gabrielis entgegen bringen, geht eigentlich ebenso von diesen Bauwerken aus. Die Sympathie ist also eine Wechselbeziehung, die wir als Betrachter mit den architektonischen Kunstwerken eingehen, und sie wird intensiver, wenn

wir verstehen, was sie erzählen wollten und heute noch erzählen können.

Architekturen sind immer auch Botschaften von Bauherr und Architekt. Ganz ohne Zweifel zog man im Barock bei der Repräsentation eines Fürsten, die immer auch die des Staates sein sollte, viele Register, um die Würde des vom Adel herrschaftlich geführten Staates und dessen hierarchischen Aufbau städtebaulich, baukünstlerisch und künstlerisch zu demonstrieren. Dies geschah nicht als pure Behauptung, sondern so, daß die Sinnlichkeit der Menschen unmittelbar angesprochen wurde.

Gerade im 18. Jahrhundert traten mehr und mehr auch erfolgreiche Unternehmer mit ihrer wirtschaftlichen Potenz und dem damit wachsenden Repräsentationsanspruch neben den Adel. Im folgenden soll der fürstliche Baumeister Gabriel de Gabrieli, der in Ansbach, Eichstätt und Augsburg auch als Gestalter fürstlicher und in Windsheim reichstädtischer Macht wirkte, in seiner Funktion als Gestalter der Bauten eines privaten Wirtschaftsunternehmers vorgestellt werden. Dabei handelt es sich um den Allersberger Drahtzieher Johann Jacob Gilardi (1684–1739). Dabei soll vor allem auf die Nähe und auf die Unterschiede zu herrschaftlicher Architektur hingewiesen werden.

Zu Gabrielis Werdegang

Gabrieli wurde 1671 als Sohn eines Maurers in Roveredo im Misoxtal geboren, das im italienischen Teil des Schweizer Kantons Graubünden liegt. Seine Mutter war die Schwester des Salzburger Baumeisters Caspare Zuccalli (um 1667–1717) und Verwandte des Münchener Hofbaumeisters Enrico Zuccalli (um 1642–1724).

Gabrieli wuchs in einer soziokulturellen Umgebung auf, die sein Leben wesentlich vorgeprägt hat. Das Misox gehört zwar kulturell nach Italien, aber politisch zur Schweiz. Da die Landwirtschaft nicht viel hergab, versuchten die Männer am Fernverkehr über den Paß oder mit der Wanderarbeit im Baugeerbe ihren Lebensunterhalt zu verdienen (ähnlich den Vorarlberger Baumeistern). Die

Misoxer hatten also regen Anteil am Kulturtransfer zwischen Italien und Deutschland.

Misoxer Maurer wanderten seit dem 16. Jahrhundert bis nach Norddeutschland und Polen und konzentrierten sich im 17. Jahrhundert immer mehr auf die der Heimat näher gelegenen Länder Süddeutschlands, wo sich einige Zentren ihrer Tätigkeit wie etwa Eichstätt, München und Graz herausbildeten. Die Misoxer erschienen oft als eingespielte und technisch überlegene Bautrupps. Im herrschaftlichen Auftrag brauchten sie sich nicht an Zunftzwänge zu halten und konnten günstiger anbieten und schneller arbeiten.

Die Wanderung erreichte in der Wiederaufbauzeit nach dem Dreißigjährigen Krieg ihren Höhepunkt, weil das deutsche Handwerk ziemlich am Boden war. Sie flaute dann zu Anfang des 18. Jahrhunderts wieder ab, weil sich das einheimische Handwerk allmählich erholte.

Gabrieli erschien 1689 als Geselle in Wien beim Bau des Stadtpalais Kaunitz, für das sein entfernter Onkel Enrico Zuccalli die Pläne geliefert hatte. 1694 kaufte Fürst Adam Andreas von Liechtenstein die Baustelle, übernahm auch den Bautrupp und machte Gabrieli zum Bauleiter.

Der Bau wurde vom römischen Akademie-lehrer Domenico Martinelli (1650–1718) überplant, für den Gabrieli auch als Bauzeichner fungierte und nach dessen Plänen er weitere Bauten errichtete. Martinelli zählt neben Johann Bernhard Fischer von Erlach (1656–1723) und Johann Lucas von Hildebrandt (1668–1745) zu den großen Barockarchitekten Wiens. Er wurde Gabrielis eigentlicher Architekturlehrer. Viele Motive Martinellis erscheinen daher in Gabrielis Werk wieder.

Neben seinem Wiener Dienst war Gabrieli 1694 beim Ansbacher Markgrafen Georg Friedrich (reg. 1694–1703) unter Vertrag. Dort hatte er eher Nebentätigkeiten zu erfüllen, weswegen er, der immer auch ein guter Bauunternehmer und Geschäftsmann war, nebenher noch private Bauten errichtete.

Nach dem Tod Georg Friedrichs 1703 entlassen, wurde er vom nächsten Markgrafen Wilhelm Friedrich (reg. 1703–1723) 1706

wieder eingestellt. Sein größter Auftrag war jetzt der Umbau des Ansbacher Wasserschlosses zu einer repräsentativen barocken Residenz. Für den ersten Bauabschnitt 1706–1709, mit dem er die traditionellen Hofarkaden mit Kolossalpilastern und offenen Logen zu einem Freiluft-Theaterraum eindrucksvoll uminterpretierte, wurde er vom Fürsten extra honoriert und zum Hofkammerrat und fürstlichen Baudirektor ernannt. Diese Stellung behielt er dann zeitlebens – auch unter anderen Regenten – bei.

Nach einem Brand 1710 errichtete er zwischen 1713 und 1716 einen repräsentativen Corps de Logis vor dem Schloß und zwar als neunachsigen Palast in wienerischer Formensprache, der einen Zwillingssbau und dazwischen ein Tor in den Hof erhalten sollte. Erst seine Amtsnachfolger haben daraus die heutige 21-achsige Front gemacht.

Gabrieli war damals auch als Unternehmer für andere Kunden tätig und hatte längst schon ein Auge auf die Hofbaumeisterstelle im katholischen Eichstätt geworfen, die damals sein alternder Landsmann Giacomo Angelini (Jakob Engel) (1632–1714) innehatte. Nach dessen Tod errichtete Gabrieli 1714 für Fürstbischof Johann Anton I. Knebel von Katzenelnbogen (reg. 1705–25) die monumentale Domwestfassade, bevor er 1716 ganz nach Eichstätt wechselte und dort bis zu seinem Tod 1747 noch jeweils etwa zehn Jahre unter drei Fürstbischöfen arbeitete und der Stadt ein barockes Gepräge verlieh: Bis 1725 unter Johann Anton I., bis 1736 unter Franz Ludwig Schenk von Castell und bis zu seinem Tod 1747 unter Johann Anton II. von Freiberg (reg. 1736–1757). Zu seinen wichtigen Werken gehören die Klosterbauten Notre-Dame und Rebdorf, Domherrnhöfe und Landkirchen sowie die Bebauung rund um den Residenzplatz, der Gabrielis größtes städtebauliches Werk ist und heute als einer der schönsten Barockplätze Europas gilt.

Seine fruchtbarste Zeit jedoch waren die 1720er Jahre. Die Baukonjunktur boomte nicht nur in Eichstätt, und Gabrieli war auch außerhalb des Hochstifts ein gefragter Architekt. Man rief ihn unter anderem ins Öttingen'sche, nach Augsburg und nach Mannheim.

Die Leonische-Draht-Fabrik

Damals holte ihn auch der leonische Drahtfabrikant Giovanni Giacomo (Johann Jacob) Gilardi nach Allersberg zum Bau einer Fabrik mit Wohn- und Kontorhaus. Leonischer Draht, nach Lyon benannt, ist versilberter oder vergoldeter Draht, den man für Posamenten und Paramente, wertvolle Stickereien oder Klosterarbeiten verwendete, wie sie im Barock große Verbreitung fanden. Seit dem 17. Jahrhundert hatten sich in Deutschland mehrere leonische Drahtzieherzentren etabliert, von denen die bedeutendsten Nürnberg und Freystadt waren.

In Allersberg, das zwischen beiden Orten liegt, hatte 1689 der Bürgermeister Johann Georg Heckl einen Drahtzug eingerichtet, der erst in Schwung kam, als sein gleichnamiger Sohn (1671–1707) 1692 die tüchtige Drahtzieher-tochter Sibylle Maurer (1667–1730) aus Freystadt heiratete. Schon 1700 arbeiteten 50 Leute im Betrieb.

1707 starb der junge Johann Georg Heckl und hinterließ sechs Kinder. Seine Witwe, damals 41 Jahre alt, heiratete daraufhin den 24-jährigen Johann Jacob Gilardi, der ein Geschäftsfreund der Familie war. Gilardi stammte aus der belgischen Familie Geraert. Sein Vater wanderte als Juwelier nach Mailand aus und italianisierte seinen Namen in Gilardi.

Johann Jacob Gilardi war nach einer Kaufmannslehre in Augsburg bei seinem Onkel Brentano-Mezzeogra im Dienst der Kaufleute Brentano-Cimaroli in Nürnberg. Nach seiner Heirat in Allersberg weitete der junge Kaufmann die Drahtproduktion aus, führte die Buchhaltung ein und organisierte den Verkauf neu. 1708 wurden ganz Deutschland und Italien beliefert und bis 1735 schließlich die ganze Welt von Bombay bis Brasilien.

Damals arbeiteten etwa 240 Leute in der Manufaktur. Große Teile der Produktion wurden außerdem an Heimarbeiter gegeben, wobei Stückwerker oft noch weitere Feinzieher beschäftigten. Gilardi war also auch Verleger. Der frühe Erfolg der Firma schlug sich zunächst im Umbau des schwiegerväterlichen Anwesens 1721/22, des sogenannten Heckelhauses, nieder.

Der Bau des Gilardihauses

Der Anspruch der Eheleute war inzwischen so sehr gestiegen, daß Gilardi noch 1722 dem eichstädtischen Baudirektor Gabrieli den Auftrag für die Planung eines stattlichen Palastes mit angeschlossener Manufaktur erteilte. Gabrieli bedankte sich in einem Brief vom 7. April 1722 und freute sich, wie er schrieb, für einen Landsmann arbeiten zu dürfen. Das Bauvorhaben entstand wohl nicht zuletzt auch in der Absicht Gilardis, sich betrieblich von der Schwiegerfamilie unabhängig zu machen.

Es gibt nur wenige Quellen zur Baugeschichte. Gabrielis treuer Mitarbeiter Domenico Barbieri (1704–64) berichtet, daß er schon 1722 mit Giovanni Rigaglia (um 1695–1733), der ebenfalls ein enger Mitarbeiter Gabrielis war, nach Allersberg gegangen sei, um dort den „Palazo“ des Gilardi zu beginnen. Möglicherweise waren das erst noch die Vermessungs- oder Abbrucharbeiten, denn für die Anlage mußten immerhin drei ältere Anwesen weichen.

Im Frühjahr 1723 kam Rigaglia mit Barbieri und sechs weiteren Landsleuten, also einem Misoixer Baurtrupp, sowie 40 Maurern, Schreibern, Steinmetzen und Handlangern nach Allersberg, um den Bau zu errichten. Als sie dort ankamen, mußten sie, weil es schon Abend war, wie die Soldaten auf dem Kirchplatz kampieren, allerdings ausgestattet mit Bier, Brot und Brennholz. Am kommenden Tag begann man mit der Arbeit und noch im selben Jahr brachte man den Hauptbau unter Dach, der dann im Jahr 1724 fertiggestellt wurde.

Vom Bauherrn notierte Barbieri, daß Herr Gilardi ein gebürtiger Mailänder sei, der vergoldeten und versilberten Draht herstelle und für sein großes Unternehmen („*speditione*“) alle Schmieden und Werkstätten herstellen müsse, mit allen Zimmern für die Arbeiter, von denen er etwa hundert angestellt hätte. Gilardi wäre ein sehr reicher, einige 100.000 Gulden schwerer Mann, der sein ganzes Geld mit seinem Drahtgeschäft verdient hätte.

1725 errichteten die Misoixer noch weitere Bauten bei Allersberg für Gilardi: Eine Oran-



Abb. 1: Das Gilardihaus in Allersberg.

gerie am Appellohof und die Wolfgangskapelle mit Eremitage. Für dieses Jahr meldete Barbieri: „Pfungsten wurde ich von Allersberg fort zu Herrn Gabrieli geschickt, um ihm eine schöne silberne Tabaksdose voll Tabak zu bringen, in der sich allerdings 6 oder mehr französische Dublonen befanden – so war ich gern gesehen. Im Herbst kehrten wir nach Eichstätt und Giovanni Rigaglia in die Heimat zurück.“ Nur Giulio Androi (gest. 1744) sei geblieben. Androi stammte ebenfalls aus dem Misox und war Stuckateur.

Das Geschenk der Tabaksdose, sonst als Präsent von Hof zu Hof gebräuchlich, ist als besonders hohe Anerkennung für den Architekten zu werten. Dies macht deutlich, daß der Bauherr herrschaftliche Sitten pflegte.

Das Haus wurde erst 1728 nach Fertigstellung der Ausstattung bezogen. Der Bau soll enorme 17.000 Gulden gekostet haben, wahrscheinlich einschließlich der Fabrikgebäude mit ihrer technischen Ausstattung.

Die Gestaltung des Gilardihauses

Gabrielis Auftrag war es, für eine dem Bauherrn und dem zeitgenössischen Empfinden angemessene Gestaltung und Durchführung des Baus zu sorgen, zu dem auch die Fabrikflügel gehörten. Das Hauptgebäude wurde schon zur Erbauungszeit als „Palazo“ bezeichnet, sollte also entsprechend repräsentativ sein.

Das Gilardihaus steht an prominenter Stelle im Ort in der sich nach Osten aufweitenden Marktstraße, die hier nach Süden abbiegt. Das Gebäude ist mit der Langseite zum Platz hin orientiert und damit als Sonderbau gekennzeichnet.

Der zweigeschossige Mansardwalmdachbau mit elf zu sechs Fensterachsen ist etwa doppelt so breit wie tief. Rückwärtig ist die Fabrik in mehreren zweigeschossigen Flügeln angelegt.

Beim Gilardihaus handelt es sich im Unterschied zu einem Adelspalais nicht um ein Wohnpalais, sondern um das Herrenhaus einer Fabrik und eines Verlags, also um ein Wohn- und Geschäftshaus. Im Erdgeschoß

mußten daher Geschäftsräume eingerichtet werden: Das Comptoir mit Musterausstellung, Buchhaltung, Schreibstuben und Kasse. Im Obergeschoß lag die anspruchsvolle Wohnung der Eheleute Gilardi und deren Kinder. Der große Keller diente der Lagerung der teuren Rohstoffe. Das riesige zweigeschossige Dachwerk war für die Lagerung der wertvollen Endprodukte vorgesehen und war daher mit Holz verschalt. In einem Mansarddach ist zudem die Lagerfläche größer als bei einem normalen Dach.

Zunächst erscheint das Gilardihaus wie ein barockes Adelspalais. Es ist groß und statlich, symmetrisch und reich gegliedert und mit repräsentativen Architekturmotiven ausgestattet. Dazu gehört der dreiachsige Mittelrisalit, der mit kolossalen Pilastern und einem großen Dreiecksgiebel tempelfrontartig gestaltet ist. In der Mitte hat der Bau ein aufwendiges Portal mit Wappen. Auch die übrige Gliederung, besonders der Fenster, zeigt reichhaltige Gestaltungen, die zur Mitte hin gesteigert sind, wie man es vom herrschaftlichen Bauen des Barock kennt.

In der Architektur erscheinen viele Vorlieben Gabrielis. Der Bau entspricht einem von ihm ausgebildeten und immer wieder variierten Grundtyp, einem Mansardwalmdachbau, dessen Geschosse von einem Gurtgesims getrennt werden, dessen Ecken einspringend gerundet sind und dessen Kamine gerne an den Firstenden aus dem Dach treten (vgl. Domkapitelsapotheke und Kanonikerhöfe in Eichstätt oder Amtshäuser in Greding und Abenberg).

Viele Details wie etwa die sich dem Besucher entgegenwölbende Portalgestaltung, die eigenartigen ionischen Kapitelle und der unverkröpfte Giebel finden sich wie auch die Fensterformen ebenso an anderen Werken Gabrielis. Doch unterscheidet sich das Gilardihaus schon äußerlich deutlich von einem Adelspalais. So wird es weithin sichtbar von einem Dachreiter mit der Betriebsglocke akzentuiert. Bei seiner langen Erstreckung hat das Gilardihaus auch kein großes Einfahrts-tor, weil man mit Fahrzeugen in den seitlich anschließenden Hof fahren kann. Doch der

Haupteingang liegt eben nicht im Hof, sondern an der Straße und ist dort nur ein über eine Treppe erreichbares Personenportal.

Die Treppe überwindet den Gebäudesockel, in dem sich der Keller befindet, dessen querformatige Fenster mit dem Scheitel über den Sockel reichen und damit die Wichtigkeit des Kellers andeuten. Im Unterschied zu den meisten zeitgenössischen Adelspalästen oder Domherrenhöfen kann man feststellen, daß die hochformatigen Fenster im Erdgeschoß nicht kleiner sind als die des Obergeschosses, sondern in beiden Geschossen gleich groß. Die Geschäftsfunktion des Erdgeschosses und die Wohnfunktion des Obergeschosses sind insofern gleichbehandelt. Das Erdgeschoß erscheint nach außen aber höher als das Obergeschoß, weil das Gesims höher gesetzt wurde als die Geschoßdecke und dies, obwohl im Innern das Obergeschoß sogar höher ist.

Die Gliederung steht sonst in vieler Hinsicht in direkter Beziehung zur Innendisposition. Die Fensterabstände etwa sind unterschiedlich: Im Mittelrisalit haben sie mehr Platz, weil sich dahinter die Hauptraum-

gruppe befindet, also im Erdgeschoß das große Foyer und im Obergeschoß der Saal. Seitlich haben die Fenster geringere Abstände: Hier liegen unten die größeren Geschäftsräume und oben die Wohnräume. Die jeweils letzten Fenster liegen asymmetrisch in einem flachen Risalit, was durch die dahinter liegenden Kammern unten und die Alkoven oben bedingt ist.

Vor allem aber zeigen die Fenster eine unterschiedliche Gestaltung. Alle haben zwar ähnliche Rahmenprofile und sind geohrt, doch im Erdgeschoß sind sie anders gerahmt als im Obergeschoß. Außerdem sind die Fenster innerhalb eines Geschosses untereinander verschieden und zwar im Sinne der barocken Steigerung zur Mitte hin. Diese reicht sogar bis auf die Rückseite des Gebäudes, wo die Fenster im Dekor entsprechend bis zur ungeschmückten Variante herabgestuft sind.

Die Erdgeschoßfenster haben einen kleinen Auszug mit Kartusche und eine Verdachung. Die Fensterbekrönungen steigern sich über Reliefs von lorbeerbekränzten Männerköpfen zu plastischen Frauenbüsten unter einer Rund-



Abb. 2: Der Giebel des Mittelrisalits am Gilardihaus.

bogenverdachung im Risalit. Die Rahmungen der Obergeschoßfenster sind unten geschwungen und oben mit einer Dekoration an das Gebälk unter dem Kranzgesims geknüpft. Auch sie werden zur Mitte hin bereichert, wo sie einen frontalen plastischen Frauenkopf zeigen. Die Fensterbekrönung des mittleren Risalitfensters erscheint als weitere Steigerung erst im Giebfeld darüber, wo sich unter der Uhr ein Männerkopf (Chronos?) befindet.

Ein wesentlicher Unterschied zu den zeitgenössischen Adelspalästen ist vor allem in der auffallend reicheren Gestaltung der Erdgeschoßfenster zu erkennen. Das Erdgeschoß mit den Geschäftsräumen wurde von außen ganz deutlich als das wichtigere Geschoß gestaltet – und zwar wie ein „*Piano Nobile*“, womit auch ein Hinweis auf die edle Handelsware verbunden gewesen sein mag. Die Funktion als Geschäftshaus ist daher als die vorrangige Funktion des Gebäudes anzusehen. Hinzu kommen weitere auffallende Elemente, die das Gilardihaus von einem Adelspalais unterscheiden: Neben dem schon erwähnten Dachreiter ist das die im Giebel erscheinende, von einer Kartusche gerahmte Betriebsuhr, die von geflügelten Putten flankiert wird, welche Sense und Sanduhr als Symbole der Zeit und der Vergänglichkeit präsentieren.

Im Innern wird der Grundriß von einer Längsmauer geteilt. Zur Straße hin finden sich die Haupträume: In der Mitte die Vorhalle als Verteiler, seitlich das Comptoir, mit den Geschäftsräumen und der Verwaltung der Manu-

faktur. Hier befinden sich an den Decken schlichte, aber kurvierte Zugstuckierungen.

Geradeaus führt der Flur zur seitlichen, immerhin steinernen Treppe, über die man in das Wohngeschoß gelangt: Aber – und auch das ist ungewöhnlich – nur durch eine reich verzierte schmiedeeiserne Gittertüre.

Im Obergeschoß liegt zur Straße hin die Enfilade mit dem Saal in der Mitte und zwei ähnlichen Appartements mit Alkoven. Diese Disposition ist durchaus vergleichbar mit der in Adelschlössern. Hier im Gilardihaus kann die Anordnung mit zwei sich gegenüberliegenden Wohnungen allerdings auch als Hinweis auf die eher gleichberechtigte Geschäftsbeziehung des Unternehmer-Ehepaares verstanden werden, das eine Zweckehe eingegangen war, wobei er zu Beginn der Bauzeit 38 Jahre alt war und sie 55.

Doch auch die wandfeste Ausstattung des Wohngeschosses entspricht ganz dem zeitgenössischen herrschaftlichen Wohnen. Im großen Treppenhaus und an den Decken der Hauptwohnräume findet man den damals gerade in Mode gekommenen Bandelwerkstück in erlesener Qualität von Giulio Androi. In der Ausstattung im Innern erweist sich der Geschäftsbereich als eher bescheiden und der Wohnbereich dagegen als sehr reich gestaltet, also umgekehrt wie am Außenbau – und mit diesem Chiasmus ist das Gilardihaus eine wirkliche Besonderheit. Immerhin handelte es sich um einen der angesehensten Wirtschaftsbetriebe des frühen 18. Jahrhunderts in Franken überhaupt, für den Gabrieli diesen „*Palazo*“ als Wohn- und Geschäftshaus in thematisch konsequenter Disposition und Formensprache errichtet hat und zwar genauer gesagt als Geschäfts- und Wohnpalais.

Gabrielis Leistung war es, mit dem Gilardihaus eine Architektur zu gestalten, welche die neben den Adel getretene Macht eines international erfolgreichen Unternehmers höchst wirksam und Achtung gebietend vor Augen stellte – und zwar weit über die rein betrieblichen Notwendigkeiten hinaus. In Annäherung und in Distanz zum herrschaftlichen Bauen ist es ihm sicher auch in den Augen seiner Zeitgenossen sehr anschaulich gelungen, den Anspruch des Bauherrn ansprechend zu gestalten.



Abb. 3: Deckenstück im Erdgeschoß des Gilardihauses.



Abb. 4: Bandelwerkstück an der Decke im Wohngeschoß des Gilardihauses.

Das Gilardihaus Gabrielis ist übrigens eines der frühesten Fabrikherrenhäuser – möglicherweise das früheste überhaupt in Süddeutschland –, die sich am herrschaftlichen Schloß- und Wohnbau orientiert haben.

Es ist damit Vorläufer der in unmittelbarer Nähe zur Fabrik errichteten Unternehmervilla, ein Bauthema, das erst im Rahmen der Industrialisierung im 19. Jahrhundert größere Bedeutung und Verbreitung gefunden hat.

Literatur:

Zendralli, Arnaldo Marcelliano: I Magistri Grigioni, architetti e costruttori, scultori, stuccatori e pittori – dal 16° al 18° secolo. Poschiavo 1958.

Tausendpfund, Alfred: Die Manufaktur im Fürstentum Neuburg. Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte unter besonderer Berücksichtigung der großbetrieblichen Entwicklung im Zeitalter des Merkantilismus. Nürnberg 1975.

Schulenburg, Helmut: Allersberg. Allersberg 1981.

Fiedler, Rembrandt: Graubündner Baumeister im Hochstift Eichstätt, in: Graubündner Baumeister und Stukkateure. Beiträge zur Erforschung ihrer Tätigkeit im mitteleuropäischen Raum. Locarno 1997, S. 227–292.

Fiedler, Rembrandt: Gabriel de Gabrieli (1671–1747), in: Fränkische Lebensbilder. Bd. 22. Würzburg 2009, S. 179–194.

Karl Friedrich von Zocha – Herkunft, Leben und Werk

von

Alexander Biernoth

Die Familie von Zocha stammte ursprünglich aus Hessen und war seit 1626 mit dem Gut Wald bei Gunzenhausen belehnt. Am 19. März 1683 wurde Karl Friedrich von Zocha als zweiter Sohn des markgräflichen Geheimrates Georg Albrecht von Zocha und seiner zweiten Ehefrau Johanna Sabina, geborene von Buttlar, in Gunzenhausen geboren. Nach der Schulausbildung, die er wahrscheinlich in Heilsbronn und in Ansbach absolvierte, studierte er Rechtswissenschaften in Gießen, Halle, Leyden und in Großbritannien. Darüber hinaus erweiterte er sein Wissen in Paris durch die Beschäftigung mit Mathematik und Architektur. Während seines Studienaufenthaltes in Paris war Karl Friedrich von Zocha auch Schüler der Hofbaumeister des Sonnenkönigs Ludwig XIV., Robert de Cotte und Jules Hardouin-Mansart.

Nachdem er als kaiserlicher Offizier und Festungsbaumeister in Brabant und im Rheinland tätig gewesen war, trat er als 29-jähriger in den Dienst des markgräflichen Hofes in Ansbach. 1714 wurde Karl Friedrich von Zocha zum Kammerjunker und Hofrat ernannt und zwei Jahre später übernahm er auch das Amt des Oberamtmannes von Schwabach. Sein älterer Bruder, Johann Wilhelm von Zocha, war zu diesem Zeitpunkt bereits dabei, den genialen Hofbaumeister Gabriel de Gabrieli zu verdrängen, um selbst ab 1716 die Leitung des Hofbaudirektoriums zu übernehmen. Johann Wilhelm von Zocha bekleidete darüber hinaus das Amt des Oberamtmannes von Wassertrüdingen und ab 1718 auch das des Obervogtes von Ansbach. Am 2. Weihnachtsfeiertag 1718 verstarb er jedoch überraschend während einer Reise in Lyon in Frankreich.

Damit war die Bahn für den jüngeren Bruder frei. Gleich zu Beginn des Jahres 1719 wurde dann Karl Friedrich von Zocha als dessen Nachfolger zum markgräflichen Hofbau-

meister ernannt. Er hatte nämlich noch zu Lebzeiten seines Bruders 1718 der Markgräfin Christiane Charlotte und der Öffentlichkeit ein allgemein anerkanntes „Meisterstück“ seines Könnens vorgelegt: es handelte sich um das Haus des Hofmusikers Chiavennetto gegenüber dem Schloß, das heute Teil des Verwaltungsgerichtes ist. Im Jahr seiner Ernennung zum Baudirektor heiratete Karl Friedrich von Zocha Anna Sibylla von Crailsheim.

Neben seiner Aufgabe als Oberbaudirektor war der jüngere Zocha seit 1718 auch Hofmeister der Markgräfin. Hauptaufgabe seines 13-jährigen Wirkens als Hofbaumeister war der Um- und teilweise Neubau des Schlosses. Daneben hat er aber eine Reihe von weiteren Bauten in Ansbach und dem gesamten Fürstentum unter seiner Leitung erstellt.

Karl Friedrich von Zocha hat einen galanten und für seine Verhältnisse zu tüppigen Lebensstil gepflegt. Trotz der Bezüge aus seinen zahlreichen Ämtern konnte er die Baukosten für sein eigenes Stadtschloß am heutigen Bahnhofplatz, an der Ecke der Bischof-Meiser-Straße zur Bahnhofstraße, an dessen Stelle heute das Platen-Gymnasium steht, nicht aufbringen. Er versuchte die nötigen Mittel durch Unternehmertätigkeit aufzubringen und gründete eine Ledermanufaktur. Dieses gewerbliche Engagement Zochas glückte aber nicht und nach wenigen Jahren hatte er nach der Pleite der Manufaktur mehr Schulden als zuvor. Noch zu Lebzeiten mußte sein Schloßchen versteigert werden. Für 18.673 Gulden erwarb es die Ansbacher Stadtgemeinde. Mit dem Zocha-Schloßchen wurde auch das „Glashaus“ verkauft, eine kleine Orangerie, die sich Zocha im Anschluß an sein Schloßchen etwa dort, wo heute das Anwesen Kempf (Bahnhofstraße 7–9) steht, hatte bauen lassen. Neben seinen Besitzungen in der Stadt Ansbach war Zocha auch noch der Lehnherr in

Wald und Laufenbürg. 1727 hatte ihm Markgräfin Christiane Charlotte auch noch das gut dotierte Oberamt Crailsheim übertragen. Als er sich von der Leitung des Baudirektoriums zurückzog wurde er 1731 zum Geheimen Rat und zum markgräflichen Minister ernannt und widmete sich vornehmlich juristischen Fragestellungen.

Ein anderes Hobby Karl Friedrich von Zochas war das Sammeln von Büchern. Seine Privatbibliothek, die „Bibliotheca Zochiana“, umfaßte zuletzt 14.818 Bände, nur etwas weniger als die markgräfliche Bibliothek selbst. Im Alter vereinsamte Zocha immer mehr und trotz seiner Stellung als markgräflicher Minister, minderten seine schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse sein Ansehen. 1743 ließ er dann noch seine Planungen für die Stadtentwicklung im Druck erscheinen, um zum Ausdruck zu bringen, welche Leistungen er noch vollbracht hätte, wenn er mit seiner Gönnerin, der Markgräfin Christiane Charlotte, noch länger hätte zusammenarbeiten können.

Sein Biograph, der Ansbacher Kanzleirat Theodor Heinrich Tietzmann, schilderte Karl Friedrich von Zocha als einen rastlos tätigen Menschen, der in Gesprächen immer kurz angebunden war. Trotzdem zeigte er sich aber stets freundlich zu jedermann, der ihn ansprach. Er arbeitete vom frühen Morgen grauen den ganzen Tag über. Kartenspiel und Tanz waren ihm zuwider, doch zeigte er schon in jüngeren Jahren eine große Neigung zur Musik.

Mehr als 13 Jahre hat Karl Friedrich von Zocha als Leiter des markgräflichen Hofbaudirektoriums bestimmt, was und wie in der Residenzstadt, aber auch im gesamten Fürstentum gebaut wurde, und bis auf den heutigen Tag ist seine künstlerische Leistung umstritten. Die einen sehen in ihm einen Juristen, der sich neben seinem eigentlichen Beruf aus Liebhaberei mit der Baukunst beschäftigt hat. Andere sehen in dem jüngeren Zocha einen genialen Architekten, dessen Genialität in seiner Zeit völlig verkannt worden war. Wie dem auch sei, fest steht, daß Karl Friedrich von Zocha weder ein ausgebildeter Maurer war, noch ein abgeschlossenes Architekturstudium vorzuweisen hatte. Von der

Ausbildung her, war er also nicht für die Leitung des Hofbaudirektoriums geeignet. Trotzdem hielt die Markgräfin Christiane Charlotte viel von ihm und traute ihm zu, in die doch sehr großen Fußstapfen Gabriel de Gabriellis zu treten.

Während seines Jura-Studiums hatte Karl Friedrich von Zocha sein Interesse an der Baukunst entdeckt und studierte in Paris neben Mathematik auch Architektur. Durch die Hofbaumeister Ludwigs XIV., Mansart und de Cotte, wurde er schließlich in den Klassizismus der französischen Schule eingeführt. Diesen brachte er mit nach Ansbach und mit Zochas Amtsübernahme wurde hier dann nicht mehr süddeutsch-barock, sondern französisch-klassizistisch gebaut. Im einzelnen lassen sich heute die Leistungen Zochas als Baumeister nur noch schwer nachweisen, da er im Hofbaudirektorium hilfreiche Fachleute zur Hand hatte, die ihm wohl manche Arbeit abgenommen haben. Unter seinen Mitarbeitern war ab 1726 auch Johann David Steingruber, der später die Leitung des Hofbaudirektoriums übernommen hat.

Nach dem Tod des Markgrafen Wilhelm Friedrich im Jahre 1723 übernahm seine Gattin Christiane Charlotte für den noch nicht volljährigen Carl Wilhelm Friedrich die Regentschaft. Sie wollte nun den Schloßbau vorantreiben und die „irreguläre Struktur“ der Anlage durch Zocha korrigiert haben. Im Inneren bringt er die Einteilung der Räume in die in Frankreich üblich Anordnung und führt die „*enfilade*“ ein, das heißt, die Türen der Räume sind in einer Flucht angeordnet und die fürstlichen Appartements bestehend aus Vorzimmer, Audienzzimmer, Schlafzimmer und Garderobe werden eingerichtet. Im Äußeren werden durch Zocha die Gliederung der Fassade und die Fensterumrahmungen verändert. Im Jahr 1727 wurde auf Geheiß der Markgräfin auch mit dem Neubau des Bruckberger Schlosses begonnen und das Sommerschloß in Unterschwaningen erweitert. Unter Zochas Leitung wird auch mit der Umgestaltung der Schloßanlage in Triesdorf begonnen und eine neue Kaserne an Stelle der Hindenburgkaserne gebaut. Darüber hinaus wird 1728 mit dem Bau der Orangerie im Hofgar-



Abb.: Das Verwaltungsgericht Ansbach befindet sich in sehr geschichtsträchtigen Gebäuden. Kernstück ist das ziegelrote Rokoko-Gebäude, das Hofbaumeister Karl Friedrich von Zocha im Jahr 1719 für den Hofmusikus Chiavennetto errichten ließ.

ten begonnen. Die Fülle der Bauten, die Zocha gleichzeitig begonnen hatte, zeigt, daß er sich nicht mit der nötigen Intensität um jedes Bauvorhaben kümmern konnte.

Nach der Regierungsübernahme von Carl Wilhelm Friedrich im April 1729 und dem Tod von Christiane Charlotte am Weihnachtsfest des gleichen Jahres, kommen die Arbeiten an den zahlreichen Baustellen nur noch schlep-pend voran. Der junge Markgraf scheint einen energischeren Fortschritt gefordert zu haben. Karl Friedrich von Zocha war wohl von diesen Vorgaben überfordert und suchte nach einer Hilfe in der Leitung des Baudirektoriums. Am 1. Februar 1731 wird dann schließlich der talentvolle Baumeister und Ingenieur-Lieutenant Leopoldo Retty vom Ludwigs-burger Hof nach Ansbach geholt und als „Ingenieur-Capitain“ angestellt. Anfang des Jahres 1732 tritt dann Zocha von der Leitung des Baudirektoriums zurück und widmet sich als Minister und Oberamtmann von Crails-heim ganz der Tätigkeit in der Verwaltung des Fürstentums.

Die Liste der Bauten, die unter der Ägide Zochas gebaut wurden, ist lang: Wahllos aus der Werkliste seien nur die evangelische Kirche in Aha, die Kirchen in Auerbach, Creg-

lingen, Ermreuth und Gündelhardt sowie die Friedhofskapellen in Merkendorf und Mönch-sondheim erwähnt. Die Fürstenherberge in Schwabach und der Neubau seines Schlosses in Wald runden das Bild seines Schaffens ab.

Sicher war Zocha nicht nur ein Verwalter des Baudirektoriums, sondern ein Mann, der mit Ideen versuchte damals moderne Bauten in der kleinen Residenzstadt Ansbach zu verwirklichen. Ihm fehlten aber die planerische Sicherheit und die Sachkenntnis eines Bau-meisters.

Literatur:

- Adolf Bayer: Die Ansbacher Hofbaumeister beim Aufbau einer fränkischen Residenz. Würzburg 1951.
- Fritz Scholl: Leopoldo Retti – Markkräftlich Ansbach'scher Baudirektor und Herzoglich württembergischer Oberbaudirektor. Ansbach 1931.
- Christian Eichinger: Zur Architektur des Ansbacher Schlosses. Magisterarbeit. Ansbach 1991.
- Otto Fürst: Das Zocha-Schlößchen. Ein Bei-trag zur Geschichte eines Ansbacher Bau-werks. Ansbach 1990.

Von der Residenzstadt des Deutschen Ordens zur Oberamtsstadt – vor 200 Jahren wurde Bad Mergentheim württembergisch¹⁾

von

Christoph Bittel

Vor 200 Jahren wurde die Deutschordensresidenzstadt Mergentheim und einige damals noch selbständige Gemeinden ihrer Umgebung von Württemberg okkupiert. Auf die militärische Besetzung am 20. April 1809 folgte die förmliche Zivilbesitzergreifung durch das Königreich kaum zwei Monate darauf am 10. Juni des gleichen Jahres. Trotz zahlreicher Zäsuren und Umbrüche in der deutschen Geschichte der folgenden Zeit – 1814/15, 1848/49, 1866, 1870/71, 1918, 1933, 1945, 1949 und 1989/90 – wird das Jahr 1809 in der Stadt Bad Mergentheim und ihrer Umgebung nach wie vor als ein gravierender Einschnitt, ja als eine historische Zeitenwende empfunden.

Wir wollen versuchen, uns das Geschehen des Jahres 1809 in seinen Grundzügen zu vergegenwärtigen. Dabei wollen wir auch die unterschiedliche Überlieferung und die Rezeptionsgeschichte der württembergischen Okkupation, des Mergentheimer Aufstandes und seiner Niederschlagung einbeziehen.

1.

Das fränkische Mergentheim, seit 1219 Sitz einer Kommende (Niederlassung) und seit 1340 Stadt des Deutschen Ordens, war erst zu Beginn der Neuzeit Residenz des Oberhauptes dieser zölibatären Gemeinschaft von Rittern und Priestern, des so genannten Hoch- und Deutschmeisters, geworden. Während seiner Mergentheimer Residenzzeit 1527 bis 1809 hatte sich der ‚*Ordo Theutonicorum*‘ zwangsläufig auf die Sicherung und wirtschaftliche Nutzung des ihm verbliebenen Splitterbesitzes in Mitteleuropa beschränkt. Seine Glanzzeit als weit ausgreifender kämpferischer Kreuzzugsorden deutscher Sprache in Palästina und als wehrhafter Kolonisor im vormals heidnischen Baltikum war längst vorüber. Nach und nach hatten sich die Ämter

des Hochmeisters und der Komture (Inhaber der Kommenden) zu beliebten Versorgungspositionen für nachgeborene Söhne kinderreicher Familien des Hoch- und Niederadels im Heiligen Römischen Reich entwickelt.

Von einer glänzenden Hofhaltung konnte in Mergentheim während des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts nur sehr eingeschränkt die Rede sein. Die Inhaber des höchsten Ordensamtes, die in der Regel zusätzlich mehrere hohe und oft einträglichere geistliche Würden innehatten oder bedeutendere weltliche Funktionen erfüllten, waren meist nur für kurze Zeit in ihrer Nebenresidenz an der Tauber anzutreffen. Im Mergentheimer Schloß residierte also faktisch die zweite Garnitur der Ordensritter, allen voran als Stellvertreter des Hochmeisters der Statthalter bzw. Regierungspräsident. Er hatte den Vorsitz im Hofrat (Regierung), in der Hofkammer (Ökonomie- und Finanzwesen) und im geistlichen Ratskollegium inne.

Bereits Jahre bevor der erste württembergische Soldat 1809 seinen Fuß über die Grenze des Mergentheimer Territoriums setzte, war die weltliche Macht der geistlichen Ritter in den Stürmen der französischen Revolutionskriege und in den Turbulenzen der napoleonischen ‚Flurbereinigung‘ auf eine Restgröße zusammengeschrumpft. Aus der Säkularisation von 1803 waren beide, sowohl der Deutsche Orden als auch Württemberg, freilich in ganz unterschiedlicher Weise, als Nutznießer hervorgegangen. Trotz seines Status als geistliches Institut war der Orden ausdrücklich von der Säkularisation ausgenommen worden. Für seine verlorenen linksrheinischen Besitzungen in Lothringen und im Rheinland hatte er insgesamt 36 zumeist kleinere Abteien, Klöster und Stifte, hauptsächlich im Gebiet der beiden heutigen süddeut-

schen Bundesländer, mit einem zugehörigen Personal von 570 Personen hinzugewonnen.

Württemberg dagegen war für seine Verluste im Elsaß und in der Franche-Comté mit der Fürstpropstei Ellwangen, sieben Stiften, Abteien und Klöstern sowie – im Zuge der Mediatisierung – mit einem Dorf und sieben Reichsstädten mehr als angemessen entschädigt worden. Dem linksrheinischen Verlust von sieben Quadratmeilen mit 14.000 Einwohnern und 248.000 Gulden Einkünften waren damals rechtsrheinische Kompensationsobjekte von 29 Quadratmeilen mit 110.000 Einwohnern und 700.000 Gulden Reventüen gegenübergestellt.

Bei der Besitznahme und Aufhebung des ihm zugesprochenen Mergentheimer Dominikanerklosters war der Deutsche Orden offensichtlich nicht weniger zimperlich als andere Säkularisationsgewinner vorgegangen. Württemberg hatte gleichzeitig mit der Inkorporation des ‚Schöntaler Propsthofes‘, eines innerstädtischen Wirtschaftshofs des Zisterzienserklosters Schöntal, einen ersten „Brückenkopf“ in der Deutschordensstadt an sich gebracht.

Ende September 1805 hatte der letzte Mergentheimer Hochmeister Anton Viktor von Österreich nach elfmonatigem Aufenthalt in der Tauberstadt seinen Wohnsitz infolge drohender Kriegsgefahr in die sichere Ordenskommende nach Wien verlegt. Zugleich waren – sehr zum Unmut König Friedrichs von Württemberg – der Großteil des Silberinventars des Schlosses in der Tauberstadt, die gesamten seit dem Spätmittelalter zusammengetragenen Kostbarkeiten der Schatzkammer und die 375 Einzelstücke umfassende Münzsammlung an die Donau transportiert worden.

Mit der Besetzung Mergentheims vor 200 Jahren, einer militärischen Prävention Württembergs als Verbündeter Napoleons im Krieg gegen Österreich, endete die nicht ganz 300jährige Residenzzeit der fränkischen Kleinstadt unter dem Deutschen Orden. Seit dem Preßburger Friedensvertrag vom Dezember 1805 verfügte die zölibatäre Gemeinschaft von Rittern und Priestern – abgesehen



Abb. 1: Porträt des letzten Mergentheimer Hochmeisters Anton Viktor von Österreich. Lithographie von Franz Wolf, um 1830 (Deutschordensmuseum Bad Mergentheim, Photo: Besserer, Lauda-Königshofen).

von ihren Niederlassungen in Österreich – praktisch nur noch über ein kleines Restgebiet um die heutige Kur- und Große Kreisstadt im Main-Tauber-Kreis.

Als habsburgische Sekundogenitur, mit der Übernahme der erblichen Würde des Hochmeisters durch einen von Kaiser Franz zu bestimmenden Prinzen des Kaiserhauses, hatte der Orden noch ein kurzes staatliches Dasein gefristet. Umgeben von den im ‚Rheinbund‘ vereinigten expansionslüsternen deutschen Vasallen Napoleons, hatte er sein vorläufiges politisches Überleben einzig und allein seiner Einbindung in die österreichische Souveränität zu verdanken. Dieser kaiserliche Schutzmantel bot nun im Zuge des erneuten französisch-österreichischen Waffengangs von 1809 keine Sicherheit mehr.

2.

„Nachdem ich ... mit dem Bataillon in Herbsthäusen und Anderwerz [!] übernach-

tet und von ersterem Ort heute früh 6 Uhr ausmarschiert war," so berichtete Oberst von Beulwitz am 20. April 1809 seinem königlichen Oberbefehlshaber, „traf ich um 9 Uhr in Mergentheim ein und ließ alsbald die auf dem Thor befindliche deutschmeisterische Wache, so wie späterhin die ganze vom Feldwebel abwärts in 48 Köpfen bestehende Mannschaft defarmiren.“²⁾ Unmittelbar darauf sorgte der württembergische Offizier mit dem 2. Bataillon des Infanterieregiments Prinz Friedrich, einer Einheit von ungefähr 700 Mann, für die Besetzung der Hauptwache auf dem Markt, der Schloßwache und sämtlicher Stadttorwachen, wobei, wie König Friedrich befriedigt erfuhr, „nicht das geringste Hinderniß oder Unordnung Statt fand.“³⁾

Den beiden im Archivgebäude des Schlosses einberufenen Kollegien der Regierung und der Hofkammer eröffnete der neu ernannte württembergische „General Landes Commissaire“ Eugen von Maucler schließ-

lich, wie er seinem obersten Dienstherrn in Stuttgart mitteilte, „daß im Namen Euer Königlichen Majestaet das Fürstenthum Mergentheim militärisch occupirt und überhaupt in Besitz genommen worden sey.“⁴⁾ In einer alsbald an den Mergentheimer Schloß- und Stadttorengeschlagenen Proklamation wurde die Okkupation mit den „feindliche[n] Vorschritte[n], welche Se. Majestät der Kaiser von Oestreich gegen Seine Königliche Majestät von Württemberg und Ihre Alliirte gemacht“ hatten, begründet.⁵⁾ Von den Ordensuntertanen erwartete die Besatzungsmacht, daß sie „durch ein ruhiges und folgsames Benehmen die freundliche schonende und gerechte Behandlung verdienen, welche alle Königlich Württembergische Behörden und namentlich die in das Fürstenthum verlegte Königliche Truppen überall gegen sie eintreten lassen werden, und die ihnen im Namen Seiner Majestät des Königs hiemit feyerlichst zugesichert wird.“⁶⁾

Im Namen Seiner Königlichen Majestät von Württemberg.

Bewogen durch die feindliche Vorschritte, welche Se. Majestät der Kaiser von Oestreich gegen Seine Königliche Majestät von Württemberg und Ihre Alliirte gemacht, haben Seine Majestät der König von Württemberg das Fürstenthum Mergentheim mit allen seinen Zugehörungen militärisch occupiren und in Administration nehmen lassen.

Indem die sämtliche Unterthanen des Fürstenthums hievon andurch benachrichtigt werden, erwartet die unterzeichnete Stelle von ihnen, sie werden durch ein ruhiges und folgsames Benehmen die freundliche schonende und gerechte Behandlung verdienen, welche alle Königlich Württembergische Behörden und namentlich die in das Fürstenthum verlegte Königliche Truppen überall gegen sie eintreten lassen werden, und die ihnen im Namen Seiner Majestät des Königs hiemit feyerlichst zugesichert wird.

Mergentheim, den 20ten April 1809.

Königl. Württembergisches General-Landes-Commissariat in dem
Fürstenthum Mergentheim

Freyherr von Maucler.

von Kaufmann

Abb. 2: Besitzergreifungspatent König Friedrichs von Württemberg vom 20. April 1809 (Vorlage und Aufnahme Hauptstaatsarchiv Stuttgart, E 9, Bü 70).

Unmittelbar darauf ordnete König Friedrich nach dem Muster der zahlreichen Annektionen der zurückliegenden Jahre eine sofortige Sichtung der Inventare von Schloß und Kirchen in Mergentheim sowie den Abtransport der brauchbaren Wertgegenstände an. „Das Schloß ist sehr groß und noch gut eingerichtet,“ versicherte ihm Anfang Juni 1809 Generallandeskommissär Maucler und fügte hinzu: „Der Vorrath von Silber ist wohl an fünf-ehn Tausend Gulden werth, Mobilien, Betten und Weiszeug sind in ziemlicher Anzahl vorhanden, so wie sich auch eine Bibliothek von vierzig Tausend Bänden hier befindet.“⁷⁾ Zudem stöße an das Schloß „ein großer, schön angelegter Garten, der gut unterhalten“ sei.⁸⁾

Ohne Verzug gelangten nun das Kirchensilber aus der Schloßkirche, aus dem Dominikanerkloster, dem Kapuzinerkloster und der Mariahilfkapelle sowie das verbliebene Hausilber des Schlosses auf Befehl des Königs auf direktem Wege nach Ludwigsburg. Die Schloß- und die Dominikanerkirche wurden geschlossen, das zuletzt im bereits 1803 säkularisierten Dominikanerkloster untergebrachte Priesterseminar des Deutschen Ordens und das Kapuzinerkloster mit den üblichen bedauerlichen Konsequenzen für die darin lebenden Brüder und Novizen aufgehoben. Von Herbst bis Frühjahr 1810 folgte die Überführung eines erheblichen Teils des Schloßmobiliars, des herrschaftlichen Jagdzeugs, der umfangreichen Bibliothek und einiger weniger Bestände des Ordensarchivs in die Hauptstadt des Königreichs.

Währenddessen war am 23. Mai 1809 im Pariser ‚Moniteur‘ eine Verfügung Napoleons über die Aufhebung des Deutschen Ordens in den Rheinbundstaaten, den deutschen Verbündeten des Korsen, erschienen. Im Dekret wird die Übertragung des Mergentheimer Gebiets sowie der Rechte, Pflichten und Einkünfte des Hochmeistertums im Sinne des Preßburger Friedensvertrages an die Krone Württemberg ausgesprochen. Friedrich hatte daraufhin am 10. Juni die förmliche Zivilbesitzerergreifung des Territoriums an der Tauber durch Anschlagen der württembergischen Wappen und eines Patents durchführen lassen

und zudem das „Fürstenthum Mergentheim“ in seinen „ausführlichen Königlichen Titel“ aufgenommen.⁹⁾

Am 13. Juni folgte die „feierliche Erbhuldigung“ der Geistlichkeit und weltlichen Dienerschaft im Schloßhof und anschließend der zusammenberufenen Stadt- und Landbewohner auf dem Marktplatz. Daß dieser Termin ausgerechnet mit dem Namenstag des letzten Hoch- und Deutschmeisters zusammenfiel, war den neuen Herren offensichtlich entgangen. Da die seinerzeitige württembergische amtliche Berichterstattung dieses Staatsaktes von der Darstellung in einer 1818 anonym erschienenen Druckschrift aus dem Ordensumkreis erheblich abweicht, seien hier beide Quellen einander gegenübergestellt.

Laut Bericht des Generalkommissärs von Maucler an den König wurde den Einwohnern die bevorstehende Feier dieses Tages morgens um 6 Uhr durch 50 Böllerschüsse angekündigt. Um 8 Uhr leistete „die gesamte Geistlichkeit sowie die geeignete weltliche Dienerschaft“ im Schloß den Huldigungseid „in die Hände“ des königlichen Sonderbeamten.¹⁰⁾ Um 9 Uhr machte von Maucler die auf dem Marktplatz versammelten Untertanen aus Stadt und Land von einer eigens am Rathaus errichteten Tribüne herab auf „alle wichtige[n] Vortheile“ aufmerksam, „welche aus der Vereinigung des Fürstenthums Mergentheim mit dem Königreich entstehen würden.“¹¹⁾ Hierauf sei der Huldigungseid, wie der Generalkommissär seinem obersten Dienstherrn mitteilte, „nach abgelesenem Vorhalte, von der ganzen versammelten Menge, feyerlich ausgeschworen“ worden.¹²⁾

Auf eine „Danksagungsrede“ des Stadtschultheißen auf dem Platz folgte eine „den Umständen sehr angemessene“ Ansprache des Geistlichen in der Stadtpfarrkirche „über die Pflichten und Verbindlichkeiten ..., welche die neue[n] Königliche[n] Unterthanen über sich [!] genommen hätten.“¹³⁾ Der Kommissär empfing daraufhin im Schloß die Dienerschaft, „welche nochmals die Gesinnungen ihrer allerunterthänigsten Devotion gegen Seine königliche Majestät ausdrückte,“ und mittags eine Gesellschaft von 50 Personen, die einen Toast auf die „Gesundheit Seiner

königlichen Majestät“ ausbrachte und „die ehrerbietigste[n] Wünsche für das Wohl des gesammten königlichen Hauses“ aussprach.¹⁴⁾ „Auch das Volk überlies sich bis tief in die Nacht auf manigfaltige Weise der Freude,“ so schloß von Maucler seinen Bericht, „welche ein Tag herbeiführen mußte, der ihm ewig unvergeßlich seyn wird, da die weise und gerechte Regierung ihres allerdurchlauchtigsten Monarchen ihm die Aussicht der glücklichsten Zukunft eröffnet.“¹⁵⁾

Eine ganz andere Darstellung dieses Festtages – nicht so sehr bezüglich seines zereemoniellen Ablaufs als vielmehr seiner öffentlichen Wahrnehmung – enthält die 1818 ohne Angabe des Druckers und Druckortes anonym erschienene 77seitige Broschüre „Die Württemberger in Mergentheim. Geschrieben von einem Augenzeugen im Jahre 1810“. Nur in dieser zeitnahen Quelle findet sich folgende abweichende Schilderung des Huldigungseides auf dem Marktplatz: „Als ... Herr von Maucler die Hand zur Eidesleistung emporhub, und nach einer Pause, wo er das nämliche vom Volk erwartete, die Eidesformel langsam und mit Nachdruck hersagte, herrschte, mit Ausnahme eines halblauten Geflüsters einiger Localdiener, eine allgemeine tiefe Stille. Unter dem Volke war kein Laut zu vernehmen, und ein Einziger unter demselben soll in Begriff gestanden seyn, die Hand in die Höhe zu heben, von einem Rückwärtsstehenden aber durch einen Stockschlag auf die Finger zurecht gewiesen worden seyn. Außer einer kleinen Blässe, die man jetzt auf dem Gesichte des Herrn von Maucler bemerkte, blieb sich derselbe ganz gegenwärtig, und endigte den Eid für sich allein.“¹⁶⁾

Noch einmal kommt der anonyme „Augenzeuge“ auf die Zeremonie des 13. Juni zurück und interpretiert ihren Ablauf aus seiner Sicht: „Bei dem Huldigungseid, dem unsere Umstände, eine vorangeschickte Rede und die Persönlichkeit des General-Landes-Kommissärs alle Feierlichkeit gaben, herrschte desungeachtet tiefes Stillschweigen, das um so vorsätzlicher zu seyn schien, als eben diese Stille nachher sehr geltend gemacht wurde, indem von dem großen Haufen allgemein und öffentlich mit Nachdruck behauptet worden

ist, daß man zum Erscheinen bei der Huldigung aufgeboten, aber weder mit Herz noch Mund, somit nicht wirklich gehuldigt worden sey.“¹⁷⁾ Die Intention dieser Passage ist klar: die vermeintliche Eidverweigerung erscheint als Vorbote des kommenden Aufstandes, dessen Teilnehmer hier von der späteren Anklage des Eidbruchs und Hochverrats gleichsam freigesprochen werden.

Zweifellos kommt im Bericht des Generallandeskommissärs über die Huldigungsfeier jene heute unverständliche servile Haltung zum Ausdruck, die insbesondere König Friedrich von Württemberg seinerzeit von seinen Beamten und Untertanen forderte und erwartete. Wäre es indessen tatsächlich zu der in der anonymen Schrift von 1818 – also wesentlich später – behaupteten deutlich zu Tage getretenen Eidverweigerung gekommen, so hätte dies von Maucler im Bericht an seinen obersten Dienstherrn sicher auch erwähnt. In seinen offensichtlich unmittelbar nach der Niederschlagung des Mergentheimer Aufstandes als eine Art persönlicher Rechenschaftsbericht niedergeschriebenen privaten Aufzeichnungen über die Vorgänge betont von Maucler, daß der „Huldigungsakt“ des 13. Juni „mit der größten Feierlichkeit, Ordnung und Ruhe“ vor sich gegangen sei.¹⁸⁾ „Alle Gemeinden waren versammelt,“ so heißt es weiter in seiner Niederschrift, „und wenn mehrere junge Leute aus nicht ganz unterdrückter Besorgnis ausgehoben zu werden, während der Handlung vor den Stadttoren geblieben waren, so fanden sich doch alle später in der Stadt ein und wohnten dem angeordneten Hochamt bei.“¹⁹⁾

3.

Freiherr von Maucler urteilte fast 40 Jahre später in seinen privaten Aufzeichnungen über die Einverleibung des „Ländchen[s]“, das „mit großer Neigung an seinem Regenten, dem Deutschmeister Erzherzog Anton Viktor, und unmittelbar an dem Hause Österreich“²⁰⁾ hing: „Eine militärische Okkupation bis zum Frieden wäre ganz ruhig vorübergegangen, allein die ungeduldige Unruhe des Königs trieb ihn an, diese Besitzung während des Kriegs seinem Land zu inkorporieren, die Huldigung zu fordern, das lästige System der

indirekten Steuern einzuführen und die bis dahin unbekannt geliebene Militäraushebung anzuordnen.“²¹⁾ Dies alles sei zu einer Zeit erfolgt, „zu der österreichische Streitkorps nach Franken vorgedrungen waren, die, nach des Königs eigener Meinung, sehr leicht nach Mergentheim hätten gelangen können.“²²⁾

Während die Aufnahme der Militärpflichtigen in Konskriptionslisten noch vollkommen ruhig und reibungslos verlief, scheiterte die am 22. und 23. Juni anberaumten Rekrutenaushebung von 45 Mann am Widerstand der Bevölkerung einzelner Landorte. Als am 26. Juni in der Gemeinde Wachbach ein erneuter Rekrutierungsversuch unter stärkerer militärischer Bedeckung unternommen wurde, rotteten sich Männer umliegender Dörfer zusammen und entwaffneten das württembergische Kommando. Die Landbewohner zogen daraufhin nach Mergentheim, setzten das restliche Militär außer Gefecht und brachten die Beamten der mittlerweile etablierten württembergischen Zivilverwaltung und den Generallandeskommissär in ihre Gewalt. „Der wildeste Tumult herrschte bis gegen Morgen hin in allen Straßen der Stadt,“ berichtete Maucler später, der von einigen bewaffneten Mergentheimer Bürgern im Rathaus vor Angriffen geschützt werden mußte.²³⁾

Am Morgen des 27. Juni verlangten die Aufständischen die Wiedereinsetzung der ehemaligen Deutschordensregierung unter dem Präsidenten Carl Caspar Freiherr Reuttner von Weyl und die Wiederbewaffnung und -uniformierung des Ordensmilitärs. Der gefangene Generallandeskommissär autorisierte die ehemaligen Deutschordensbeamten ausdrücklich zu diesen Schritten, um dem Aufbruch Grenzen zu setzen und weitere Ausschreitungen zu verhindern. Die bäuerlichen Rebellen versuchten nun, König Friedrich durch die in ihrer Hand befindlichen Geiseln zum Zugeständnis eines Verbleibs des Mergentheimer Gebiets bei Habsburg bis zum Friedensschluß zu zwingen. Diese Erwartung erwies sich freilich als ebenso illusorisch wie die Hoffnung auf Unterstützung durch österreichische Truppen. Rasch zusammengezogene württembergische Einheiten, 2.800 Mann Infanterie und 300 Mann Kavallerie,

hatten am 29. Juni mit der Überwindung der kampfunerprobten Bauern und der Einnahme der Stadt leichtes Spiel. Mindestens 30 Rebellen und zwölf württembergische Soldaten kamen bei den Kämpfen ums Leben.

Ein Kriegsgericht fällte im Eilverfahren z.T. harte und abschreckende Urteile: bei sechs der „Aufwiegler und Rädelsführer“ wurde die Todesstrafe durch Erhängen oder Erschießen rasch vollstreckt, eine Anzahl weiterer Hauptverantwortlicher kam in Festungshaft. Bei den Vernehmungen der Inhaftierten spielte neben der Frage der Beteiligung an den Unruhen auch die der Ablegung des Huldigungseides eine Rolle. Die meisten Verhörten gaben an, gehuldigt zu haben, andere waren, wie sie beteuerten, an diesem Tag aus unterschiedlichen Gründen am Erscheinen gehindert. Unter den Erschossenen war ein bekennender Eidverweigerer, der nach eigener Aussage zwar bei der Zeremonie zugegen war, seine Hand aber nicht zum Schwur gehoben hatte. Schließlich wurde vorübergehend in Heilbronn eine größere Gruppe angesehener ehemaliger Ordensuntertanen aus der Mergentheimer Gegend arretiert – als Geiseln für die Einwohner der Tauberstadt und der umliegenden Ortschaften, „bis deren ruhiges und ordnungsgemäßes Verhalten außer allen Zweifel gesetzt sein wird.“²⁴⁾

Zur Beliebtheit der neuen württembergischen Herrschaft trug die Ausweisung zweier ehemals führender Ordensritter aus dem Lande nicht gerade bei. Ex-Regierungspräsident Freiherr Reuttner von Weyl wurde wegen seiner erneuten Übernahme von Regierungsfunktionen und Freiherr von Hornstein – nach fünfmonatiger Einkerkierung auf dem Hohenasperg – wegen seiner Ausübung des Oberbefehls über die Bauernformation ins Exil geschickt. Auf der anderen Seite übernahm das Königreich einige ehemalige Ordensbeamte wegen ihres Wohlverhaltens direkt in den Staatsdienst, während vereinzelt württembergische Beamte wenigstens zeitweilig den Zorn ihres Königs zu spüren bekamen. So wurde beispielsweise Eugen von Maucler infolge des Vorwurfs allzu großer Nachgiebigkeit aller seiner Ämter enthoben und für einige Wochen in Untersuchungshaft gehalten.

ten, später aber rehabilitiert. Der unter Friedrichs Nachfolger Wilhelm I. bis zum Präsidenten des Geheimen Rats (Ministerpräsidenten) aufgestiegene Freiherr schrieb in seinen privaten Lebenserinnerungen: „*Wenn die Behandlung der braven Mergentheimer Diener gleich nach dem Aufstande, zu dessen Milde- rung sie mit persönlicher Gefahr so vieles beitrugen, auch hart und rücksichtslos war, so erlebte ich es doch, daß späterhin ein günstigeres Los ihnen zuteil wurde, so daß jeder von ihnen hiemit zufrieden zu sein Ursache hatte.*“²⁵⁾

Im Schönbrunner Friedensschluß vom Oktober 1809 mußte das im Krieg bezwungene Österreich der Aufhebung des Deutschen Ordens in den Rheinbundstaaten ebenso wie der Eingliederung des Mergentheimer Gebiets in das Königreich Württemberg zustimmen. Auf dem „*Mergentheimer Kongreß*“, der von 1812 bis 1815 im Schloß tagte, einigten sich die Bevollmächtigten der süddeutschen Staaten untereinander über die Schuldenliquidation des ehemaligen Deutschordensterritoriums, die Verteilung der Aktivkapitalien, Dokumente und Akten sowie über die Besoldung, Wiederanstellung oder Pensionierung der Ordensbeamten und -diener. Einbezogen wurde in diese Regelungen durch Separatverträge auch der Deutsche Orden selbst, der als katholischer Hausorden der Habsburger in der österreichischen Reichshälfte der Donaumonarchie fortbestand. Der Wiener Kongreß von 1814/15 bestätigte – auch nach Napoleons Sturz – den status quo und damit die Ergebnisse des Schönbrunner Friedens und die Vereinbarungen des Mergentheimer Kongresses.

König Friedrich von Württemberg, der neue Landesherr, ließ beim ersten mehrstündigen Besuch in seinem neu erworbenen Schloß und in dessen Anlagen am 5. Juli 1811 die Stadt Mergentheim buchstäblich links liegen, da er offensichtlich deren Einwohnern noch wegen des Aufstandes von 1809 grollte. Beim zweiten Aufenthalt Mitte Mai 1812 schien das Eis endlich gebrochen: der König zog unter dem Jubel der Bevölkerung in der Tauerstadt ein, zeigte sich versöhnt und nahm mehrere Tage im Schloß Quartier. Der eigentliche Anlaß dieser Reise dürfte ein Zu-

sammentreffen mit Napoleon in Würzburg am Abend des 13. Mai gewesen sein. Genau ein Jahr später hielt sich der Monarch wegen des erneuten Kriegsausbruchs wiederum, diesmal mit großem Gefolge, in seinem Mergentheimer Domizil auf. Die wirkliche Anhänglichkeit und Liebe seiner Untertanen dürfte sich dieser König von Württemberg indessen kaum erworben haben. Das galt für die altwie für die neuwürttembergischen Landesteile in gleichem Maße, insbesondere aber wohl für das neu erworbene Gebiet im äußersten Norden des Landes.

4.

Für lange Zeit galt der 1818 gedruckt erschienene Bericht eines anonymen „*Augenzeugen*“ von 1810 „*Die Württemberger in Mergentheim*“ als kaum kritisch hinterfragte Hauptquelle aller Darstellungen der damaligen Ereignisse. Als Verfasser wird vielfach der letzte Mergentheimer Ordenskanzler Jakob Joseph Freiherr von Kleudgen (1738–1822) angesehen, der nach 1809 in bayerische Dienste trat und dieses Königreich 1812 bis 1815 als Bevollmächtigter auf dem Mergentheimer Kongreß vertrat. Die recht flüssig und vor allem sehr anschaulich geschriebene Broschüre mit einem Dokumentenanhang soll nach Ansicht von Matthias Gindele (1987) den folgenden Eindruck erwecken:

- „*1. die Bauern sind dumm und haben sich wie Kinder zu einem bösen Streich hinreißen lassen,*
2. *die Mergentheimer Bürger, die Mitglieder der ehemaligen Deutsch-Ordens-Regierung und der Verfasser selbst haben eng mit den württembergischen Beamten zusammengearbeitet und versucht, die Bauern von ihrem Aufruhr abzubringen,*
3. *die Reaktion des württembergischen Militärs war unverhältnismäßig hart.*“²⁶⁾

Daß die Württemberger bei der Wiedereinnahme Mergentheims „*alle Deutschordischen Wappen und jedes unbedeutende Zeichen eines solchen, wo sie anzutreffen waren, abgerissen*“ hätten, daß „*Särge ... mißhandelt und Monumente zertrümmert,*“²⁷⁾ daß „*alle Effekten im Schloß, bis auf die unbedeutendsten Gegenstände ... abgeführt*“²⁸⁾ worden

seien, wurde seit 1818 von Historikern, Heimatforschern, Journalisten und Dichtern meist ungeprüft übernommen und in mancherlei Ausschmückungen zu Papier gebracht. Entsprechende Passagen enthalten die „Kurze Beschreibung der Stadt Mergentheim“ des seit 1837 in Württembergisch Franken wirkenden Pfarrers, Dichters und Regionalhistorikers Ottmar F. H. Schönhuth von 1844²⁹⁾ ebenso wie die Schrift „Der Deutsche Ritter-Orden in seinem Wirken für Kirche und Reich“ des Wiener Deutschordenspriesters, Bibliothekars und Archivars Joseph Holzapfel von 1850³⁰⁾ oder die „Geschichte des Deutschen Ritter-Ordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland“ des Königsberger Universitätsprofessors und Staatsarchivars Johannes Voigt von 1859.³¹⁾

Eine erste umfassende Darstellung der „Besitznahme von Mergentheim durch die Krone Württemberg im Jahre 1809“ veröffentlichte 1886 bis 1888 der Troppauer Deutschordenspriester und Religionsprofessor Alfons Hoppe als Beilage der jährlichen Programme des dortigen „k. k. Staats-Gymnasiums“.³²⁾ Hoppe stützt sich neben der „Kleudgen-Schrift“ vor allem auf einen im Deutschordens-Zentralarchiv in Wien verwahrten sogenannten „Codex 178“, einen vermutlich einige Zeit nach den Ereignissen von 1809 aus deutschordischer Sicht verfaßten ausführlichen Bericht. Für den Religionslehrer war „*der letzte Tribut der Liebe und Verehrung, den noch im Hinsinken seiner Macht eine Handvoll treuer Unterthanen*“ dem Orden gezollt hätten, „*ein glänzendes Zeugnis für die Vortrefflichkeit seines Waltens.*“³³⁾ Nach seiner Ansicht gehörte „*der Ruhm, in schlimmer Zeit, als ringsum alle sich zitternd vor dem fremden Eroberer beugten, treu zu Österreich gestanden, mit Österreich gestritten und gelitten zu haben und schließlich ... als Opfer des Hasses gegen Österreich gefallen zu sein, ... zu den schönsten Lorbeeren, die der Deutsche Orden jemals sich gepflückt*“ habe.³⁴⁾

Die 1898 vorgelegten „Beiträge zur Geschichte der Mergentheimischen Staatsveränderung im Jahre 1809“ des längere Zeit in Mergentheim stationierten und ansässigen Hauptmanns z.D. Heinrich Schmitt geben die

Ereignisse von 1809 aus eher württembergisch-staatstragender Perspektive wieder.³⁵⁾ Der Berufssoldat fränkischer Abstammung und katholischer Konfession hat für seine Schrift, die von Landes- und Regionalhistorikern bisher kaum zur Kenntnis genommen wurde, neben den bekannten Quellen als erster in größerem Ausmaß einschlägige Akten aus den Staatsarchiven Stuttgart und Ludwigsburg herangezogen. Schmitt verschweigt zwar die Härte des württembergischen militärischen Eingreifens nicht, für Übergriffe und Exzesse macht er jedoch in erster Linie „*wild erregte Bauern*“ und den mit ihnen sympathisierenden „*Pöbel der Stadt*“ verantwortlich.³⁶⁾

Vierzehn Seiten widmet Matthias Erzberger in seinem 1902 erschienenen, 440 Seiten umfassenden Buch „Die Säkularisation in Württemberg von 1802-1810“ der Okkupation Mergentheims durch das südwestdeutsche Königreich.³⁷⁾ Das mit unendlichem Fleiß zusammengetragene Werk, die erste umfassende Geschichte der – wie Erzberger schreibt – „*Beraubung der katholischen Kirche*“³⁸⁾ in Württemberg, ist nicht die Arbeit eines Historikers, sondern vielmehr die eines politischen Publizisten. Der katholische Lehrer, Schriftsteller, Redakteur und 1921 ermordete „Zentrums“-Politiker verfolgte bei dieser umfangreichen Publikation, wie sein erster Biograph Klaus Epstein (1962) schrieb, „*zweifelloso mehr den politischen Zweck, katholische Schadenersatzforderungen zu begründen, als die Wahrheit um ihrer selbst willen zu erforschen.*“³⁹⁾ Ganz dieser Tradition folgt auch die Artikelserie des aus Bad Mergentheim stammenden „Zentrums“-Journalisten Karl Herz „Der ‚Aufstand‘ von Mergentheim 1809“ in der „Tauber-Zeitung“ Anfang Dezember 1921, in der – im Gefolge des Friedensvertrages von Versailles – unverkennbar nationalistische Töne anklingen und antifranzösische Ressentiments zum Ausdruck kommen.⁴⁰⁾

Ein vergleichsweise nüchternes und wesentlich differenzierteres Bild bieten die in den letzten Jahrzehnten erschienenen wissenschaftlichen Arbeiten und Aufsätze zum Thema. Friedrich Täubl, der sich in seiner

Wiener Dissertation von 1965 „Der Deutsche Orden im Zeitalter Napoleons“ weitgehend mit den bekannten ordensnahen Quellen begnügt, beurteilt den Aufstand als eine „spontane Handlung gegen eine Fremdherrschaft, wie sie auch in anderen Teilen Europas zu dieser Zeit“ erfolgt sei.⁴¹⁾ „Dieser blutige Akt bildete“ nach seinen Worten „den Abschluß der langen Herrschaft des Deutschen Ordens in Mergentheim.“⁴²⁾

Matthias Gindele möchte in seinem 1987 in der ‚Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte‘ veröffentlichten Aufsatz „Der Aufstand der Bauern des Oberamts Tauber im Jahr 1809“ mit Hilfe der einschlägigen württembergischen Akten die auf „dem Material des Wiener Deutschordensarchivs“ basierenden Darstellungen „auf ihre Richtigkeit hin ... überprüfen.“⁴³⁾ Eine klare Antwort auf diese Frage sucht man in dem Artikel freilich vergebens: für Gindele scheinen die „Kleudgen-Schrift“ und die Darstellung Hoppes mit den Stuttgarter und Ludwigsburger Archivalien weitgehend übereinzustimmen. Nach Ansicht des Autors steht der „Mergentheimer Aufstand ... als letzter in einer Reihe von Revolten, bei denen die Ausbeutung des Landes durch fremde Truppen den eigentlichen Klassengegensatz zwischen Bauer und Grundherr überlagerte und verdeckte.“⁴⁴⁾

Daniel Kirn kommt in seiner 2006/07 im Jahrbuch ‚Württembergisch Franken‘ erschienenen Abhandlung „Der Mergentheimer Aufstand des Jahres 1809 und das Ende des Meistertums Mergentheim“ zu dem Ergebnis, daß sich Österreich bereits Anfang März 1809 in Verhandlungen mit Württemberg mit dem Verlust Mergentheims und dem dortigen Ende des Ordens abgefunden habe.⁴⁵⁾ Der Autor, der sich weitgehend auf Unterlagen der württembergischen Staatsarchive stützt, betrachtet die „Kleudgen-Schrift“ von 1810/18 und den Wiener „Codex 178“ hinsichtlich ihrer historischen Zuverlässigkeit mit deutlicher Skepsis. Ebenso wie Gindele sieht Kirn den „Mergentheimer Aufstand“ als „bäuerliche Bewegung“ in einer Reihe mit den Bauernaufständen seit der frühen Neuzeit.⁴⁶⁾ Nach seiner Ansicht haben die Mergentheimer Aufständischen „nicht für die Wiederherstellung

der alten Ordensherrschaft“ gekämpft, sondern sich vielmehr gegen die Schmälerung „durch Württemberg in ihren althergebrachten Rechten“ gewehrt.⁴⁷⁾

5.

Zweifellos hat der wenig rücksichtsvolle Umgang der neuen württembergischen Herrschaft mit den bisher verehrten Sakralgegenständen und deren Abtransport nach Stuttgart im Jahre 1809 bei der damals nahezu ausschließlich katholischen Bevölkerung Mergentheims vielfach Erbitterung ausgelöst. Daß indessen „der wilde Geist der Zerstörung“ auch „in die stillen Grüfte der Ruhe“ vorgezogen sei und dort „Särge ... mißhandelt und Monumente zertrümmert“⁴⁸⁾ worden seien, wie die „Kleudgen-Schrift“ den Okkupanten vorwirft, entspricht nur sehr eingeschränkt der historischen Wahrheit. Tatsächlich fanden die mit der Besetzung Mergentheims betrauten württembergischen Beamten, wie das Inventarverzeichnis des Schlosses vom Mai 1809 belegt, die erst im Zuge des Neubaus der Schloßkirche von 1731 bis 1736 auf vor dem unbebauten Grund angelegte „Gruft“ weitgehend im heutigen Zustand vor. Beim Neubau hatte man seinerzeit nur wenige Epitaphien und Grabsteine aus der alten Hofkapelle – vielfach nicht ohne deren Schädigung – hierher versetzt, als Grablege diente dieser Raum offensichtlich zu keinem Zeitpunkt. Lediglich das künstlerisch bedeutende Bronzeepitaph Walter von Cronbergs von 1539 wurde nach Ludwigsburg bzw. Stuttgart verbracht, kehrte aber auf Bitten der Mergentheimer „bürgerlichen Kollegien“ (Gemeinderat und Bürgerausschuß) 1853 in die damalige württembergische Oberamtsstadt zurück.

Auch wenn wir über die Ereignisse während der württembergischen Besitznahme Mergentheims zunehmend genauere und zuverlässige Informationen gewinnen, werden die damaligen Ereignisse wohl stets – je nach Standpunkt und Herkunft – kontrovers diskutiert werden. Voraussetzung für die Beschäftigung mit der Mergentheimer Vergangenheit und Gegenwart als Residenzstadt des Deutschen Ordens ebenso wie als württembergische, württembergisch-badische und baden-württembergische Oberamts-, (Große) Kreis- und Kurstadt



Abb. 3: Mergentheim von Süden, kolorierte Federzeichnung aus dem Reisetagebuch eines französischen Offiziers, 1795 (Photo: Deutschordensmuseum Bad Mergentheim).

ist die Bewahrung der schriftlichen Zeugnisse und die Überlieferung der bedeutenden Sachgüter, insbesondere aber auch der behutsame Umgang mit der historischen Bausubstanz von Schloß und Altstadt.

Für die historische Identität Bad Mergentheims wird die vor 200 Jahren so abrupt zu Ende gegangene Residenzzeit unter dem Deutschen Orden – und dies sicher zu Recht – stets eine vordringliche Rolle spielen. Daß aber auch die nachfolgende württembergische Zeit als Teil der Geschichte und des Selbstbewußtseins dieser Stadt wahr- und angenommen wird, dafür ist das „Historische Schützen-Corps Bad Mergentheim e.V.“ der lebende Beweis. Die vielfältigen Aktivitäten dieses 1977/78 gegründeten uniformierten Traditionsvereins im Landesverband der Historischen Bürgerwehren und Stadtgarden Württemberg-Hohenzollerns, der an die örtlichen Vorbilder des Schützenkorps von 1824

anknüpft und die württembergische Epoche der Stadt vergegenwärtigt, wäre indessen Thema eines besonderen Aufsatzes.

Anmerkungen:

- 1) Text eines Vortrages, gehalten am 12. September 2009 im ‚Roten Saal‘ des Deutschordensmuseums in Bad Mergentheim auf einer vom ‚Historischen Schützen-Corps Bad Mergentheim e.V.‘ ausgerichteten Festveranstaltung „Bad Mergentheim – 200 Jahre bei Württemberg“ unter der Schirmherrschaft und Anwesenheit SKH Carl Herzog von Württemberg.
- 2) HStA Stuttgart, E 9, Bü 70.
- 3) Ebd.
- 4) Ebd.
- 5) Ebd.
- 6) Ebd.
- 7) Ebd.

- 8) Ebd.
- 9) Schwäbischer Merkur, Beiblatt Schwaben, v. 2.6.1809.
- 10) HStA Stuttgart, E 9, Bü 70.
- 11) Ebd.
- 12) Ebd.
- 13) Ebd.
- 14) Ebd.
- 15) Ebd.
- 16) Die Württemberger in Mergentheim. Geschrieben von einem Augenzeugen im Jahre 1810. o.O. 1818, S. 10.
- 17) Ebd., S. 11.
- 18) Sauer, Paul (Bearb.): Der Mergentheimer Aufstand vom Juni 1809. Die Aufzeichnungen von Eugen Freiherr von Maucler sowie die in offiziellem Auftrag verfaßten Berichte des Oberamtmanns Kuhn und der Hofräte Herzberger und Taglieber in Mergentheim, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 46 (1987), S. 205–251, hier S. 212f.
- 19) Ebd., S. 213.
- 20) Sauer, Paul (Bearb.): Im Dienst des Fürstenhauses und des Landes Württemberg. Die Lebenserinnerungen des Freiherren Friedrich und Eugen von Maucler (1735–1816). Stuttgart 1985, S. 134.
- 21) Ebd.
- 22) Ebd.
- 23) Sauer: Der Mergentheimer Aufstand (wie Anm. 18), S. 221.
- 24) Zit. nach: Schmitt, Heinrich: Beiträge zur Geschichte der Mergentheimischen Staatsveränderung im Jahre 1809 (Altertums-Verein Mergentheim. Veröffentlichung für das Vereinsjahr 1897/98). Mergentheim 1898, S. 37.
- 25) Sauer: Im Dienst des Fürstenhauses (wie Anm. 20), S. 135.
- 26) Gindele, Matthias: Der Aufstand der Bauern des Oberamts Tauber im Jahre 1809, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 46 (1987), S. 163–203, hier S. 165.
- 27) Die Württemberger in Mergentheim (wie Anm. 16), S. 57.
- 28) Ebd., S. 58.
- 29) Schönhuth, Ottmar F. H.: Mergentheim mit seinen Umgebungen. Geschichte und Beschreibung Mergentheim 1844, S. 102.
- 30) Holzapfel, Joseph: Der Deutsche Ritter-Orden in seinem Wirken für Kirche und Reich. Geschichtlich dargestellt. Wien 1850, S. 136.
- 31) Voigt, Johannes: Geschichte des Deutschen Ritter-Ordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland. 2. Bd. Berlin 1859, S. 609.
- 32) Hoppe, Alfons: Die Besitznahme von Mergentheim durch die Krone Württemberg [!] im Jahre 1809, in: Programm des k.k. Staats-Gymnasiums in Troppau für das Schuljahr 1886–87. Troppau 1887, S. 3–39, desgl. 1887–88. Troppau 1888, S. 3–53.
- 33) Ebd., für das Schuljahr 1886–87, S. 3.
- 34) Ebd.
- 35) Schmitt: Beiträge zur Geschichte der Mergentheimischen Staatsveränderung (wie Anm. 24).
- 36) Ebd., S. 22.
- 37) Erzberger, Matthias: Die Säkularisation in Württemberg von 1802–1810. Ihr Verlauf und ihre Nachwirkungen. Stuttgart 1902, S. 321–334.
- 38) Ebd., S. III.
- 39) Epstein, Klaus: Matthias Erzberger und das Dilemma der deutschen Demokratie. Berlin–Frankfurt/Main 1962, S. 31.
- 40) H: Der „Aufstand“ von Mergentheim 1809, in: Tauber-Zeitung v. 5.12.1921, v. 6.12.1921, v. 7.12.1921, v. 8.12.1921, v. 9.12.1921, v. 12.12.1921.
- 41) Täubl, Friedrich: Der Deutsche Orden im Zeitalter Napoleons (Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens 4). Bonn 1966, S. 173.
- 42) Ebd.
- 43) Gindele: Der Aufstand der Bauern (wie Anm. 26), S. 163.
- 44) Ebd., S. 199.
- 45) Kirn, Daniel: Der Mergentheimer Aufstand des Jahres 1809 und das Ende des Meistertums Mergentheim, in: Württembergisch Franken 90/91 (2007), S. 91–129.
- 46) Ebd., S. 125.
- 47) Ebd.
- 48) Die Württemberger in Mergentheim (wie Anm. 16), S. 57.

Anmerkungen zu dem Beitrag von Robert Heurung: „Der Ansbacher Robert Limpert – Vaterlandsverräter oder Märtyrer?“ im Frankenlandheft 5/2009, S. 310-322

von

Hartmut Schötz

1. Zu den wenigen Lehrern Limperts, welche seine Ansichten teilten, zählen unter anderen der spätere bayerische Landeshistoriker Prof. Dr. Karl Bosl und Dr. Hans Schregle, welcher als erster nach Kriegsende das Amt des Oberbürgermeisters von Ansbach antrat.
2. Bei den zitierten Quellen z.B. des Briefes von Dr. Karl Bosl an seinen früheren Lehrerkollegen Dr. Hans „Schergele“ handelt es sich um den genannten Dr. Hans Schregle, den späteren kommissarischen Oberbürgermeister Ansbachs ab dem 22. April 1945. Am 13. Oktober 1945 wurde Dr. Schregle zum Regierungspräsidenten von Ober- und Mittelfranken ernannt. Präsident des Regierungsbezirks Mittelfranken war er bis 1958.
3. Bei dem Photo der Abb. 3 handelt es sich nicht um den Grabstein von Robert Limpert auf dem Ansbacher Waldfriedhof. Dieser Gedenkstein (!) wurde Jahrzehnte nach dem Tod Limperts im Ansbacher Rathaushof aufgestellt und auf Anordnung des damaligen Oberbürgermeisters Dr. Zumach zum Kriegsgefallenendenkmal des Zweiten Weltkrieges auf den Waldfriedhof verbracht. An ganz anderer Stelle des Waldfriedhofes wurde Robert Limpert zwar im April 1945 kurzzeitig bestattet. Das aber nur, weil der Teil des Stadtfriedhofes mit dem Limpert'schen Familiengrab wegen Bombardierung für Beerdigungen gesperrt war. Monate später ließen die Eltern den Leichnam ihres Sohnes in dieses noch heute bestehende Familiengrab auf dem Ansbacher Stadtfriedhof umbetten.
4. Gymnasialprofessor Heinrich Pospiech (1908–1980), Pazifist und Freund der Familie Limpert, schuf für dieses Grab ein Denkmal aus Holz, das in der hier beigefügten Abbildung hinter dem Kranz der Stadt Ansbach zu sehen ist. Wegen des hohen Was-

serstandes im Erdreich faulte das Holzkreuz ab, wurde gekürzt neu aufgestellt und nach erneuter Durchfaulung gegen eine schlichte Grabplatte aus Stein ausgetauscht.

5. Die ebenfalls von Professor Pospiech geschaffene Gedenktafel am Wohnhaus Limperts in der Ansbacher Kronenstraße 6 wurde erst Jahrzehnte nach dem Tode Limperts installiert.

Literatur:

Schötz, Hartmut: Ansbacher Album. 2. Bd. Bergatreute 1989, S. 42.

Schötz, Hartmut: Ansbacher Album. 8. Bd. Bergatreute 1995, S. 30f.



Abb.: Das Grab der Familie Limpert mit dem Holzkreuz von Prof. Heinrich Pospiech auf dem Ansbacher Heilig-Kreuz-Friedhof (Stadtfriedhof); Aufnahme aus den 1960er Jahren.

Bericht über die 62. Bundesbeiratstagung am 17. Oktober 2009 in Ansbach

von

Peter A. Süß

Am 17. Oktober 2009 hatte der *FRANKENBUND* zu seiner 62. Bundesbeiratstagung in die Hauptstadt des Regierungsbezirks Mittelfranken nach Ansbach eingeladen. Die Ausrichtung der Veranstaltung lag auch in diesem Jahr wie üblich bei der örtlichen Gruppe des *FRANKENBUNDES* unter ihrem Vorsitzenden Alexander Biernoth. Leider war Petrus den Frankenbündlern in diesem Jahr nicht hold und sandte trübes, regnerisches Herbstwetter, was aber der freundlichen Stimmung der Bundesfreunde keinen Abbruch tat.

Nach dem mittlerweile schon traditionellen Begrüßungsfrühstück für die Teilnehmer begann um 10.15 Uhr der obligate Festakt im modernen Sitzungssaal des mittelfränkischen Bezirksrathauses in der Ansbacher Danziger Straße. In seiner Begrüßungsansprache konnte unser 1. Bundesvorsitzender, Regierungspräsident Dr. Paul Beinhofer, zahlreiche Ehren Gäste und Besucher bei dieser festlichen Veranstaltung begrüßen, die vom Bläserquintett „Onoldia-Brass“ mit Johannes Stürmer und Ernst Berendes (Trompeten) sowie Chri-



Abb. 1: 1. Bundesvorsitzender Dr. Paul Beinhofer bei der Begrüßung der Gäste während der Bundesbeiratstagung. 1. Reihe (v.l.n.r.): Prof. Dr. Stefan Kummer mit Gattin, ev. Regionalbischof Christian Schmidt, Dr. Andrea Kluxen, Bürgermeister Thomas Deffner, Bezirkstagspräsident Richard Bartsch, 2. Bundesvorsitzender Heribert Haas, Dr. Verena Friedrich
(Photo: Alois Hornung).

stoph Schaller (Horn), Bernd Sonnleitner (Posaune) und Mattias Fritzsche (Tuba) ansprechend musikalisch umrahmt wurde.

In ihren Grußworten brachten Herr Bezirkstagspräsident Richard Bartsch als Hausherr und Herr Bürgermeister Thomas Deffner im Namen der Stadt Ansbach ihre Freude darüber zum Ausdruck, daß der *FRANKENBUND* Ansbach zum Tagungsort gewählt hatte und wünschten unserer Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturpflege ein weiteres glückliches Gedeihen. Herr Alexander Biernoth sprach für die Frankenbundgruppe; er hieß die angereisten Gäste an der Rezat willkommen und bekundete seine Dankbarkeit über 50 Jahre erfolgreiche Arbeit für die fränkische Kultur durch seine Gruppe.

Anschließend widmete sich Prof. Dr. Stefan Kummer vom Kunsthistorischen Institut der Universität Würzburg dem Thema „Balthasar Neumann als Fürstlicher Baumeister“ und beleuchtete dessen Wirken vornehmlich unter den Gesichtspunkten, was der geniale Schöpfer der Würzburger Residenz einerseits für große, vielfältige Aufgaben zu erfüllen hatte, aber auch welchen Stellenwert er als angestellter Architekt in den Augen seines Auftraggebers, des Würzburger Fürstbischofs, besaß und wie beide überaus glücklich zusammenwirkten. Der hochinteressante Beitrag von Prof. Kummer bildete zugleich den Auftakt des sich an die Bundesbeitragsabende anschließenden 49. Fränkischen Seminars in Neuendettelsau. Den genauen Wortlaut des Festvortrages können Sie in diesem *FRANKENLAND*-Heft unter der Rubrik „Aufsätze“ nachlesen.

Nach seinem Vortrag wurde Prof. Kummer für seine vielfältigen Leistungen und Bemühungen auf dem Gebiet der fränkischen Kunstgeschichte und sein starkes Engagement für den Frankenbund mit der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft geehrt. Neben seinem wissenschaftlichen Wirken hat er seine reichen Kenntnisse in zahlreichen Vorträgen, Führungen, Exkursionen und Reiseleitungen an die Mitglieder des Frankenbundes weitergegeben und wurde so zu einem Magneten für unsere Vereinsziele in Würzburg, wie der Laudator, unser unterfränkischer Bezirksvor-

sitzender Prof. Dr. Helmut Flachenecker, betonte. Seine lobenden Worte können hier gleich im Anschluß nachgelesen werden.

Mit Frau Steffi Zachmeier aus Nürnberg konnte anschließend der *FRANKENBUND* eine der profiliertesten Volksmusikerinnen unserer Heimat mit dem Kulturpreis unsers Vereins auszeichnen. Wie Dr. Armin Griebel von der Forschungsstelle für fränkische Volksmusik in Uffenheim in seiner Laudatio, die ebenfalls in der Rubrik „Frankenbund intern“ dieser Zeitschrift zu finden ist, betonte, hat Frau Zachmeier seit ihrer frühen Jugend die Liebe zur Gebrauchsmusik gepflegt und an zahlreiche Menschen weitergegeben. Ob im Rundfunk, bei Konzerten oder anlässlich von „Wirtshaussingen“: immer hat sie schwungvoll und mitreißend ihre Musik zahlreichen Zuhörern nahegebracht und diese mit ihrer Begeisterung oftmals nachhaltig angesteckt.

In einer dritten Ehrung überreichte sodann Herr Dr. Beinhofer unter großem Applaus aller Gäste der Beiratstagung unser „Großes goldenes Bundesabzeichen“ an Frau Hedwig Barthel von der Gruppe des *FRANKENBUNDES* „Freunde des Neunhofer Landes“, die 2009 auf 25 Jahre erfolgreichen Wirkens als Vorsitzende ihrer Gruppe zurückblicken kann. Nach den dankenden Schlußworten des 2. Bundesvorsitzenden, Herrn Dipl.-Ing. Heribert Haas, ging die Bundesbeitragsabende schließlich zu Ende. Dazu erklang zunächst vom Bläserquintett und dann auch aus den Kehlen aller Anwesenden fröhlich angestimmt das „Frankenlied“ *„Wohlauf die Luft geht frisch und rein“*.

Nach einem schmackhaften Mittagessen im Kasino des Bezirksrathauses wurde für die Nichtdelegierten anschließend eine Führung zu Besonderheiten der Stadt Ansbach angeboten, während die versammelten Delegierten mit ihrer Arbeitssitzung im Bezirksrathaus begannen. Nachdem der 1. Bundesvorsitzende die erschienenen Bundesfreunde herzlich begrüßt hatte, gab er einen Situationsbericht der Bundesleitung und verwies besonders auf die einschneidende Neuerung, daß der *FRANKENBUND* mit seiner Geschäftsstelle umgezogen ist (Wir berichteten im vorletzten Heft darüber).



Abb. 2: Die Bundesleitung während der Delegiertenversammlung (v.l.n.r.): Stellv. Bundesschatzmeister Ludwig Reder, Dr. Paul Beinhofer, Bfr. Heribert Haas, Bundesschatzmeister Theobald Stangl, Schriftleiter Dr. Peter A. Süß
(Photo: Alois Hornung).

Der 2. Bundesvorsitzende hob den inzwischen erfolgten Start unserer neuen Internetseite hervor und bat dringend darum, daß die einzelnen Gruppen nunmehr ihre eigenen Seiten auf der Gesamtseite einrichten mögen. Dazu soll ein Willkommenstext an die Bundesgeschäftsstelle eingereicht werden, dann ist eine Freischaltung sofort möglich. Wenn alle Gruppen ihr Programm eingegeben haben, wird es möglich sein, jederzeit nachzusehen, was, wann und wo bei welcher Frankenburggruppe geboten wird.

Bundesfreund Klaus-Peter Gäbelein berichtete von der Beteiligung der Frankenburggruppe „Heimatverein Herzogenaurach“ beim diesjährigen „Tag der Franken“ im Freilandmuseum Bad Windsheim. Er unterstrich die positive Resonanz bei den Besuchern und regte an für solche Zwecke eine professionelle Präsentation in Form eines Messeaufstellers anzuschaffen. Der nächste „Tag der Franken“ wird am 4. Juli 2010 in Kulmbach stattfinden.

Bezüglich der *FRANKENBUND*-Termine im nächsten Jahr setzte Bundesfreund Alfred Hochstrate, Haina, die Delegierten über die sich gut entwickelnden Vorbereitungen für den Bundestag in Meiningen in Kenntnis. Im Herbst wird die Bundesbeiratstagung in Gerolzhofen durchgeführt. Das 50. Fränkische Seminar im Jahr 2010 wird unter der Leitung von Professor Dr. Werner K. Blessing aus Anlaß des 90jährigen Bestehens unseres Vereins das Thema: „Franken um 1920“ behandeln. Über den genauen Termin des nächsten Seminars war man sich allerdings noch nicht im Klaren. Man möchte die Attraktivität des Seminars wieder steigern, dessen Besuch in letzter Zeit – so auch 2009, obwohl es extra mit der Bundesbeiratstagung zusammengelegt wurde und sich am Abend des 17. Oktober und am darauffolgenden Sonntag in Neuendettelsau unmittelbar anschloß – sehr zu wünschen übrig läßt. Hier die wichtigsten *FRANKENBUND*-Veranstaltungen 2010 nochmals im Überblick:

FRANKENBUND-Termine 2010:

08. Mai 2010

81. Bundestag in Meiningen:

Ausrichter: Südthüringische FRANKENBUND-Gruppen unter Leitung von Bundesfreund Alfred Hochstrate

16. Oktober 2010

63. Bundesbeiratssagung in Gerolzhofen

Ausrichter: FRANKENBUND-Gruppe Gerolzhofen

06./07. November 2010

50. Fränkisches Seminar: „Franken um 1920“

**Ausrichter: Bundesfreund Prof. Dr. Werner K. Blessing
Ort: Schloß Schney / Lichtenfels, Ofr.**

Ehrenmitgliedschaft des Frankenbundes für Prof. Dr. Stefan Kummer

von

Helmut Flachenecker

Die Bundesleitung des Frankenbundes hat entschieden, Herrn Prof. Dr. Stefan Kummer zu seinem Ehrenmitglied zu ernennen. Diese Auszeichnung wird sehr selten vergeben, um damit die Bedeutung dieser Würdigung zu unterstreichen. Dieser Beschluß war sehr weise!

Der Aufgabe, eine Laudatio auf meinen universitären Zimmernachbarn zu halten, bin ich sehr gerne nachgekommen, gehört Stefan Kummer doch zu den wenigen Kollegen, die trotz vieler Aufgaben und Verpflichtungen mit einem Lächeln im Gesicht die Arbeitswoche beginnen können. Ausschließlich für die Person und für die Sache sind seine Urteile eingenommen, kein beleidigendes oder falsches Wort kommt über seine Lippen. Ein ruhiges, freundliches Wort, eine heitere Geste, ein verschmitztes Lächeln charakterisieren sein Auftreten und prägen damit den Stellenwert des Instituts für Kunstgeschichte an der Philosophischen Fakultät I der Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Man kann ihm fast nichts abschlagen!

Stefan Kummer ist ein Kind Würzburgs. Spätestens seit unserem gemeinsamen Forschungsprojekt, der Festung Marienberg, gehe

ich im Gedanken mit ihm durch die Kasmatten, geheimen Gänge und verborgenen Winkel, in denen er sich als Jugendlicher aufhielt, und worüber er mit leuchtenden Augen erzählen kann. Leonhard Franks Räuberbande kommt da einem unwillkürlich in den Sinn.

1947 geboren, besuchte er das Alte Gymnasium in Würzburg und studierte an der Alma Julia-Maximiliana Kunstgeschichte, Klassische Archäologie, Mittelalterliche Geschichte und Archäologie sowie Vor- und Frühgeschichte. Seine Liebe galt von Anfang an der Kunst Italiens, so daß längere Forschungsaufenthalte in Perugia, Mailand und Rom sich fast zwangsläufig ergaben. Der damalige Würzburger Ordinarius für Kunstgeschichte, Herbert Siebenhüner, hat den begabten Studenten unter seine Obhut genommen und als Mentor gefördert und die Italienbegeisterung am Leben erhalten. 1997 hat Stefan Kummer auf der akademischen Totenfeier Siebenhüners die einfühlsame Würdigung seines Doktorvaters übernommen.

Seine weitere Karriere entfernte ihn für einige Zeit aus Franken: In Tübingen übernahm er 1975 eine Planstelle als Gebietsreferent für

Bau- und Kunstdenkmalpflege an der dortigen Außenstelle des Landesdenkmalamtes von Baden-Württemberg. Aber, trotz einer sicheren Stelle, ließ ihn die Liebe zur Wissenschaft nicht los und fing ihn wieder mit den verführerischen Losungsworten einer Habilitation ein. Und tatsächlich: Nach seiner Habilitation in Tübingen 1984 erhielt er nach der atemberaubend langen Wartezeit von drei Monaten eine Professur für Kunstgeschichte in Freiburg. Aber auch Freiburg hatte keine Chance, als Franken rief: Im jugendlichen Alter von 40 Jahren erhielt er 1987 den Ruf auf den Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Kunstgeschichte an der Universität Würzburg und war damit zugleich Vorstand des Instituts für Kunstgeschichte. Zugleich übernahm er in Personalunion die Leitung der Neueren Abteilung des Martin-von-Wagner-Museums der Universität. Diese 1832 gegründete Sammlung erweiterte sich durch die umfangreiche Kunstsammlung des Malers, Bildhauers und Kunstagenten König Ludwigs I. in Rom, Martin von Wagner (1777–1858), zu einem der größten Universitätsmuseen Europas. Es besteht aus einer Antikensammlung, einer Gemäldegalerie und einer Graphischen Sammlung. Für dieses Museum hat Stefan Kummer unglaublich viel getan, ein Teil der Räume

stand auch der diesjährigen bayerischen Landesausstellung „Wiederaufbau – Wirtschaftswunder“ zur Verfügung.

Der Frankenbund ehrt mit der Ehrenmitgliedschaft die Verdienste Stefan Kummers für seine Bemühungen für die fränkische Kunstgeschichte. In zahlreichen Vorträgen und Führungen gab er sein Wissen an die Mitglieder des Frankenbundes weiter; er tat dies stets uneigennützig, geduldig und im Übermaße. Dem Leser der „Unterfränkischen Geschichte“ wie der „Geschichte der Stadt Würzburg“ hat er die kunstgeschichtlichen Entwicklungen und Tendenzen nahe gebracht. Jede zukünftige Betrachtung der Geschichte Frankens muß sich auf diesem Gebiet an Kummer messen lassen.

Seine besondere Liebe gilt dem Barock, Würzburg und dem genialen Baumeister Balthasar Neumann. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat von 1999 bis 2005 die grundlegenden Forschungen zur Geschichte der Residenz maßgeblich unterstützt. Kummers Arbeiten setzten aber schon mindestens ein Jahrzehnt früher an. In seinem Beitrag „Balthasar Neumann und die frühe Planungsphase der Würzburger Residenz“ hat er das bisherige Bild umstürzende, neue Forschungser-



Abb. : Prof. Dr. Stefan Kummer, das neue Ehrenmitglied des Frankenbundes, umgeben vom zweiten und ersten Bundesvorsitzenden
(Photo: Alois Hornung).

gebnisse vorgestellt. Die Residenz hat ihm seitdem nicht mehr losgelassen und mehr als ihm lieb ist, leidet er mit ihr. Zurzeit ist er dabei, eine neue gewaltige Monographie zur Geschichte der Residenz zu schreiben. Wenn man die derzeitige Situation an den Universitäten kennt, versteht man, daß dies eine nahezu herkulische Aufgabe ist, die ihm selbst zu einer persönlichen Herausforderung geworden ist.

Stefan Kummer kann auch anders! Er ist nicht nur der freundliche Wissenschaftler, sondern auch der öffentliche Streiter, besonders wenn es um Belange des Würzburger Stadtbildes geht. Seit 2001 führt er den „Verschönerungsvereins Würzburg“ an – und als unermüdlicher Kämpfer und Mahner für machen in der Stadtverwaltung bzw. im Stadtrat ein Schrecken, besonders wenn diese nicht die bisweilen katastrophalen Auswirkungen ihres Tuns und Lassens an der Würzburger Skyline erkennen möchten. Hier mischt er sich tapfer und unbeirrbar ein; die dortige Lokalzeitung ist schon konfus, wenn es zu einem Anliegen noch kein Statement von Prof. Kummer gibt: Hochhäuser in Würzburg sind so ein Thema, aber auch der Ringpark und seine geplanten Veränderungen im Bahnhofsbereich. Das Würzburger Stadtbild ist für den Kunstkennner und Denkmalpflger zu einem

großen Anliegen geworden. Sein aktiver Einsatz ist bewundernswert, auch wenn man seine Ansichten nicht in jedem Punkt teilen würde. Wenn manche fordern, Wissenschaftler sollten den Elfenbeinturm der Universität verlassen und zu den wirklichen Problemen der Gegenwart Stellung nehmen – Stefan Kummer hat dies schon längst getan.

Aber dann ist da noch der Stefan Kummer, der sich mit zeitgenössischen Künstlern zusammensetzt und diese fördert. Oder der Stefan Kummer, der mit großem Engagement seine Veranstaltungen für seine Studierenden vorbereitet, der sie zu Magistern und Promotionen führt, bald darf er auch „bachelorieren und mastern“ – ach ja, die schönen neuen Zeiten!

Lieber Stefan Kummer, der Frankenbund wünscht Ihnen, daß Sie weiterhin so engagiert für Frankens Kunst und Denkmäler eintreten, daß Sie Ihren feinen Humor bewahren – und vor allem, Gratulation zu dieser Auszeichnung.

Es kommt nicht alle Tage vor, daß Volksmusik außerhalb ihrer Anhängerschaft große Beachtung findet. Die Ehrung einer Volksmusikantin mit dem Kulturpreis des Frankenbundes ist deshalb auch Indikator für den Stellenwert, den Volksmusik als Teil des kulturellen Erbes in Franken hat.

Kulturpreis des Frankenbundes 2009 für Steffi Zachmeier

von

Armin Griebel

Als „*musica vulgaris*“, wie sie der bayerische Musikethnologe Felix Hoerburger gerne genannt hat, als ungepflegte Volksmusik also, ist sie heute weitgehend verschwunden. Aber in der gepflegten Volksmusik, die mit dem Epitheton „*fränkisch*“ ihre Eigenständigkeit, zum Beispiel gegenüber der bayerischen, behauptet, finden sich noch genügend Elemente dieser „*wilden*“, ungepflegten Tradition.

Steffi Zachmeier hat sich, wie nur wenige andere, auf die Spuren dieser Tradition begeben. Wenn hier versucht wird, diesen Weg

nachzuzeichnen, muß immer wieder von ihrem Volksmusikverständnis die Rede sein, von den Lebensgesetzen dieser Musik, die nicht „*l'art pour l'art*“, sondern Gebrauchsmusik im Dienst der Menschen ist.

Geboren wurde Steffi Zachmeier 1961 in Nürnberg. Spielerisch wurden im Elternhaus die volksmusikalischen Anfänge gelegt. Dabei sein und Mitmachen hieß die Devise, beim Singen, Tanzen, Musizieren, speziell bei fränkischen und bayerischen Musikwochen, wohin der Vater, Erwin Zachmeier, als Referent



Abb.: Frau Steffi Zachmeier mit der Kulturpreis-Urkunde des FRANKENBUNDES, gerahmt von Herrn Heribert Haas (l.) und Herrn Dr. Paul Beinhofer (r.) (Photo: Alois Hornung).

für fränkisches Singen, Tanzen und Musizieren seine Frau und die drei Töchter mitnahm. Er, der bald zur überregional bekannten und anerkannten Leitfigur der aufblühenden fränkischen Volksmusikszene werden sollte, war wohl auch Vorbild bei der Wahl ihres Musikinstruments: Eine Harmonika sollte es sein, wie sie auch der Vater spielte. Für eine solide Grundausbildung auf dem Piano-Akkordeon sorgte ihr Lehrer Willi Münch und andere aus dem Umkreis des renommierten Nürnberger Akkordeon-Orchesters Münch, mit dem sie bald auftrat, als Akkordeonistin, aber auch am Schlagwerk. Vielseitigkeit, eine in der Volksmusikpraxis gefragte Fähigkeit, bewies sie schon früh. Singen war obligatorisch, ob im Schulchor oder im volksmusikalischen Zusammenhang. Im Jugendalter trat sie, ausgehend vom Familienkreis, mit Volksmusikdarbietungen an die Öffentlichkeit. Als „Staaner Harmonikaduo“ mit dem Vater, als „Staaner Musikanten“ und später als „Staaner Dreigesang“ mit Schwester und Mutter, benannte man sich nach dem neuen Wohnort der Familie, Stein bei Nürnberg.

Noch als Gymnasiastin kam sie 1979 mit dem Streichbaß zur „Ronhofer Bock- und

Leiermusik“, einem Projekt, das seinerzeit durch den Einsatz der wiederentdeckten Bordun-Instrumente Dudelsack und Drehleier aus dem Rahmen fiel. Die Gruppe verband Bordunklang und Klarinettenmelodik und versuchte, an ältere musikalische Traditionen anzuknüpfen und deren Tauglichkeit für die Gegenwart zu erproben. Ungewöhnlich war auch die Dominanz des weiblichen Elements in der Gruppe: ein Mann, vier Frauen, davon drei unter 18 Jahren. Beheimatet war die in der Volksmusikumgebung exotisch anmutende Gruppe im Raum Nürnberg/Fürth.

Nach dem Intermezzo als Bassistin wurde Steffi Zachmeier 1981 Mitbegründerin der „Fränkischen Straßenmusikanten“. Das Quintett mit Steffi Zachmeier am Akkordeon besteht im wesentlichen bis heute: ursprünglich drei Männer und zwei Frauen aus Mittel-, Ober- und Unterfranken, setzten sie durch exzellente Instrumentenbeherrschung und herausragende musikalische Fähigkeiten bis heute gültige Maßstäbe. Sie waren zugleich die ersten, die es wagten, allein mit Musik – mit Volksmusik! – ihren Lebensunterhalt zu bestreiten. Der Name ist nicht nur Referenz an Vaganten und Fahrende Musikanten, son-

dem auch Prüfstein: Kann man mit nicht-„aufgepeppter“ traditioneller Musik ein allgemeines Publikum, die Leute auf der Straße erreichen?

1983 begann Steffi Zachmeier mit dem Studium der Ethnomusikologie bei Max Peter Baumann in Bamberg, an der einzigen bayerischen Universität, wo man so etwas studieren konnte. 1990 legte sie dort ihre Magisterarbeit vor. Thema war die Entwicklung der Volkstanzpflege in Franken nach 1945. Darin wurde die Volksmusikpflege, speziell der Volkstanz, den sie seit Kindertagen aus eigener Anschauung kannte und weitergab, erstmals einem reflektierenden Blick unterzogen.

Frisch magistriert, als Magistra der Volksmusik, so würde sie, bewußt gegen den generischen maskulinen Singular gerichtet, wohl sagen, übertrug man ihr, als ihr Vater 1991 starb, die kommissarische Leitung der Beratungsstelle für Volksmusik. Vorübergehend sah es so aus, als würde sie in die Fußstapfen des Vaters treten, der als erster amtlich bestellter Volksmusikpfleger seit 1978 unermüdlich eine überaus fruchtbare Arbeit für ganz Franken geleistet hatte.

Doch dann zog sie es vor, freischaffend auf dem Feld tätig zu sein, das sich ihr als Lebensaufgabe erschlossen hatte, als Dozentin bei Volksmusiklehrgängen, Referentin bei Seminaren und Lehrerfortbildungen, als Leiterin von Singabenden und Tanzkursen, gelegentlich weit über Franken hinaus. 1993 begann sie einen Versandhandel mit dem inzwischen umfangreichsten und besten Sortiment an Noten, Büchern und Tonträgern zur fränkischen Volksmusik. Schon seit 1986 ist sie freie Mitarbeiterin beim Bayerischen Rundfunk in der Volksmusikredaktion in Nürnberg und ist dort als Moderatorin von Volksmusiksendungen regelmäßig zu hören, auch mit Mundarttexten.

Eigene Lieder und Stücke zusammen mit den Straßenmusikanten hat sie erst nach langer Reifezeit vorgelegt. Zum 15jährigen Jubiläum der Gruppe erschien 1996 die CD „Frisch frankiert“, die überzeugend Tradition und moderne Stilistik verbindet. Eine Gershwin-Melodie als Schottisch oder ein Hit der

Andrew-Sisters als Zwiefacher, das waren keine Parodien. Das kam so selbstverständlich daher, daß man sich fragt, warum es bis dahin unverträgliche Gegensätze gewesen sein sollen. Beim Wettbewerb Fränkischer Liedermacher gewann Steffi Zachmeier 1998 mit dem Lied „Unter an Kerschabaam“ den zweiten Preis.

Ihre besondere Sorge gilt der bedrohten Wirtshauskultur. Das Wirtshaus als der Ort, wo *ad hoc* Volksmusik entsteht, wo Singen und Musizieren, wie sie es vehement vertritt, nur ohne Noten und Textblatt, funktionieren kann. „Allerweil“ – die fränkische Wirtshausmusik – heißt folgerichtig ein Musikprojekt, dessen Name für spontane, oft unentgeltliche musikalische Dienstleistungen nach Feierabend steht.

Steffi Zachmeier ist durch die Stiftung Wuz bei der Hanns Seidel Stiftung zweimal für Verdienste um die Volksmusik geehrt worden: 1998 mit dem „Staaner Dreigesang“ und 2007 mit den Straßenmusikanten als „Musiker [!] mit Vorbildcharakter“.

Dafür, daß sie sich für den Kulturpreis des Frankenbundes ausgezeichnet hat, möchte ich drei Punkte nennen:

1. Für ihren Respekt vor der Tradition, der ein kritischer und reflektierender ist, und für den daraus erwachsenden behutsamen Umgang mit der Tradition,
2. Dafür, daß sie ihre Musikpraxis an den Lebensgesetzen der Volksmusik ausrichtet, die stark von den Regeln der „*ars musica*“ abweichen können, weil sie sich zuvorderst an den Bedürfnissen der Menschen orientieren, und
3. für das zugrunde liegende Musikverständnis, das Musik als menschliches Grundbedürfnis sieht. Musik wird dadurch Volksmusik, daß sie niemanden ausschließt. Volksmusik, bei der jeder nach seinen Fähigkeiten mitmachen kann, und die über das gemeinsame musikalische Tun ein Gemeinschaftserlebnis vermittelt.

Herzlichen Glückwunsch zum Kulturpreis und – weiter so!

In Weinfranken verwurzelt – Winzer,* Weinbau und Silvaner Eine Wanderausstellung des Fränkischen Weinbauverbands und des Bezirks Unterfranken

von

Birgit Speckle

Im Jahr 1659 wurden in Franken erstmals nachweislich Silvanerreben gepflanzt. Das Jubiläum ist Anlaß für zahlreiche, vom Fränkischen Weinbauverband koordinierte und zum Teil initiierte Veranstaltungen.¹⁾ Zu diesem Programm gehört auch eine gemeinsame Wanderausstellung des Fränkischen Weinbauverbands e. V. und des Bezirks Unterfranken.

Sowohl auf Ausstellungstafeln als auch mit Inszenierungen einer Häckerstube und einer Vinothek, einer Sensorikstation sowie historischem und modernem Gerät aus Wein- und Kellerbau beleuchtet die Wanderausstellung²⁾ die Geschichte des Silvaners und des Weinlandes Franken. Pflanzung, Ausbau, Ausschank und Werbung für den Frankenwein waren, besonders seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert, starken Veränderungen ausgesetzt. Genannt seien hier lediglich das Auftreten neuer Rebkrankheiten und -schädlinge wie dem echten und falschen Mehltau und der Reblaus an der Wende zum 20. Jahrhundert. Sie erforderten kosten- und zeitintensive Bekämpfungsmaßnahmen. Die nach dem Zweiten Weltkrieg beschleunigte Mechanisierung und Professionalisierung des Weinbaus sowie die Flurbereinigung wiederum veränderten drastisch das Arbeits- und Sozialleben der Winzer wie auch das Aussehen der Winzerdörfer und -städte.

Seit den 1990er Jahren veränderten sich auch die Ansprüche der Verbraucher an den Frankenwein. Bei geringerer Quantität verbesserte sich seine Qualität enorm. Es veränderte sich aber auch das Aussehen von Fla-

schen, Etiketten und Gläsern und nicht zuletzt die Werbung für den Frankenwein.

Die Geschichte des Weinbaus in Franken ist eine Geschichte des Wandels und, insbesondere in den letzten beiden Jahrzehnten, der Qualitätsverbesserung. Eine Konstante ist dabei der Silvaner, dessen Reben seit 350 Jahren in Franken gedeihen und ohne den das Weinland Franken so nicht denkbar wäre.

Zur Forschungssituation

Bis heute reißt der Strom von Publikationen nicht ab, in denen Franken als Weinland und der Frankenwein selbst gelobt und beworben werden. Entstanden in den vergangenen Jahren vor allem Prospekte, Broschüren und Internetauftritte, die Franken als lohnendes Ziel für Touristen preisen,³⁾ kamen zuvor, besonders aber in den 1950er und 1960er Jahren, Kompilate aus Gedichten, Anekdoten, kulturgeschichtlichen und vinologischen Exkursen auf den Markt. Bekannt ist Josef Balduin Kittels „Buch vom Frankenwein“.⁴⁾ Adolf Herrmann Rudolf Ferdinand „Ado“ Kraemer (1898–1972) war dem Wein als Oberregierungsrat beim Fränkischen Weinbauverband verbunden und setzte Franken als Häckerland mit seinen Büchern ein romantisch-humoristisch verklärtes Denkmal.⁵⁾ Der Künstler Richard Rother (1890–1980) trug mit seinen Darstellungen von Häckern und Weintrinkern an der Mainschleife zur Konstruktion und Festigung einer speziellen regionalen Identität bei, die sich an Weinbau und Weingenuß orientiert.⁶⁾

Diese Literatur diente bei den Vorbereitungen zur Wanderausstellung „Winzer, Weinbau und Silvaner“ in erster Linie als Quelle für die veränderten Sichtweisen auf den Frankenwein, etwa den Wandel von romantischer Verklärung hin zu einem ‚jungen‘ und modernen Bild des Frankenweins. Zu erwähnen sind auch die Festschriften von Weinbauvereinen sowie Ortschroniken von Weinorten, in denen auf die Geschichte des lokalen Weinbaus eingegangen wird.⁷⁾ Für belegte Fakten zu Kulturgeschichte des Weinlandes Franken konnte auf wissenschaftliche Literatur zurückgegriffen werden.⁸⁾ Hilfreich für aktuelle Zahlen und Trends war außerdem die Zusammenarbeit mit einschlägigen Institutionen.⁹⁾ Der damalige Bezirksheimatpfleger Dr. Reinhard Worschech und der damalige Weinfachberater des Bezirk Unterfranken Bernhard Weisensee legten 1985 mit „Weinland Franken“ ein reich bebildertes Standardwerk

zur Weinkultur in Franken vor, in dem sie wichtige Weinorte, Informationen zu deren Geschichte und Brauchleben sowie Daten und Fakten zur Weinkultivierung zusammentrugen.¹⁰⁾

Eine weitere Quelle für die Gestaltung der Wanderausstellung waren eigene Interviews mit Zeitzeugen sowie Objekte und Photographien aus deren Beständen. Die Zeitzeugen wurden gemeinsam mit der Weinfachberatung des Bezirks Unterfranken ausgewählt. Das Ziel der Befragungen sollte nicht in erster Linie Repräsentativität sein, sondern es wurde ein qualitativer Ansatz gewählt, um auf diese Weise möglichst persönliche Aussagen zu erhalten und damit den beteiligten Personen in der Ausstellung auch eine Stimme zu geben.¹¹⁾ Dennoch kristallisierten sich bereits bei der überschaubaren Zahl von Gesprächen mit insgesamt fünfzehn Zeitzeugen



Abb. 1: : Blick in die Ausstellung. Inszenierung einer Vinothek, im Hintergrund historisches H鋍kerwerkzeug (Photo: Birgit Speckle, Bezirk Unterfranken).

aus zehn Weinbaubetrieben bestimmte Tendenzen und auch Parallelen heraus.

Bei der Auswahl der Gesprächspartner wurde eine möglichst große Variationsbreite versucht. Die Zeitzeugen stammen aus allen drei großen Weinbauregionen Frankens. Sie betreiben sowohl renommierte Weingüter als auch Nebenerwerbsbetriebe. Es wurden Männer und Frauen aus insgesamt drei Generationen befragt. Wie stark sich die Bedingungen des Weinbaus in den letzten sechzig Jahren veränderten, wurde besonders dort deutlich, wo diese drei Generationen gemeinsam über ihre Erfahrungen berichteten, wie in den Weingütern Ruck, Iphofen und Apfelbacher, Dettelbach (beide Lkr. Kitzingen). Kontrastierend steht die Erfahrung von Paul Fürst aus Bürgstadt (Lkr. Miltenberg), der den Kleinbauernhof seines Vaters übernahm und ihn zu einem Spitzenweingut machte: „*Ich wollte kein Bauer werden, ich wollte Winzer sein.*“

Die Befragungen erfolgten in offen strukturierten Leitfadenterviews und dauerten jeweils etwa zwei Stunden. Die Aufzeichnungen liegen der Bezirksheimatpflege vor. Bei der Transkription in Mundart war das Unterfränkische Dialektinstitut der Universität Würzburg behilflich.¹²⁾

Der folgende Text stellt die in der Ausstellung vermittelten Informationen in gedruckter Form und mit einem Anmerkungsapparat versehen vor. Ziel ist es, in geraffter und anschaulicher Form wichtige Stationen des Weinbaus und -konsums sowie der Kulturgeschichte des Weins insbesondere der vergangenen fünfzig Jahre zu präsentieren.

1. Silvaner in Franken

Wie der Silvaner nach Franken kam

Die Leitsorte des Frankenweins ist der Silvaner. Vermutlich kamen die Reben einst vom Donautal über Österreich nach Franken. Deshalb nannte man sie hier auch ‚*Österreicher*‘. Von Franken verbreitete sich die Silvanerrebe in andere deutsche Weinbaugebiete. Genau wissen wir darüber Bescheid, wie die ersten Silvaner-Setzlinge, Fechser genannt, nach Franken kamen.¹³⁾

Der Wirt, Gerber und Bürgermeister Georg Kraus aus Obereisenheim war ein angesehener Mann. Im Jahr 1659 kam Amtmann Johann Georg Körner, der in Castell nach dem Dreißigjährigen Krieg den Wiederaufbau der Weinberge leitete, auf einer Dienstreise nach Obereisenheim. Möglicherweise erfuhr er von Georg Kraus, daß es neue Fechser aus Österreich gebe, mit denen er die Weinberge nach dem strengen Winter erneuern könnte. Jedenfalls beschloß Amtmann Körner zusammen mit seinem Weingartsmann, probeweise 25 der neuartigen Fechser zu kaufen. Der Kaufpreis betrug mit knapp vier Pfennigen fast doppelt so viel wie derjenige der üblichen Setzlinge: Für diese zahlte man 1 bis zwei Pfennige.

Am 5. April 1659 brachte der Gräflich-Castell'sche Bote Michel Saueracker aus Greuth die Setzlinge nach Castell und tags darauf wurden die ersten Fechser in der Lage Reitsteig zum ‚*Ausbüßen*‘ eingepflanzt: Sie füllten also Fehlstellen zwischen den alten Reben.¹⁴⁾ Ein Dokument aus dem Fürstlich Castell'schen Archiv gibt Auskunft über die näheren Umstände: „*Verzeichnuß der Weinfechser so von Unter Eißheim anher komen seind in Gnädiger Herrschaft Weingarten gesetzt worden. Derselben sind 625 gewesen. Diese Fechser sind in der Gnädigen Herrschaft Weingarten, als 600 in Hannß Prenners Weingarten von Jacob Hayden und Jacob Müllern gesetzt und die 25 Österreicher von Ober Eisenheim in Thomas Schlee Weingarten von Jacob Hayden gesetzt worden. Ist vom 100 10 Schilling Setzerlohn, thun in allem – 2 Gulden 6 Schilling. Clauß Wercklein zu Gereuth, hat 40 Schut Stroh zum Hefften und Auffbuschen hergegeben. Diese machen – 9 Schilling 3 Pfennig. Castell denn 10ten Aprilis Anno 1659. Barthel Mörschner Weingarts Mann ist bezalt den 3. Juni 1659. Nicolaus Hummel, Schulthes.*“¹⁵⁾

Aus dem Jahr 1665 wissen wir von Silvanerreben, die der Ebracher Abt Alberich Degen (1625–1686) in Würzburg in der Lage Stein pflanzte. Doch auch darüber hinaus trug die reiche Zisterzienser-Abtei dazu bei, die Qualität des Weins zu halten: Sie konzentrierte sich auf bessere Lagen und einen qualitätsorientierten Anbau.¹⁶⁾

Niedergang und Aufstieg

Im Jahr 1964 stand der Silvaner in Deutschland noch auf 28 Prozent der Rebfläche, vor Riesling und Müller-Thurgau. Doch in den 1970er Jahren mußte die Rebe ihre Führungsrolle abgeben, denn der Publikumsgeschmack ging zu süßeren, aromatischeren Weinen.¹⁷⁾ Anders jedoch in Franken – hier behauptete der Silvaner seine Position und Ende der 1990er Jahre entwickelte er sich endgültig zur fränkischen Leitsorte.¹⁸⁾ Zahlreiche Weinbaubetriebe und Institutionen setzten sich für die Rebsorte ein. Die Grundlage aber für die Erfolgsgeschichte des Silvaners bildet die Region Franken selbst: Sie bietet das ideale Terroir und hier vor allem geeignete Böden.

Heute ist der Silvaner als exzellenter Wein mit vielerlei Ausbaumöglichkeiten geschätzt. Doch bietet die Rebsorte auch noch andere Vorzüge, die über ihre Funktion als Genußmittel hinausgehen: Silvaner stiftet regionale Identität, besonders in Verbindung mit dem Bocksbeutel; er repräsentiert Wein-Franken für dessen Bewohner, Gäste und Freunde. Gerade im globalen Wettbewerb ist der Silvaner ein Alleinstellungsmerkmal des fränkischen Weinbaus.

Silvaner im Profil

Der Silvaner wünscht sich für ein ausgeglichenes Wachstum sonnige Süd- und Südwestlagen. Der Anspruch an den Boden ist hoch: Dieser sollte nachhaltig, tiefgründig und nährstoffreich sein. Silvanerreben reagieren empfindlich auf niedrige Temperaturen während der Vegetations- und vor allem während der Reifephase. Sie lieben es gemäßigt warm. Bereits während der Phase der Endreife sind die Silvanerbeeren übrigens beim Naschen im Vergleich zu anderen Traubensorten eine willkommene fruchtige Alternative. Der Geschmack erinnert an reife Birnen, Quitten und Äpfel.

Das Erbgut der Silvanerrebe prägen Österreichisch-Weiß und Traminer. In alten Weinbergen sind als Kuriosität Silvanerstöcke mit roten Trauben zu finden. Roter Silvaner mu-

tiert häufig wieder zurück zum Grünen Silvaner, den wir heute in den Weinbergen kennen. Gelber Silvaner wiederum ist ein Klon des Grünen, seine etwas hellere Ausführung. Blauer Silvaner schließlich wurde 1964 als Ertragsrebsorte zugelassen. Die Weine sind etwas fruchtiger und kräftiger in der Säure als die des Grünen Silvaners.¹⁹⁾

Stimmen zum Silvaner

Die Assoziationen der Winzer zum Silvaner sind vielfältig. Das Spektrum reicht von der Analyse der Vinifikationsmöglichkeiten über die Konstruktion regionaler Identität durch Silvaner; einer Tatsache, die auch als Marketingstrategie genutzt werden kann. Nicht zuletzt gibt es auch ganz persönliche Erfahrungen mit der Rebsorte Silvaner: „*Wir haben die Hälfte unserer Rebfläche mit Silvaner bestockt und sehr erfolgreich, muß ich sagen. Der Silvaner eignet sich halt für viele Dinge, je nach weinbaulicher Betriebsamkeit: Vom einfachen Brot-und-Butter-Wein über große Gewächse bis zu Edelsüßen is ja eigentlich alles möglich. Des is scho a tolle Sorte. Und der Silvaner is auch a Stück Kulturgut*“ (Eva Pfaff-Düker, Weingut Zur Schwane, Volkach, Lkr. Kitzingen).

„*Silvaner gehörd nach Franken, war schon immer da, wir identifizieren uns mit dem Silvaner. Er passd daher. Das ist die klassische fränkische Rebsorte. Franken is Silvaner*“ (Bernhard Apfelbacher, Weingut Apfelbacher, Dettelbach, Lkr. Kitzingen).

„*Wir Franken haben ein Himmels Geschenk, indem wir unsere eigene Rebsorte haben, und die müssen wir nutzen. Silvaner bauen wir, weil wir auch in Zukunft bauen wollen. Im globalen Wettbewerb ist Fokussierung notwendig*“ (Ferdinand Erbgraf zu Castell-Castell, Fürstlich Castell'sches Weingut, Castell, Lkr. Kitzingen).

„*Silvaner, das war für uns immer die wichtigste Rebsorte. Da gab's niemals einen Knick. Es is für uns persönlich einfach die Rebsorte: Wir Franken, wir hamm den Silvaner. Der Weintrinker verbindet Franken mit dem Silvaner. Wir merken des immer wieder,*

wenn wir in Hamburg oder sonst wo Wein verkaufen, dann wollen die Leute Silvaner bei uns. Es hat jedes Gebiet seine Rebsorte und wir spüren immer mehr, daß Silvaner die Zukunft hat in Franken“ (Dr. Heinrich Wirsching, Weingut Wirsching, Iphofen, Lkr. Kitzingen).

„Wenn sie mich hinstellen vor ein Weinsortiment, ich greife nur nach dem Silvaner. Es ist halt mein Wein, es ist auch ein bißchen Gewohnheit, ein bißchen Überlieferung, ein bißchen Tradition, von der man nicht abgehen will“ (Gerda Burrlein, Winzerhof Frieder Burrlein, Mainstockheim, Lkr. Kitzingen).

2. Weinland Franken

Das Weinbaugebiet Franken ist mit circa 6.300 Hektar Anbaufläche eines der kleinen

Anbaugebiete Deutschlands. Der größte Teil der Rebflächen befindet sich in Unterfranken entlang des Mains, der Tauber, der Fränkischen Saale und der Wern sowie am Westhang des Steigerwaldes. Dazu kommen kleinere Gebiete in Mittel- und Oberfranken.

Franken ist vor allem ein Weißweingebiet: Es werden achtzig Prozent Weißweine und zwanzig Prozent Rotweine angebaut. Das Klima ermöglicht die Erzeugung besonders fruchtiger, aromatischer und mineralischer Weißweine. Wichtigste Rebsorte für den Weißwein ist der Silvaner. Weitere Rebsorten sind unter anderem Müller-Thurgau, Riesling, Bacchus und Scheurebe. Wichtige Rotweinsorten sind Spätburgunder, Frühburgunder und Domina.

Das geologische Profil des Weinbaulands Franken entstand vor ca. 250 Millionen Jah-

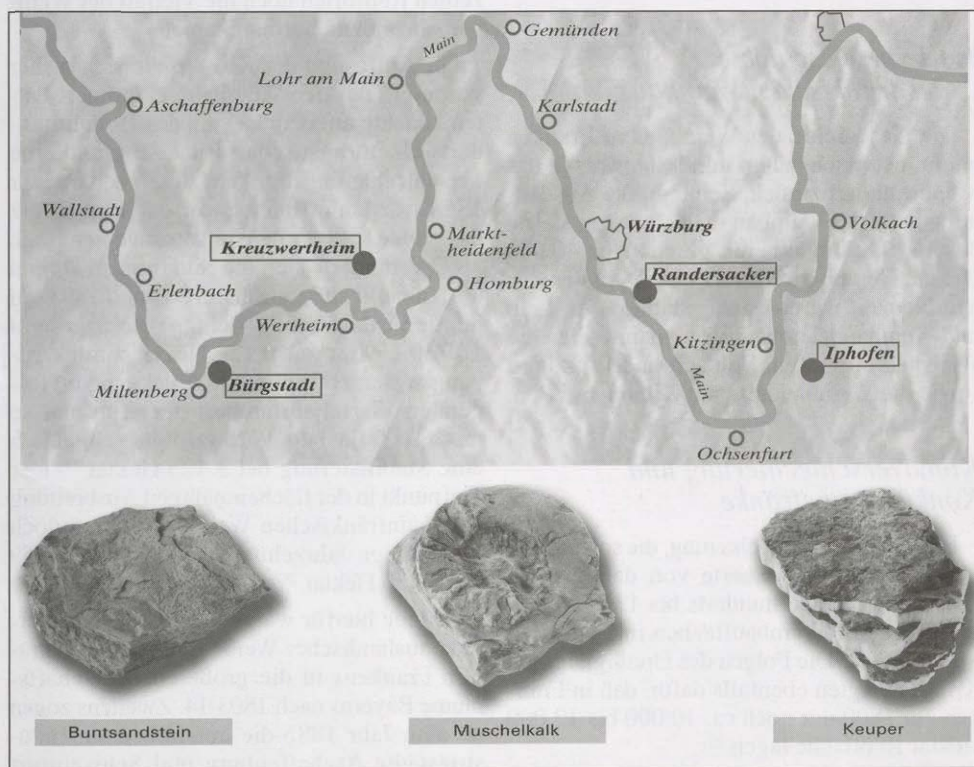


Abb. 2: Übersicht über die drei Gesteinsformationen in Unterfranken (Graphik: Weingut Johann Ruck, Iphofen).

ren. Dreierlei Gesteinsformationen, die sich in einem langsamen Prozeß übereinanderschichteten, prägen den fränkischen Weinbau: Im Maindreieck herrscht der Muschelkalk vor, im Mainviereck (Untermain) der Buntsandstein und im Steigerwald der Keuper.²⁰⁾

Das Klima in Franken ist kontinental geprägt, also von kalten Wintern und heißen Sommern. Warme Tage und kühle Nächte im Herbst begünstigen die Fruchtbildung.

Beim Weinbau dominiert die Kleinflächigkeit: Von den 5.314 Weinbaubetrieben haben 3.000 eine Rebfläche, die kleiner als 0,3 Hektar ist. Die Weingüter und Selbstvermarkter verfügen heute über sechzig Prozent der Rebfläche, die Winzergenossenschaften über 37 Prozent, die restlichen drei Prozent verteilen sich auf die übrigen Erzeugergemeinschaften. Etwa 35 Betriebe mit insgesamt 120 Hektar betreiben in Franken ökologischen Weinbau. Die Tendenz ist dabei steigend.²¹⁾

3. Kleine Geschichte des fränkischen Weinbaus

Die Geschichte des Weinbaus in Franken reicht historisch belegt mindestens bis in das 8. Jahrhundert zurück. Seine größte Ausdehnung hatte der Weinbau in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit geschätzten 40.000 Hektar. Bereits im Mittelalter und in der frühen Neuzeit waren ganze Städte vom Wein und Weinhandel abhängig: Genannt seien die Weinstädte Iphofen, Volkach und Würzburg sowie die Weinhandelsstadt Kitzingen.²²⁾

Klimaverschlechterung und Konkurrenzgetränke

Eine Klimaverschlechterung, die sogenannte „Kleine Eiszeit“, dauerte von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis 1815 an und reduzierte die Weinbauflächen im gesamten Mitteleuropa. Die Folgen des Dreißigjährigen Krieges sorgten ebenfalls dafür, daß in Franken um 1800 nur noch ca. 10.000 bis 12.000 Hektar Rebfläche lagen.²³⁾

Konkurrenzgetränke für den Wein waren neben dem Bier, das sich im 19. Jahrhundert

als Volksgetränk durchsetzte,²⁴⁾ bereits seit dem 18. Jahrhundert Modegetränke wie Kaffee und Tee und, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, ausländischer Wein, besonders aus Frankreich.²⁵⁾

Im 17. und 18. Jahrhundert war der Frankenwein, auch ‚Steinwein‘ genannt, besonders berühmt. Man verwandte ihn auch zum Verschnitt mit rheinischen Weinen, um diese zu verbessern.²⁶⁾ Von bestimmten Rebsorten jedoch war damals noch nicht die Rede. Wein wurde bis ins 20. Jahrhundert im gemischten Satz angebaut: Man verwandte also unterschiedliche Rebsorten in einem Weinberg. So war sichergestellt, daß wenigstens eine der Sorten trug. Ab dem 15. Jahrhundert findet man vereinzelt Hinweise auf Sorten wie Burgunder, Traminer, Riesling, Muskateller und Junker, später Elbling genannt. Doch bis ins 19. Jahrhundert war die Rebkultur so unterentwickelt, daß weder die Vorzüge der einzelnen Rebsorten noch die Vielfalt der Weinbergslagen zur Geltung kamen.

Die Auflösung der Klöster, die sich bisher vorrangig um den Weinbau gekümmert hatten, brachte mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts einen drastischen Rückgang und eine Verschlechterung des Weinbaus. Noch im Jahr 1863 war Unterfranken vor der Rheinpfalz das größte bayerische Weinanbaugesbiet. Nach 1893 veränderte sich die Situation. Während die Anbaufläche zwischen 1863 und 1893 um jährlich rund fünfzig Hektar von insgesamt 10.750 Hektar auf 9.120 Hektar zurückgegangen war, setzte sich der Rückgang im folgenden Vierteljahrhundert über fünfmal so rasch fort. Im Jahr 1925 erfolgte schließlich eine Stabilisierung bei 3.425 Hektar.²⁷⁾ Der Tiefpunkt in der flächenmäßigen Ausbreitung des mainfränkischen Weinbaus liegt jedoch noch einige Jahrzehnte später im Jahr 1959 mit 2.360 Hektar.²⁸⁾

Gründe hierfür waren erstens die Konkurrenz ausländischer Weine durch die Integration Frankens in die größeren Wirtschaftsräume Bayerns nach 1803/14. Zweitens zogen ab dem Jahr 1885 die aufstrebenden Industriestädte Aschaffenburg und Schweinfurt sowie die Steinbruchindustrie am Untermain dem Weinbau mit besseren Löhnen Arbeits-

kräfte ab. Dazu kamen drittens überalterte Weinstöcke, Spätfröste sowie Rebschädlinge und -krankheiten: Peronospora (Blattfallkrankheit), Oidium (echter Mehltau), der Heu- und Sauerwurm und, ab dem Jahr 1902, die Reb-*laus*.²⁹⁾ Ein weiteres Problem brachte die Realteilung, die zu immer kleineren und damit schwer zu bewirtschaftenden und unwirtschaftlichen Rebflächen führte.³⁰⁾

Rebkrankheiten, Krise und Konzentrationsprozeß

Die Folgen aus dem Schädlingsbefall waren mehr Arbeit und Investitionen für die zahlreichen Kleinstwinzer: 1907 verfügten fast 95 Prozent der unterfränkischen Weinbaubetriebe über eine Gesamtnutzfläche von weniger als einem Hektar, und sie betrieben nur auf einem Teil dieser Fläche Weinbau! Nun waren aber regelmäßige und teure Behandlungen ihrer Reben notwendig. Das war für viele kleine Winzerbetriebe nicht zu leisten. Sie gaben ihre Weinberge auf. Die Hänge der Mainschleife bei Volkach waren noch in den 1950er Jahren mit Obstbäumen bewachsen.³¹⁾

Im Weinbau kam es zu einem Konzentrationsprozeß. Von 1895 bis 1925 schieden drei Fünftel, nämlich 12.500 von einst 21.000 Weinbauern aus dem Weinbau aus. Die verbliebenen 8.500 ‚Häcker‘ hatten Wege gefunden, ihr Arbeitsleben nach den neuen Anforderungen auszurichten: Sie investierten und nahmen spezielle Kredite auf.³²⁾

In der schwierigen Krise des Weinbaus von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende der 1950er Jahre gab es verschiedene Bestrebungen, Abhilfe zu schaffen. Im Jahr 1836 wurde auf Initiative von Dr. Peter Ungemach (1786–1852), Rentamtman des Bürgerspitals Würzburg, der Fränkische Weinbau-Verein gegründet. Sein Zweck war es, den Weinan- und Ausbau möglichst zu optimieren.³³⁾

Eine Pionierrolle für den fränkischen Weinbau hatte auch der aus Randersacker (Lkr. Würzburg) stammende Sebastian Englerth (1804–1880). Er gründete 1874 im dortigen Mönchshof die erste Weinbauschule in Fran-

ken und engagierte sich ebenfalls für die Pflanzung besserer Sorten. Sein besonderes Augenmerk galt dem Silvaner.

Auch die Gründung von Genossenschaften, zunächst in Sommerach (Lkr. Kitzingen) im Jahr 1901, sowie die qualitätsorientierte Weinbaupolitik der großen Weingüter in Würzburg seit den 1920er Jahren wiesen Wege aus der Krise.³⁴⁾ Ende der 1950er Jahre schließlich erfolgten grundlegende Entscheidungen zum sogenannten Wiederaufbau des Fränkischen Weinbaus durch Staat und Eigenorganisationen der Winzer sowie durch die Bayerische Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau in Veitshöchheim. Dazu kamen die Arbeit der Genossenschaften, die Neuordnung der Rebflächen durch Erschließung und Wasserführung sowie die Entwicklung des Weintourismus.³⁵⁾

Von den Massenproduktion zur Rückbesinnung auf Qualität

Besonders in den 1970er Jahren setzte ein regelrechter Boom auf den Frankenwein ein. Masse war dabei Trumpf: Besonders Müllerturgau wurde großflächig angebaut, auch dort, wo der Weinbau seit dem 19. Jahrhundert nicht mehr üblich war. Bernhard Apfelbacher vom gleichnamigen Weingut in Dettelbach, erinnert sich: „*In Dettelbach is der Weinbau Ende der 1950er Jahre wieder stark erwachd. Dann hamm sehr viele Leude Weinberche angelehd und die sin zu uns gekommen und hamm die Drauben gebrachd. Es is mehr angeliefert worden, also had ma gschwind im Herbst no a Kellerle gebaud. In den 1980er Jahren war's so, daß ma einfach erzeuchd had, wie die Zuckerrüben. Ma had erzeuchd, daß was dahängd und daß möglichsd viel Geld gemm had.*“

Die Qualität der Weine war dabei oft zweifelhaft. Eva Pfaff-Düker vom Weingut Zur Schwane in Volkach sieht einen Grund für den Verkaufserfolg, den die Winzer dennoch hatten auch in der fehlenden Konkurrenz: „*Die Weine würd keiner mehr trinken heute, die es in den 1970er Jahren gab. Die Nachfrage war ja wahnsinnig groß. Also hat ma viel geerntet und sich mit der Vinifikation wenig Mühe ge-*

geben. Außerdem gab es kaum Konkurrenz. Bis in die 1980er Jahre war des Überseeangebot quasi nicht existent: Wer hat denn schon chilenischen Wein getrunken? Kein Mensch! Der italienische Wein war ja schon exotisch bis dort hinaus. Und man hat den auch nicht in jedem Supermarkt bekommen.“

In der Rückschau analysiert Johann Ruck vom Weingut Ruck in Iphofen die oft unkritische Übernahme neuer Mode-Rebsorten in den 1960er und 1970er Jahren: „Des waren die Wünsche der Winzer damals: Hauptsächlich hohe Öchslegrade. Wenn dann über und über Trübel drou ghängd sind: Ja, die Sorten brauchd ma. Dann had sichs rausgestelld, daß es Probleme gab mit neuen Sorten, da had sich dann einiches von selber wieder ad acta gelechd. Und ma is aufgrund der guten Erfahrungen auf die Klassiker zurückgekommen.“

Mitte der 1990er Jahren folgte bei den fränkischen Winzern eine, auch aufgrund des Preisverfalls, notwendige Neuorientierung hin

zu mehr Qualität. Das hatte einerseits einen erneuten Konzentrationsprozeß in der fränkischen Weinbaulandschaft zur Folge. Andererseits entstand und entsteht so eine Fülle hervorragender Weine. Sie messen sich nicht nur im regionalen Vergleich, sondern halten auch der auswärtigen Konkurrenz mit Bravour stand. Frankenwein bietet heute die gesamte Palette: Vom soliden Hausschoppen bis hin zum hoch dekorierten Tropfen. Eine neue Herausforderung ist dabei die Klimaerwärmung.

Seit dem 19. Jahrhundert entstanden beim Weinbau, wie in vielen anderen Berufszweigen auch, verschiedene Verbände, die bis heute zur Qualitätssteigerung beitragen. Hauptorganisation der fränkischen Winzer ist der seit 1836 bestehende Fränkische Weinbauverband. Größte Genossenschaft ist die 1959 gegründete Fränkische Winzergemeinschaft Franken eG. Daneben existiert eine Fülle kleinerer lokaler und regionaler Interessensverbände.



Abb. 3: Weinbergsräuchern bei Nordheim am Main mit ‚Frostkillern‘ – kleinen, mit Paraffin gefüllten Behältern (Bestand Helmuth Kaltenbach, Nordheim am Main).

4. Wandel der Arbeit in Weinberg und Keller

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es innerhalb weniger Jahrzehnte zu einschneidenden Veränderungen bei der Bodenbearbeitung, Reberziehung und in der Kellerwirtschaft. Das Bild der Weinberge und Weinkeller sowie die Arbeit dort wandelten sich massiv.³⁶⁾

Wandel im Weinberg

Der in den 1940er Jahren begonnene Wechsel von der Pfahlerziehung der Reben zur Drahtrahmenerziehung setzte sich rasch durch. Die Reben wachsen heute nicht mehr einzeln an Holzpfählen, sondern an längs zum Weinberg gespannten Drähten:³⁷⁾ Die Arbeit des Pfahlschlagens entfällt, alle Arbeitsgänge am Weinstock sind mechanisierbar. Seilzüge mit Motor, Pflüge und Fräsen ersetzen nach und nach Geräte für die Handarbeit, zum Beispiel Karst und Haue, die der Pflanzvorbereitung, der Bodenpflege und dem Rebschnitt bei der Kopf-Schenkel-Erziehung dienen.

Die heutigen Anbaugeräte ermöglichen nahezu Vollmechanisierung. Ochsen- oder Pferdegespanne wichen Traktoren mit Anhängern. Das mühsame Rigolen von Hand, bei dem vor der Anlage eines neuen Weinbergs die Bodenschichten durchmischt und gelockert wurden, geschieht heute mit Pflügen und Spatenmaschinen. Das Räuchern im Weinberg, um durch den Qualm die Triebe vor Spätfrösten zu schützen, entfällt bereits seit Jahren, denn Spätfröste kommen nur noch selten vor. Johann Ruck vom gleichnamigen Weingut in Iphofen erinnert sich an Räuchermethoden, die heute undenkbar wären: „*Früher hat der Herrgott beim Winzer die Mengen manchmal auch klein gemacht: Spätfrosd oder Frühfrosd hat so viel kaputtgemachd, da hamm wer mal drei Jahre hintereinander nur zwanzig Prozend je Ernte gehabd. Die junga Leud kennen des goar nimmer. Mir sin naus, hamm geräucherd, mit Heizöl, des war spottbillich, is extra jeden Doch a Tanklastzug komma. Mir hamm ausgesehn wie die Kohlenbrenner! Aber der Erfolg war oft sehr zweifelhafid.*“

Die bei der Ernte verwendeten hölzernen Butten und Eimer wurden zunächst durch emailliertes Blech, später durch den leichten Kunststoff ersetzt. Die Lese der Weintrauben erledigen heute in manchen Weinbergen Vollertemaschinen. Hölzerne, kunstvoll verzierte Weinkeltern schmückten viele Dörfer; sie haben jedoch keine praktische Funktion mehr bei der Weinbereitung, erfuhren vielmehr eine Umnutzung zum dekorativen Werbeträger für Weinbaugemeinden.

Wandel im Keller und Büro

In den Weinkellern ersetzen Edelstahl tanks die meisten Weinfässer. Eine Zweitnutzung erfahren diese in Schaukellern. Seit einigen Jahren kommt das Holzfaß jedoch auch im Weinausbau wieder zu neuen Ehren. Nicht zuletzt ist zu erwähnen, daß viele Weinbaubetriebe eigene Labors für Kontrolluntersuchungen haben oder von der Unterstützung amtlicher Stellen profitieren. Auch das trägt wesentlich zur Qualitätsverbesserung ihrer Produkte bei.

Die Veränderungen am deutschen Weinmarkt in den vergangenen fünfzig Jahren machten Neuorientierungen notwendig, etwa die Übernahme des Flaschenweinvertriebs neben den Faßweinen. Absatzkrise, Preisverfall und, ab den 1990er Jahren, höhere Anforderungen an die Qualität, erforderten neue Vermarktungsmethoden des Weines: Der Besuch von Messen, professionelle Werbung und das Bemühen um Prämierungen gehören heute zum Geschäft der Winzer.

Die bürokratischen Anforderungen an die Weinbaubetriebe nehmen zu. Auch ständige Fortbildung ist unerlässlich. Werner Apfelbacher aus Dettelbacher resümiert: „*Früher, wenn einer Meisterprüfung ghabd had, had dieses Wissen a ganzes Leben galden. Heud, wenn sie sich zwei Jahr oder ein Jahr nicht weiderbilden, sin sie beruflich a uralder Mensch.*“

Wandel in der Sozialstruktur

Das Bild der Dörfer veränderte sich; es gibt vergleichsweise nur noch wenige Bauernhöfe. Die Zahl der landwirtschaftlichen Be-

triebe, die Weinbau im Nebenerwerb betrieben, ging stark zurück.³⁸⁾

Die Veränderungen im Weinbau und in der Kellerwirtschaft erleichtern die Arbeit, ermöglichen eine höhere Qualität des Weines und sparen Personal, Erzeugungskosten sowie mühsame, schwere Arbeit. Benötigte man in den 1930er Jahren im Weinberg noch 1.200 Arbeitsstunden pro Hektar, sind es heute, bei größtmöglicher Mechanisierung, ca. 300 Stunden.³⁹⁾ Das Wissen um handwerkliche Fertigkeiten und deren Wertschätzung sowie der Umgang mit traditionellem Arbeitsgerät verloren damit jedoch ihre Bedeutung im alltäglichen Leben, soziale Kontakte gingen verloren. Bereits in den 1980er Jahren zitierte der Volkskundler Hermann Neubert einen Zeitzeugen: „*Aber es war a Labn in die Wengert. Heut hörst ja nur noch die Bulldog brumma. Das steht stellvertretend für das, was Michael Dorsch heute in den monotonen, flurbereinigten Rebkulturen Iphofens vermissen würde. Es ist das Leben, das Lachen und die Unterhaltung der arbeitenden Menschen untereinander.*“⁴⁰⁾

Spezielle Formen der Gemeinschaftsarbeit – das gegenseitige Aushelfen, das gemeinsame Arbeiten beim Hacken oder Pfähle-Schlagen – entfielen mit der Mechanisierung. Der Zusammenhalt untereinander muß heute auf andere Weise gesucht werden, etwa durch das gemeinsame Nutzen von Maschinen. Johann Konrad Ruck, geboren 1950, faßt diese tief greifenden Veränderungen, die in nur wenigen Jahrzehnten stattfanden, prägnant zusammen: „*In meiner Generation had sich der Wandel vom Weinbau der ‚Steinzeit‘ bis in die Moderne vollzogen.*“

5. Geschmack und Qualität in Bocksbeutel und Glas

Geschmackswandel und Sortenänderung

Der An- und Ausbau von Wein steht einerseits mit Standortfragen in Verbindung, andererseits mit den Konsumgewohnheiten der Bevölkerung. Der Geschmack des Frankenweins änderte sich in der Nachkriegszeit. Ins-

besondere in ländlichen Gebieten war Wein bis in die Jahre nach 1945 ein Getränk, an das man weniger Anforderungen stellte als heute. Gerda Burrlein vom Weingut Burrlein in Mainstockheim bringt diese Einstellung auf den Punkt und zeigt auf, daß die heute selbstverständliche Frage nach der Rebsorte beim Weinprobieren noch in den 1950er Jahren keineswegs selbstverständlich war: „*Vorher war ma mit am Schoppen zufrieden, da hat keiner gfragt: Was hasd mer da eingschenkd, an Müller-Dhurgau oder an Silvaner? Ma had sich gefreud, wenn bei einer gesellichen Runde an Schoppen auf an Disch kam.*“

Winzer und Weintrinker gingen davon aus, daß der Rebensaft in einem Jahr gut, in einem anderen Jahr weniger gut war. Klassifizierungen wie ‚Kabinett‘ oder ‚Spätlese‘ kristallisierten sich erst seit den 1970er Jahren mit dem neuen Weingesetz (1971) heraus.

In den 1970er Jahren tendierte der Geschmack zu Süßem und Exotischem. Im Weinbau kam es daher zu Neuzüchtungen und zum vermehrten Ausbau süßlicher Weinvarianten. Damit veränderte sich der Flächenanteil der drei meistangebauten weißen Rebsorten: Müller-Thurgau, Grüner Silvaner und Bacchus. Bis in die 1960er Jahre war Franken mehrheitlich ‚Silvaner-Land‘, in den 1970er Jahren dagegen dominierte der Müller-Thurgau. 1989 erreichte er mit 46,9 Prozent der Rebflächen seine größte Ausdehnung, Silvaner dagegen lag bei zwanzig Prozent.⁴¹⁾ Ende der 1980er Jahre folgte die Trendwende, und der Silvaner erfuhr zunehmende Wertschätzung.

Kofferraumgeschäft und Vinothek

Der Weinverkauf der Direktvermarkter, das ‚Kofferraumgeschäft‘, begann in den 1960er Jahren. Immer mehr Kunden besaßen in dieser Zeit ein Auto und einen Telefonanschluß. Gewöhnlich standen in den Weingütern auf einem Holzfaß Gläser und etwas Brot für die Gäste. Der Verkauf ging, wie oftmals heute noch, nebenher. Gerda Burrleins Erinnerungen sind hier exemplarisch: „*Ich hab mit Kopfduch und Schürze bedient, von der einen Arbeit schnell weg, weil a Kunde kam und dann wieder die Arbeit aufgenommen.*“

Wein- und Glaskultur heute

Seit einigen Jahren bevorzugen immer mehr Konsumenten Weine von hoher Qualität und sind bereit, diese auch zu bezahlen. Dazu gehört, daß sich eine umfangreiche Glaskultur auf breiter Ebene durchsetzt. Der Wein und die mit ihm verbundenen Trinkgefäße, Gebinde und Accessoires erlangen auch als Symbol für Genußfreude und Anspruch wachsende Bedeutung. Heute findet der Kunde beides: Noch immer gibt es Betriebe, bei denen im Wohnzimmer oder der rustikalen Häckerstube probiert werden kann. Daneben entstanden, besonders im vergangenen Jahrzehnt, moderne Vinotheken,⁴²⁾ wo die Weine in edlem Ambiente verkostet werden und aufwendige Prospekte das Angebot präsentieren. Es herrscht also ein Nebeneinander von eher traditioneller Gestaltung der Gebinde und Initiativen, dem fränkischen Wein ein modernes, junges und durchaus freches Gesicht zu geben.

Professionelle Werbung und die Zusammenarbeit mit dem Tourismus spielen besonders in den vergangenen zwanzig Jahren bei der Vermarktung des Weins eine zentrale Rolle. Der Fränkische Weinbauverband gab mit der Einrichtung der ‚Erlebnislandschaft Franken‘ den Startschuß. Heute arbeitet er, gemeinsam mit anderen Interessenverbänden, in der Initiative ‚Franken-Wein. Schöner Land!‘ zusammen. Ziele sind, das Weinland Franken und seine qualitativollen Weine zu bewerben sowie den Weintourismus zu fördern.⁴³⁾

Eine Sonderstellung nimmt dabei der Bocksbeutel ein. Das ist auch langjähriger, intensiver Werbung geschuldet: Eine Werbeschrift aus dem Jahr 1967 propagiert die Symbiose von Bocksbeutel und Frankenwein: „*Bocksbeutel‘ und ‚Frankenwein‘, das sind zwei Worte, ein Gedanke und ein Begriff! Ein herzlich derbes Gefäß für einen Wein mit Herz!*“⁴⁴⁾ Heute ist der Bocksbeutel in der EU geschützt für Qualitäts- und Prädikatsweine aus Franken und einige andere Weinbaugebiete. Doch hat sich die Normalflasche mittlerweile ebenfalls durchgesetzt: Von der gesamten Weinmenge in Franken werden derzeit vierzig Prozent im Bocksbeutel und fünfzig Prozent über die Literflasche vermarktet,

zehn Prozent über die Burgunderflasche.⁴⁵⁾ Der Bocksbeutel bleibt dennoch Markenzeichen und Symbol für fränkischen Wein und hier besonders für Silvaner.

6. Veränderungen in der Weinbergslandschaft

Die Flurbereinigung, begonnen in den 1950er Jahren, war die staatliche Initiative, mit der Probleme des Weinbaus behoben wurden: Die Zersplitterung der Grundstücke durch Realteilung, überalterte Bestände, schwierige Zufahrten, zum Beispiel durch unregelmäßigen Wasserabfluß, Probleme bei der Bewirtschaftung durch Raine und Böschungen sowie fehlende Windschutzpflanzungen. Dr. Heinrich Wirsching vom gleichnamigen Weingut in Iphofen (Lkr. Kitzingen) beschreibt die damaligen Arbeitsbedingungen: „*Sie können sich gar ned vorstellen, was wir für Probleme hatten midm Weinbau. Wenn ma unsere großen Lagen anschaut, Kronsberg, Julius-Echter-Berg, da gab’s nur einen einzigen Weg, der dort hinführte. Wir mussdn von undn bis oben alles mit der Hand machen: Also wir mussdn die Trauben von oben nach undn dragen und die Düngemittel mit der Budde hoch dragn. Wir häddn keine Zukunft gehabd hier oder es hädd sich der Weinbau aus den guten Lagen zurückgezogen. Ein rationaler und wirtschaftlicher Weinbau war nicht möglich.*“

Drei Epochen der Flurbereinigung

Während zunächst nur wenig Bodenbewegungen und andere Maßnahmen durchgeführt wurden, gewann die Flurbereinigung in den 1960er Jahren eine Eigendynamik, die das Gesicht vieler Weinberge drastisch und nachhaltig veränderte: „*Man verlor Zug um Zug jegliches Augenmaß und Fingerspitzengefühl und schaukelte sich zu regelrechten Produktionslandschaften hoch, denen nur noch der Rebstock willkommen, alles andere jedoch als artfremdes Hemmnis, Gegner oder Schädling ein Dorn im Auge war.*“⁴⁶⁾ In den 1980er Jahren begann schließlich die bis heute andauernde Phase, in der Kompromisse zwischen technisch-ökonomischen Anforderungen sowie Landschafts- und Artenschutz angestrebt und

Weinberge als Kulturlandschaften begriffen werden, die es zu erhalten gilt.⁴⁷⁾ Der Weinberg, einstmals ausschließlich Ort harter Arbeit, ist heute auch Erlebnis- und Erholungsort und fest in den fränkischen Tourismuskonzepten verankert: Mit Spazierwegen samt Informationstafeln, die in einer Heckenwirtschaft oder in einer Vinothek enden, oder mit Museumsweinbergen, die den Weinbau früherer Jahrzehnte erleben lassen.

Weinbergshäuschen und Natursteinmauern prägen das Bild der Weinberge. Erstere entstanden als Unterstand oder Aufbewahrungsort für Gerät, die Mauern sollen den Boden halten und das Gelände terrassieren. Heute werden viele von ihnen liebevoll gepflegt, auch, wenn sie keinen oder weniger praktischen Nutzen haben: Die Weinberge sind durch Wege erschlossen, mit Autos oder Traktoren läßt sich das Arbeitsgerät leicht von zu Hause aus transportieren und auch im Falle eines Regengusses ist man schnell im Auto und benötigt kein Weinbergshäuschen als Unterstand.⁴⁸⁾

Nicht nur Weinbergshäuschen und Mauern, sondern auch Kunst prägen die Weinberge. Dazu gehören vor allem Zeichen der Frömmigkeit: Neben Kapellen prägen seit Jahrhunderten Flurkreuze und Bildstöcke die unterfränkische Landschaft und ihre Weinberge. Historische wie moderne Wegzeichen geben Weinbergen einen ganz eigenen Charakter. Das Spektrum reicht dabei von historischen Bildstöcken bis zu modernen, häufig im Rahmen der Flurbereinigung entstandenen Werken.⁴⁹⁾

7. Bräuche um den Frankenwein

Heckenwirtschaften: Ein Exkurs

Saisonal zum Weinausschank geöffnete Räume heißen in Franken Hecken-, in Württemberg Besen- oder Rädlewirtschaften, im Badischen und im Rheinland Straußenwirtschaften. Allerdings wird in der populären Literatur und auf Homepages im Internet häufig zwischen ‚Weinstuben‘, ‚Winzerstuben‘, ‚Heckenwirtschaften‘ oder ‚Häckerwirtschaften‘ nicht unterschieden, vielmehr werden sämtliche Begriffe synonym verwendet.⁵⁰⁾

Bis ins ausgehende Mittelalter läßt sich der Brauch nachweisen, daß Winzer ihren eigenen Most oder Wein ausschenken dürfen.⁵¹⁾ Heute ist die Schankzeit auf maximal vier Monate begrenzt, die Heckenwirtschaft darf nicht mehr als vierzig Sitzplätze haben. Heckenwirtschaften sind für Einheimische und Touristen ein beliebter Treffpunkt. Dabei fand in den vergangenen Jahren eine starke Professionalisierung statt, die auch mit neuen lebensmittelrechtlichen und hygienischen Vorschriften zusammenhängt. Diese Professionalisierung zeigt sich nicht zuletzt in der Vermarktung der Heckenwirtschaften, die in immer aufwendiger gestalteten Führern bzw. im Internet (und damit auch einem überregionalen Publikum) präsentiert werden. Heckenwirtschaften sind längst vom regionalen Treffpunkt zum Teil der Eventkultur einer breiten Öffentlichkeit geworden.⁵²⁾ Der Fränkische Weinbauverband, der Bayerische Hotel- und Gaststättenverband, die Landesanstalt für Wein- und Gartenbau, der Tourismusverband Franken sowie Winzer legten Kriterien fest, wann eine Heckenwirtschaft als solche gelten kann. Dann erhalten Wirt oder Wirtin eine Zertifizierung und die Heckenwirtschaft wird im Premiumverzeichnis der Tourismusbroschüre des gleichnamigen Konzepts „Franken-Wein. Schöner Land!“ aufgenommen.

Die Heckenwirtschaft Schmidt in Veitshöchheim

Diese Heckenwirtschaft bestand seit Generationen und zwar immer im Haus Nummer 31 in der Oberen Maingasse. Wegen Verpachtung der Weinberge öffnete sie im Jahr 1993 zum letzten Mal. Zur Eröffnung gab es besondere Bräuche: Während der Wirt das ‚Hecken‘-Schild über die Tür hängte und ein Wedel aus Nadelreis aus der Dachluke gesteckt wurde, spielte Musik. Die Straße wurde gekehrt, um symbolisch den Weg in die Wirtschaft frei zu machen. Sich mit solchen, oft auf einzelne Orte oder Wirtschaften beschränkten Bräuchen rund um den Betrieb von Heckenwirtschaften zu befassen, stellt ein Desiderat in der volkskundlichen Forschung dar.

Ein bekannter Heckenwirt war Georg Schmidt (1911–1986), Gründer der Fränki-

schen Bauernkapelle, die weit über Franken hinaus bekannt war. Nicht nur zur Eröffnung, sondern während der gesamten Öffnungszeiten, war das Haus mit Musik erfüllt. Geöffnet wurde in den letzten Jahrzehnten im März und zwar vierzehn Tage lang ab dem Samstag nach Fasching und im Oktober für weitere zwei Wochen. Im Herbst schenkten die Wirtsleute zum Teil Wein aus, um die Fässer zu leeren, zum Teil gab es Federweißen. Die Heckenwirtschaft war ab 11.30 Uhr geöffnet, es gab keine Mittagspause und keinen Ruhetag.

Einheimische, Würzburger und Gäste von überall her trafen sich in der Heckenwirtschaft beim ‚Schmidt Schorsch‘: Zum Mittagessen, zum Nachmittagsschoppen oder zum Feiern am Abend. Die Lage des Hauses zwischen Hofgarten und Parkplatz vor den Mainfrankensälen war ideal für Laufkundschaft, die hier einen Aufenthalt in Veitshöchheim ausklingen ließ.

Ausgeschenkt wurden bei Familie Schmidt Silvaner und Müller-Thurgau und zwar jeweils ein zwei Jahre alter und ein neuer Wein. Die Wirtsleute schenkten in Römergläsern aus, die gut gefüllt sein sollten. Frau Merkel, letzte Wirtin des Betriebs: *„Wenn ich bis zum Strich eingeschenkt habe, haben sie schon geguckt. Wir haben nie aus einem Liter Wein vier Gläser voll gekriecht.“* Vor Beginn der ‚Hecken-Saison‘ wurde ein Schwein geschlachtet und die Wurst dann verkauft: Rot- und Weißgelegter (Preßsack), Rote Wurst im Ring, Leberwurst und Leberpreßsack, eine Spezialität des Hauses. Dazu gab es angemachten Camembert und Kuhkäse. In den 1970er Jahren kamen noch Blaue Zipfel und Bratwürste mit Sauerkraut auf die Speisekarte. Jeweils an einem Samstag gab es Schinken im Brotteig. In der Küche halfen Familienmitglieder, Nachbarn und Freunde.

Einen Tag vor Eröffnung der Heckenwirtschaft lud Renate Merkel ihre früheren Schulfreundinnen zum ‚Klassentreffen‘ ein. Die Wohnung war schon umgeräumt und eine Generalprobe für die Heckenwirtschafts-Zeit konnte stattfinden. Für zwei Wochen Betrieb in der Heckenwirtschaft waren jeweils mindestens eine Woche Vorbereitung und eine Woche Nachbereitung notwendig. Der Be-

trieb einer Heckenwirtschaft erforderte und erfordert also viel Idealismus. Viele Heckenwirtschaften sind heute in eigens eingerichteten Räumen untergebracht. Das war nicht immer so. Renate Merkel resümiert: *„Das war das Schöne an der Heckenwirtschaft: Die Gäste waren überall in der Wohnung: In der Küche, im Wohnzimmer und im Weinkeller.“* Die Stube im ersten Obergeschoß wurde ausgeräumt und die Küche umgestellt. Neben dem offiziellen Heckenwirtschaftszimmer gab es so weiteren Platz für Freunde und Bekannte.

In den 1950er Jahren konnte man in Veitshöchheim noch etwa zwanzig Heckenwirtschaften besuchen. Für die vielen Kleinstwinzer war dies eine wichtige Möglichkeit, ihren Wein zu verkaufen. Heute existieren noch drei Heckenwirtschaften in Veitshöchheim: Schlereth, Kauppert und Hessler.

Weinheilige

Bis vor wenigen Jahrzehnten orientierten sich bestimmte Arbeiten im Weinberg am Heiligenkalender und am Kirchenjahr. Das Vertrauen in Heilige stammt aus einer Zeit, als die Landwirtschaft stärker als heute in Abhängigkeit von Einflüssen stand, die sich nicht oder nur schwer steuern lassen: Hagel, Frost, Hitze und Ungeziefer. Unter den zahlreichen Weinheiligen sind Urban und Kilian am bekanntesten.

Der heilige Urban (25. Mai) wird als Pontifex mit Tiara, Kreuzstab und einem Buch in der Hand gezeigt, manchmal trägt er in der Hand oder auf dem Buch eine Traube. Urbansprozessionen bezeugen noch heute die Wertschätzung des Heiligen.⁵⁴⁾ Zunächst blieb St. Urban der Weinheilige schlechthin in Franken. St. Kilian dagegen, irischer Wandermönch, Glauensbote und Märtyrer,⁵⁵⁾ wurde durch Viktor von Scheffels (1826–1886) Frankenlied *„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein“* zum zweiten Schutzherrn der Winzer erhoben: *„Bald hebt sich auch das Herbsten an, / die Kelter harrt des Weines: / Der Winzerschutzherr Kilian / beschert uns etwas Feines.“* Sicher ist, daß mit der Christianisierung Mainfrankens der Grundstein für den Wein-

bau am Main gelegt wurde. Hat Kilian, dessen Fest am 8. Juli gefeiert wird, nicht direkt den Rebstock gebracht, wovon man ausgehen kann, so kann doch auf sein Werk die Initialzündung dazu zurückgehen.

Traubensegnung und Dorotheenschoppen

Zahlreiche Weinbaugemeinden pflegen den Brauch, die ersten Trauben zu segnen. Die Gläubigen erinnern sich an den Zeichengehalt vom Weinstock als Jesus und den Reben als den Gläubigen. Der Wein wiederum ist Symbol für die Gegenwart Gottes in der Liturgie. Der fast vergessene Brauch wurde auf Anregung des Historikers Prof. Dr. Otto Meyer zu Beginn der 1990er Jahre wieder belebt, zunächst durch Wolfram König aus Randersacker mit der Weinbruderschaft.⁵⁶⁾

Im Jahr 1964 lebte in Hammelburg der Brauch wieder auf, am Tag der heiligen Dorothea, dem 6. Februar, an jeden Absolventen der Lateinschule einen dreiviertel Liter Wein auszuschenken. Das Datum hat sich jedoch auf den Zeitraum zwischen den Abiturprüfungen und der Zeugnisausgabe verschoben: Abiturientinnen und Abiturienten und ihre Lehrerinnen und Lehrer werden dann vom Bürgermeister empfangen und die Städtische Kellerei spendiert Hammelburger Wein.⁵⁷⁾

Letzte Fuhr, gemeinsames Essen und Letzter Stock

Ein bekanntes Fest im Weinbau ist die ‚Letzte Fuhr‘, auch ‚Niederfall‘ genannt, mit dem im Ort die Einfuhr der letzten Trauben gefeiert wurde. Es wird in vielen Weinbaugemeinden bis heute gefeiert. Häufig spielen dabei finanzielle und touristische Interessen eine Rolle. Entsprechend sind in den letzten Jahren auch Revitalisierungen des Brauchs zu beobachten, wie zum Beispiel in Höchberg (Lkr. Würzburg).⁵⁸⁾ Die Veranstaltungen werden dann nicht mehr von den einzelnen Weinbaubetrieben, sondern von Vereinen, Festwirten oder -gemeinschaften veranstaltet. Allgemein gibt es neuerdings erfolgreiche Bemühungen, die Qualität solcher Weinfeste zu heben und ihren Ruf zu verbessern.

Der Brauch, die Helfer bei der Ernte zu verköstigen, ist mittlerweile häufig einer Barauszahlung gewichen. Doch bis heute feiern manche Winzerhöfe den Abschluß der Lese mit einem gemeinsamen Essen. Bis in die 1970er Jahre gab es zu diesem Anlaß auch Tanzmusik. Heute kommen Leserinnen und Leser häufig nicht mehr aus dem Ort und fahren nach Abschluß der Arbeiten umgehend weiter: *„Sonst hammers immer herinnen gemacht, es ist aufgekocht worden. Jetzt macher draußen Leberkäs. Die Leut wollen auch wieder heim und dann gibt's hald zu essen und zu trinken und man feiert den glücklichen Abschluß der Lese“* (Johann Konrad Ruck, Weingut Ruck, Iphofen).

Beim Pflanzen des letzten Weinstocks in einen neu angelegten Weinberg wird dieser häufig mit einer besonderen Flasche Wein begossen. Alexandra Brandl, Winzerin aus Sulzfeld am Main: *„Ma nimmd kein billichen Wein: Den Wein, den ma sich erhoffd vom neuen Weinberch, den gießt ma da rein. Des dürfen ofd auch die Kinner machn.“*

In den letzten Jahren läßt sich beobachten, daß zahlreiche Bräuche um den Wein und seine Kultivierung wieder aufleben. Dies ist auch in Verbindung mit dem Tourismus zu sehen. Hermann Neuberts Feststellung, es gebe vergleichsweise wenige Bräuche um den Wein, bezieht sich auf eine lokale Studie zum Steigerwaldvorland aus den 1980er Jahren. Sie kann für die heutige Zeit und für das gesamte Franken nicht bestätigt werden. Dies belegt wiederum die Notwendigkeit zahlreicher regional gestreuter Mikrostudien und die regelmäßige Überprüfung der Aktualität von Forschungsergebnissen.

8. Menschen im Weinbau

Weinbau lebt von den Menschen, die ihn betreiben: Im Weinberg und im Keller, am Schreibtisch bei den Büroarbeiten oder beim Verkauf.⁵⁹⁾ Das ändert sich auch nicht in Zeiten, wo der Vollernter auch in manchen fränkischen Lagen die mühsame Handarbeit übernimmt.

Der Begriff Häcker leitet sich vom Hacken im Weinberg her. Seit der zunehmenden Me-



Abb. 4: Die Bildberichterstatlerin Erika Groth-Schmachtenberger setzte eine ‚Letzte Fuhr‘ aus dem Jahr 1967 ins Bild. Über die Jahre hinweg bis heute ist dies ein feucht-fröhlicher Anlaß zum Feiern geblieben (Bestand Archiv des Marktes Randersacker).

chanisierung der Arbeiten im Weinberg hat sich der Begriff des Winzers durchgesetzt. Heute sind aus den Häckern qualifizierte Winzer und Oenologen geworden, die Vinotheken, Weingüter oder Weinbaubetriebe betreiben. Frauen waren (und sind) auch im Weinbau häufig in zahlreichen Funktionen flankierend im Hintergrund tätig. Gerda Burrlein (geb. 1935) vom Winzerhof Frieder Burrlein in Mainstockheim erinnert sich: „Wir Frauen haben unsere Männer unterstützd in allem, was angefallen is. Wir haben uns hinein gearbeitet in die Notwendigkeit. Bei uns gab’s nie eine besondere Zuständigkeit, sondern ma kann sogn, wir waren ‚Mädchen für alles‘. Des waren die Geschäftsfrauen unserer Zeit. Wir wollten neben unseren Männern stehn als Partnerinnen und des haben wir geschaffd.“

Der Leitsatz „Kinder, Küche, Kirche“ läßt sich in Weinbaubetrieben dabei noch um den Begriff „Weinverkauf“ erweitern: „Unser Großmudder, die war auch im Verkauf sehr aktiv. Wenns auch fünf vor zwölf war, s Essen aufn Disch gemussd und es geklingeld had, dann is die Oma runder und had inner Viertel Stund vielleicht hundertzwanzich Flaschn verkaufd und dann isse rauf und hads Essen ferdich gemachd. Also des woar scho Mädchen für alles“ (Johann Konrad Ruck, Weingut Ruck, über Dorothea Ruck, geb. 1903).

Die Qualifizierung in den Weinbaubetrieben steigt: Der Nachwuchs verfügt seit Jahrzehnten über eine fundierte Ausbildung und nicht selten ein Studium. Frauen sind heute zunehmend auch in Führungspositionen präsent. Dennoch ist ihre Zahl vergleichsweise

immer noch gering und klare Rollenverteilungen nicht so schnell aus den Köpfen zu verbannen: „Wenn ich sonndachs an den Winzerstammtisch in Sulzfeld geh, bin ich immer die einziche Frau. Und die frachen mich dann auch, wenns gegen zwölf Uhr geht: Wer kochd bei dir daheim?“, erzählt Alexandra Brandl, geb. 1971, Winzerin, Sulzfeld am Main.

Viele Weingüter sind seit Generationen im Familienbesitz, und man ist stolz auf diese Tradition. Die Kinder wachsen in die Arbeitsabläufe hinein. Doch ist das Mithelfen bereits seit den 1970er Jahren eher spielerischer Natur. In früheren Jahrzehnten dagegen bedeutete Kindheit auch bei den Häckern Mitarbeit von klein auf. Lassen wir zum Schluß noch einmal Gerda Burrlein zu Wort kommen: „Wir sin an der Hand von der Großmudder mit hinaus in die Weinberge genommen und hinder den Pfahlhaufen in den Schatten gesetzt worden. Da had die Oma dann auch amal a paar Plätzchen oder was an Osdern versteckd. Und wir haben dann sehr bald schon so kleine Handreichungen tun dürfen und waren stolz drauf. Wir durften dann auch mal die Brotzeit holen und amal am Brünnele Wasser holen. Späder, mid zwölf Jahren oder so, wurden wir schon zu schwerer körperlicher Arbeit herangezogen. Da mussdn wir schon Reben lesen und die Stöcke räumen und auch amal mit der Haue schaffn. Mit zwölf waren wir keine Kinder mehr.“

Mit den Themen Kindheit und Generationenstolz schließen sowohl die letzte Tafel der Wanderausstellung ‚Winzer, Weinbau und Silvaner‘ als auch dieser Aufsatz. Der Nachwuchs im Weinbau ist gesichert, der Stolz, in einem Weinbaubetrieb zu arbeiten, der seit Jahrzehnten oder Jahrhunderten zur Familie gehört, besteht nach wie vor, verbunden mit der Bereitschaft, sich für dieses Erbe einzusetzen. Im Gegensatz zu zahlreichen anderen aussterbenden Handwerken oder Gewerben hat der Weinbau in Franken Zukunft.

Zu wünschen bleibt, daß volkskundlich-kulturwissenschaftliche Untersuchungen einschließlich der Befragung von Zeitzeugen und – gerade im Geiste des großen fränki-

schen Volkskundlers Josef Dünninger – auch Archivforschungen diesen Weg begleiten, dokumentieren und den Weinbau als Kernstück fränkischer Lebens- und Arbeitskultur begreifen, dokumentieren und analysieren.

Anmerkungen:

- *) Auch wenn im folgenden nur von „Winzern“ die Rede sein wird, ist es dennoch klar, daß damit die vielen Frauen und Männer gemeint sind, die diesem Berufszweig angehören.
- 1) Zum Jahresprogramm „350 Jahre Silvaner“ des Fränkischen Weinbauverbands vgl. www.frankenwein-aktuell.de (Stand 07.10.2009).
- 2) Die Stationen der Wanderausstellung sind der Homepage des Bezirks Unterfranken zu entnehmen: www.bezirk-unterfranken.de/aufgaben/heimatpflege/aktuelles.
- 3) Vgl. hierzu z.B. die Homepage des Fränkischen Weinbauverbands, des Tourismusverbands Franken und der Bayer. Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau: www.frankenweinland.de (Stand 07.10.2009).
- 4) Kittel, J.[osef] B.[alduin]: Das Buch vom Frankenwein. Mit Unterstützung der Kgl. bayer. Staatsministerien des Innern u. der Finanzen sowie städtischer Behörden u. Korporationen herausgegeben vom Fränkischen Weinbauverein. Würzburg 1905. Nach der 2. Aufl. im Jahr 1925 erfolgte 1958 eine Neubearbeitung durch Hans Breider, Direktor der Bayerischen Landesanstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau, die in mehreren Auflagen erschien. Es folgte, in Anlehnung an Kittel und Breider: Heinrich Höllerl, Schmitt, Alfred: Das neue Buch vom Frankenwein. Würzburg 1997 (2. überarb. Aufl. 2000). Dr. Alfred Schmitt, der durch seine Tätigkeit an der Bayer. Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau jahrzehntelange Erfahrungen mit dem Frankenwein hat und der Autor Heinrich Höllerl, geben, leider ohne Anmerkungsapparat, einen dennoch unverzichtbaren, fundierten Überblick auf Geschichte und Gegenwart des fränkischen Weinbaus.
- 5) Z.B. Kraemer, Ado: Im Lande des Bocksbeutels. Ein Buch von Wein und Weinkultur. Würzburg 1956. – Ders.: Der Bocksbeutel Almanach. Ein Buch für Weinfreunde. Würzburg o.J. [ca. 1960]. – Ders.: Escherndorf und seine Weine. Würzburg 1964, sämtlich auch mit Abbildungen von Richard Rother.

- 6) Zum Schaffen u. zur Biographie Rothers vgl. z.B. Schwarz, Herbert: Richard Rother. Katalog zur Ausstellung in Biebergemünd vom 2.11.–21.11.1990. Mit Exlibris-Werkliste, Bibliographie und 28 Abbildungen. Kronach 1990. – Reinhardt, Jürgen: Die heiteren Weinfiguren des Richard Rother, in: 38. Kulturtagung in Unterbernhards vom 1.–3. März 2002: In vino veritas. 1250 Jahre Weinbau in der Rhön. Fulda 2002, S. S. 19–25. Einen Überblick auf das Schaffen Rothers gibt auch die Richard-Rother-Stube in Kitzingen.
- 7) Z.B. Rottenbach, Bruno: Randersacker. Hineingebaut in Stein und Wein (Erschienen als Festgabe des „Randersackerer Weinbauvereins“ anlässlich „1200 Jahre Weinbau Randersacker“ im Jahre 1979). Würzburg [1979]. – Weinbauverein Randersacker 1899: 100 Jahre Weinbau Verein Randersacker 1899–1999. Münsterschwarzach [1999]. – Neuerdings: 150 Jahre Winzerverein Heidingsfeld. Jubiläumsschrift 2009. Würzburg-Heidingsfeld 2009.
- 8) Zusammenfassende Abrisse zur Geschichte des Weinbaus in Unterfranken bilden: Schenk, Winfried: Die mainfränkische Landschaft unter dem Einfluß von Gewerbe, Handel, Verkehr und Landwirtschaft, in: Peter Kolb/Ernst-Günter Krenig: Unterfränkische Geschichte. Bd. 3. Würzburg 1995, S. 519–588, hier: S. 567–571. Ders.: Ländliche Gesellschaft und Raumgestaltung, in: Kolb/Krenig: Unterfränkische Geschichte. Bd. 4/1. Würzburg 1998, S. 275–334, hier: S. 301–303. Ders.: Ländlicher Raum im Wandel, in: Kolb/Krenig: Unterfränkische Geschichte. Bd. 5/1. Würzburg 2002, S. 75–136, hier: S. 103–107. – Überblicksartig auch: Weisensee, Bernhard: Winzers Freud – Winzers Leid. Der fränkische Weinbau und seine Ernten in 1200 Weinjahren. Würzburg 1982. – Speziell zum Weinbau im Mittelalter: Matheus, Michael (Hg.): Weinproduktion und Weinkonsum im Mittelalter. Stuttgart 2004 (Geschichtliche Landeskunde Bd. 51), allerdings ohne explizite Beiträge zu Franken. Anders bei: Sprandel, Rolf: Von Malvasia bis Kötzschenbroda. Die Weinsorten auf den spätmittelalterlichen Märkten Deutschlands. Stuttgart 1998 (Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beihefte). – Schrenk, Christian/Weckbach, Hubert (Hg.): Weinwirtschaft im Mittelalter. Zur Verbreitung, Regionalisierung und wirtschaftlichen Nutzung einer Sonderkultur aus der Römerzeit. Vorträge des gleichnamigen Symposiums vom 21.–24. März 1996 in Heilbronn. Heilbronn 1997 (Weinwirtschaft im Mittelalter
- 9). – Weber, Dieter: Der Wein im Herbst des Mittelalters. Ein kultur- und realien geschichtlicher Bilderbogen. Mit einem Geleitwort von Otto Meyer. Würzburg 1994. – Für die Wende vom 19. zum 20. Jh. vgl.: Dippel, Horst: Arbeitsleben und sozialer Wandel in der fränkischen Weinbaukrise (1880–1925), in: Mentalität und Lebensverhältnisse. Beispiele aus der Sozialgeschichte der Neuzeit. Rudolf Vierhaus zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von Mitarbeitern und Schülern. Göttingen 1985, S. 349–364.
- 9) Dank für ihre Mitarbeit an Hermann Mengler, Weinfachberater des Bezirks Unterfranken, Dr. Hermann Kolesch, Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau Veitshöchheim und Hermann Schmitt, GF des Fränkischen Weinbauverbands. – Vgl. auch die Statistiken und Vorträge der Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau auf www.lwg.bayern.de/weinbau/weinbau_franken/18059/ (Stand 07.10.2009).
- 10) Worschech, Reinhard/Weisensee, Bernhard: Weinland Franken. Eine Begegnung mit Städten, Dörfern und ihrem Wein. Herausgegeben vom Bezirk Unterfranken. Würzburg 1985.
- 11) Dieses Konzept folgt zwei früheren Wanderausstellungen, in denen die Aussagen von Zeitzeugen ein wichtiger Bestandteil sind. Vgl. Speckle, Birgit: Schafkopf und Musikbox. Einblicke in unterfränkische Dorfwirtshäuser 1950–1970. Schriftenreihe des Bezirks Unterfranken, Kulturarbeit und Heimatpflege und Museen Schloß Aschach 1. Würzburg 2003 (1. Aufl.). – Dies: Die Post, des war mein Leben. Poststellen in Unterfranken. Schriftenreihe des Bezirks Unterfranken, Kulturarbeit und Heimatpflege und Museen Schloß Aschach 4. Würzburg 2006.
- 12) Vgl. www.udi.de (Stand 07.10.2009).
- 13) Zur Geschichte des Silvaners in Franken: Mengler, Hermann/Mondon, Hildegard/Sandweg Jürgen Schmitt, Andi: Das Buch vom jungen alten Silvaner. Würzburg 2009.
- 14) Diese Ausführungen folgen: Dohna, Jesko Graf zu: Wie der Silvaner nach Castell kam. Historische Notizen zur ersten bekannten Silvanerpflanzung in Franken. (Kleinschrift o.O. o.J. anlässlich 333 Jahre Castell-Silvaner). Vgl. zusammenfassend: ders.: A.D. 1659? Zur Geschichte des Silvaners, in: Silvaner Symposium (Hg.): Alles über Silvaner. Winzer, Weine & Wissenswertes. 1. Internationales Silvaner Symposium 17.–19.09.1999. Würzburg 1999, S. 125–127.

- 15) Dank an Jesko Graf zu Dohna vom Fürstlich Castell'schen Archiv in Castell für die Transkription.
- 16) Vgl. dazu Schenk: Ländliche Gesellschaft (wie Anm. 8), S. 302. – Am Festungsberg in Würzburg erinnert eine Skulptur des Künstlers Reinhold Kleese an Alberich Degen (1625–1686), vgl. hierzu: Flurbereinigungsdirektion Würzburg: Kunst in den Weinbergen o.J., Bd. 8, W11. – Ebenfalls Degen's Verdienste um den Weinbau gewidmet ist eine Buntsandsteintafel, die sich ursprünglich in der Würzburger Lage Stein befand und heute im Würzburger Bürgerspital aufbewahrt wird (vgl. Dohna: A.D. 1659? [wie Anm. 14], S. 125–127, hier: S. 127).
- 17) Vgl. Exner, Peter: Zwischen Freßwelle und Koffeinbrause. Der Silvaner in der wachsenden Konsumgesellschaft der Bundesrepublik, in: Silvaner Symposium: Alles über Silvaner (wie Anm. 14), S. 128–132, bes. S. 130.
- 18) Vgl. Mengler u.a.: Buch vom Silvaner (wie Anm. 13), S. 71–73. Zu den Bemühungen, Silvaner zu etablieren vgl. auch: Silvaner Symposium: Alles über Silvaner (wie Anm. 14).
- 19) Vgl. Mengler u.a.: Buch vom Silvaner (wie Anm. 13), S. 11–13.
- 20) Vgl. hierzu Statistiken (wie Anm. 9).
- 21) Vgl. hierzu Statistiken (wie Anm. 9) sowie frdl. Auskunft von Dr. H. Kolesch, Bayer. Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau, Veitshöchheim.
- 22) Zur Weinhandelsstadt Kitzingen vgl. Schwinger, Elmar: Von Kitzingen nach Izbica. Aufstieg und Katastrophe der mainfränkischen Israelitischen Kultusgemeinde Kitzingen. Schriften des Stadtarchivs Bd. 9, Kitzingen 2009, hier: S. 81–86, wo der wirtschaftliche und soziale Aufstieg Kitzinger Weinhändler beleuchtet wird. – Pitrof, Uta: Der Weinbau in Kitzingen unter besonderer Berücksichtigung des Weinhandels. Zulassungsarbeit zur 1. Staatsprüfung für das Lehrfach an Volksschulen in Bayern 1969. Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Frdl. Hinweise von Doris Badel M.A., Stadtarchiv Kitzingen.
- 23) Schenk: Ländliche Gesellschaft (wie Anm. 8), S. 301–303.
- 24) Ebd., S. 302. Vgl. auch Dippold, Günter: Vom Nutzen und Schaden des Biers. Ruf und Rang eines volkstümlichen Getränks vom Spätmittelalter bis ins frühe 20. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Europäische Ethnologie 2007, S. 83–104, hier bes. S. 97–103.
- 25) Zum Wein aus Frankreich als Konkurrenzgetränk vgl. z.B. Englerth, Sebastian: Deutscher Weinbau und Weinhandel, dessen mögliche Konkurrenz mit dem französischen; und die chemische Wein-Verbesserung, vom Standpunkte der Wein-Wissenschaft beleuchtet. Würzburg 1849. – Englerth sieht vor allem die Probleme fehlender Schutzzölle sowie fehlender freier Konkurrenz im Inland und fordert weinbauliche Verbesserungen (S. 54–57).
- 26) Vgl. Schmitt, Alfred/Höllerl, Heinrich: Von den Anfängen des Weinbaus, in: Alles über Silvaner (wie Anm. 14), S. 147–156, hier: S. 154.
- 27) Dippel: Arbeitsleben (wie Anm. 8), S. 349.
- 28) Schenk: Ländlicher Raum (wie Anm. 8), S. 103.
- 29) Ebd., S. 105.
- 30) Dippel: Arbeitsleben (wie Anm. 8), S. 349f.
- 31) Schenk: Ländlicher Raum (wie Anm. 8), S. 106, dort zu diesem Phänomen auch ausführliche Literaturhinweise.
- 32) Dippel: Arbeitsleben (wie Anm. 8), S. 356.
- 33) Höllerl: Buch vom Frankenwein (wie Anm. 4), S. 18–20. Vgl. auch: Ungemach, P.[eter]: Ueber die Weinstreue bei den Versammlungen deutscher Wein- und Obstproduzenten. Ein Sendschreiben an sämtliche Mitglieder der Versammlung zu Würzburg im Jahre 1841, und an die Weinbau-Sektion der Versammlung deutscher Landwirthe zu Stuttgart im Herbst 1842 veranlaßt durch einen besonderen Vorfall. Würzburg 1842. – Ders. (Hg.): Verhandlungen der Versammlungen deutscher Wein- und Obst-Produzenten zu Würzburg unter dem Präsidium des königl. Bayerischen Regierungsdirektors v. Weinbach daselbst vom 7. bis 10. Oktober 1841. Würzburg 1842.
- 34) Vgl. z.B. Kälber, Benno: Zum Gedenken an den 120. Todestag von Sebastian Englerth, Ehrenbürger der Marktgemeinde Randersacker. Randersacker o.J. mit einem Verzeichnis von Englerth's Nachlaß im Marktarchiv Randersacker. – Eine Zusammenfassung der Verdienste Englerth's liefert Lippe, Friedrich: Sebastian Englerth – Ein Pionier des fränkischen Weinbaues. Hg. vom Fränkischen Weinbauverband e.V. Würzburg. Würzburg 1980, hier: S. 10. – Englerth, Sebastian: Die Geschichte der fränkischen Weinkultur. Würzburg 1860. – Ders.: Fränkischer Weinbau. o.O. [ca. 1872]. – Ders.: Mittheilungen über Weinbergs-Anlage und Versuche auf dem Gebiete der Oenologie. Separatdruck aus dem Berichte des agriculturalchemischen Laboratoriums für Unterfranken

1872. – Ders.: Der deutsche Weinbau und Weinhandel vom Regen in die Traufe. Separat-Abdruck aus der „Wein-Halle“ Nr. 48 u. 49, Jg. 1879. – Ders.: Deutscher Weinbau (wie Anm. 25).
- 35) Schenk: Ländlicher Raum (wie Anm. 8), S. 106–108.
- 36) Dank an Werner Apfelbacher, Dettelbach, für Informationen zu diesem Kapitel.
- 37) Am praktischen Beispiel ist dies in verschiedenen Museumsweinbergen zu sehen, vorbildlich dokumentiert etwa im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim, vgl. dazu auch: Baerthol, Renate: Obst und Wein. Die Bayerische Landes-Obstausstellung des Pomologenvereins e.V. Bayern und ein neuer Weinberg im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim, in: Franken unter einem Dach. Zeitschrift für Volkskunde und Kulturgeschichte (25) 2003, S. 122–125, hier: S. 125.
- 38) Vgl. zu den Strukturen im Fränk. Weinbau auch Statistiken (wie Anm. 9).
- 39) Frdl. Mitteilung von Hermann Mengler, Wein-fachberater des Bezirk Unterfranken.
- 40) Neubert, Hermann: Häckerarbeit in Franken. Würzburg 1990, S. 63.
- 41) Exner: Der Silvaner (wie Anm. 17), hier: S. 130.
- 42) Vgl. hierzu Bayerische Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau Veitshöchheim: „Architektur und Wein. Beispielhafte Projekte. Main-bernheim 2009 (Ausstellungsbegleitheft).
- 43) Vgl. www.weinland-franken.de (Stand 07.10.2009).
- 44) Frankenwein-Frankenland e.V., (Hg.): Frankenwein. Ein Wein mit Herz. Würzburg 1967, o.S. (Broschüre).
- 45) Frdl. Hinweis von Hermann Mengler, Wein-fachberater des Bezirk Unterfranken.
- 46) Höllerl/Schmitt: Buch vom Frankenwein (wie Anm. 4), S. 43, ausführlich zur Flurbereinigung S. 38–51.
- 47) Vgl. z.B. Bayerisches Landesamt für Umweltschutz: Die Weinberge Frankens. Ein Beitrag zur Ökologie, zum Naturschutz und zur Landschaftspflege (Schriftenreihe Heft 62). Bay-reuth 1985. – Patellis, Sigrid: Weinberge als Denkmäler?, in: Denkmalpflege Informationen. Bayerisches Landesamt für Denkmal-pflege München. Ausgabe A Nr. 42, 19. Dezember 1983. – Haas, Herbert: Der Altfränki-sche Weinberg, ein Lebensraum der besonde-ren Art, in: Weinbauverein Randersacker: 100 Jahre Weinbauverein (wie Anm. 7), S. 41–44.
- 48) Vgl. Direktion für Ländliche Entwicklung: Weinberghäuschen. Merkmale der Erlebnis-landschaft Franken. Würzburg 1997 (Bro-schüre). In diesem Zusammenhang ist auch zu sehen: Dies.: Natursteinmauern in Dorf und Flur. Merkmale der Erlebnislandschaft Fran-ken. Würzburg o.J. (Broschüre). – Der Her-ausgeber hat seinen Namen mehrmals gewech-selt, wobei in den Umbenennungen auch der Wandel des Aufgabenverständnisses deutlich wird: Die Königlich Bayerische Flurberei-nigungskommission, die 1887 die ersten Flurberei-nigungsverfahren einleitete, richtete 1912 eine Flurbereinigungsabteilung für Unterfran-ken mit Sitz in Würzburg ein. 1922 wurde diese durch die Novellierung des Bayerischen Flurbereinigungsgesetzes aufgelöst und die Flurbereinigungsverwaltung in Bayern neu ge-gliedert. Am 01.03.1923 erfolgte die Gründung des Flurbereinigungsamtes Würzburg, am 01.08.1969 erfolgte die Umbenennung in Flurberei-nigungsdirektion Würzburg. Seit 01.11.1992 lautet die Bezeichnung: Direktion für Ländli-che Entwicklung Würzburg, seit 01.08.2005 spricht man vom Amt für Ländliche Ent-wicklung Unterfranken. – Frdl. Hinweis von Nor-bert Bischoff vom Amt für Ländliche Ent-wicklung Unterfranken.
- 49) Vgl. hierzu: Flurbereinigungsdirektion: Kunst (wie Anm. 16).
- 50) Z.B. www.heckenwirtschaft-info.de (Stand 07.10.2009).
- 51) Vgl. hierzu Stabel, Anita: Häckerhaus und Häckerwirtschaft am Main. Zulassungsarbeit für die Erste Prüfung für das Lehramt an Volksschulen 1979. Bayer. Julius-Maximili-ans-Universität Würzburg, S. 161f.
- 52) Ein aktueller Heckenwirtschaftsführer ist Bött-ner, Bastian/Raupach, Markus: Frankens schön-ste Weinstuben und Heckenwirtschaften. Bam-berg 2009. Das Buch entstand in Zusammen-arbeit mit DB Regio, der Tourismus- und kommerzielle Gedanke steht also mit im Vor-dergrund (s. auch www.wein.by, Stand 07.10.2009).
- 53) Vgl. dazu die Checkliste für die Zertifizierung von Heckenwirtschaften der Bayerischen Landesanstalt für Weinbau und Gartenbau: www.lwg.bayern.de/weinbau/weintouris-mus/18600/linkurl_1.pdf (Stand 04.11.2009).
- 54) Vgl. das Stichwort ‚Urban‘ in: Lexikon für Theologie und Kirche, Begr. von Michael

- Buchberger, 2. völlig neu bearb. Aufl. Hg. von Josef Höfer, Karl Rahner. Freiburg 1986, Bd. 10, S. 542. Vgl. z.B. auch: Jung, Hermann: Traubenmadonnen und Weinheilige. Duisburg 1964, S. 40–42.
- 55) Zu St. Kilian vgl. zusammenfassend: Güldenstube, Erik Soder von: Christliche Mission und kirchliche Organisation, in: Kolb/Krenig: Unterfränkische Geschichte Bd 1 (wie Anm. 8), S. 91–152, hier: S. 98–101. Umfassend: Bullin, Wolfgang/Ganz, Franz-Ludwig (Hg.): Dich loben, dir danken... 1300 Jahre Mission u. Martyrium der Frankenapostel Kilian, Kolonat und Totnan. Das Buch der Diözese Würzburg zum Jubiläumsjahr. Würzburg 1990. Vgl. auch das Stichwort ‚Kilian‘ im Lexikon für Theologie und Kirche, Begr. von Michael Buchberger, 2. völlig neu bearb. Aufl., Hg. von Josef Höfer, Karl Rahner. Freiburg 1986, Bd. 6, S. 143.
- 56) Frdl. Hinweis von Wolfram König, Randersacker.
- 57) Vgl. Schmid, Theresa: Weinbräuche in Franken. Proseminararbeit im Fach Europäische Ethnologie an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Wintersemester 2006/2007 (unveröffentlichtes Ms.).
- 58) Z.B.: Letzte Fuhre wieder belebt. Musikfreunde Höchberg erinnern an altes Brauchtum, in: Mainpost, Ausgabe Würzburg vom 07.10.2008.
- 59) Vgl. hierzu Zulassungsarbeiten (hier abgekürzt: Zula) zum Thema Weinbau, die unter Betreuung der Bezirksheimatpfleger entstanden und in der Bibliothek der Bezirksheimatpflege gesammelt sind: Deml, Volker: Weinbaugeräte in Franken – dargestellt an den Arbeiten während eines Jahres. Zula für die Erste Prüfung für das Lehramt an Volksschulen 1978/79 an der Bayer. Julius-Maximilians-Universität Würzburg (hier abgekürzt: BJMU Würzburg). – Dürr, Gertraud: Wipfeld, unter besonderer Berücksichtigung des Weinbaues. Zula für die Erste Prüfung für das Lehramt an Volksschulen 1977 an der BJMU Würzburg. – Grimm, Renate: Weinlandschaft um Großheubach. Zula für die Erste Prüfung für das Lehramt an Volksschulen 1975 an der BJMU Würzburg. – Kroher, Peter: Bei fränkischen Winzern. Zula für die Erste Prüfung für das Lehramt an Volksschulen 1979 an der BJMU Würzburg. – Lauter, Klaus: Die Weinlandschaft um Hüttenheim, Seinsheim und Bullenheim. Zula für die Erste Prüfung für das Lehramt an Volksschulen 1975 an der BJMU Würzburg. – Popp, Christl: Weinlandschaften um Aschaffenburg. Zula für die Erste Prüfung für das Lehramt an Volksschulen 1974 an der BJMU Würzburg. – Wegenkittl, Marianne: Arbeit und Leben Nordheimer Winzer einst und jetzt. Zula für die Erste Staatsprüfung für das Lehramt an Realschulen 1985 an der BJMU Würzburg. – Wolf, Brigitte: Klingenberg am Main. Burg und Weinbau. Zula für die Erste Prüfung für das Lehramt an Volksschulen 1976 an der BJMU Würzburg. – Weitere regionale Studien sind z.B. Hilpert, Marianne: Von Häckern und Winzern am Maindreieck. Eine volkswissenschaftliche Studie über Wortschatz und Brauchtum. Würzburg 1957. (Mainfränkische Heimatkunde 10). – Hüßner, Reinhard: Keller, Kelter und Kellerhaus: Die Arbeit eines Winzers innerhalb seines Hofes vor 50 Jahren und heute am Beispiel Wiesenbronn, in: Franken unter einem Dach. Zeitschrift für Volkskunde und Kulturgeschichte (17) 1995, S. 37–50.

Rudolf Dassler:

„Ein Ausruhen auf Lorbeeren kennt ein Geschäftsmann nicht“ – Die Firma PUMA in Herzogenaurach

von

Klaus-Peter Gábelein

„Sei im Geschäft strebsam und mit nichts zufrieden. Allzu zufriedene Kaufleute kommen nicht vorwärts, denn ein Ausruhen auf Lorbeeren kennt ein Geschäftsmann nicht.“

Dieses Zitat stammt nicht aus Thomas Manns weltberühmten Roman „Die Buddenbrooks“, sondern aus dem Tagebucheintrag eines Herzogenauracher Geschäftsmanns aus den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, von Rudolf Dassler, dem Firmengründer des Sportartikelherstellers PUMA. Rudolf Dassler, einer der drei Söhne des Schuhfacharbeiters Christoph Dassler und seiner Ehefrau Pauline, im Herzogenauracher Hirtengraben aufgewachsen, hat dies in seinen Tagebuchaufzeichnungen im Jahr 1924 festgehalten, wenige Tage nachdem er mit seinem Bruder Rudolf die Firma „GEBRÜDER DASSLER; SPORTSCHUHFABRIK; HERZOGENAURACH“ gegründet hatte (Gründungsdatum. 1. Juli 1924).

Am 29. April 1898 war Rudolf Dassler als zweiter von drei Söhnen der Familie Dassler in Herzogenaurach zur Welt gekommen. Sein Name und sein Lebenswerk haben noch heute Bestand und einen hervorragenden Ruf in der Welt des Sports, wenn sich Athleten aus allen Erdteilen bemühen, in Dassler-Puma Schuhen neue Rekorde zu erzielen oder in anderen Sportarten Meisterschaften zu erringen, wenn man sich im Kampf um Punkte, Tore, schnelle Zeiten mißt oder um elegantes sportliches Aussehen bemüht ist.

Wirtschaftlicher Erfolg war Rudolf Dassler nicht in die Wiege gelegt worden. Die Mutter Pauline arbeitete als Wäscherin und Büglerin; Rudolf und seinen beiden Brüdern blieb es vorbehalten, die Wäsche auszutragen oder mit dem Handwagen auszufahren und den kargen Lohn für die Mutter zu kassieren. Als „Wäscherbuben“ waren die Drei in der Stadt

bald so gut bekannt wie der Vater, der ob seines Interesses für Geschichte und vor allem für Lokalgeschichte im Städtchen als der „historische Christoph“ bekannt war und 1906 zu den Gründern des „historischen Vereins“, des heutigen „Heimatvereins“, zählte.

Nach der Schulzeit trat Rudolf in die Firma ein, in der auch sein Vater den Lebensunterhalt für die Familie verdiente: in die „Vereinigten Fränkischen Schuhfabriken Herzogenaurach“. Hier lernte er das Schuhmacherhandwerk von der Pike auf. Die Unteroffiziersvorschule in Fürstenfeldbruck und der aktive Fronteinsatz waren seine nächsten Stationen. Nach der Rückkehr von der Front fand er zunächst als „Gendarmerieanwärter“ im oberfränkischen Scheßlitz eine Anstellung, bevor es ihn über Selb (Kaufmann in einer Porzellanfabrik) in die Lederhandlung Schmidt nach Nürnberg verschlug.

Zum Leder und zur Lederverarbeitung hatte es ihn also im Krisenjahr der Weimarer Republik 1923 zurückgezogen, und ein Jahr später unternahm Rudolf einen weiteren Schritt in Richtung Lederverarbeitung und Schuhfabrikation, indem er in den Betrieb seines Bruders Adolf Dassler eintrat. Die beiden stellten zunächst, – wie in Herzogenaurachs Heimarbeit üblich – Hausschuhe her und waren glücklich, als ihnen der Herzogenauracher Turnverein einen Großauftrag über 10.000 Paar Leinenschuhe zum Stückpreis von 2,39 Reichsmark zukommen ließ.

Gleichzeitig erkannten die beiden Geschäftsinhaber, daß sich der Fußballsport in Deutschland und vor allem in der Region zum Volkssport Nummer eins entwickelte. Zwischen 1920 und 1930 wurde die Spielvereinigung Fürth zweimal und der 1. FC Nürnberg fünfmal Deutscher Fußballmeister. Fazit für den Geschäftsmann Rudolf Dassler:

Mit Fußballschuhen läßt sich also Geld verdienen.

Ein weiteres Augenmerk warfen die Dassler Brüder auf die Leichtathletik. Rennschuhe mit Dornen beflügelten nicht nur deutsche Athleten zu immer besseren Zeiten und neuen Rekorden. So wurden dann die Dasslerschen Entwicklungen bei den Olympischen Spielen erstmals mit Medaillen belohnt: Es gab die ersten Medaillen bei den Wettkämpfen in Amsterdam und in Los Angeles für das Haus Dassler; außerdem trugen rund 50 Prozent aller Athleten bereits Rennschuhe der Firma Dassler Herzogenaurach.

Auch wenn die Weltwirtschaftskrise von 1929 der deutschen Industrie und nicht zuletzt der deutschen Schuhproduktion arg mitgespielt, Rudolf Dasslers kaufmännischer Ehrgeiz gepaart mit seinen Kenntnissen, die er sich selbst als aktiver Sportler über Jahre hinweg erworben hatte, halfen, alle Krisen zu überwinden. Als der Absatz von Fußball- und Sportschuhen stagnierte, – sie stellten inzwischen das Gros der Schuhproduktion bei den Dasslers dar – stieg man kurzerhand auf Kneipp-Sandalen um.

Goldmedaillen in Dassler Sportschuhen

Die Olympischen Spiele in Berlin führten 1936 zu einem weiteren Höhepunkt für die Firma Dassler. Beim Einmarsch in das Olympiastadion trugen alle deutschen Athleten Schuhe aus Herzogenaurach. Zahlreiche deutsche Teilnehmer gewannen Medaillen in Dassler-Schuhen. Selbst der erfolgreichste Leichtathlet der Spiele, der Amerikaner Jesse Owens, errang seine vier Goldmedaillen mit Spikes aus dem „fränkischen Pirmasens“, wie die Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg genannt wurde, als man in 16 Schuhfabriken Arbeit fand. Der Dassler Freund, Schmiedemeister Christoph Zehlein aus der Hauptstraße, hatte die Dornen für die Rennschuhe damals noch per Hand geschmiedet.

Verständlicherweise stiegen auch die Umsatzzahlen; 500.000 Reichsmark klingelten in den Dasslerkassen, und der Kaufmann Rudolf Dassler war bereits so weitsichtig, 1,7 Prozent des Umsatzes für „Reklame“, wie man

damals sagte, auszugeben. Die Geschäfte gingen so gut, daß die Dassler neben dem ursprünglich erworbenen Gebäude gegenüber dem Herzogenauracher Bahnhof im Jahr 1939 ein weiteres Fabrikgebäude kaufen konnten. Dabei handelte es sich um das Anwesen der Firma „Lohmaier und Söhne“ in der Würzburger Straße. Es sollte ab Juni 1948 der Stammsitz der Firma PUMA werden. Im Jahr der Entfesselung des Zweiten Weltkriegs 1939 erreichte die Belegschaft ihren bis dahin höchsten Stand mit 110 Mitarbeitern.

Die Kriegsjahre bedeuteten ein stetes Hoffen und Bangen um den Fortbestand der Firma Dassler. Die Dassler mußten für die Rüstung arbeiten: sogenannte „Panzerschreckwaffen“ wurden für die Wehrmacht produziert. Rudolf Dassler wurde im Februar 1943 eingezogen, jedoch kurze Zeit später in die Reichsfinanzverwaltung abgestellt. Der Einmarsch der Amerikaner in Herzogenaurach am 16. April 1945 verhinderte zwar Rudolf Dasslers Einweisung in ein Konzentrationslager, ersparte ihm aber nicht den Aufenthalt im Internierungslager Hammelburg.

Mit Unterstützung der US-Militärregierung produzierten die Dassler ab Dezember 1945 Schuhe für die Amerikaner. Dabei dienten Zeltplanen, defekte Schlauchboote oder LKW-Ladungen voller gebrauchter Baseballhandschuhe, deren Lederhaut zu Sportschuhen verarbeitet wurde, als „Ersatzstoffe“.

Haus- und familieninterne Schwierigkeiten führten im Frühjahr 1948 zur Trennung Rudolf Dasslers von der gemeinsamen Firma, die er über 20 Jahre zusammen mit Bruder Adolf geleitet hatte. Am Sonntag, den 20. Juni 1948, wurde in den Westzonen des geteilten Deutschland die D-Mark eingeführt und am Montag, den 21. Juni 1948, gründete Rudolf Dassler seine eigene Firma unter dem Namen „RUDA“ (**R**UDOLF **D**ASSLER). Wegen des ähnlichen, aber besseren Klangs und der Assoziation mit der Dynamik des amerikanischen Silberlöwen fiel der Name dann auf PUMA.

15 Arbeitskräfte folgten ihrem Firmengründer in die Würzburger Straße. Hier ging es in Forschung und Produktion in den folgenden Monaten und Jahren immer nur auf-

wärts: 293 Gramm wog der neu entwickelte Fußballschuh aus dem Hause Puma, wie Rudolf sein Unternehmen fortan nannte, nachdem er sich die amerikanische Raubkatze als Markenzeichen gesichert hatte.

Siegeszug der Puma-Schuhe

Harte und planvolle Arbeit war vonnöten, um dem Puma Schuhwerk den Durchbruch zu sichern. Man arbeitete in der Würzburger Straße laufend an der Verbesserung der Sohlen und der Stollen für einen griffigen und rutschsicheren Fußballschuh. Hierzu gehörte die effektive und serienmäßige Einarbeitung des Schraubstollensystems (ab 1952). Gleichzeitig begann der Siegeszug der Puma-Rennschuhe, mit denen die deutschen Sprinter Armin Hary oder Heinz Fütterer 1960 Weltrekordler bzw. Olympiasieger wurden.

Ein Großteil der brasilianischen Ballzaubere trug beim Weltmeisterschaftssieg 1958 über Schweden Puma-Fußballschuhe; die „schwarze Perle Pele“, der jüngste Spieler beim Turnier in Schweden, blieb während seiner gesamten Karriere der Marke mit dem eleganten Formstreifen treu.

Rudolf Dassler war nicht nur der ehrgeizige Kaufmann, sondern auch ein cleverer Geschäftsmann, dem die Weiterentwicklung seiner Produkte stets am Herzen lag. So konnte

in seinem Haus u.a. der erste Fußballschuh entwickelt werden, bei dem eine Lastic-Nocken-Sohle auf einen Lederschaft aufgeschweißt worden war. Mit den neuen Puma-Sportschuhen, ganz gleich ob mit Stollen, Spikes oder Bürsten, erzielten Athleten laufend Bestleistungen. Unverkennbares Markenzeichen von PUMA wurde seit 1958 der Formstreifen.

Die Erfolge des Schuhentwicklers und Unternehmers Rudolf Dassler übertrugen sich verständlicherweise auf die Belegschaft und auf das Arbeitsklima „in der Puma“ wie die Herzogenauracher ihre Firma nannten. Ganz gleich ob einfacher Arbeiter oder hochqualifizierter Techniker, man fühlte sich in der „PUMA-Familie“ wohl.

Daß das Ganze tatsächlich eine Familie war und wurde, dazu trug auch die „Chefin“ Friedel Dassler bei. Wie ihr Mann, so wurde auch sie häufig im Betrieb gesehen. Für jeden hatte sie ein Schulterklopfen oder ein freundliches Wort. Mit zur PUMA-Familie gehörten auch die beiden Söhne Armin und Gerd. Vater Rudolf sorgte dafür, daß sie rechtzeitig in den Betrieb integriert wurden. Dafür, daß es auch sozial bei PUMA zugeht, sorgte eine zusätzliche Betriebsrente für die Mitarbeiter.

1973 feierte Rudolf Dassler seinen 75. Geburtstag. Gleichzeitig konnte sein Unternehmen auf das 25jährige Bestehen zurück-



Abb.: Rudolf Dassler im Alter von 75. Jahren.

blicken. Im Stammwerk in Herzogenaurach sowie in sechs Zweig- und fünf Lizenzbetrieben arbeiteten 2.500 Mitarbeiter für die Firma mit der Raubkatze.

Rudolf Dassler besaß nicht nur einen gesunden Ehrgeiz und einen festen, unbeugsamen Willen, sondern auch Charakterstärke. Als er erfuhr, daß sich im Herzogenauracher Stadtrat zwei Mitglieder gegen die ihm zuge dachte Ehrenbürgerwürde entschieden hatten, lehnte er diese Auszeichnung kurzerhand ab. Dabei waren seine Verdienste für den Sport und für die Wirtschaft, vor allem auch für die wirtschaftliche Entwicklung in seiner Heimatstadt unbestritten und längst national und international gewürdigt worden. Der Bayerische Verdienstorden und das Bundesverdienstkreuz sowie das Goldene Ehrenzeichen der Republik Österreich waren verdiente Auszeichnungen für sein Engagement und seine unternehmerischen Fähigkeiten.

Am 27. Oktober 1974 starb Rudolf Dassler nach einem erfolgreichen und erfüllten Leben. Seinen Söhnen Armin und Gerd hinterließ er ein Unternehmen, von dem man mit Hochachtung und Anerkennung in der Schuhbranche und in der Welt des Sports sprach.

Neue Wege

Rudolfs Sohn Armin konnte nach dem Tod des Firmengründers ein florierendes Unternehmen übernehmen. Weltklasseathleten waren Aushängeschilder der Firma mit der Raubkatze: die Weltfußballer Pele aus Brasilien, der Holländer Johann Crujff, der Argentinier Diego Maradona und schließlich der deutsche Tennisstar Boris Becker, der 1985 als jüngster Tennisspieler das Turnier in Wimbledon in PUMA Schuhen gewann, ebenso wie die Tschechoslowakin Martina Navratilova, und damit einen ungeahnten Aufschwung des Tennissports und der Tennismode einleitete. Auch Deutschlands Rekordnationalspieler im Fußball, Lothar Matthäus, ist ein echtes PUMA-Kind, wuchs er doch im Umfeld der Firma auf, in der seine Eltern arbeiteten.

1986 gingen die „PUMA Sportschuhfabriken Rudolf Dassler KG“ als Aktiengesellschaft an die Börse. Armin Dassler, inzwischen schwer erkrankt (er starb mit 61 Jahren

im Oktober 1990), verkaufte sein Unternehmen zunächst an die „Cosa Liebermann SA Handelsgruppe“ Die Aktienmehrheit des im MDAX an der Börse notierten Unternehmens hält heute das französische Konsortium Sarpadis, eine Tochter von Pinault – Printemps Redoute (PPR besitzt 62,1% der Aktien).

Als das Unternehmen Mitte der 1990er Jahre in eine Krise kam, entschied sich die Unternehmensleitung zu einer Neuausrichtung der Marke. Diese fand unter dem jungen Vorstandsvorsitzenden Jochen Zeitz seit 1993 statt. PUMA war die erste Sportmarke, die neben reinen Sportartikeln konsequent auf Mode- und Lifestyleprodukte setzte und sich auch im Automobil Rennsport engagierte. Dadurch gewann die Marke PUMA besonders bei jungen Menschen wieder größere Beliebtheit.

Jochen Zeitz, gebürtiger Mannheimer (geb. 1963) startete seine Karriere beim Kosmetikunternehmen Colgate-Palmolive, wechselte mit 27 (!) Jahren zu PUMA, wurde 1993 zum Vorstandsvorsitzenden berufen und war somit der jüngste Vorstandsvorsitzende eines börsenorientierten deutschen Unternehmens. Ein halbes Jahr später schrieb das Unternehmen wieder schwarze Zahlen. Auszeichnungen, wie „Strategie des Jahres“ (2004-2006), sind nur eine von zahlreichen Ehrungen, die der weit blickende und geschickte Unternehmer entgegen nehmen durfte.

So wie das derzeitige PUMA Aushängeschild, der Weltrekordler auf den Kurzstrecken Usain Bolt aus Jamaika (dreifacher Olympiasieger und dreifacher Weltmeister), so befindet sich das gesamte Unternehmen auf Erfolgskurs. 50 Millionen Euro wurden in eine neue Firmenzentrale in Herzogenaurach investiert und damit Arbeitsplätze gesichert und weitere geschaffen. Ende Oktober 2009 wurde der gesamte Komplex fertig gestellt. Der Konzern ist mit mehr als 10.000 Mitarbeitern weltweit (davon knapp ein Fünftel in Herzogenaurach) der drittgrößte Sportartikelhersteller der Welt und engagierte sich vor allem durch seine Aktion „United for Africa“ („Gemeinsam für Afrika“) im schwarzen Erdteil durch die Unterstützung von humanitären und sozialen Projekten.

Förderung von Facharbeiten durch den Jugendfonds des *FRANKENBUNDES*

von

Bernhard Wickl

Am 5. Oktober 2009 übergab der Stellvertretende Vorsitzende der Frankenburggruppe Nürnberg-Erlangen, OStR Dr. Bernhard Wickl, der Leiterin des Leistungskurses Geschichte am Adam-Kraft-Gymnasium Schwabach, Frau OStRin Claudia Gaull, einen Betrag von 200 Euro. Mit diesem Geld aus dem Jugendfonds des *FRANKENBUNDES* werden drei Kollegiaten unterstützt, die gerade bei Frau Gaull ihre Facharbeiten schreiben. Sie beschäftigen sich alle mit Themen aus der Geschichte Schwabachs, und zwar mit dem Widerstand im Dritten Reich (Sascha Sambale), dem Umgang mit der jüdischen Geschichte von 1945 bis heute (Melanie Humpenöder) sowie der Geschichte des Drei-S-Werks (Christin Brutsche). Da die Geldübergabe im Direktorat der Schule stattfand, war auch die Schulleiterin des Adam-Kraft-Gymnasiums, Frau OStDin Dr. Fuchs, anwesend. Sie hielt den Moment photographisch fest.



Abb.: Über das Geld aus dem Jugendfonds des *FRANKENBUNDES* freuen sich (v.l.n.r.) OStRin Claudia Gaull, Melanie Humpenöder, Christin Brutsche und OStR Dr. Bernhard Wickl.

Autoren im *FRANKENBUND* – 45 Jahre AVF

von

Wilfried Conrad

Das Pendel schlug zur anderen Seite aus. Wurden noch im unseligen nationalsozialistischen Regime alle freien Organisationen und Vereine im „*Kampfbund*“ und „*Reichsverband*“ diktatorisch zusammengefaßt, so strebte man nach Zusammenbruch und Befreiung zu individueller, freiheitlicher Entwicklung. Unter dieser Voraussetzung muß man die damalige

Entscheidung der Schriftsteller verstehen, sich dem Anschluß an größere Vereinigungen zu verweigern.

Als der Schriftsteller Georg Harro Schaeff-Scheefen einen „*Fränkischen Autorenkreis*“ zusammenführte, der 1964 im Historischen Saal der Fischerzunft zu Würzburg feierlich besiegelt wurde, war es der damalige Vorsit-

zende des Frankenbundes, Dr. Helmut Zimmerer, der die Schriftsteller bewegen wollte, dem *FRANKENBUND* beizutreten. Denn immerhin war der Gründer des Frankenbundes (seit 1920), Gymnasiallehrer Dr. Peter Schneider, selbst Dichter und Theaterautor gewesen. Aber gerade dieser Eingliederungswunsch stand den zur persönlichen Eigentümlichkeit neigenden Autoren entgegen. Zu sehr noch drückte die Last der Erfahrung aus entmündigter Vereinnahmung.

Erst in einer gefestigten Demokratie überzeugte der Vorteil einer weitgreifenden Zusammenarbeit, die auch die Literatur in die fränkische Kulturlandschaft einbindet. Bald schon in den ersten Jahren des ‚*Verbandes fränkischer Schriftsteller*‘ bemühte man sich, die Mundartdichtung an Probleme der Gegenwart heranzuführen. Die Aufnahme aller in Franken und für Franken literarisch Tätigen, Lyriker, Prosaisten und Sachbuchautoren, bewirkte eine Änderung des Namens in ‚*Autorenverband Franken e.V.*‘

Mit dem nunmehrigen Beitritt des Autorenverbandes mit seinen rund einhundert Mitgliedern, vertreten durch den ersten Vorsitzenden Karl-Heinz Schreiber, zum ‚*FRANKENBUND e.V.*‘ unter Vorsitz von Dr. Paul Beinhofer soll nicht nur die Literatur im Rahmen der Kulturpflege gestärkt, sondern ebenso die fränkische Geschichte mit der Dichtkunst wirksam bereichert werden.

So hat wohl eine der aktivsten Gruppen des Frankenbundes, die ‚*Freunde des Neunhofer Landes*‘ in Lauf a.d. Pegnitz, nun schon seit Jahren regelmäßig Autorenlesungen in ihr Programm aufgenommen, an denen auch der Autorenverband mitwirkte, und die in der Presse zu beachtlicher Aufmerksamkeit führten. Dieses Beispiel könnte weitere Frankenbund-Gruppen zu einer ähnlichen Zusammenarbeit anregen, so daß beide, der Frankenbund wie der Autorenverband, in Zukunft noch sichtbarer im Blickpunkt unserer fränkischen Heimat stünden.

Vorstand des Autorenverbandes Franken blickt optimistisch in die Zukunft

von

Sebastian Balcerowski

Der Autorenverband Franken (AVF) hat sich nun im 45. Jahr seines Bestehens als feste Größe des literarischen Lebens in Franken etabliert. Nach der Jahreshauptversammlung am 16./17. Oktober in Wendelstein herrscht verstärkt Aufbruchsstimmung

„*Bis Weihnachten sprengen wir die Hunderter-Marke*“, dieses Ziel verkündete der zweite Vorsitzende, Helmut Stauder, bei der Mitgliederversammlung. Bei dieser Aufgabe steht Karl-Heinz Schreiber als erster Vorsitzender natürlich voll hinter ihm, geht es doch um den kontinuierlichen Zuwachs an Mitgliedern (Autoren und Fördermitglieder). Die Strategie ist u.a. eine stärkere Medienpräsenz zu erreichen, sei es durch Beiträge in diversen Zeitschriften (wie *Literatur in Bayern* oder

eben *FRANKENLAND*), als auch Berichte über den Verband in der Presse. Der Vorstand möchte die Bekanntheit des AVF durch Lesungen steigern und ist dabei gerne bereit, mit anderen literarischen Vereinigungen in Form von „*gegenseitigen Mitgliedschaften oder gemeinsamen Anthologien*“ zu kooperieren, zum Beispiel aktuell mit der Schreibwerkstatt Wendelstein.

Die Internetdarstellung des Verbandes (www.avf-autorenverband-franken.de) soll durch Porträts der einzelnen Mitglieder weiter ausgebaut werden. So bietet sich eine gute Gelegenheit für die etablierten und die Neumitglieder, sich einem breiten Publikum ‚*online*‘ zu präsentieren, wobei man sich bereits bei der Mitgliederversammlung mit neuen

Texten vorstellte. Ebenso bei Lesungen in Schulen, Seniorenheimen und im Schloß Kugelhammer bewiesen die Autoren ihre vielseitigen Qualitäten.

Ein großer Pluspunkt des AVF ist die aktive Jugendarbeit. Helmut Stauder freut sich über die nächste Generation von Autoren im Verband, nämlich die „Jungen Frank'n“. Die 15- bis 25-Jährigen tauschen sich neben den zweimonatigen Treffen mittels eines Internetforums (jungefrankn-avf.forencity.de) aus. Es bietet sowohl einen geschlossenen Bereich als auch einen öffentlichen für Interessenten. Beim letzten Treffen der Heranwachsenden war man sich einig, auch 2010 wieder ein Schreibseminar mit Gastreferenten (ähnlich wie im Juli 2009 auf Burg Rothenfels) zu veranstalten, außerdem sollen wieder Lesungen auf dem Programm stehen.

Doch auch die alten, verdienten Autoren sollen nicht zu kurz kommen. Auf der Mitgliederversammlung ehrte Schreiber einige Mitautoren, darunter Friedrich Ach für 30 Jahre Mitgliedschaft. Was auch noch Potential haben wird, so Stauder, sind die Fördermitgliedschaften, die zum Beispiel aus Lesungen in Altenheimen und persönlichen Kontakten hervorgehen.

Hinsichtlich der Finanzen muß sich der AVF keine Sorgen machen. Der kleine Engpaß am Jahresanfang mündete schließlich Anfang Oktober 2009 in einem Kassenbestand von rund 1.500 Euro. Schatzmeister Werner Saemann glaubt: „Das ist ein besseres Polster als im letzten Jahr“. So kann im Jahr 2010 der ‚Schaeff-Scheefen-Preis‘ im Rahmen einer Gala in Kirchberg/Jagst (voraussichtlich im Mai) mit einem Preisgeld von insgesamt 600.– Euro verliehen werden. Im Zusammenhang damit erscheint eine Anthologie mit den 26 besten Texten aus der bundesweiten Ausschreibung.

Im September 2010 ist die Jahreshauptversammlung in Rothenburg o.d.T. geplant. Sie soll wieder mit Lesungen für alle Altersklassen und einem Empfang beim Bürgermeister stattfinden. Dabei rechnet man mit mindestens mit 50 Teilnehmern und steigender Popularität des Verbandes.

Informationen:

[www.avf-autorenverband-franken.de/
jungefrankn-avf.forencity.de/](http://www.avf-autorenverband-franken.de/jungefrankn-avf.forencity.de/)

Skulpturenmeile 2009 von Ernst Steinacker in Ansbach

von

Hartmut Schötz

Am 25. Juli 2009 wurde die Ausstellung mit Schöpfungen von Ernst Steinacker auf dem Plateau vor dem Ansbacher Borkholder-Haus eröffnet. Vor der spiegelnden Fassade des Theaters Ansbach fanden die Musen Thalia und Melpomene eine würdevolle Aufnahme. Ursprünglich sollte die Skulpturenmeile zwar nur bis zum 25. Oktober 2009 zu sehen sein, konnte dann jedoch noch bis über den Zeitraum des 90. Geburtstages des im Jahr 2008 verstorbenen Künstlers verlängert werden. „Endlich mal etwas, worunter sich der Normalbürger etwas vorstellen kann,“ so

lautete die nahezu einhellige Meinung der Ansbacher Bürger zu der Skulpturenmeile 2009 mit Werken von Ernst Steinacker.

Da sich die Stadt Ansbach in diesem Jahr leider keinen Ankauf eines Kunstwerkes der Jahresausstellung leisten konnte, initiierte unter anderem Oberbürgermeisterin Carda Seidel einen Spendenaufruf zum Erwerb einer Plastik. Dieser Aufruf in der „Fränkischen Landeszeitung“ hatte einen unerwarteten Erfolg: Alt-Oberbürgermeister Dr. Ernst-Günther Zumach und seine Gattin entschlos-



Abb.: Der „Flötenspieler“ von Ernst Steinacker im Garten der Ansbacher Fachoberschule.

sen sich spontan, die 10.000 Euro zu spenden, mit denen schließlich die Skulptur „Flötenspieler“ von Ernst Steinacker angekauft werden konnte. Der im Garten der Fachoberschule aufgestellte Bronze­guß hatte das besondere Interesse des Ehe­paares Zumach gefunden.

1986 schuf Ernst Steinacker die circa zwei Meter hohe Bronze­gruppe „Allseitigkeit“, die auf dem Schloßplatz aufgestellt war. Die vorher im Hof des Schlosses Spielberg, dem letzten Wohnsitz des Künstlers, plazierte Figurengruppe zeigt vier aufrecht stehende Figuren, zwei Frauen und zwei Männer, die auf die Achsen der vier Himmelsrichtungen ausgerichtet sind. In sich gekehrt und äußerlich scheinbar voneinander abgewandt – leicht er-

höht stehend die beiden Frauengestalten – bilden diese Formidole jedoch in ihrem Zusammensein eine Allseitigkeit aus, die die Gesamt­komposition der Gruppe akzentuiert.

Die Reliefs der Säule, die im Schloßhof aufgestellt worden war, erzählen vom Lauf des Lebens. Der oberste Teil der Säule weist auf die jenseitige Erfüllung hin. Inmitten musizierender Engelchöre zeigt sich die alles ordnende, große Schöpferhand. Ernst Steinacker schrieb über dieses Hauptwerk aus seiner Hand: *„Das Schicksal des Menschen ist der Mensch – ist er es wirklich? Ist sein Schicksal nicht doch in eine andere Hand gegeben? In die Seine? Macht nicht alles Treiben in der Welt nur froh, wenn es auf Ihn ausgerichtet ist? Ich denke, daß Gott uns Menschen soviel Wissen mitgab, wie wir zum Leben brauchen.“*

Riesige Köpfe sind charakteristisch im Werk Steinackers. Die Gesichtszüge des Männer- und Frauenkopfes tragen kaum mehr Individuelles; sie sind auf bildnerische Grundelemente reduziert, werden zu Formzeichen für das Innere, das Geistige im Menschen, wodurch eine Sublimierung in die Sphäre des Überpersönlichen und allgemein Menschlichen erreicht wird. Immer wieder sind es in seinem Werk die großen geöffneten Augen, die über die Grenzen der Welt hinausblicken.

Der 1919 im schwäbischen Wemding geborene Steinacker absolvierte zunächst eine Lehre als Steinbildhauer, besuchte ab 1936 dann die Kunstgewerbeschule in München und schloß nach dem Zweiten Weltkrieg seine Ausbildung an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart ab. In den frühen 1980er Jahren erwarb Ernst Steinacker auf 99 Jahre das Schloß Spielberg, dessen Dach damals teilweise eingestürzt war. Mit Einsatz aller persönlichen Kräfte baute er das Schloß mit seiner Kapelle nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten für sich und seine Familie als Wohnung und Werkstatt aus. Auf Schloß Spielberg verstarb der Künstler schließlich im Jahr 2008. Heute lebt seine Familie weiter dort und hält das Haus mit Führungen, bei denen natürlich besonders die Arbeiten des Bildhauers gezeigt werden, im Sinne des Verstorbenen lebendig.